„ - „…der menschlichste aller Menschen…“ (Beethoven) - “

Ein Programm des „VCV(W)“ (= „„Vox coelestis“-e.V. Weimar“) mit Musik/Dichtung/…/Malerei über „Louis-Ferdinand, Prinz von Preußen – Begründer der deutschen Musik-Frühromantik“

VCV(W)-Projekt „VCV(W)-P-3-18“

Mitwirkende des VCV(W)-Ensembles: MayBritt Rabe (Gesang (Mezzo tief)), Eva-Maria Ortmann (Gesang (Mezzo hoch), Sprecherin), Nao-Aiba (Klavier), Birgit Hofmann (Violine), Ralph Schmidtsdorf (Violine), Hans Lucke (Sprecher), Frederik Beyer (Sprecher, Sänger (Baß)), Andreas Küttner (Gesang (Tenorbariton)), Rolf („Leo“) Lukoschek (Querflöte), Sergej-Viktor Dunajew (Konzertgitarre) und Wolf-G. Leidel (Harmonium, Komposition, …, Moderation, Gesamtleitung, Klavier)

::

Nur zum nicht-öffentlichen Gebrauch für VCV(W)-Mitglieder!

****

Stand: 5. April 2007

==========

Dieses Script ist nur sinnvoll mit seiner wichtigen Ergänzung „VCV(W)-P-3-42-001“!

==========

„Tränen im Herbstwind bei WÖHLSDORF“

(eine Ballade/Vision
über
des „Louis-Ferdinand, Prinz von Preußen“s Tod
zwischen SAALFELD-&-RUDOLSTADT)

-- herzlichst für Isolde-&-Klaus Kalb, Hans Lucke, Rolf („Leo“) Lukoschek, alle mit-gearbeitet habenden Bibliothek/Archiv-Damen/Herren &c. und Dr. Hans-Helmuth Lawatsch --

[Bilder & Worte zur Partitur
{ - Wolf-G. Leidel:
op. 135: „Tag- & NachtTräume“
(Stücke für Orchester, Kammerorchester und ähnliche Besetzungen: „einige apparitiv-halluzinante Visionen“)
begonnen: 1964
op. 135-22: „Aus Thüringens Hain & Flur“
(ein Zyklus von Bildern-&-Idyllen für Orchester)
op. 135-22-16: „Tränen im Herbstwind bei WÖHLSDORF“
(Sinfonische Dichtung für Orchester & Orgel}**]**

==========



der Gedenkstein im ehemaligen Obstgarten (jetzt kleiner Park) in WÖHLSDORF

::

Am Wölsdorfer Denkmal vorüber…

(ein spätherbstliches „Wöhlsdorf"-Erlebnis von WGL (- frei nach Karl Geroks „Friedhofsstimmen" („Palmblätter")))

Versunken, wie durch Phantasie'n in Träumen
verirrt' ich mich zu dieses Gartens Bäumen;
„...weß' ist dies' Feld, wem grünet dieser Boden?"
„…dem Toten!" -
Was schauderst du, mein Fuß, dorthin zu gehen?
Wie leis' in dunk'ler Luft ein traurig' Wehen!
Wo ist sein Blut, der hier um Gnad' nicht bittet?
„...verschüttet!" -
Sieh' hier, o Mensch, wo deine Pfade enden,
die siegessicher durch die Welt sich wenden
- zu Füßen flüstert's mir aus welkem Laube:
„…im Staube!" -
Wo sind sie all', die wechselnden Geschicke
der Erdenpilger kurzem Lebensglücke?
Auf dieser Grabestafel kannst du's lesen:
„…gewesen!" -
Wo sind die Herzen, die in Erdentagen
so bang' in Leid und hoch in Lust geschlagen
und einst so heiß in Lieb' und Haß gelodert?
„…vermodert!" -
Wo sind die holden, blühenden Gestalten,
die froh die Welt im Sonnenschein durchwallten?
Was decken diese moosbewachs'nen Steine?
„…Gebeine! -
Wo sind die Starken, die durch's Leben stürmten
und himmelan die stolzen Pläne türmten?
Dort von der Lehmwandwurzel krächzen's Raben:
„...begraben!" -
Was tun die Teu'ren, denen beim Versenken
die Liebe schwur ein „ewig Angedenken"...?
Leis' flüstern's dort die finster-düst'ren Schlehen:

„...vergehen!“ -
Und sah denn niemand, wo sie hingegangen?
Reicht über's Grab kein noch so heiß' Verlangen?
Die finster'n Häupter schütteln dort die Fichten...:
„...mitnichten!“ -
- Der Abendwind seufzt' kläglich in den Bäumen;
mein Geist versinkt in schwermutvolles Träumen;
das Spätrot bleicht', schon dämmert's, trüb und trüber:
„...VORÜBER...“ - - -

---)--(-)-(-)-(-)-(-)-(-)-(-)-(-)-(-)-(-)-(-)-(-)-(-)-(-)--(---

„…ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert…“ (Jesus Christus)
„…wer mit dem Schwert kämpft, wird durch das Schwert umkommen…“ (Jesus Christus)
„…das Höchste ist, sein Leben für seine Freunde zu geben…“ (Jesus Christus)

::

Liebe(r) Leser(in): Ein Mythos (- hinter dem leider der Mensch verschwand…), und was für einer! – bezaubernd schön, die geradezu „duftende“ „Voix céleste“ (- oder sagen wir besser, da er ja Napoleon-Gegner war (- obwohl in altpreußischen ((Hohen)Zollern-)Adelskreisen „umgangs“sprachlich eigentlich merkwürdigerweise genug „(ge)französelt“ wurde: Französisch war eben „fein“, und wenn das napoleonische Frankreich 10mal der Feind war…): „Vox coelestis“… -) der aufknospenden Kultur des beginnenden 19. Jahrhunderts, „ächt kern-teutsch“, mystisch-ahnungsvoll, „ULALUME-ig“ (EAPoe) opalisierend-fluoreszierend schillernd-szintillierend, romantisch-schwärmerisch & faszinierend-heroisch, …, visionär-glorieux & „con Grandezza esaltandissima & una ebbrezza romantica-fantastica“, geradezu „wagnerisch“ tragisch & „beethoven'sch“-großartig, mit fast arrogantem Stolz und trotzdem heißem Herzen: der (nicht nur) von seinen Eltern ungeliebte, psychisch unruhig-zerrissene Prinz Louis-Ferdinand von Preußen („LF“), der schöne, „verrückte“, junge, frühvollendete, „schmissige“ große „lange Kerl“ hoch-&-stolz zu Pferd in blauer Uniform: eines der faszinierendsten Männerschicksale der Geschichte!-; mit ihm beginnt die deutsche Romantik in der Musik und bricht leider (- so richtig „romantisch“… -) gleich wieder ab! - „…War, war, no peace! Peace is to me a war!…“ heißt es shakespeare-isch in „Act III – Sc. I“ von „King John“. In MGG (- Musiklexikon: „Die Musik in Geschichte & Gegenwart“ -) lesen wir: „…Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, * 18. Nov. 1772 in Friedrichsfelde b. Berlin, gefallen 10. Okt. 1806 bei Saalfeld. Louis-Ferdinand war das fünfte Kind des jüngsten Bruders von König Friedrich dem Großen: Prinz „August-Ferdinand von Preußen“ [* 23. Mai 1730 im Stadtschloß zu Berlin, † 2. Mai 1813 in Berlin; er war ein preußischer Generalmajor; Namensgeber der 1871 gegründeten „Ferdinand von Preußen“-Stiftung. August-Ferdinand war der jüngste Sohn des Königs Friedrich Wilhelms I. von Preußen („Soldatenkönig“) und der Königin Sophia-Dorothea. Er vermählte sich am 27. September 1755 mit der Prinzessin Anna-Elisabeth-Luise von Brandenburg-Schwedt und wurde zum Generalmajor befördert. Im Oktober 1756 begleitete er den König nach Sachsen und Böhmen und nahm 1757 abermals am Feldzug in Böhmen und Schlesien teil, wo er bei Breslau und Leuthen mitfocht. 1758 sah er sich wegen zunehmender Kränklichkeit genötigt, als General der Infanterie die Armee zu verlassen. Am 12. September 1763 wurde er zum Heermeister der Ballei Brandenburg des Johanniterordens erwählt. Diese Stelle bekleidete er bis zur Auflösung der Ballei im Jahre 1811. Als Friedrich Wilhelm III. am 23. Mai 1812 den preußischen Johanniterorden stiftete, ernannte er den „Prinzen Ferdinand“ zu dessen Großmeister] und der Prinzessin Anna-

Elisabeth-Luise v. Brandenburg/Schwedt (s.o.). Seinen Taufnamen Friedrich-Ludwig-Christian wurde später noch der Name seines Vaters „Ferdinand“ hinzugefügt; seitdem hieß er (abgekürzt) „Louis Ferdinand“. Schon der Knabe, den Onkel Friedrich II., der „Große“, wegen seiner Schlagfertigkeit besonders liebte, fiel durch „Geist und Lebhaftigkeit“ auf. Einige Quellen, u.a. Forkel, nennen Carl Wilhelm Glösch, „Kammermusicus der Prinzessin Ferdinand“, als seinen ersten Musiklehrer. Früh werden die erstaunlichen Fortschritte des Prinzen auf dem Kl. gerühmt. Auch Prinzessin Anna Amalie schätzte den begabten Knaben. „Sie schenkte ihm kostbare Bücher und andere schöne Dinge, ließ“ (was von besonderer Anerkennung zeugt) „sich von ihm auf den Orgeln in ihren beiden Palais die KM. und Fugen vorspielen, die sie mit Talent komp“. Im März 1789 trat Louis Ferdinand in den Militärdienst ein. Im Kriege 1792-1794 gegen Frankreich zeichnete er sich durch Edelmut und Tapferkeit aus, was seine Volkstümlichkeit begründete und ihn zum „Ideal eines jugendlichen Helden und preuß. Offiziers“ machte. (K.L. Woltmann, Memoiren des Freiherrn von S…a). Obgleich er in dieser Zeit die Musik nicht vernachlässigte und vor allem als Pianist hervortrat, wandte er sich erst in den folgenden Friedensjahren einem intensiveren Studium zu. Durch die Versetzung nach Magdeburg 1795, wo er ein Infanterieregiment übernahm, zur Tatenlosigkeit verurteilt, widmete er sich neben der Kriegswissenschaft und Philosophie besonders der Musik. 1796 kam es in Berlin zu der ersten Begegnung mit Beethoven. In diesem Jahr scheint Louis Ferdinand Schüler von H.-G. Lenz „im Pianoforte und in der Composition“ geworden zu sein. Da dieser „zu Paris hat viele Sachen stechen lassen“ (Gerber), mag sich daraus auch das Erscheinen des ersten Werkes von Louis Ferdinand 1803 bei Erard in Paris erklären (Quintett op. 1, F.-H. Himmel gewidmet). 1796 mit seinem Korps nach Westfalen versetzt, erneuerte der Prinz die Freundschaft mit dem Freiherrn vom und zum Stein und anderen bedeutenden Persönlichkeiten des politischen und kulturellen Lebens. Bei häufigen Aufenthalten in Hamburg trat er in Beziehung zu dem dortigen frz. Emigranten-Kreis. Diesen Umgang sowie seine großzügige Lebensweise verübelte man ihm so, daß er schließlich durch Allerhöchste Order nach Magdeburg zurückgebracht wurde. Seit 1800 teilte er seinen Wohnsitz zwischen Berlin und seinen Gütern Wettin und Schricke. 1801 wandte er sich an A. Reicha mit der Bitte, ihn in der Kompos. zu unterrichten und gleichzeitig eine Kpm.-Stelle in Berlin zu übernehmen; der Plan scheiterte an Reichas Ablehnung. Drei Jahre später trat J.L. Dussek, den der Prinz wahrscheinlich schon in Hamburg kennengelernt hatte, in dessen Dienste und wurde von nun an sein ständiger Begleiter, Lehrer und Freund. Der weitschauende politische Sinn des mit der Inaktivität Preußens hadernden Prinzen bestätigte sich auf seiner Wiener Reise 1804, als er den Gedanken eines Bundes zwischen Preußen und Österreich entwickelte. Während dieser Reise traf er erneut mit Beethoven zusammen. Im Sommer 1805 führten ihn militärische Studien nach Italien. Die Mobilmachung der preuß. Armee rief ihn zu seiner Truppe. Noch am Abend vor dem Gefecht bei Saalfeld faszinierte er seine Zuhörer mit glänzenden Improvisationen. Er fiel als Führer der preuß. Avantgarde. Entgegen widersprechenden älteren Anschauungen sind erst P. Bailleu und H. Wahl zu einer gerechten Würdigung des Prinzen Louis Ferdinand gelangt. Trotz seiner kurzen Lebensdauer zeichnet sich nach einer jugendlichen Sturm und Drang-Periode um die Jh.-Wende ein Reifeprozeß ab. Als Musiker (Dilettant im alten positiven Sinne) fand er schon früh allgemeine Anerkennung. Sie galt zunächst dem ausgezeichneten Pianisten, der gelegentlich zu den besten Kl.-Spielern gezählt wurde, wobei man ihn unter den Vertretern des sogen. „großen Spiels“ nannte. Wahrscheinlich von Dussek beeinflußt, bevorzugte er engl. Flügel. Besondere Beachtung wurde seiner improvisatorischen Kunst mit ihrem schwärmerisch-leidenschaftlichen Charakter zuteil. Louis Ferdinand konnte es wagen, sich mit Beethoven zu messen; dieser erteilte ihm das Lob, daß sein Spiel „garnicht königlich oder prinzlich, sondern das eines tüchtigen Klavierspielers“ sei. Mit der Widmung seines 3. Kl.-Konzertes op. 37 bekundete Beethoven auch später dem Prinzen seine Hochschätzung. Einen geregelten Kompos.-Unterricht scheint Louis Ferdinand erst bei H.G. Lenz und J.L. Dussek genossen zu

haben. Der improvisatorische Grundzug seines Schaffens tritt auch noch in den wenigen überlieferten Werken, die zum größten Tl. späteren Datums sind, deutlich hervor. Hieraus erklärt sich die Ausschließlichkeit der Kompos. mit Kl. und dessen dominierende, konzertierende Rolle, der einheitliche Charakter der Werke, wie auch die Bevorzugung der Variationsform. Das stimmungsbetonte Ausbreiten der Gedanken ist wesentlicher als ihre formal gebändigte Gestaltung. Die Einflüsse Haydns und Mozarts sind gering, das entscheidende Vorbild ist Beethoven. Obgleich die thematischen Übernahmen (Ergebnis der Studien Beethovenscher Kompos.) auffällig sind, zeigt sich in der Art der Verwandlung der Themen die eigene schöpferische Vorstellung des Prinzen, die aus einer spielerisch-klang-sinnlichen Tendenz erwächst. Louis Ferdinand knüpft an die Manieren der Ornamentisten an und führt sie selbständig weiter, wobei er gelegentlich, besonders in den Schlußrondos, allzu leichtfertig dem Zeitgeschmack huldigt. Die vld.-hafte Schlichtheit seiner Themen, die leidenschaftlichen melodischen Aufschwünge, die Vorliebe für chromatische Häufungen, der Klangzauber seiner kühnen Modulationen und der rhapsodisch schweifende Charakter seiner Tonsprache führen zu einem ausgesprochen frühromant. Ausdruck, der von seinen Nachf., z.B. Schubert, Weber, Liszt u.a., mit Interesse aufgegriffen wurde. R. Schumann hat Louis Ferdinand, dessen Werke noch heute kaum von ihrer Frische eingebüßt haben, treffend „den Romantiker der klass. Periode“ genannt. - Werke (geordnet nach op.-Zahlen, die nicht identisch m. Entstehungszeit sind; op. 1-6 Mai bis Sept. 1806, op. 7-11 u. Oktett Mai 1807 bis Apr. 1810 durch Vermittlung Dusseks bei B & H ersch.): Quintetto pour le Pfte. avec acc. de 2 Violons, Viole et Violoncelle c op. 1, Paris 1803, Erard; dass. Lpz. 1806, B & H; dass. Wien 1815, Riedl; dass. Wien 1828, Haslinger; dass. bearb. f. Kl. v.F. Mockwitz, Lpz. 1823, B & H; dass. bearb. f. 2 Kl. v.A. Streicher, Wien 1828, Haslinger; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.G.B. Bierey, Lpz. 1834, B & H; Trio pour le Pfte. avec Violon et Violoncelle As op. 2, ebda. 1806; dass. Wien 1828, Haslinger; Trio pour le Pfte. avec Violon et Violoncelle Es op. 3, Lpz. 1806, B & H; dass. Wien 1828, Haslinger; dass. Paris 1828, Pleyel (als op. 5); daraus Rondo bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.F. Mockwitz, Lpz. 1823, B & H; Andante avec Variations pour le Pfte., Violon, Alto et Violoncelle B op. 4 (autogr. Datum 10. Jan. 1806), ebda. 1806; dass. Wien 1828, Haslinger; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.A. Streicher, Wien 1818, Riedl; dass. Wien 1828, Haslinger; Quatuor pour le Pfte., Violon, Viole et Violoncelle Es op. 5, Lpz. 1806, B & H; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.G.B. Bierey, ebda. 1834; Quatuor pour le Pfte., Violon, Viole et Violoncelle f op. 6, ebda. 1807; dass. Wien 1815, Riedl; dass. Wien 1828, Haslinger; dass. bearb. f. 2 Kl. v.A. Streicher, ebda. 1828; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.F. Mockwitz, Lpz. 1834, B & H; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.J.E. Horzalka, Wien 1844, Diabelli; Fugue à quatre voix pour le Pfte. g op. 7, Lpz. 1807, B & H; Notturno pour le Pfte., Flûte, Violon, Viola, Violoncelle obligé et 2 Cors ad lib. F op. 8, ebda. 1808; dass. Wien 1828, Haslinger; dass. bearb. f. 2 Kl. v.A. Streicher, ebda. 1828; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v. dems., Wien 1815, Riedl; Rondeau pour le Pfte., 2 Violons, Flûte, 2 Clarinettes, 2 Cors, Viola, Violoncelle et Basse B op. 9, Lpz. 1808, B & H; dass. Wien 1815, Riedl; dass. Wien 1828, Haslinger; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.C. Czerny, Wien 1818, Riedl; dass. bearb. f. 2 Kl. v. dems., Wien 1828, Haslinger; Grand Trio pour le Pfte., Violon et Violoncelle Es op. 10, Bln. 1806, Werckmeister; dass. Lpz. 1810, B & H; dass. Mainz 1815, Schott; dass. Paris 1815, Pleyel; dass. Wien 1828, Haslinger; daraus Rondo bearb. f. Kl. zu 4 Hdn., Lpz. 1821, B & H; Larghetto variée pour le Pfte. avec acc. de Violon, Alto, Violoncelle et Basse obligés G op. 11, Bln. 1806, Werckmeister; dass. Lpz. 1810, B & H; dass. Wien 1815, Riedl; dass. Wien 1828, Haslinger; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.A. Streicher, Wien 1818, Riedl; dass. bearb. f. 2 Kl. v. dems., Wien 1828, Haslinger; Ottetto pour le Pfte., Clarinette, 2 Cors, 2 Violes et 2 Violoncelles obligés F op. posth. (op. 12), Lpz. 1808, B & H; dass. bearb. f. 2 Kl., Wien 1828, Haslinger; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn., Wien 1818, Riedl; dass. bearb. f. Kl. zu 4 Hdn. v.J.E. Horzalka, Wien 1834, Diabelli; Rondeau pour le Pfte. avec acc. de l'Orchestre Es op. posth., Lpz. 1823, B & H; Marsch C f. 2 Trp., 2 Ob. u.B., Transkription f. Kl. v.F.W. Voigt, Bln.,

Bote & Bock - Literatur: Kurze biogr. Art. in allen wichtigen Lex. u. Mg. - anon., Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preuß. Hofe seit dem Tode Friedrichs II., Amsterdam u. Köln 1807; (Karl Stein), Anekdoten u. Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand v. Preußen, Bln. 2/1807, Friedrich Maurer; anon., Gallerie preuß. Charaktere, o.O. (Germanien) 1808; P. Bailleu, Prinz Louis Ferdinand in Deutsche Rundschau, Bln. 1885; O. Tschirch, Prinz Louis Ferdinand als Musiker in Hohenzollernjb., Bln. u. Lpz. 1906, Giesecke u. Devrient; H. Kretzschmar, Vorw. zur NA v. Louis Ferdinands mus. Werken, Lpz. 1910, B & H; E. Wintzer, Louis Ferdinand Prinz v. Preußen, ebda. 1915; H. Wahl, Prinz Louis Ferdinand v. Preußen (m. ausführlichem Quellenverz.), Weimar 1917, Kiepenheuer; H. Mersmann, Die KaM. III in H. Kretzschmar, Führer durch den Konzertsaal, Lpz. 1930, B & H, 13ff.; R. Hahn, Louis Ferdinand v. Preußen als Musiker (m. ausführlichem Lit.- u. Werkverz.), Phil. Diss. Breslau 1935; K.v. Priesdorff, Prinz Louis Ferdinand v. Preußen, Bln. 1935; W. Altmann. Hdb. f. Kl.-Triospieler, Wolfenbüttel 1934, Verlag f. mus. Kultur u. Wissenschaft, 38f.; ders., Hdb. f. Kl.-Quartettspieler. ebda. 1937, 19ff. - Ausgaben: Prinz Louis Ferdinand, Mus. Werke op. 1-6, 9, 10, hrsg. v. H. Kretzschmar, Lpz. 1910, B & H; Einzelausg. ebda. 1915 (op. 1, 4, 10), 1916 (op. 5), 1917 (op. 2, 3, 6), 1926 (op. 9). - Thomas-M. Langner [Die Musik in Geschichte und Gegenwart: Louis Ferdinand, S. 1 ff.Digitale Bibliothek Band 60: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, S. 48033 (vgl. MGG Bd. 08, S. 1232 ff. (c) Bärenreiter-Verlag 1986]…“. Soweit MGG, das große Musiklexikon; nach meinen bisherigen Forschungen füge ich „a la Dussek“ ergänzend hinzu: das o.g. postume Es-Dur-Rondo = „op. 13“, der o.g. Infanteriemarsch (- das verschollene Original (C-Dur?) für 2 Oboen, 2 Trompeten & Baß, erhalten die Klavierfassung von Voigt (B-Dur)) = „op. 14“, der von stud. sc. mus. Susanne Spiegler via Internet in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe entdeckte Kavallerie/Geschwind-Marsch (A-Dur) = „op. 15“. Im Oktober 2006 begab sich anläßlich der „200 Jahre“-Feierlichkeiten für LFs Tod die öffentliche Welt-Uraufführung sowohl meiner Orgelfassung (- durch mich an der durch die Fa. Schönefeld aus STADT-ILM restaurierten „Adam Eifert“-Orgel der Dorfkirche zu KEILHAU bei RUDOLSTADT als öffentlich verkaufte CD-Einspielung -) als auch meiner Orchesterfassung des von mir „op. 15“ genannten o.g. Cavalleriemarsches im Theater RUDOLSTADT durch das alt-ehrwürdig berühmte dortige Orchester (- ehemals Hofkapelle Heidecksburg (- das Orchester ist im 17. Jh. gegründet; jetzt, 2006, wollen unsere ach so heißgeliebten Politiker in der Landeshauptstadt ERFURT es demnächst liquidieren… -) -) unter seinem - angenehm LF-begeisterten! - Chef-Kapellmeister MD Oliver Weder, dem (und seinem Team (- eine eMail seiner Dramaturgin an mich: „Betreff: Re: Marsch von Louis Ferdinand - Absender: "Wolf-Günter Leidel" - Empfänger: "Saskia Leistner" <konzert@theater-rudolstadt.com> - Datum: 16. Sep 2006 10:53 -- "Saskia Leistner" <mailto:konzert@theater-rudolstadt.com> schrieb: Sehr geehrter Professor Leidel, in unserem 2. Sinfoniekonzert Anfang Oktober bringen wir ja Ihren Geschwindmarsch A-Dur von Louis Ferdinand zur Uraufführung, und ich bin gerade dabei, mich an das Programmheft zu setzen. Haben Sie vielleicht irgend-eine Art Kommentar zu dem Warum/Wann/Wo/…/Wie Ihrer Komposition, den ich für das Programmheft mit verwenden könnte? So etwas Eigenes zum persönlichen Zugriff und der Idee eines Stückes macht sich im Programmheft immer sehr gut, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir da etwas zukommen lassen könnten. - Mit herzlichem Dank und ebensolchen Grüßen aus Rudolstadt! Saskia Leistner – Dramaturgin“; meine Re-eMail: „[Abs.: &c.] Liebe Frau Leistner! Danke für Ihre Mail! Es freut mich, daß ihr den Kavalleriemarsch von LF spielt - WeltUraufführung! Ich hoffe, ich kann kommen! Hoffentlich machen die Pappnasen in ERFURT ihr Haus/Orchester nicht platt...! 16?? gegründet, 2006 platt - mein GOTT! LF interessiert mich seit Kindheit. Ich fuhr mit dem Bus von meinem Heimat/Geburtsstädtchen KÖNIGSEE nach SAALFELD in die Musikschule zum Klavier- (Fräulein Raab, jetzt Klier) & Theorie- (Herr Jäcksch) -Unterricht. In Wölsdorf stieg ich oft aus und bewunderte das Schinkel-Denkmal...; ich wunderte mich immer, daß LFs Onkel, der "Alte Fritz" (Friedrich II.

v. Preußen ("der Große")) in POTSDAM-Sanssouci, Märsche komponierte (zB den "Hohenfriedberger" 1745) und der (viel musikalischere!) Neffe nicht! Ich suchte und fand! LF hatte den ersten Musikunterricht bei seiner Tante, die er ungestraft "Alte Hexe" nennen durfte: Prinzessin Anna-Amalia von Preußen (nicht mit unserer Weimarer A.-A. verwechseln), ihr Lehrer stammt aus Saalfeld(!), ein JSBach(!)-Schüler: JPhKernberger! - Jetzt habe ich hier in Weimar einen Musikverein ("VCV(W)" = "Vox coelestis"-e.V.) mit ca. 140 Mitgliedern (uAa FBettenhausen...) und mache ein Programm über LF, den Begründer der deutschen Frühromantik. Den Kavalleriemarsch fand ich in der badischen Landesbibliothek KARSRUHE - ungedruckt bisher. Ich nannte ihn "op. 15" (- die op.-Zahlen bei LF sind alle Quatsch: Duscheck hat da nur gelogen - er hats gut gemeint: op. 7 ist zB op. 1 usw.; der Infanteriemarsch (Original C-Dur (op. 14 oder op. 13 (beides Unsinn)) verschollen, nur die Voigt-Transkription B-Dur ist erhalten (Voigt war seinerzeit der oberste preuß. Militärmusiker))). Kennen Sie das LF-Buch von Kleßmann? Bis jetzt das Beste! An LF sollten wir auch später noch dranbleiben! Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung! - mit ganz herzlichem Gruß, auch an Oliver Weder - Ihr wgl -- PS: Jesus Christus starb 34jährig an einem Freitag um 15 Uhr. LF starb 34jährig an einem Freitag um 15 Uhr... - König Leonidas starb in der Schlacht an den Thermopylen, weil er nur 300 freiwillige Soldaten hatte zum Ausbruch aus dem Kessel ("Wanderer! Kommst du nach Sparta..."). LF starb in der Schlacht bei Saalfeld 2286 Jahre später, weil er nur 300 freiwillige Soldaten hatte zum Ausbruch aus dem Kessel via Rückeroberung von Crösten per Bajonettangriff gegen 12 Uhr für 1/2 Stunde. ("Wanderer! Kommst du nach Wölsdorf...")... - Anlagen: Konzept - LFKonzert.doc / Plakat 1806-2006 Kraaß art-hotel.doc / Satzung deutsch (Original).doc / Beitrittserklärung (AWagner-Version).doc / Die Bankverbindung des VCV(W).doc / Wolf-G._Leidel.vcf / Louis Ferdinand Fuge.txt“ -) samt Orchester) ich hiermit sehr dafür danken möchte! Des-Weiteren erfolgte die öffentliche Welturaufführung des (- inzwischen auch auf CD von mir an der „Johann-Friedrich Schulze“-Orgel (- Dank an den RUDOLSTADTer KMD Frank Bettenhausen für die freundliche Vermittlung! -) in der schönen neogotischen Kirche zu ETZELBACH bei RUDOLSTADT eingespielten -) „op. 14“-(Infanterie)Marsches durch mich in meiner Orgelfassung bereits im April 2006 in der schönen Jugendstil-KlinikumKirche zu SCHKEUDITZ-ALTSCHERBITZ an der von der Fa. Hüfken restaurierten „Ernst Röver“-Orgel von 1913. In einem (- mir von meinem Freund & VCV(W)-Mitglied „Leo“ (= Rolf Lukoschek) freundlicher- & dankenswerterweise aus der „Herzogin „Anna-Amalia““-Bibliothek zu WEIMAR besorgtem, GOTTseiDank nicht 2004 mit-verbrannten -) alten LF-Anekdotenbuch, dem historisch Allerersten, lesen wir:

Anekdoten und Charakterzüge

aus

dem Leben des Prinzen

Louis Ferdinand von Preußen

mit

Hinsicht auf das Charaktergemälde desselben

in den vertrauten Briefen

über das innere Verhältniß am Preußischen Hofe

u. s. w.



Berlin,

bei Friedrich Maurer, 1807.

Allen Deutschen gewidmet.

fähig war. Man will auch mehr aus dem Leben des Menschen von Ruf erfahren; man will ihn näher, man will ihn ganz kennen. Hatte er Verstand? War er feingebildet? War er witzig? Diese Fragen werden, wenn man von einer berühmten Person hört, häufig aufgeworfen. Ihre Beantwortung ist ein Zweck dieses kleinen Buches.

Sanft wird das Gemüth bewegt, lies't oder hört man von einem Fürstensohn, daß er da, wo er in die Pfade des Bürgerlebens trat, nun auch hier war, was er seyn wollte und sollte. Guter Wille und der Besitz der Mittel zur Ausführung, Güte und Kraft Hand in Hand sind zu unsern ohnmächti-

Es ist erfreulich zu wissen, daß ein junger Mann, der auf dem Schlachtfelde als Held sein Leben endete, auch in seinem Privatleben ein edler, ein gutmüthiger, ein liebenswürdiger Mensch war.

Es ist wohlthätig, zu erfahren, was der Verstorbene, dessen Andenken wir ehren, Alles that, und wie er sich bei diesem und jenem Vorfall äußerte; selten nur begnügen wir uns damit, zu wissen, daß er diese oder jene ungewöhnliche Handlung zu begehen,

gen Zeiten in unserm Vaterlande eine so seltne, schöne Erscheinung, daß man ein Wesen, in dem sie sich vereinen, anbeten sollte; wenigstens kann man nicht oft genug daran erinnern, nicht oft genug das Gute von ihm sagen, damit die geschäfftige Verläumdung oder die blöde Unkunde ihres Zweckes verfehle, das Herrliche zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Fast jeder einigermaßen bedeutende Mann, — Krieger, Staatsmann, Gelehrter oder Künstler — fand einen Schriftsteller, welcher der Welt etwas von ihm oder über ihn sagte. Daß Prinz Louis kein ganz gewöhnlicher Mensch war, darüber ist in

ganz Deutschland nur eine Stimme, und darum weihe ich seinen Verehrern, denen, welche ihn näher kennen zu lernen wünschen, und jedem Deutschen diese Blätter. Mögen sie einen, wenn auch nur schwachen, Stützpunkt der feiernden Erinnerung an den Verewigten bilden.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Ueber Charaktere und deren Schilderungen. Seite 3
Was der Verfasser der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe über Louis sagt. — 6
Widerlegung seines Urtheils. — 7
Gerüchte überhaupt. — 8
Hörensagen. — 9
Quellen dieser Sammlung. — 12

Jugendleben des Prinzen.

Seine Anlagen und Hauptzüge in seinem Charakter. — 12
Seines Gouverneurs Ausspruch über ihn — 15
Sanfte Güte für seine Wärterinn — 15
Freigebigkeit. — 17
Eigne Manier, eine Schildwache zu beschenken. — 18
Louis und die arme Soldatenfrau. — 19
Seine Vorsätze. — 20

Freuden und Entschlüsse bei der ersten Militair-Uniform Seite 20

Jünglingsjahre.

Er spielt im Concert für einen armen reisenden Musikus. — 23
Der Kronprinz, Louis und der Schauspieler Kaselitz. — 27
L. kauft für einen armen franz. Emigranten ein Haus und einen Materialladen um den Preis von 10,000 Thalern in Pr. Minden. — 29
L. schießt zur Uebung nach Thalern und Hühner-Eiern. — 30
Seine Achtung für weibliche Tugend, und sein herrlicher Sieg über sich selbst. — 32
Er trägt einen verwundeten Bauerknaben auf sein eignes Bette, und läßt ihn heilen und verpflegen. — 38
Was ein ordentlicher Prinz alles verstehen soll. — 40
Der Spion. — 42
L's Gegenwart des Geistes bei dem Ausfall der Franzosen aus Mainz. — 45
Großmuth gegen den Feind. — 47
Wohlthätigkeit. — 47
Gute Behandlung seiner Diener — 49
und Soldaten — 50
deren Liebe für ihn — 51
und Hochachtung. — 52

Seine weltbekannte Bravthat bei der Belagerung von Mainz, wo er einen Oestreichischen gemeinen Soldaten vom Schlachtfelde trug. Seite 53
Beschreibung der Medaille, welche damals, ihm zu Ehren, geschlagen wurde. — 55
Er kommandirt den Sturm gegen eine Schanze und ist der Erste in derselben, — 56
bleibt thätig, trotz seiner bedeutenden Verwundung. — 58
Unterredung darüber mit dem Könige. — 59
Darf ein Preußischer Prinz in fremde Dienste treten? — 60
Die verbrannten Pferde. — 62
Liebe zu seinem Oheim. — 64
Verzeihung eines Betruges. — 65
Fester Wille. — 67
Außerordentliche Freigebigkeit. — 69

Mannesalter.

Die goldnen Adler. — 70
Wie der Prinz eine Kokette und einen Kuppler behandelte. — 72
Freimüthigkeit. — 75
Dito. — 76
L. und der Schauspieler B. — 78
Alte und neue Kriegskunst. — 79
Der Geist des Friedens. — 82
Thätige Menschenliebe mit Aufopferung. — 84

Strenge Rechtlichkeit. ſ Seite 85
Sein Urtheil über Heinrich von Bülow. — 85
Aeußerung über Bedeutendheit. ſ — 86
Wie er über dieſen Krieg dachte. — 87
Etwas von ſeinen Herzensangelegenheiten. — 89
Seine Vaterliebe ſ ſ — 90
Seine Meinung über Kriegsliederdichter nach Gleim. ſ ſ ſ — 91

Sein Tod.

Geringe Zuverläſſigkeit der Nachrichten über ſeine letzten Schickſale. ſ — 92
Sein Aufenthalt in Rudolſtadt. — 93
Der Capellmeiſter Duſſek. ſ — 93
Der Fürſt Hohenlohe beſucht ihn am 7ten Oktober. ſ ſ ſ — 94
Seine Verwandlung. ſ — 95
Aeußerung darüber und Vorſatz. — 95
Ritt nach Saalfeld. ſ ſ — 97
Die letzte Wahl. ſ ſ — 98
Sein Heldentod. ſ ſ — 99
Sein Grab. ſ ſ — 100
Schluß. ſ ſ ſ — 100

Anekdoten und Charakterzüge

aus dem Leben

des Prinzen Louis Ferdinand

von Preußen.

Einleitung.

Das Charaktergemälde eines Menſchen zeichnen wollen, iſt eine herkuliſche Unternehmung, und heißt den Cerberus aus der Unterwelt heraufziehen, wenn der Bildner nämlich daran denkt, ſein Original als ganz gut oder ganz unwerth darzuſtellen.

Der Menſch iſt das Geſchöpf des wechſelhaften Zufalles und der kreiſenden Verhältniſſe, ein Kamäleon: wie dort die Farbe der Umgebungen auf die Außenſeite wirken, ſo impulſirt hier die Lage, der Drang der Umſtände, der Augenblick und die Organiſation auf das Innere, und ſie ſchaffen — leider nur zu oft — nach Stunden aus dem Individuum ein anderes Geſchöpf, als das, welches vor Kurzem daſtand.

Begleite den ſtrenge-Frommen, den Tugendhaften durch das Leben, ſiehe den Unbemerkten handeln, thun und treiben: lüge nicht, und

du gestehst, daß er hie und da und dort — von etwas überrascht, von einer Leidenschaft gedrängt — fehltrat. Thut er es nicht, so ist er ein verkörperter Engel, ein Halbgott, wie ihn der Geist unserer Jahrhunderte nicht erschafft, ein Heiliger, dem deine ungetheilte Ehrfurcht gebührt; aber ein Mensch ist er nicht.

Folge dem ausgemachten Schurken durch die nächtlichen Labyrinthe seines Wandels; beobachte ihn genau; sey wahr, und du wirst ihn einmahl — vielleicht nicht wieder, vielleicht nur in einem raschen Augenblick, aber doch einmahl — edel handeln sehen.

Verhält sich das nun so, wie es wirklich ist, so sage man mir: wo lebt die vollendete Tugend, oder die ewige Sünde? Und wo ist die ehrliche Einheit der Biographen aus allen Zeiträumen und Welttheilen?

Schmeichler sind sie oder Verläumder! Man wende nicht ein, daß Schiller einen Franz Moor in seinen Räubern, daß Shakespeare im König Lear die Töchter höchst scheuslich und vom innersten Grunde aus böse aufstellt, daß tausend andere Dichter ihre Helden ohne Fehl und Tadel zeichnen. Die Antwort liegt in dem Satze zugleich: Jene Männer sind

Dichter und ihre Gemälde Aufstellungen in Büchern oder auf den Brettern, die die Welt bedeuten; aber in der wirklichen Welt, in dem Leben, wie es ist, erscheint das alles ganz anders. Die theoretische Psychologie erlahmt ewig an dem Experiment.

Kein Mensch ist ganz schlecht, keiner ganz gut!

Daher wage ich mich nicht an den Ausspruch:

Mein Held war das letzte ganz!

Daher wage ich mich nicht an eine förmliche Biographie des auf dem Titel genannten, wozu es mir keinesweges an reichhaltigen und eben so sichern Quellen fehlte: ich verbinde mich, dem Titel gemäß, nur zu Anekdoten und Charakterzügen und zu einer allgemeinen Uebersicht.

Aber ich glaube, darin den Beweis führen zu können, daß der Prinz unter den Schlimmen bei weitem nicht der Schlimmste war, wie der Verfasser der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit Friedrichs II. Tode in dem seit kurzen erschienenen ersten Theil irrig meint.

Der Mann hat vielleicht hie und da Recht, doch was er über den Charakter des Prinzen gesagt hat — besonders in den letzten Worten

seiner Schilderung — ist ganz unwahr, heißt das Ziel auf Millionen Schritte verfehlt.

Hier ist die hieher gehörende Stelle: S. 192.

Der Prinz Louis.

„Unter allen preußischen Prinzen that die „Natur am mehrsten für diesen. Sie gab ihm „einen gesunden, schönen, starken Körper, die „heftigsten Leidenschaften, aber auch einen hellen „Verstand. Er durchblickt alles schnell, keine „Wissenschaft, keine Kunst ist ihm fremd, er ver„mag sie sich alle anzueignen, wenn er will und „worauf er gerade fällt. Der Wirkungskreis „eines appanagirten Prinzen, eines Friedensge„nerals war ihm zu klein; schon in der Rhein„Campagne zeigte sich sein feuriger Geist: denn „wo es am schärfsten herging, da war er gewiß „dabei."

„Für ihn war nur der Königsthron, und „da er ihn nicht besaß, so wußte er nicht, was „er mit seiner Kraft anfangen sollte; er ließ „also seinen Leidenschaften den Zügel schießen „und gab sich ganz dem physischen Genuß hin. „Bei Tage Champagner, des Nachts schöne „Mädchen, zur Abwechselung Musik und Jagd,

„unter diese theilte er sein Leben. Die Menschen „sah er als Producte an, für seinen Genuß zu „verbrauchen."

„Moralität war nicht in ihm."

Wie wenig kannte er das Original zu seinem Gebilde! Louis war gut, in einem Grade, wie ihn der Mensch gewöhnlich zu erreichen fähig ist.

Hätte der Autor gesagt: Er fehlte zuweilen, aber er war vom Gemüth ein unverdorbner Mensch! dann hätte er durchaus Recht gehabt: aber er urtheilte nach dem Ausspruch einiger Individuen aus dem Berliner Publikum, nach bloßem Hörensagen. Schwer würde jenen Leuten der Beweis dieser Behauptung werden:

Moralität war nicht in ihm.

Was muß der Verfasser unter Moralität verstanden haben, wenn er sie dem Prinzen durchaus abspricht? Wahrscheinlich die Friedensliebe am meisten, das scheint folgende Stelle Seite 193 zu beweisen:

„Daß Louis für einen Krieg gegen Frank„reich stimmte, geht schon aus obigen hervor. „Das war für ihn eine Laufbahn, Ruhm zu er„werben und Napoleon zu besiegen; mit die„ser Idee erwachte der Prinz und schlief mit „ihr ein."

„Er brauchte alle Mittel, um dahin zu ge„langen; besonders reizte er den König durch „Persiflage, Sarkasmen und beißenden Witz.“

Ist denn nun aber die Sittlichkeit bloß auf den Haß gegen den Krieg beschränkt? Nach welchem Maaßstabe mißt er? Nach dem des Bürgers, der nie für einen Prinzen paßt? oder nach seinem eigenen? Wer hat ihm gesagt, daß er der richtige, der beste ist?

Verlangt er die Entsagungen des Klostergeistlichen, der doch auch — wie wir wissen — nicht immer geistlich ist!?

So rücksichtlich er zuvor umgeht, wenn er sagt: Sein Wirkungskreis war für ihn zu beschränkt, so ungerecht ist er am Schlusse jenes Perioden. Wann gab Louis einen Beweis von Immoralität?

Vom Gegentheile sind deren hunderte vorhanden. Muth, Bravour spricht er ihm nicht ab: Muth ist aber, in der Regel, auf Seelenstärke basirt und Seelenstärke ist nur immer die Tochter der Güte. Das leugnet wohl kein Anthropolog, Psycholog oder wie alle die Nierenprüfer heißen mögen. Giebt es einen einzelnen Fall, der von dieser Regel weicht, so ist er eine Abweichung, eine Ausnahme von dieser Regel. Im Allgemeinen verhält es sich so und nicht anders.

Hätte der Verfasser aufrichtig seyn wollen, so würde er die Gründe seiner Behauptung angegeben, so würde er gestanden haben: Ich hörte es so; man sagt es!

Welche Autorität ist das aber? Was hört, was sagt man in Berlin nicht alles.

Man lasse jetzt zum Beispiel sich die Kriegsgerüchte mittheilen, welche durch die Gesellschaft von Mund zu Ohr, von Lippe zu Lippe kreisen, und man wird mir glauben müssen. Da hört einer eine Kleinigkeit, und sagt sie seinen Bekannten mit einem Zusatz wieder, jener flickt ebenfalls daran, und so geht es fort von 1 bis 12; aber jeder weiß seine Sache gewiß, jeder hat sie aus einer zuverlässigen Quelle. Forscht man nach, so erfährt man, daß Nro. 12. erhorcht hat, was Nro. 11. sagte, daß Nro. 10. gehört hat, Nro. 9. habe verkündigt, daß Nro. 8. berichtet, er habe von Nro. 7. erfahren. Nro. 6. habe wieder erzählt, Nro. 5. hat es von sicherer Hand, wie Nro. 4. ausgesagt, Nro. 3. ist dahinter gekommen, daß Nro. 2. referirt hat, was Nro. 1. — erfunden.

Und so geht es gerade mit andern Dingen.

Ein müßiger Kopf ersinnt, und Gedankenlos lallen es ihm Tausende nach, weil man dem Bekannten gar zu gern etwas Neues, etwas Witziges, oder ein wenig Böses vom lieben Nächsten, mittheilen will.

Besonders ist hier die Chronik skandaleuse das Lieblingsthema. Man wolle von diesem Genre nur etwas wissen und man erfährt alles. Der Wahrheit wird nie nachgeforscht.

Man bitte einen Neuigkeitskrämer zu Tische, und man gelangt (um einige Löffel Suppe, um eines Glases Wein willen) zum Besitz von mehreren Sagen, Gerüchten und Anekdoten. Diese Herren und die Damen in den Theegesellschaften sind die scharfsinnigbeschäftigten Maler zu den Zeichnungen öffentlicher Charaktere.

Vielleicht hat der feurige Prinz Louis einmal wirklich im Jahre 1805 geäußert: In dem Kriege mit Frankreich fände ich Gelegenheit, thätig zu seyn, woran es mir so sehr mangelt! Das ging denn flugs in den Gesellschaften umher, wohl mit Zusätzen ausstaffirt, verändert und in den nachherigen Auflagen vermehrt und verbessert. Da war es denn schon ausgemacht, er wolle durchaus den Krieg gegen Frankreich.

Natürlich gewann diese Sage im Munde der-

jenigen, welche diesen seinen Pseudo-Willen tadelten, Zusätze, welche für Louis nicht vortheilhaft seyn konnten, und nun erzählte man schon eine Menge von Anekdoten, wovon auch ein paar in die vertrauten Briefe übergegangen sind.

Zum Schluß dieser Einleitung noch eine Erinnerung: Man glaube ja nicht, daß ich schmeichle, um irgend einem oder einigen Menschen zu gefallen. Ich bin unabhängig, habe keinem Manne (der hierin verflochten ist) die mindesten Verbindlichkeiten, als jene, gerecht zu seyn, welche der ehrliche Mann für Pflicht hält.

Verächtlich ist der Schmeichler überhaupt und gar der Schriftsteller insbesondere, der das Publikum täuscht, um etwas für sich zu erjagen! Er ist noch elender als der Schacherjude, welcher den Handwerksburschen Ihre Excellenz betitelt, um ihm — über's Ohr zu hauen, wie man sagt. So denke ich. Aber:

Wahrheit ist gut Ding!

sagte Luther. Das meine auch ich, und ihr zur Ehre und zur Berichtigung der Absprüche im Publikum entstand gegenwärtige Piece, die dem Unbefangenen, dem Parteilosen einen Standpunkt schafft, von welchem er die Individualität des Prinzen gehörig zu würdigen vermag. Fälle das

Publikum nun selbst das Urtheil. Es hat die Thatsachen, welche es motiviren müssen, vor sich: Thatsachen sage ich. Sie sind es; ich habe sie aus dem Munde von Menschen, die den Prinzen umgaben, die Augenzeugen seiner Handlungen, Ohrenzeugen seiner Aeußerungen waren.

Zur Sache:

Jugendleben.

Der Prinz Friedrich Christian Ludewig, (ältester Sohn Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August Ferdinand, Heermeister des Johanniterordens und Bruder des verstorbenen aber unsterblichen Friedrichs des Einzigen) gebohren am 18ten November im Jahr 1772, war von seiner frühsten Jugend an ein frohsinniger, verständiger und liebenswürdiger Mensch. So durchwandelte er die schönen freudenvollen Pfade der Jugend.

Herrliche Anlagen — so zeugen die, welche ihn damals kannten, das sagen auch seine Lehrer — waren sein Eigenthum; reichlich hatte Mutter Natur ihn damit ausgestattet.

Leicht, ungewöhnlich leicht faßte er, was tausend andern Kindern seines Alters ungeheuer

schwer zu begreifen wird. Empfänglich für jedes Gute, leicht begeistert für das Schöne, schritt er, in Hinsicht auf Kenntnisse, Wissenschaften und Kunst, rasch der Vollendung entgegen.

Eine gewisse leidenschaftliche Liebe für Thätigkeit war ihm von der frühsten Jugend an eigen, nie wollte, nie durfte er unbeschäfftigt seyn, sollte nicht der finstere Geist der übeln Laune über ihn kommen; mit dieser regen Neigung zur Arbeit verband sich bald ein fester Wille, eine eiserne Beharrlichkeit, das, was er lieb gewonnen, zu erhalten, zu üben, und zu mehren, eine gewisse Kraft, die Stütze jenes unerschütterlichen Wollens.

Diese Festigkeit erschuf freilich seinem Jugendführer, dem, nun verstorbenen Geheimrath Bärbaum manchen Kummer, denn nicht selten widersprach Louis ihm, und beharrte fest bei seinem Willen, wenn er einmal widersprochen hatte. Daher ging der Erzieher oft mit Herzklopfen an sein Geschäfft, dem Prinzen Unterricht zu geben.

Einmal befand sich ein gebildeter Einwohner von Berlin Geschäffte halber im Vorzimmer des jungen Prinzen, als der Geheimerath Bärbaum kam, demselben Information zu geben.

Er bemerkte die Gegenwart des Fremden nicht, glaubte sich allein und so erhob er Hände und Augen zum Himmel und bat: Gott verleihe mir Kraft! Aber dieser Mann war auch immer kränklich und finster, und der rasche Ungestüm, der feurige Widerspruch des Prinzen konnte ihm keineswegs wohlthun. Demungeachtet gab dieser Mann dem Eleven das ehrenvolle Zeugniß, er fehle nie aus Bösartigkeit, er habe nie den Vorsatz gehabt, seinen Führer zu kränken; nur sein Jugendfeuer, sein Temperament bringe je und je einen für den Bejahrten nicht angenehmen Auftritt herbei.

Ich fand — spricht ein anderer seiner Lehrer — einen jungen Menschen in ihm, der mit einer ungewöhnlichen Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit ausgerüstet mir übergeben wurde. Eine für seine Jahre bewundernswürdige, seltene Festigkeit war ein Hauptzug in seinem Charakter. Er befolgte auf der Stelle die Weisung des Lehrers, wenn dieser ihn überzeugte. Er handelte niemals ohne Ueberzeugung. In seinem Gemüthe war nichts von der jetzt so alltäglichen Sucht, andern nachzubeten, nachzuthun. Groß war das ihm zugetheilte Maaß von Thatkraft und unerschütterlichen Willen, aber sollte er han-

deln, so mußte er zuvor die Gründe wissen, warum es so und nicht anders geschehen müsse; scharfsinnig prüfte er diese Gründe und: Wehe dem, der ihm keine zureichenden angegeben hatte: er erlebte das Unglück, das Gegentheil von dem, was er wollte, gethan zu sehen.

Mit einem Worte, sein Betragen beurkundete schon von seiner Kindheit an, jene unerschütterliche Selbstständigkeit, welche den Mann ehrt, und die man in unsern kraftarmen Tagen so selten findet; jene hohe Genialität, die das Gemeine flieht und mit dem Aufwand aller eigenthümlichen Gewalt das Bessere erwählt und vollbringt.

Schon der dreijährige Knabe verband mit dieser Genialität eine wohlthätige Gutmüthigkeit, eine sanfte Menschenliebe, welche nur in einem schönen Boden, in dem reinen Gemüth keimt, jener Güte, der man sich so gern anschließt, weil man in ihrer Nähe sich so wohl befindet, von der man sich sanft bewegt fühlt; und schon damals besaß er nicht minder einen richtigen Blick, einen hellen Verstand, von einem seltnen Zartgefühl begleitet.

Bis zu dieser Zeit hatte er eine Wärterinn gehabt, an welcher der Knabe mit kindlichem Wohlwollen hing. Jezt sollte diese von ihm entfernt,

er einem Gouverneur und einem Kammerdiener übergeben werden.

Die Mutter kündigte ihm diese Veränderung an. „Aber" — fragte er — „was wird denn nun mit jener guten Frau?"

Wie so?

„Nun, ich meine, sie muß doch leben."

Dafür werde ich schon sorgen.

„Aber auch so, daß sie gar keinen Mangel leidet. Bitte, bitte."

Seufzend machte er die Wärterinn mit dem bekannt, was er so eben vernommen. „Du sollst fort" — klagte er — „aber sey nicht bange" — setzte er hinzu — „die Mutter wird für dich sorgen. Und wenn das, was du erhältst, nicht zureicht, so komm nur des Abends und klopfe an mein Fenster. Dann will ich dir immer mein Taschengeld hinausreichen!"

Diese Unterredung war aus einer vorhergegangenen entsprossen, welche er mit dieser Frau (Tilling) gehalten; sie hatte ihn erinnert, daß einmal eine Zeit kommen werde, da er erwachsen sey und daß er dann, wie sein Vater und jeder andre Fürst viel Geld besitzen werde. Was werden Sie wohl damit thun? fragte die redselige Frau.

„Ich

„Ich werde solchen Leuten geben, welche gar keines haben!" war seine Antwort.

Und wenn ich zu dieser Zeit nicht mehr um Sie wäre, könnte Alterswegen nichts erwerben und hätte kein Brot? —

„Ich würde dir schon welches geben" — erwiederte das Kind mit noch beschränktem Fassungsvermögen. — „Wenn du einst kein Brot hast, so komm nur zu mir, ich werde mir ein großes Stück geben lassen, um es dir zu reichen."

Er hat Wort gehalten. Er hat später gegeben, nicht allein dieser Alten; sein Herz hatte im Stillen dem Genius der Menschheit Wohlthätigkeit gelobt, und es trieb ihn zur Erfüllung dieses Gelübdes; er hat vielen gegeben und mit dem klarsten, herrlichsten Willen. Er ist gemißbraucht worden, und dennoch ermüdete er nicht. Er ist sogar mißverstanden: man hat ihn, dieser unendlichen Milde halber, einen Verschwender, einen Schwächling genannt; aber seine Wohlthätigkeit endete nicht, denn sein Bewußtseyn erhob ihn über das Geschwätz der unverständigen Menge. Wie oft hat er seine letzte Baarschaft dem Dürftigen dargebracht! Man frage nach in dem Hause seines Vaters. Als Kind durfte man ihm nie mehr Geld anvertrauen, als was ihm noth-

wendig bestimmt war. Wußte er in seiner Börse noch etwas, wenn er einen Armen sah, so brannte es ihm in der Tasche; er mußte den Unglücklichen damit unterstützen.

Sobald er begreifen konnte, daß ein Soldat nur ein spärliches Einkommen habe, ließ er keine Gelegenheit vorüber gehn, einem Manne dieses Standes zu helfen, soviel er dazu Mittel besaß. Diese Mittel waren nicht reichhaltig, denn seine Freigebigkeit setzte ihn stets in den Zustand des Unvermögens, und die Aeltern und Lehrer, welche seiner großen Neigung zur Mildthätigkeit eine reelle Richtung geben wollten, beschränkten diese dadurch, daß er nur gerade so viel erhielt, als er weggeben sollte. Aber er wußte sich zu helfen. Der Küchenmeister wurde so lange von ihm gebeten, bis er ihm ein Stück Braten nebst dazu gehörigem Brote überantwortete, und nun ging es flugs damit zu den Schildwachten. Endlich verbot man diesen, etwas von ihm anzunehmen. Ein Grenadier, welchem er auch einmal auf diese Weise einen Transport Proviant zuführte protestirte feierlichst mit dem Zusatze: Ich darf es nicht nehmen, lieber gnädiger Prinz, es ist mir untersagt. „Nicht?" — fragte Louis kleinmüthig, aber bald hatte er ein

Mittel gefunden, es ihm dennoch aufzudringen — „Er soll es auch nicht nehmen" — sagte er — „ich stecke es Ihm in seine Patrontasche, dann sieht Er es nicht und hat es nicht genommen!" Und bei diesen Worten war das Packet schon in der Patrontasche des Kriegsknechtes, und der Prinz davon gelaufen.

Ein andermal steht er am Fenster und sieht eine arme Soldatenfrau mit einem halbnackenden Kinde vorüber gehn. Er ruft sich einen Domestiken herbei und quält und bittet diesen so lange, bis er ihm in größter Geschwindigkeit acht Groschen gegeben.

Was wollen Sie damit, Prinz?

„Sieh doch die arme Frau mit dem kleinen Kinde. Geschwinde gieb, ehe sie fort ist. Ich gebe sie dir von meinem Taschengelde zurück."

Sein Zweck wird erreicht und mit Windesschnelle eilt er hinaus, läuft der Armen nach, ruft sie, händigt ihr die Gabe ein und deutet ihr an, sie solle nur nach acht Tagen wiederkommen, dann habe er Geld und wolle ihr wieder etwas geben, aber — setzt er hinzu — „sie muß es ja Niemanden sagen, denn ich habe mir das Geld geliehen und meine Aeltern sprechen: ich gebe zuviel!"

„Ich wünschte wohl, einst jährlich eine Million zu meiner Disposition zu haben" — sagte er als zehnjähriger Knabe zu einem seiner Freunde — „um alles um mich her recht glücklich und sorgenlos zu wissen!"

(Wer mag diesen schönen Egoismus tadeln?)

Jede große edle Handlung begeisterte ihn sichtbar; bei den Erzählungen derselben glänzte ein überirdisches Feuer in seinem Auge, und der Beobachter las in dieser Flamme den festen Vorsatz: So will ich auch thun, wenn mir einst die Gelegenheit dazu erscheint!

Zu dem Stande eines Soldaten, für den er bestimmt war, bezeigte er eine entschiedene Neigung, aber auch den Willen, etwas rechtes zu lernen; kindlich freute er sich auf die Zeit, da er in dieser Hinsicht thätig seyn, sich von der Menge auszeichnen könne. Mit welchem innigen Entzücken betrachtete er seine erste Militair-Uniform; er sah in ihr das Mittel, der Welt und seinem Vaterlande nützlich werden zu können. Wie jubelte er damals seinem eintretenden Kammerdiener entgegen. „Nun bin ich ein ganzer Mensch!" — frohlockte er und sprang umher — „alle wak-

kern Krieger sind jetzt meine Kameraden, und ich besitze einen Degen, mit dem ich die Feinde bestrafen kann, wenn sie böse Absichten haben. Wie mein Onkel, der große Friedrich, so ein braver Soldat will ich werden!" (Er ist es geworden, und jeder wackere Preuße weiht noch jetzt seinen Manen einen Seufzer der Erinnerung. Bei seinem Andenken ertönt der Wunsch: Daß ihm doch Alle geglichen hätten!)

Jünglingsjahre.

Aber er war (wie seine Anlagen verkündeten) nicht allein ein braver Soldat, wenn es galt, ein Held, der den Tod für's Vaterland zu sterben vermochte, wie Kodrus; er erschien auch — wie Cäsar — in seinem Privatleben ein höchst liebenswürdiger, jovialer Mensch, ein äußerst humaner und amüsanter Gesellschafter, ein enthusiastischer Verehrer der Musen, gern Freude nehmend und gebend: so durchlebte er die Tage seiner Jugend, und ging dann — wie es nur selten der Fall ist — unverwandelt in das spätere Alter hinüber.

Der Verfasser der vertrauten Briefe sagt, er sey dem Wein und den Königinnen der Schöp-

fung fast zu ergeben gewesen, und der Impuls dieser Kräfte habe ihn je und je zu sehr befangen; aber — noch einmal — wer darf einen geltenden Maaßstab für die Individualität eines Andern angeben? Und dann sind jene Empfindungen, welche alte und neuere Dichter vom Anbeginn bis auf uns zu hohen weihevollen Gesängen exaltirten, zu achtbar, als daß die einzelne tadelnde Stimme dagegen nicht ungehört verhallen sollte. Sind doch Wein, Liebe und Freude die Ammen des Lebens, die bessern Göttinnen der Menschheit. Schweifte Louis aber zuweilen wirklich ein wenig zu den Endpunkten hin — weil er, wie jener Schriftsteller bemerkt, nicht wußte, was er mit seiner Kraft anfangen sollte — nun so gab sein herrliches Gemüth, die Tugend des wackern Kriegers, des gutmüthigen, wohlthätigen Menschen, der reingebildete Sinn für das Schöne und Gute erfreuenden Ersatz, die Menschheit verlor bei seinem Beginnen nicht, und er hat niemals, niemals darin die Moralität verletzt. Bald ging er aus Mangel an genügender Beschäfftigung zu den schönen Künsten über und weihte sich ihnen mit reger Anhänglichkeit. Leidenschaftlich liebte er den Genuß der Musik; er war nicht allein ausübender Künstler, sondern

auch selbstschaffender Meister: man hat, aus seinen Jünglingsjahren, mehrere gelungene Compositionen von ihm.

Luthers Motto:

„Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang;
„Der bleibt ein Narr sein Lebenlang!"

schien ausschließlich auch das seinige zu seyn.

Vorzugsweise und mit ungetheilter Wärme hing er an den Harmonien der Töne, deshalb stand er, ein Mäcen der Künstler von dieser Gattung da; deshalb unterhielt er für sein Vergnügen eine gewählte Anzahl trefflicher Musiker qua Kapelle, deshalb war der Kapellmeister Dussek immer und Himmel oft um ihn, deshalb versäumte er keinen musikalischen Cirkel, kein einziges, einigermaßen ausgezeichnetes Concert und das Berliner und später das Magdeburger Publikum erkannte ihn als kompetenten Richter, als theoretisch- und praktischgebildeten Kenner in diesem Foro an.

Im Jahr 1793, als die Preussische Armee in Frankfurt am Main stand, befand Louis sich mit ihr dort. Bald war er allen hier lebenden Musikern rühmlich bekannt, und eine Anzahl der würdigsten, von seinem anziehenden Beneh-

men und seinem Kunstsinn gewonnen und gehalten, versammelte sich um ihn.

Zu einem dieser Männer kam in jener Zeit mit einem Empfehlungsschreiben von ausserhalb ein fremder, armer, durch langwierige Krankheit heruntergekommener Musikus. Da der Empfohlne in der mit ihm vorgenommenen Kunstprüfung einen hohen Grad von artistischem Werth offenbarte, so versprach und beschloß sein Protector, in Ermangelung der Gelegenheit zu etwas vollkommenern, einiges für ihn zu thun, das mindestens dem Unglücklichen das Daseyn auf einige Zeit friste und angenehm mache, und in dieser Hinsicht sprach er darauf mit dem Prinzen.

„Taugt er etwas?" fragte dieser.

Jener pries ihm des Fremdlings Künstlerwerth.

„So dächte ich" — meinte Louis — „man arrangirte ein Concert, in welchem er sich hören ließe."

Wenn Sie ihn und mich zu diesem Zwecke unterstützen wollten, so wäre ich auch dafür! sagte jener.

Der Prinz versprach, sich zuerst bei der Pränumeration mit einigen Friedrichsd'or zu unterzeichnen.

Dankend entfernte sich der Fürbitter, um für den besprochenen Zweck zu handeln. Als er sich bereits auf der Straße und unter den Fenstern des Prinzen befindet, hört er aus dem Fenster desselben seinen Namen rufen. Er wendet sich.

„Noch eins" — spricht Louis — „Kündigen Sie doch an, daß ich eine Klavier-Sonate spielen werde; vielleicht ist das dem armen Manne nützlich."

Wollten Sie das, Prinz?

„Warum nicht?"

Natürlich vollzog der Entlassene freudig diesen Befehl und die Mitwirkung, die Unterschrift des Fürstensohnes gab der Einladung zu jenem Concert einen unwiderstehlichen Reiz. Wer auf Ton und Bildung Anspruch machte, wer gelten wollte, subscribirte, und der Concert-Saal war fast überfüllt.

Der, nun gutgekleidete, Künstler gewann Beifall; jetzt ging der bisher zufrieden unter den Zuhörern befindlich gewesene Prinz anspruchslos zu dem Instrumente und exekutirte mit Genialität die gelobte Sonate.

Jedermann war entzückt.

Am Ende des Ohrenfestes trat der bis zu

Freudenthränen bewegte fremde Musiker (welcher das Glück einer so soliden Unterstützung kaum zu hoffen gewagt hatte, und sich jetzt verhältnißmäßig sehr reich sah) zu seinem Fürstlichen Wohlthäter mit Dank im Blick und Munde.

„Lassen Sie es gut seyn" — lächelte dieser jovial — „ich bin erfreut, Ihnen nützlich gewesen zu seyn; übrigens habe ich auch noch das Vergnügen zu sehn, daß meine Logik nicht unrichtig ist. Das volle Haus befriedigte meine Erwartung; ich setzte nämlich voraus, daß die Leute glauben, ein Prinz müsse alles besser verstehn, als andre ordinaire Menschenkinder, und folglich auch ein gewaltiger Musikus seyn: Sie haben mir Gelegenheit verschafft, mich von der Wahrheit meiner Hypothese zu überzeugen, dafür bin ich Ihnen Dank schuldig, und so lassen Sie uns abrechnen."

Zum Ueberfluß wurde der Fremdling auf des Prinzen Empfehlung in der Kapelle eines Reichsfürsten angestellt.

Auch andre Künste genossen seine Achtung, und die Künstler Unterstützung und Wohlwollen.

Hierher gehört eine in der frühern Zeit vorgefallene Begebenheit:

Als Se. Maj. der jetzige König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. noch Kronprinz war, stand er mit Louis immer in freundschaftlichen Verhältnissen; doch, der Kronprinz war stets feierlicher und ernster als dieser gestimmt, der stets dem Frohsinn huldigte. Oft fand sich Jener durch diesen erheitert und, selbst gegen seinen Willen, zum Scherz hingezogen.

An einem Abende befanden sich beide im Schauspielhause in der sogenannten Prinzen-Loge nahe am Theater; der Weg der Schauspieler von der Bühne zum Ausgange des Hauses führte hinter dieser Loge vorbei.

Der (noch lebende) komische Schauspieler Kaselitz ging vorüber, als so eben der Kronprinz, ein Glas Punsch trinkend, in der offenen Logenthür stand, und Louis neben ihm lehnte.

Dieser knüpfte mit dem Künstler ein Gespräch an, das bald in die theilnehmende Frage: „Wie geht es?" übersprang — „Erhalten Sie bald" — fragte er weiter — „eine Benefizvorstellung?"

Verlegen verbeugte sich der Schauspieler und wagte kaum eine kurze verneinende Antwort.

„Hier steht der Kronprinz" — fuhr L. fort — „bitten Sie ihn um seine Verwendung, und Ihr Wunsch wird sicher erfüllt."

Lächelnd sagte der Kronprinz: Man lasse mich in Ruhe und bezahle lieber mein Glas Punsch, statt mir Protectionen aufzubürden.

„Va, mon Cousin!" — fiel der Prinz ein — „ich bezahle den Punsch und Sie helfen dem ehrlichen Manne dafür zu einer Einnahme. Abgemacht!" (Mag in den beiden letzten Fällen der Kunstsinn in ihm gewaltet haben; immer mußte er durch Herzensgüte belebt werden.)

Aber er sorgte nicht allein für Künstler, welche ihm Vergnügen geschafft hatten; sein Wohlwollen umfing die ganze Welt.

Er half nicht nur — wie in dem letzten Falle — durch Andere: er selbst war für seine schönen Zwecke thätig.

Oft waren seine Finanzen zerrüttet durch diese Mildthätigkeit. Das ewige Fundament dieses Derangements war das edelste unter allen denkbar möglichen: es hieß Menschenliebe, Theilnahme am Unglück seiner Menschenbrüder, die er wirklich als solche betrachtete, der reine

Wille, Gutes zu thun. Er gab, wo es ihm nöthig schien, schnell, nicht karg, hie und da sogar ohne Rücksicht auf sich selber; er gab in der Absicht, das Elend möglichst zu mildern, und dem Unglücklichen die Bürde seiner Noth nach Vermögen zu erleichtern.

Zum Beweise diene folgende Erzählung.

Er hielt sich einmal in Preussisch Minden auf. Ein dort gegenwärtiger französischer Emigrant, der daheim alles zurückgelassen und kaum das nackte Leben gerettet hatte, wandte sich mit der Bitte um eine Unterstützung an ihn.

Wer waren Sie in Frankreich?" fragte er.

Ein wohlhabender Kaufmann, wie er in Provinzialstädten lebt, Besitzer eines Häuschens und eines Materialienladens, erwiederte dieser.

„Ungefähr von jenem Kaliber?" — fuhr der Prinz fort und zeigte aus dem Fenster nach dem Hause gegenüber, in dem ein Materialhändler wohnte und einen kleinen Laden hielt.

Der Emigrant bejahete.

„Warten Sie ein wenig" — gebot der Prinz und entfernte sich.

Bald kam er heiter zurück und sprach: „Das Haus da drüben nebst dem Laden ist Ihr

Eigenthum; nach acht Tagen können Sie einziehen!"

Er war hinüber gegangen, und hatte den Kaufmann bewogen, ihm das Ganze, wie es war, für den Emigranten, um den Preis von 10,000 Thalern sogleich käuflich zu überlassen.

Und doch war er selbst für den Augenblick verhältnißmäßig, nichts weniger als reich.

Jene Humanität, von welcher Jedermann, der um ihn war, noch jetzt mit Achtung redet, war in ihm sehr enge mit dem Stolz des Fürstensohnes verschwistert. Bei vielen Gelegenheiten hat er das offenbart. Vor der Hand führe ich hier nur folgende kleine Anekdote an, deren es in seiner Geschichte mehrere giebt, und wovon ich weiterhin mehrere aufzählen werde.

Er sah es für eine militairische Vollkommenheit an, ein guter Schütze zu seyn, und übte sich in der Schießkunst, um einst bei einer möglichen Gefahr sich sicherer zu wissen.

Besonders liebte er mit einer Pistole in einer ziemlich großen Distance nach dem Ziel zu schießen. Mehreremale wählte er zu diesem Zwecke preußische Thalerstücke. Einer seiner Be-

dienten reichte ihm hierbei hülfreiche Hand, steckte das Ziel auf, befestigte es, zeigte, wo es getroffen sey, u. s. w.

War solch ein Thaler nun krumm geschossen, so erhielt ihn der Diener zum Geschenk.

Einmal beschäftigte er sich auch mit diesem Schießen; 15 Thalerstücke hatten bereits Beulen und waren aus der Form geschmettert, der Prinz aber war noch nicht satisfacirt, obgleich keine Thaler mehr vorhanden waren und der Bediente kein Schußziel zu verschaffen wußte. Da kam Louis auf den Einfall, Friedrichsd'ore dazu zu verwenden; aber auch diese fehlten, wie die Thaler, denn es trat bei ihm zuweilen — wie schon zuvor erwähnt wurde — wirkliche Kassenleere ein.

Der Diener machte ihm den Vorschlag, Hühnereyer zu substituiren, und der Prinz acceptirte das, es wurden dergleichen herbeigeschafft; aber kaum war eines derselben zerschossen, als ihm schon die Neigung dazu vergangen war.

„Weg damit!" — sagte er komisch-unwillig — „es ist eine Schande für einen Prinzen von Preußen, nach Eiern zu schießen, weil er kein Geld hat."

Und das Schießen hörte auf.

Er war dem weiblichen Geschlechte sehr, außerordentlich hold, das ist Wahrheit; aber diese Neigung hat ihn — soviel die Welt weiß — nie zu einem unredlichen Streiche verleitet; aber folgenden edlen Zug weiß man von ihm.

Als Jüngling (vor dem Ausmarsch der Preußen gegen Frankreich im Jahr 1792) liebte er die reizende Frau eines Officiers, welche gegen ihren Willen und nur auf Befehl ihrer Verwandten — das wußte Jedermann und also auch Louis — die Gattinn ihres Mannes geworden war.

Wahrscheinlich mehrte das Bewußtseyn jenes Verhältnisses des Prinzen Willen in eine nähere Verbindung mit einer Frau zu treten, deren Schönheit ihn angezogen hatte.

Er kam oft in dieses Haus, und bei jeder Wiederholung der Besuche bemerkte er mehr und mehr die Spannung unter den Eheleuten.

Kein Wunder, daß er, bei allen Ansprüchen auf Lebensgenuß, bei der Liebenswürdigkeit eines Weibes, das unglücklich mit ihrem Gemahle lebte, bei dem Geiste der Zeit, welcher in einem solchen Falle die Skrupel mindert: kein Wunder, wenn er glaubte, hier glücklich seyn zu können, indem er der schönen Frau selbst einigen Ersatz für

für die Freudenlosigkeit des ihr gewordenen Loses zu geben vermochte.

Zudem war er nichts weniger als der Freund des Mannes, der zuweilen undelikat genug mit seiner Frau verfuhr.

Vertheidigen will ich den Egoismus durchaus nicht, welcher in diesem Raisonnement liegt, auch nicht den Mangel an strenger Moralität, obgleich unter den Umständen und in unserm egoistischen Zeitalter von tausend Jünglingen wohl kaum ein einziger anders gefühlt hätte; aber er war ein Mensch, und die Göttinn Gelegenheit winkte so freundlich, so lieblich.

Man höre weiter:

An einem Abende war er mit der geliebten Frau allein, und wußte sich gesichert wider jede Störung. Er bekannte ihr seine Gefühle und bat um Gegenliebe. Sie schwieg, sie wandte sich ab, ein Seufzer entstieg ihrer Brust und eine Thräne entperlte dem schönen Auge; aber in dieser Thräne, in diesem Seufzer aus beengter Brust kämpfte der Schutzgeist der Tugend mit dem Dämon der aufgereizten Sinnlichkeit den harten Kampf.

Der Prinz wurde dringender.

Jüngling — sprach die große Frau — ich

bin unglücklich: wollen Sie Nutzen davon ziehn? Mein Elend giebt mir nicht das Recht, eine heilige Pflicht zu verletzen. Ich will Ihnen gewiß nicht als Romanenheldinn gegenüber stehen; aber ich darf auch nicht eine Leichtsinnige seyn, welche mit Eiden und Pflichten ein leichtes Spiel treibt: ich bin Gattinn!

Louis erinnerte sie an allen den Kummer, welcher ihr aus diesem Verhältniß entsprang, und stürmte von neuem auf sie ein; aber das Engelsweib blieb standhaft und wiederholte ihren Ausspruch.

Der Prinz ging endlich entrüstet und kalt.

Da rief sie ihn zurück und sagte mit gepreßtem Tone: Hören Sie noch einige Worte. Ich kenne mich und glaube auch Sie zu kennen. Darum wage ich Ihnen das zu sagen, was ich sage: Sie wissen nicht, wie schwer mir der Kampf wurde, in dem ich rang, ehe ich Ihnen antwortete. Ich liebe Sie, und wäre ich nicht die Frau meines Mannes, wäre ich Jungfrau oder Wittwe, so — so dürften Sie sogar Beweise dieses meines Geständnisses fordern!

Louis entfernte sich. Er grollte einen Tag lang mit sich selbst und war im ganzen Ernst böse auf die Frau. Seine getäuschte Hoffnung

gab ihm eine sehr finstere Stimmung; doch, je mehr er über ihr Benehmen und ihre Antwort dachte, um so mehr Ruhe gewann er; je länger und lebhafter er dem Sinn ihrer Worte nachsann, um so sanfter wurde sein Urtheil über sie. Er fing an, diese ihre Gefühle hoch zu achten und verehrte sie endlich recht herzlich.

So standen die Sachen, als er, beim Anfange des französischen Revolutionskrieges mit dem Preußischen Heer ins Feld ging. Er nahm Abschied von jener Dame, wie sich ein treuer Freund von der werthen Freundinn beurlaubt. Er gedachte der Vergangenheit, jenes Auftrittes und seiner bis jetzt noch nicht erloschenen Gefühle mit keinem Worte, mit keiner leisen Andeutung.

Der Herr Gemahl zog mit ihm in den Krieg. Bald stand man dem Feinde gegenüber und ein Gefecht folgte dem andern. In einem dieser Scharmützel wagte sich jener Mann, mit einem kleinen Trupp Preußen, weit, sehr weit, und kam in dringende Lebensgefahr. Der Prinz war ihm nahe, er sah, wie die feindlichen Kugeln um des Tollkühnen Haupt flogen, hörte sie schwirren.

Die Scene aus dem Zimmer stand lebendig

vor seiner Seele. Er sah das reizende Weib, er hörte die Worte: „Ich liebe Sie, und wäre ich nicht die Frau meines Mannes, wäre ich Wittwe, so würde ich es Ihnen beweisen!“ Und der Mann befand sich jetzt vor seinen Augen in größter Lebensgefahr; an seinem Tode hing sein Glück; fiel der Mann, so durfte er auf die Liebe der Gattin desselben rechnen. Einen Augenblick überließ er sich der Hoffnung und dem wohlthuenden Traum; aber schon im nächsten trat sein besseres Ich verklärt hervor.

„Und ich sollte den Mann, und noch vielleicht dreißig andre mit ihm, unter Qualen sterben sehn, um mich, auf einige Augenblicke vielleicht, glücklich zu machen? Das Leben mehrerer Menschen sollte ich meiner Lust opfern? Pfui! Schändlich!“ — schalt er sich leise — „Nein, Gott bewahre mich! Er soll kein Urias werden!“

Eilig sprengte er in die Nähe des Officiers und rief: „Weg da, Herr! Hören Sie nicht die Kugeln pfeifen? Sie setzen Ihr Leben in Gefahr, ohne daß Sie hoffen dürfen, etwas damit zu gewinnen. In einigen Augenblicken sind Sie mit Ihren Leuten tournirt und verloren!“ (So war es wirklich.)

Lassen Sie mich! — schrie jener — erblindet in Wuth.

„Nein“ — entgegnete Louis — „ich lasse Sie nicht. Wollen Sie meinen Wunsch nicht erfüllen, so gebiete ich es Ihnen als Ihr Befehlshaber“ — (auch das war so) — „Gehorchen Sie. Rückwärts, Marsch!“

Die Leute zogen sich zurück, und der Officier war genöthigt, ihnen zu folgen.

Das ist ein Factum. Der Verstorbene theilte das Ereigniß einem seiner Vertrauten mit, aus dessen Munde ich es nach des Prinzen Tode vernahm, und dieser Freund des Entseelten hat so viel Glaubwürdigkeit, ist als so zuverlässig gekannt, daß man den Vorfall nicht für Erdichtung, nicht für den ersonnenen Auftritt aus einem Romane, sondern für reine Wahrheit zu halten genöthigt ist. Forderte dieser Mann nicht Schweigen über seinen Namen, so würde ich ihn hier nennen. Ich gab mein Wort und halte es.

Ist die Geschichte nun wahr, wie sie es wirklich ist, so liefert sie den unwidersprechlichsten Beweis von dem hohen Grad der Seelenstärke des Prinzen, von einer Tugend, die nur

in einem für Moralität glühenden Gemüth leben und walten kann.

Tausende an seiner Stelle hätten unter diesen Umständen mit Entzücken den Mann jener Frau, die da sprach: Mit meines Mannes Tode, du Geliebter, soll dein Glück beginnen! mit Wollust hätten sie ihn mit seinen Begleitern sterben sehen; hundert andre hätten mindestens kalt und ruhig zugeschaut. Louis fühlte das Bessere und handelte ihm gemäß.

Hier ist es vorzugsweise Pflicht, an jene Stelle in den Vertrauten Briefen zu erinnern. Diesen Zug lese man noch einmal mit Ernst und wiederhole sich dann die Worte:

Moralität war nicht in ihm.

Dann stehen sie da, wie ein falscher Zeuge vor Gericht, dem man nun bewiesen, daß er — vielleicht in Uebereilung — falsch geschworen.

Im Anfange der Belagerung von Mainz bewohnte er ein isolirtes Haus an der Chaussee.

Eines Tages liegt er im Fenster, als eben eine Menge von Bagagewagen vorüberfährt.

Ein junger Bauerbursche, der die Vorspannpferde lenkt, kommt ins Gedränge, stürzt

aus dem Sattel herab zur Erde, und ehe man es gewahr wird und aufhalten kann, ist ihm das Vorderrad des schweren Wagens bereits über den Fuß gegangen. Da liegt er, wimmernd vor Schmerz und hülflos, denn die erschrockenen Leute stehen, ihn beklagend, umher, aber keiner hebt ihn auf, ihn gegen fernere Gefahr sicher zu stellen und seine Schmerzen zu lindern.

Louis aber wird kaum den Vorgang gewahr, als er schon vom Fenster hinweg eilt.

„Da sieh einmal“ — ruft er seinem Kammerdiener zu — „hier vor dem Hause ist ein armer Teufel vom Pferde gestürzt und hat Schaden genommen, vielleicht gar ein Bein gebrochen. Da steht nun das dumme Volk umher, und bedauert ihn, aber keiner legt Hand an, ihm Hülfe zu schaffen!“

Bei diesen Worten springt er die Stufen der Treppe hinab, drängt sich unten durch die Menge, rafft den vierschrötigen Jungen auf, trägt ihn auf seinen Armen die Treppe hinan, und legt ihn — auf sein eignes Bett.

Versteht sich, daß er auch thätig weiter für ihn sorgte. In feuriger Eile wurden Bediente abgesandt, Wundärzte herbeizuschaffen. Er selbst legte Hand an, schaffte sorgsam alles herbei, was

zur Heilung und zur guten Verpflegung des armen Verwundeten diente und freute sich ungemein als er erfuhr, daß es kein Beinbruch, sondern nur eine starke Contusion sey.

Wohlwollen, thätige Menschenliebe und würdige Herablassung!

Mit der folgenden Anekdote will und kann ich freilich weiter nichts beweisen, als daß L. sich in alle Fälle zu finden wußte, daß seine Geistesgegenwart ihn nie in Verlegenheiten gerathen ließ, und wie er immer bei rosenfarbener Laune war. Das letzte ist für meinen Zweck — den vertrauten Briefen zu widersprechen — besonders wichtig, denn nur äußerst selten ist die gute Laune mit Bösartigkeit verschwistert, so wie einer trüben Quelle niemals klares Wasser entfließt.

Als er während der Rheincampagne durch Hessen marschirte, kam er eines Tages erst spät, fast schon zur Abendzeit in einem Bauernhause ins Quartier.

Hier waren nicht die mindesten Veranstaltungen zur Aufnahme des Militairs getroffen, denn der Marsch hierher war unerwartet gekommen. Der Prinz fragte die gegenwärtige Haus-

frau, ob sie nichts für ihn zu essen habe? Sie antwortete mit Nein, und entschuldigte sich, daß sie noch vor einer Viertelstunde nichts von der Ankunft ihres Gastes geahnet habe.

„Aber" — entgegnete dieser — „ich muß etwas zu essen haben, denn ich bin beinahe noch nüchtern. Hat Sie denn gar nichts? keine Butter, keine Eier?

Die Frau. Das wohl.

Louis. Nun gut. Sie versteht doch wohl, einen Eierkuchen zu backen?

Die Frau. Ei, das ist ja eben das Unglück. Für unser einen weiß ich wohl so etwas zu machen; aber für einen so vornehmen Herrn. Gott behüte mich, daß ich das wage!

Louis. Auch das schadet nicht. Zwar habe ich gerade keinen einzigen dienstbaren Geist um mich, der sich auf die edle Koch- und Backkunst verstände; indessen gebe Sie nur die Materialien und das Geräth dazu her. Ein guter Soldat muß sich zu helfen und im Nothfalle selber seine Küche zu machen wissen. Ich habe zuweilen zugeschaut, wie die Soldaten bei dieser Gelegenheit verfahren. Her damit, ich backe mir einen Eierkuchen.

Die Requisiten wurden ihm eingehändigt;

er band eine weiße Küchenschürze vor und bereitete sich selbst sein Abendessen.

Verwunderungsvoll schlug die Wirthinn die Hände zusammen und sah sich nicht satt an dem vornehmen Koch, an dem freilich die Küchenschürze mit dem Stern seltsam kontrastirte.

Der Eierkuchen gerieth über Erwartung gut; natürlich ließ der Prinz es nicht an dem Zubehör fehlen, aber dafür entstand auch ein Kuchen comme il faut, den sich Louis zum schwarzen Brote trefflich schmecken ließ.

Herr Gott! — seufzte die geschwätzige Hauswirthinn — sollte man doch nicht daran denken, daß so hoher Leute Kind sich auf solche Kleinigkeiten verstände.

„Meine gute Frau" — lachte in Antwort der Gast — „ein rechter Prinz muß alles verstehn. Er muß im geheimen Rath präsidiren, eine Armee commandiren, und einen Eierkuchen fabriciren!"

Zu jener Zeit, als er bei der Belagerung von Mainz gegenwärtig war, fand sich bei ihm und andern angesehenen Preußischen Offizieren ein Katholischer Geistlicher aus der Gegend

ein, dem der Prinz bald sehr gewogen wurde, weil er viel wissenschaftliche Bildung, ein gewisses hohes Talent für Unterhaltung und Erheiterung einer Gesellschaft besaß, und weil er ein vorzüglicher Musiker war. Eine Fähigkeit, welche ihm dem musikliebenden Prinzen ganz außerordentlich empfahl. So war er fast immer in Louis Gesellschaft und im Kreise der höhern Offiziere. Man sah ihn überall, wo sich eine bedeutende Militairperson befand. Louis bat ihn ein- für allemal zum Essen, und er ermangelte nicht, diese Erlaubniß zu benutzen.

Das ging so eine Zeitlang fort.

Endlich machte man Louis von mehreren Seiten her aufmerksam auf diesen Menschen; es verlautete, daß er ein französischer Kundschafter sey. Der Prinz lachte; man fuhr mit Aeußerung dieses Argwohnes fort, er widersprach.

Wie hätte er, bei seinem arglosen Gemüthe dem Manne mit dem ehrlichen Gesicht mistrauen, wie bei seinem Ehrgefühl einen Geistlichen für so empörend ehrlos halten können!

Man sagte ihm, daß sich Beweise gegen den Menschen finden würden, wenn es erlaubt sey, ihn zur Untersuchung zu ziehen, aber der Feinfühlende verbot diese Untersuchung, welche — wie

er äußerte — den braven Mann außerordentlich kränken müsse, und wollte überhaupt von dieser Sache nichts mehr wissen.

Dessenungeachtet ergriff man den Geistlichen eines Tages, da der Prinz eben abwesend war, visitirte ihn und fand — auf seinem Rücken ein Packet Papiere, das den stärksten Beweis für die Behauptung, er sey ein französischer Spion, führte.

Hoch seufzte der hartgetäuschte biedre Prinz, als man ihm bei seiner Rückkehr den Vorfall meldete.

Man kann ihm hier den Vorwurf machen, daß er die bedeutende Sache zu leicht genommen und darin zu wenig Vorsicht angewandt habe, aber der nämliche Vorwurf traf auch die andern Offiziere; nicht der jugendliche Prinz allein war von dem Heuchler getäuscht worden, auch Männer von Erfahrung und von Jahren waren unter den Betrogenen; der General Kalkreuth war gleichfalls hintergangen.

Dem Guten wird der Glaube an die Verworfenheit sehr schwer; er zweifelt so lange daran, bis er ganz klar überzeugt ist!

Die Begebenheit blieb nicht ohne Folgen.

Der Verräther hatte noch an dem nämlichen Tage, als man ihn verhaftete, den Franzosen in Mainz die Parole der Preußen zugeraunt und sie so in den Stand gesetzt, einen Ausfall zu thun, von dem sie Erfolg hofften. Vormittags hatte er dieses militairische Losungswort erfahren und es sogleich nach Mainz spedirt; einige Stunden später arretirte man ihn.

Zwar änderte man, als man den Umstand erfahren, auf der Stelle die Parole; aber dennoch unternahmen die Belagerten in der folgenden Nacht den beschlossenen Ueberfall mit 15,000 Mann.

Louis stand mit einem kleinen Corps bei dem schon früher erwähnten einsamen Chausseehause. In dieser Nacht erwachte sein Kammerdiener von dem ungewöhnlich lauten und anhaltenden Krachen des Geschützes. Er trat an das Fenster, das nach Mainz hinüber sah. Ehe er noch etwas Sicheres bemerken konnte, sprang der Prinz aus dem Bette mit dem Ausruf: Gewiß machen uns die Feinde einen Besuch!

In einer Zeit von 5 Minuten war er vollkommen gekleidet, saß zu Pferde, hatte sein Corps versammelt und führte es von hier fort,

wo es, wenn der Feind, wie sich vermuthen ließ, zahlreich war, nicht den gehörigen Widerstand zu leisten vermochte.

Ehe die Franzosen aber noch heran kamen, war er bereits bei dem Herzog von Weimar in Marienborn eingetroffen, setzte sich hier an die Spitze eines Cavallerie-Regimentes und fiel dem Feinde so effectiv in den Rücken, daß derselbe sich nur mit Mühe, mit bedeutendem Verlust und in großer Unordnung zurückziehen konnte.

Einige Trupps waren durch sein Manövre ganz von ihrem Corps abgeschnitten. In der Nähe eines solchen Trupps befand sich Louis, als einer aus der Mitte desselben einigen andern, die noch avanciren wollten, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten und vor Gefahr zu warnen, zurief: Kameraden! die Preußen sind zu früh wach geworden und verfolgen uns. Der Teufel ist los!

„Er wird Euch sammt und sonders holen!“ rief der Prinz, welcher nahe an ihm vorüber ritt, und beorderte seine Leute, die Versprengten gefangen zu nehmen, welches ihnen auch, mit seinem Zuthun, vollkommen gelang.

Gegenwart des Geistes!

Weiter reitend traf er auf einen andern Trupp Franzosen von circa 30 Mann. Er selbst war von ungefähr 20 Preußen begleitet; auch sie waren abgeschnitten. „Ergebt Euch!“ rief er ihnen zu.

Statt der Antwort drückt' einer der Franzosen, der ihm am nächsten war, sein Gewehr ab und L. erhielt einen Streifschuß am Fuß.

„Satan!“ — ruft er, durch den brennenden Schmerz in Wuth versetzt — „das sollst du mir büßen. Eines schrecklichen Todes mußt du sterben!“ und sprengt auf ihn zu. Warten Sie — sagt ein Preuße, der den Schützen unterdessen ergriffen — ich will den Hund erwürgen.

„Nein, nein“ — befiehlt der schon wieder kälter gewordene L. — „laß es nur bleiben; ich habe mich anders besonnen. Halte ihn nur fest, daß er mich nicht auch in das andere Bein schießt!“

Großmuth, Besiegung einer Leidenschaft!

Er begann ein kurzes Gespräch mit dem nunmehrigen Gefangenen und sagte dann zu seinen Leuten: „Soldaten, führt ihn mit den andern Gefangenen zurück nach meinem Quartiere, aber thut ihm ja nichts zu Leide; er ist ein

braver Mann, der seine Schuldigkeit that: das muß ich sagen, wenn mich auch mein Fuß schmerzt."

Als es Tag wurde, waren bereits die Franzosen zurück nach Mainz getrieben und die Arbeit der Preußen gänzlich vollendet; der preußische Verlust war unbedeutend. Unter den Todten befand sich auch der Lieutenant von Voß, Adjutant des General Kalkreuth.

Bei der Zurückkunft des Prinzen war sein erstes Geschäfft, sich um die durch ihn gemachten Kriegsgefangenen zu bekümmern, ihnen theils Nahrungsmittel, theils Erfrischungen reichen zu lassen, und das harte Loos der Blessirten zu verbessern. Wie ein Freund oder Bruder ging er selbst unter ihnen umher, forschte theilnehmend nach ihrem Befinden, nach ihren Bedürfnissen und bezahlte aus seiner eignen Kasse, was zu ihrer bessern Verpflegung erforderlich war.

Güte, Wohlthätigkeit für den Feind ist nicht das Werk der Immoralität.

Schwerlich hat je ein Mensch von seinem Range die Liebe aller derer, welche ihn umgaben, in einem so hohen Grade besessen, als er; aber niemals

niemals ist auch ein solcher wohl Allen mit so herzlichem Wohlwollen entgegen gekommen. Herablassend gegen die Mitglieder niederer Stände, wußte er diese sich ganz zu eigen zu machen.

Seine Untergebenen schienen, in Hinsicht auf sein Benehmen gegen sie, mehr seine Freunde als Diener zu seyn. Er behandelte sie im Allgemeinen wie der gute Mensch den Menschen, und im Besondern als Personen, mit denen er Verbindlichkeiten hatte. Hier legte er allen Fürstenstolz von sich; hier forderte er Zutrauen und gab nach Kräften Hülfe und Trost.

Das heißt, er half nicht allein durch Geschenke, durch Münzen, die ihm bei seiner Freigebigkeit, bekanntlich oft selbst mangelten; aber seine traurliche Behandlung, seine gänzliche Entfernung von allem kleinlichen Hochmuth verlieh ihnen jene Zufriedenheit mit ihm, jene herzliche Anhänglichkeit für ihn, die man in den obern Ständen so selten zu bewirken weiß.

Muß es denn auch nothwendig immer Geld seyn, was den Leuten hilft? Damit ist ihnen oft am wenigsten gedient; aber ein freundliches Gesicht, traurliche Zusprache, Geduld. Ach, damit kann man viel Elend geringer machen! sagt Iffland in seinen Jägern und sagt die Wahrheit.

D

So erkaufte Louis sich die Treue seiner Diener ohne Geld. So zog er im väterlichen Hause Alles, was dazu gehörte, an sich.

Ein Bürger, der einstmals einen Haus-Offizianten im Dienste des Prinzen Ferdinand besuchte, fand den Prinzen L. vor dem Bette dieses Mannes sitzen, worin derselbe krank lag; theilnehmend erkundigte sich der fürstliche Jüngling nach dem Befinden des Mannes, tröstete ihn und flößte ihm Hoffnung zu baldiger Wiederherstellung ein.

Nicht minder gut ging er mit den Soldaten um; besser und menschlicher hat sie Niemand behandelt; aber dafür besaß er auch die Liebe dieser Soldaten und ihr Vertrauen in einem fast unglaublichen Grade. Er konnte ganz auf sie rechnen. Aller Augen glänzten, wenn sie ihn sahen, und jubelnd ging man mit ihm zu einer Unternehmung, denn Jeder glaubte mit ihm siegen zu müssen, oder mindestens nicht ohne Ruhm zu sterben.

Aber er kannte diesen Menschenschlag auch; er wußte ihn zu würdigen, er war genau mit den Mitteln bekannt, welche auf ihn am kräftigsten wirken.

Oft ritt er Meilenlang unter ihnen, und ließ sich in ihrer langweiligen Manier Schwänke erzählen oder Kriegslieder singen, deren Melodien und Reime die Ohren peinigten, ohne von seiner Geduld zu kommen. Was er besaß, theilte er, oft mehr als redlich, mit denen, welche etwas bedurften; dagegen forderte er aber auch zuweilen ein Stück Commisbrot von einem Grenadier, und nahm es ohne Ekel aus dessen brauner Hand, oder bat sich einen Schluck aus seiner Schnappsflasche aus.

„Der Prinz Louis" — sagten dann die bärtigen Krieger — „ist ein Mensch, wie unser einer, gar nicht so hochmüthig, wie sonst wohl die Offiziere gegen uns sind. Aber dafür gehn wir auch alle mit ihm in die Hölle, wenn es seyn muß. Führt er uns hinein, so bringt er uns auch gewiß wieder heraus; sollten wir aber auch ja einmal drinnen bleiben: Je, nun, in Gottes Namen! Bleibt er doch auch nicht zurück! Und dann, wenn er was hat, so haben wir alle was! Er soll leben!"

Er schien wirklich unter ihnen ihres Gleichen, doch vergaß sich keiner von ihnen, ihn so zu betrachten und auf solche Weise mit ihm umgehen zu wollen.

Sein Benehmen hatte, trotz der Herablassung, eine gewisse Würde, die Jedermann in Achtung erhielt; machte aber ja einmal Einer eine Miene seine Milde zu mißbrauchen, so wies er ihn mit wenigen ernsten Worten seinen Platz an, und sicher wagte der Belehrte keine Wiederholung.

Während der Belagerung von Mainz ereignete sich ein Vorfall, der seinen Heldensinn und seine Menschenliebe zugleich beurkundete, der ihn, dem Gemüthe nach, zum Fürsten empor heben würde, auch wenn er von Bettlern geboren worden, der seinen Namen durch die Momente der Zeit zur Unsterblichkeit tragen muß, der ihn in die Reihe der Heroen setzt, welche für die Menschheit menschlich handelten; in den Kreis des braven Mannes von Bürger und eines Leopold von Braunschweig, die ihr Leben für ihre Brüder opferten.

Weltbekannt ist seine That und die Aufzeichnung in diesen Blättern ist nur ein Mittel, sie den Zeitgenossen wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, daß sie die Feier der Erinnerung begehen.

hat auch ein krankhaftes Glied! — könnte je Einer es wagen, des Prinzen Schwächen aufspüren, zu offenbaren, und sein Andenken schmähen zu wollen, so trete er zu diesem Moment zurück, so sehe er den Fürstensohn einen gemeinen Kriegsknecht auf seinem Rücken unter tausendfacher Lebensgefahr vom Kampfplatze hinwegtragen und — verstumme beschämt.

Was konnte ihn zu dieser wahrhaft fürstlichen Handlung aufrufen, als die innere heilige Stimme der Menschenliebe mit ihren Flötentönen?

Was leitete den Jüngling durch den dichten Kugelregen, wenn es nicht die fromme Kühnheit des Helden war, welche ihn begeisterte?

Konnte auch der größte Egoist von dieser Handlung für sich einigen Vortheil hoffen?

Mannesmuth mit Menschenliebe verschwistert ist die wohlthätigste Erscheinung hienieden!

Oder wäre die Tapferkeit dann nur verehrungswürdig, wenn der wüthige Krieger mit Schaum auf den Lippen dahin stürmt in das Schlachtgewühl, um mordend zu zerstören? Wahrhaftig nicht! Eine That wie diese, im Dienst der Menschheit und Menschlichkeit unternommen, wiegt zehn gewöhnliche Heldenthaten auf!

Es ist zu berechnen, wie hoch ihn, von nun

Ein Detaschement Oestreicher, das in der Nähe der mit ihnen verbündeten Preußen stand, wurde eines Tages von den Belagerten angegriffen; es wehrte sich wacker, aber es mangelte ihm an Munition.

Louis, der sich in der Nähe befand und diesen Umstand bemerkte, trug den Streitern in seinem Hute die Patronen zu; feindliche Kugeln sausten um sein entblößtes Haupt; in tausendfacher Gefahr war in jedem Moment sein edles Leben, doch der Genius der Heroen umschwebte schützend ihn, aus dessen Auge eine heilige Flamme loderte. Indem er so, ein Götterbote, sich mit den Kämpfern beschäfftigt, ersieht er einen schwerverwundeten gemeinen Soldaten vom Regimente Pellegrini; rasch eilt er zu ihm, ergreift ein Tuch, verbindet damit die blutströmende Wunde des Kriegers und trägt dann den Entkräfteten auf seinem Rücken aus dem Getümmel des Gefechtes zur Heilung und in Sicherheit.

Das geschah am 14ten July 1793.

Könnte je ein Lästerer — eine von den Insekten-Seelen, die, mit dem Balken im eignen Auge, so gern den Splitter im Auge des Bruders erspähen um zu frohlocken: Seht da, er

an, nicht nur die Preußische sondern auch die Oestreichische Armee ehrte und liebte. Wer die Tugend werth hielt, huldigte ihr in ihm. Alles drängte sich an ihn, um ihm seinen Glückwunsch zu der edlen Handlung abzustatten, die alle öffentliche Blätter der Welt verkündigten.

Man begann Wettkämpfe um das Verdienst, seinen Namen der Unsterblichkeit zu weihen, Dichter und Künstler mühten sich, ihn zu verewigen.

Es erschienen Kupferstiche und Gemälde, welche jene Großthat darstellten, und kein fühlender Mensch hat wohl ohne innere wohlthätige Bewegung diese Blätter angeschaut.

Der Königl. Preuß. Hof-Medailleur Abramson in Berlin schlug zur Erinnerung an jene Bravthat eine Medaille, welche hier vor mir liegt.

Auf der Außenseite des Papieres, das sie emballirt, heißt es:

„Denkmünze auf die Rettung eines Oestreichischen Soldaten durch Seine Königl. Hoheit des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen bei der Belagerung von Mainz."

Die Vorderseite der Medaille zeigt das Brustbild des Prinzen mit der Umschrift:

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

Auf der Rückseite ist der Prinz abgebildet,

wie er den Verwundeten vom Boden aufhebt und ihm hülfreiche Hand leistet. Die Umschrift ist:

Oestreichs Krieger dankt ihm das Leben!

Im Abschnitt: Vor Mainz den 14. July 1793.

Diese Medaille hat in Silber den Werth von Einem Thaler zwölf Groschen, in Golde von dreißig Thalern.

Auch der König Friedrich Wilhelm II. erkannte das Verdienst und ertheilte ihm zur Belohnung seiner thätigen Menschenliebe den Rang eines General-Majors, da er zuvor nur Obrist gewesen war.

Schon zwei Tage später — am 16ten July ging er wieder zu einer andern, sehr gewagten Unternehmung, welche, wie er sie ausführte, unläugbar seinen militairischen Werth und seine persönliche Tapferkeit ausspricht und verbürgt.

Die Franzosen hatten nämlich eine starkbesetzte und wohlbefestigte Feldschanze vor der zweiten Parallele inne; die Preußen mußten dies Außenwerk haben, wenn sie einigermaßen in der Eroberung von Mainz vorschreiten wollten.

Es war beschlossen, diese Schanze anzugreifen, um sie, wo möglich zu nehmen.

Man wählte unter den bedeutenden Offizieren einen Anführer zu der Expedition; keiner wollte, der Gefahr wegen — so recht gerne daran. Da erbot L. sich freiwillig dazu, und bat sogar den König darum, wie um eine Gunst.

Der Monarch machte Schwierigkeiten, denn er wollte den wackern Jüngling nicht gern bei einem so gefährlichen Unternehmen verloren geben; aber jener ließ nicht eher ab, bis er die Königliche Einwilligung hatte.

„Kinder was meint ihr" — sagte er, als er nun am Abend des sechzehnten July vor der Front der Grenadiere von Mannstein hielt, die zu der Expedition bestimmt waren — „was meint ihr? Wird es uns wohl gelingen?"

O — entgegneten diese einstimmig — das hat gar keine Schwierigkeiten, da Sie bei uns sind.

„Gut" — rief er aus — „wenn ihr das glaubt, so haben wir auch schon gesiegt. Verlassen werde ich euch sicher nicht, ihr kennt mich ja. Vergeltet nur gleiches mit gleichem und laßt mich nicht im Stiche. Folgt mir nur immer getrost: ich gehe voran!"

Und er hielt sein Wort als Mann.

Es war zehn Uhr, regnichtes Gewölk überzog den ganzen Horizont, und machte den Abend ziemlich finster.

Unter dem Schutze dieser Dunkelheit und in tiefster Stille rückte man der Schanze näher; sie wurde mit gefälltem Bajonett erobert und der Feind vertrieben, der jedoch um Ein Uhr, des Nachts — aber ganz vergebens — sie wieder zu gewinnen suchte. L. legte auch hier die ausgezeichnetesten Proben einer hohen Kühnherzigkeit ab.

Während die Franken ihr bekanntes Freiheitslied: Ah, ça ira! etc. in der Schanze sangen, sammelte er seine Grenadiere und rief: „Non, ça n'ira pas! Folgt mir Kinder! Vorwärts, Marsch!"

Er war der Erste in der Schanze.

Ein Franzose, der auf ihn anschlug, verbrannte ihm das Gesicht und die Kugel flog dicht an seinem Haupte vorbei.

Eine Kartätschenkugel verwundete ihn in der Lende, er nahm sich kaum die Zeit, den Verband abzuwarten, ritt dann wieder zu seinen Bataillons zurück, und blieb bei ihnen.

Wo ist der Prinz Louis? — fragte der

König, welcher am folgenden Morgen in sein Quartier kam, ihn zu besuchen.

Bei seinen Leuten! antwortete man ihm.

Er ist verwundet?

Ja.

Und doch noch auf den Beinen? Das ist stark. Er sollte sich schonen. Wir besitzen der Leute von seinem Gehalte nicht Viele und gebrauchen sie noch ferner.

Der Monarch suchte ihn auf.

Wenn ich der Cousin Louis wäre — rief er ihm freundlich entgegen, als er ihn erblickte — so bliebe ich jetzt ruhig, um mich gehörig zu heilen.

„Und wenn ich der König wäre" — entgegnete dieser lachend — „so würde es mir lieb seyn, wenn meine Offiziere kartätschenfeste Beine besäßen!"

Der König lachte und ließ ihn gewähren; aber er hatte nicht unrichtig geurtheilt, nicht unrecht gerathen. Die Wunde wurde bei der fortgesetzten Thätigkeit und Anstrengung des Prinzen übler und er mußte sich nach Mannheim be-

geben, um dort seine Wiederherstellung zuvor abzuwarten, ehe er wieder auf den Schauplatz trat.

Hier besuchte ihn der Kaiserlich Oestreichische Gesandte, Fürst Reuß.

Seitdem er den Soldaten vom Schlachtfelde getragen hatte, trug der Ruf seinen Namen durch die ganze Welt. So hatte auch der Fürst ihn näher kennen gelernt und war entzückt, seine persönliche Bekanntschaft jetzt zu machen, und ihm hier seine Hochachtung bezeugen zu können.

Die Rede kam auf jenen Vorfall: der Fürst meinte, die Oestreichische Armee müsse dem Prinzen ewig dankbar seyn und setzte dann hinzu: Wenn Ihre Königliche Hoheit einst dieser Armee die Ehre geben wollten, in ihr zu dienen, sicher würde Sie jeder Brave auf den Händen tragen wie Sie es verdienen.

„Recht schmeichelhaft, lieber Fürst" — entgegnete L. — „wenn das möglich wäre; aber haben Sie jemals gehört, daß ein Preußischer Prinz in fremde Dienste trat? Und könnten Sie glauben, daß ich zuerst eine Ausnahme von dieser Regel machen würde?"

Allerdings liegt ein bedeutender Stolz in dieser Antwort, aber es ist kein unedler, es ist der höchstwürdige Stolz eines Fürsten; in ihm

spricht das Bewußtseyn des eignen Werthes, das Gefühl, ein Zweig des hohenzollerischen edlen Stammes darf seine Kraft nur dem Lande weihen, in dem er geboren wurde, über das seine Ahnen herrschten; er muß sein Leben nur für ein Volk einsetzen, das seine Fürsten liebend verehrt, für ein Volk, das sich im Nothfall auch für seine Herrscher opfert.

Deshalb fand L. es unmöglich für einen Preußischen Prinzen, fremde Dienste zu nehmen, und so ehrt ihn jene Antwort.

Aus den hier aufgezählten Zügen aus seinen Jünglingsjahren geht wohl, klar wie der Tag, hervor, daß er in diesem Alter niemals Gelegenheit gab, ein widriges Urtheil über ihn zu fällen.

Und doch nagte die Erbärmlichkeit, welche Alles nach ihrem eignen Unwerth bemißt, die Blödsinnigkeit, die, wenn das Vorurtheil ruft: Seht ihr? gleich antwortet: Ja, ja, ich sehe! ohne etwas zu erblicken, an dem Gemälde seiner bessern Individualität, und die Bosheit strich mit dem in Galle getauchten Pinsel über die frischen Farben, daß das Gebilde nun den Schauenden anders erschien.

Warum mußte der Verfasser der vertrauten Briefe übereilt, jenem Haufen nachschreien.

Das ist nicht edel, nicht männlich!

Nach seiner Zurückkunft aus der Rheincampagne gab der König ihm ein eignes Infanterie-Regiment als Chef, und sein Aufenthaltsort war seitdem Magdeburg, die Garnison seines Regiments; auch erhielt er später die Würde eines Domprobstes zu Magdeburg. Jedermann versichert, daß er seit jener Zeit, da sein Wirkungskreis sich erweiterte und vergrößerte, so eigentlich froher, thätiger im eigentlich edlen Sinne wurde. Bis dahin hatte noch zuweilen der jugendliche frivole Leichtsinn in ihm gewaltet, Leichtsinn, der aber nie in Bösartigkeit ausartete.

Merkwürdig ist ein Beispiel aus jener Zeit von seiner Handlungsweise, die zugleich darthut, daß er den Werth eines Menschenlebens, gleich viel im hohen oder niedern Stande geboren, erkannte, und daß er nichts von rauher Strenge wußte, ja keine Ahnung von Rachsucht hatte.

Er sandte von Berlin aus (1795) ein paar seiner Leute mit sechs Pferden nach Magdeburg; diese Pferde waren seine besten, die ihm große

Summen kosteten, und auf die er außerordentlich viel hielt.

Die Reitknechte gingen damit auf die Reise, kamen nach Ziesar, bekümmerten sich dort wenig um die ihnen anvertrauten Thiere, verließen den Stall, wo sie standen, gingen in ein Wirthshaus und durchtanzten die Nacht; durch einen unglücklichen Zufall, oder vielmehr durch die Nachlässigkeit der Leute kommt Feuer in dem Stall aus, und ehe die Knechte zur Hülfe kommen, sind die drei besten Pferde verbrannt, die andre Hälfte ist sehr beschädigt.

Der Prinz erfährt das Ereigniß, er hört, daß die Sorglosigkeit der Bedienten den Unfall veranlaßt habe.

Also die, Pferde sind hin? Und die Leute? Sind sie wohl?" ruft er dem Boten entgegen. — Sie leben und sind gesund!

„Nun, dann ist das Unglück doch so gar groß nicht."

In der Freude, daß die Menschen keinen Schaden genommen, vergaß er den Verlust seiner Lieblingspferde.

Und als er die Leute wieder sah, waren seine Vorwürfe mild und sanft; er warnte bloß für ähnliche Unvorsichtigkeit in der Zukunft; er strafte

nicht, er ahndete seinen Verlust nicht, er rächte sich auf keine Weise an den Nachlässigen, und erwähnte in ihrer Gegenwart kaum des Vorfalles. Er hatte verziehen.

Ein angesehener Mann vom Hofe sprach mit ihm über das Ereigniß und sagte: Nun, Eure Königliche Hoheit werden doch die Nachlässigen wegjagen?

„Nein" — entgegnete L. — „sie sind durch das Unglück selbst, durch Schreck und Angst bestraft; auch haben sie genug von der Furcht gelitten, und werden es sicher nicht wieder thun!"

Ungemein liebte er seinen braven, nun hochseligen Oheim, den Prinzen Heinrich von Preußen, dessen Liebling er dafür auch war.

Als die Nachricht von der letzten Krankheit des Prinzen Heinrich in Berlin eintraf, war L. untröstlich. Auf der Stelle vermochte er seinen ehrwürdigen Vater dazu, ihm in Gesellschaft seiner Geschwister, der Prinzessinn Louise (Fürstinn v. Radzivil) und des Prinzen August Ferdinand die Reise nach Rheinsberg zu erlauben. Man kam vor dem Orte an. L., der das Lokale kannte, sprang bei dem Japanischen

Palais von dem Wagen, eilte so ins Schloß in das Schlafzimmer des Prinzen, und warf sich hier mit lautem Weinen am Bette des Kranken nieder. Dieser, schon sterbend, erkannte ihn noch, drückte seine Hand, und — verschied. Jetzt erst erschienen seine Geschwister, welche der Umweg so lange aufgehalten hatte.

Er nannte es nachher stets ein Glück, daß er vorausgeeilt sey, und so den biedern Oheim noch lebend gefunden habe.

Einstmals sah er mit Schweigen über einen Verlust hin, den ihm ein Mensch, dem er sein Vertrauen geschenkt hatte, bereitete, über einen förmlichen boshaften Betrug, den jeder andre, auch der sanftmüthigste, hart bestraft haben würde. Louis schonte — vielleicht zu viel — weil der Verbrecher, wenn dessen That zur Sprache kam, auf immer unglücklich wurde. Dieser Gedanke ließ den gutmüthigen Prinzen das Gefühl der Kränkung, das Bewußtseyn seines Nachtheiles vergessen.

Zu einer Zeit nämlich, da der Prinz durch Gutmüthigkeit und einigen jugendlichen Leichtsinn tief in Schulden gerathen war, so daß er

nach Hamburg ging, um erst ein Arrangement zu treffen; zu dieser Zeit wurde ihm eine Rechnung präsentirt, für Sachen, die er ausgenommen haben sollte; die Rechnung war mit seinem Namen unterzeichnet, er wußte nichts davon, er hatte nicht unterschrieben, ein anderer hatte seine Handschrift ziemlich täuschend nachgemacht.

„Wer hat das geholt?" fragte Louis den Vorzeiger der Rechnung. Der Mensch wurde ihm genannt. Er ließ ihn kommen, und zeigte ihm das Papier. „Sieh," sprach er, „da hat Einer meinen Namen recht geschickt nachgemacht!" Der Verrathene sank, Gnade flehend zur Erde. „Ich vergebe!" — erwiederte der Prinz — „aus zwei Ursachen — weil du Weib und Kinder hast, und weil es nur 600 Thaler sind. Du hättest mich um weit mehr bringen können. Aber für die Zukunft verbitte ich so etwas."

Er schwieg, und ließ es den Missethäter kaum fühlen, daß er ihn so schrecklich getäuscht hatte. Da der Mensch sich später gut aufführte, so behielt er ihn, und gedachte der Vergangenheit mit keiner Sylbe.

Der höchste Grad von Gutmüthigkeit, von Schonung, von Vergessenheit für Kränkungen,

für den Mißbrauch seines Vertrauens, zu einer Zeit, da er selbst in der höchsten ökonomischen Verlegenheit war.

Seine Reise nach Hamburg und die Ursache dieser Reise wirkte auf den König nicht vortheilhaft für ihn. Der Monarch war erzürnt und verordnete, daß der Prinz (als der Obrist von Massenbach ihn von dort zurückbegleitet hatte) seinen Aufenthalt in Magdeburg nehmen und nicht nach Berlin kommen solle. Anfangs gehorchte er; aber endlich wurde ihm die Zeit lang, er wünschte seine ehrwürdigen Aeltern und seine Schwester die Fürstinn Louise von Radzivil zu sehen. Er ließ um Erlaubniß bitten, nach Berlin kommen zu dürfen. Wahrscheinlich hätte der König, welcher ihn unter allen Umständen achtete, seinen Wunsch erfüllt, aber er erfuhr, wie man sagte, damals diesen Wunsch desselben nicht von seinen Umgebungen. Nun bat Louis um eine Zusammenkunft mit seiner über alles geliebten Schwester, der Fürstinn von Radzivil, welche in Brandenburg Statt finden sollte. Die liebende Schwester bewilligte und es wurde ein Tag festgesetzt, an dem sie in Brandenburg ihn sehen wollte.

Louis war bereits am frühen Morgen zum Rendezvous in dem Bestimmungsorte; aber unglücklicher Weise verfiel am Tage vorher eins der Kinder der Fürstinn in eine bedenkliche Krankheit (das Scharlachfieber) und die gute Mutter wagte es nicht, sich von dem kleinen Dulder zu trennen. Sie sandte daher einen ihrer Hausofficianten nach Brandenburg, den Prinzen von ihrem Unfalle zu benachrichtigen und ihm einen spätern Termin anzusetzen. Energisch wie Louis war, und mit der glühenden Bruderliebe faßte er sogleich den Entschluß, selbst nach Berlin zu gehen. Man widerrieth ihm diese Handlung, die den König empören müsse. Er beharrte; man sagte ihm endlich, der König habe das ausdrücklich verboten. „Nun gut" — sagte er — „das respectire ich, ich gehe nach Berlin, aber ganz incognito, es soll auch kein Mensch etwas ahnen. Was es mich auch kosten möge, ich muß meine Schwester sehn und meine zürnenden Aeltern versöhnen!"

Und nun galt kein Widerspruch. Er sandte seinen Wagen nach Magdeburg retour, in den sich Einer setzen, und sich unter des Prinzen Namen als Auspassirender melden lassen

mußte, während er selbst mit jenem Officianten der Residenz zufuhr.

Diese Beharrlichkeit bei seinen Entschlüssen, diese Energie in der Ausführung derselben hat sich in tausend andern Fällen bewährt und seines Lehrers Ausspruch gerechtfertigt, der ihm die Nativität stellte, daß er sich einst durch Kraft, Festigkeit und Ausdauer von der gehaltlosen Menge unserer Zeitgenossen auszeichnen werde.

Möge hier noch eine Erzählung von seiner ungewöhnlichen, ganz außerordentlichen Menschenliebe und raschen Mildthätigkeit stehen und diese Rubrik beschließen.

Ein Marketender in der preußischen Armee, ein guter fleißiger Mensch, der ihm persönlich bekannt war, hatte das Unglück am Ende des Feldzuges am Rhein einem Trupp feindlicher Nachzügler in die Hände zu fallen und sein sauer erworbenes Vermögen ganz und gar zu verlieren. Arm, fast nackend kam er in Berlin an. Louis war als freigebig, als ein Helfer der Dürftigen bekannt und jener Arme wandte sich daher auch an ihn, mit der Bitte, ihn durch ein kleines Geschenk zu unterstützen. Louis hör-

te ihn theilnehmend an und sagte endlich: „Es thut mir leid, daß ich jetzt nichts ordentliches für Ihn thun kann. Wenn ich Ihm ein paar Thaler gebe, die ich noch besitze so hilft Ihm das so viel als nichts; aber komme Er morgen wieder. Noch heute oder morgen erhalte ich etwas Geld, davon soll Er haben!"

Der Dankbare beurlaubt sich, und geht der Thüre zu, um sich zu entfernen. In diesem Augenblicke tritt ein Bedienter herein, der dem Prinzen den Rest seines Monatsgeldes — (etwa 120 Rthlr.) — bringt.

„Gut" — spricht Louis, ruft jenen zurück und giebt ihm — das Ganze hin.

Thränen in den Augen frägt jener: Alles, Ihro Königliche Hoheit?

„Nun ja" — antwortet dieser — „Ihm ist damit geholfen, und ich sehe schon, wie ich einen Monat durchkomme."

Mannesalter.

Vor drei Jahren — 1804 — unternahm er eine Reise nach Italien.

Auf dieser Reise trat er in einer Reichsstadt in einem Gasthofe, der goldene Adler genannt, ab.

Der Wirth, ein Mann des gewöhnlichen Schlages, gab sich alle erdenkliche Mühe, den Reisenden bestmöglichst zu bewirthen, aber auch durch eine ungeheure Forderung für diese Bewirthung die Chatoulle desselben bestmöglich zu erleichtern.

So wenig Anlage zum Geiz L. nun auch fühlte, so mußte ihm doch nothwendig die unverhältnißmäßige Größe der Summe auffallen, aber dennoch ließ er sie entrichten, ohne seine Unzufriedenheit zu äußern.

Erst dann, als bei seiner Abreise der ihn zum Wagen begleitende Wirth bat, L. möge, wenn er einst wieder durch den Ort reise, ihm doch ja die Ehre geben, in seinem Hause abzutreten, erst dann ließ er sich einige Bemerkungen entfallen, die — wie tausend andre seiner Antworten — von seinem lebhaften Witze zeugten.

Er sah nämlich auf das Schild des Gasthofes über der Thür und sagte: Immer werde ich mich Ihres Hauses erinnern: es heißt der goldene Adler: ich bin ihm verwandt; Sie wissen, ich bin auch ein Adler *) und zwar bis daher ein goldner **); indessen muß ich Ihnen sa-

*) Anspielung auf das Preußische Wappen.
**) in Rücksicht auf die Finanzen.

gen, wenn ich oft bei Ihnen einkehrte, würde sich mein Gold bald verlieren, denn Sie haben mich enorm bezahlen lassen. Soll ich also wieder zu Ihnen kommen, so müssen Sie mir versprechen, daß mein Herr College nicht zu uncollegial mit mir umgehe, damit wir beide bei Golde und bei Ehren bleiben!"

Verschwender beachten nie den Betrag einer Ausgabe: war er wirklicher Verschwender, so überging er schweigend den Umstand.

Auf eben dieser Reise befand er sich im Karlsbade.

Sein Anstand, sein gutes Benehmen gegen Jedermann, seine soziale Gesellschaftlichkeit zog auch hier unwiderstehlich alles zu ihm hin.

Die Männer fanden ihn äußerst feingebildet, überaus human, sehr unterhaltend: kurz, interessant, und die Damen noch überdies als Mann liebenswürdig.

Man drängte sich um ihn, und er gab sich so gerne hin; er flog aus einem bessern Zirkel in den andern und war die belebende Seele eines jeden.

Der Ruf, er liebe das schöne Geschlecht,

war vor ihm hergegangen, und so war es in der Regel, daß in manchem Busen der leise Wunsch keimte: Möchte der hübsche Mann mich doch bemerken! Andre gingen weiter, sie machten Pläne und brüteten über Spekulationen, an dem allgemein geachteten Fürstensohn eine Eroberung zu machen.

Zu dieser Klasse gehörte eine gewisse Dame, die es sich besonders angelegen seyn ließ, — eine neue Scylla den Ulysses — ihn in ihre Wirbel zu ziehen. Das hoffte sie nun am glücklichsten zu vollziehen, wenn sie sich ihm im blendendsten Lichte ihrer schönen Körpergestaltung producire. In diesem Plane unterstützte sie die griechische Nacktheit (welche damals in der Damenwelt an der Tagesordnung war) ungemein. Die anschmiegendsten Gewänder wurden ausgewählt und angethan, und jede Nuancirung der reizenden Formen stellte sich dem Blicke des Zuschauers dar. Der volle Busen wurde, mit Hintansetzung aller weiblichen Decenz, entblößt und fast ganz zur Schau getragen! So für ihren Zweck ausgerüstet, umkreis'te sie den Liebling immer und ewig.

Außerdem hatte auch noch ein junger Mann den Auftrag, den Prinzen, in dessen Nähe er

zuweilen kam, aufmerksam auf die Dame zu machen.

Aber Louis (obgleich nichts minder als ein Damenfeind) besaß einen zu richtigen Tact für den Anstand, ein zu reges Gefühl für die Sittlichkeit; das Zuvorkommen der Frau, ihre Verletzungen der weiblichen Zartempfindung wirkten zu widerlich auf ihn, als daß der Anschlag reussiren konnte.

Er lächelte bitter über die Coquetterie, über die Bemühungen des schamlosen Weibes und wandte sich verhältnißmäßig gerade so weit ab, als man sich ihm näherte. Die Dame und ihr Helfershelfer mißverstanden ihn aber und fuhren mit noch größerer Anstrengung in ihren Operationen fort. Man schien einen Sturm beschlossen zu haben, denn die Nackende fehlte an keinem Orte mehr, wo sich der Fremde befand, und die Gelegenheit wurde ihm immer näher und näher gebracht.

Auf einem von einem fremden Fürsten gegebenen Masken-Ball erschien die Person quästionis als Venus, aber ihr Aeußeres schmiegte sich mehr dem der Bacchantinnen an, so reizend sie auch übrigens war. Sehn Sie doch, mein Prinz! — sprach der junge Herr, welcher heute

stets in seine Fußstapfen trat — sehn Sie doch das göttliche Weib!

„Eva im Paradiese und ohne Feigenblatt" — entgegnete L. — „ich möchte nicht ihr Adam seyn, die Schlange schaut zu sichtbar unter den bloßen Aepfeln der Versuchung hervor!"

Und er entfernte sich für immer von dem jungen Kuppler und hatte fortan kein Auge für die Schönheit des Weibes.

Auf dieser seiner Reise hielt er sich einige Zeit an einem deutschen Hofe auf.

Schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit hatte er durch seine gute Laune, durch seine gesellschaftlichen Tugenden, durch seinen brillanten Witz Alles noch mehr an sich gefesselt, als es vorher schon durch seine militairischen Verdienste für ihn interessirt war.

Der ganze Hof, vom Monarchen an, bis zum letzten Höfling, erkannte seinen Werth an.

Man wünschte deshalb auch zu wissen, wie er sich hier gefalle, und ein sehr geachteter Prinz übernahm das Geschäft, ihn freundschaftlich darum zu befragen. L. ein Feind jeder leeren Complimentirsucht, sagte mit deutscher Freimüthigkeit Alles, was er dachte.

„Wahrhaftig" — entgegnete er — ich finde hier alles scharmant, das beweiset meine ununterbrochne gute Laune; man wetteifert, mir den Aufenthalt angenehm zu machen; aber wenn ich ganz offen seyn soll, so muß ich sagen: Eine Kleinigkeit gefällt mir hier nicht ganz."

Und was ist das?

„Ich weiß wohl, daß ich als ein Rigorist erscheine, indem ich es sage; aber ich bin auch Ihrer Verzeihung gewiß, darum wage ich es zu sagen: Ich bin nicht gewohnt, Jedermann so genirt, so ceremoniös um mich her zu sehen, so steif; dann ist zum Beispiel Ewr. Liebden Coeffüre und Kleiderschnitt die Mode von 30 Jahren her, und das ist drückend für mich; ich meine, stets das Personale eines bürgerlichen Trauerspieles zu sehen: das ist mir ängstlich!"

Die Unzweckmäßigkeit und Unansehnlichkeit dieser Gewänder und Frisuren sprang ins Auge. Er hatte Recht; aber ein Anderer hätte laut gelobt, was er im Stillen tadelte. L. fühlte und dachte dazu zu gerade.

Ein andermal fragte ihn der Monarch selber nach aufgehobener Tafel um seine Meinung in Hinsicht auf die Freuden des Tisches. Man kam

auf die heutige Mahlzeit, und das Gespräch verbreitete sich über die Details. Und L. pries mehrere Speisen, nannte sie seine Lieblingsessen und diese Residenz die Heimath der Kochkunst.

Jetzt ging man zu den Weinen über.

Louis wurde einsylbiger.

Man bat endlich um sein Urtheil.

„Darf ich frei reden?" fragte er.

Natürlich ganz offen.

„Nun, man ißt hier — ich bin geneigt zu sagen, göttlich, denn schwerlich speisten die Götter Griechenlands besser; aber um nicht zweideutig zu scheinen, begnüge ich mich damit zu sagen: man ißt ganz vortrefflich, doch eins fehlt: man trinkt schlecht!"

Wie so? Mein Gott! —

Louis. Der Wein ist gut, sehr gut, aber man hat mir so wenig gegeben, daß ich ihn nicht loben kann, der verdammte Domestik hat mir so sparsam eingeschenkt, als wären es aufgelöste Perlen, und ich trinke, wenn der Wein mir schmeckt, gern mehr als zwei, drei Gläser!

Seine Art, dergleichen freimüthig zu sagen, war so originell, daß man ihn darum nur noch lieber gewann.

Man ließ sogleich noch eine Flasche des ge-

lobten Weines herbei bringen. L. in Gesellschaft zweier Personen, leerte diese Flasche, und versicherte nun mit scherzhaften Ernst, man speise und trinke hier am besten in ganz Europa.

Wie er — nicht allein im Umgange mit Soldaten und Diener, sondern auch mit Jedermann — von dem gewöhnlichen kaltstrengen Zurückziehen der Großen von den übrigen Menschen, so ganz frei war, beweiset folgender Zug:

Er kannte einen Schauspieler (Mitglied des Königl. National Theaters in Berlin) ziemlich genau, da er als Musikfreund öfters selbst zu diesem Manne, (der nebenbei einen Musikhandel trieb,) kam und von ihm das Benöthigte kaufte.

Einmal, auf einem Spaziergange des Schauspielers unter den Linden, begegnet ihm L.

Höflich grüßt er den Prinzen, und dieser dankt sehr artig, wendet sich dann zu ihm, knüpft ein Gespräch an und geht neben ihm her.

B. — — so ist des Schauspielers Name — bescheiden genug, die Unterhaltung nicht selbst und ausschließlich fortspinnen zu wollen, antwortet nur immer das Nothwendige auf die Aeußerungen seines Fürstlichen Begleiters, und setzt nur selten eine kurze Bemerkung hinzu, um nicht dem

Prinzen, der sehr gut sprach, vorlaut (wie es jetzt Sitte ist) das Mittel zu nehmen, das Gespräch zu dirigiren.

Aber das mißfällt Louis, der seine Gesellschafter gern viel und mancherlei reden hört.

Er äußert sich darüber; jener entschuldigt sich mit der Empfindung der Ehrfurcht u. s. w.

So gehen sie miteinander fort bis vor die Thür der Herzoginn von Holstein Beck, wo sich so eben die Prinzessinn Amalia, Gemahlinn des Prinzen Wilhelm, (Bruder des Königs) befindet. Dieser stellt er den Schauspieler vor:

„Der Herr B — —" — spricht er, und setzt mit komischem Unwillen hinzu — „der sich zu schämen scheint, mit einem Preußischen Prinzen zu conversiren."

Sey es, daß er hier zugleich ein Bonmot sagen wollte, so ist es doch unleugbar gewiß, daß der Spaziergang selbst und das Ganze dieser Aeußerung den Beweis führt, wie es ihm so ganz an der eigentlichen Hoffart mangelte, die so oft den Mitgliedern der andern Stände wehe thut.

So wie er auf dem Kampfplatze ganz muthvoller Soldat war, so erschien er auf dem Exer-

cierplatze als ein denkender, Kenntnißreicher und wissenschaftlicher Kriegskünstler. Hier dokumentirte er bei jeder Gelegenheit, daß seine Lehrer ihren Vortrag nicht an ihn verschwendet hätten, daß er das, was er Gutes über Kriegskunst gelesen, auch in sich aufgenommen habe. Sein reiches Talent fing auf alle Weise den kleinsten Funken des Wissens auf, und ließ ihn da, wo er an seiner Stelle war, wiederscheinen.

Man hat in der letzten Zeit den Preußischen Kriegern — mit welchem Rechte weiß und entscheide ich nicht — Vorwürfe gemacht, daß sie in der Kriegskunst zu sehr und eifrig am Alten, Gewohnten hingen und hafteten, daß sie dort nicht mit fortgeschritten in den Kenntnissen und im Geiste der neuern Zeit.

Aber dieser Vorwurf traf L. durchaus nicht; er war nicht zurückgeblieben als wissenschaftlicher Krieger.

Einmal — im Jahr 1805 — war er zu Berlin bei der Waffenübung auf dem Exercierplatze gegenwärtig, als ein angesehener Offizier eine Art von retirirendem Manöuvre ausführte, wobei er nach herkömmlicher Sitte (nämlich ein wenig langsam) verfuhr.

„Was machen Sie?“ fragte L.

Ich

Ich retirire, war die Antwort.

„Das sehe ich“ — fiel er ein — „aber wenn Sie annehmen, daß Sie von einem Feinde mit Beinen verfolgt werden, so werden Sie, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, nicht weit kommen.“

Wie so?

„Welche Frage! Wenn Ihnen Ihre Leute und Ihre eignen Extremitäten lieb sind, so eilen Sie, sonst werden sie tournirt und büßen alles ein.“

O, ich weiß recht gut, daß die da drüben, welche den Feind vorstellen, sich nicht übereilen werden, und überdies ist es mir ganz genau bekannt, was sie thun und wohin sie marschiren werden. So habe ich nichts zu fürchten.

„Also führen Sie die Soldaten bloß zu einem Spaziergange? Es ist nicht Uebung für den möglichen Fall, daß sie einem gewandten Feinde gegenüber stehen, dessen Absicht Ihnen nicht genau bekannt ist? Ja, dann habe ich nichts gesagt.“

Sie meinen? —

„Ich meine, daß es kaum möglich seyn wird, die Preußische Armee einmal den siebenjährigen Krieg vergessen zu machen. Er würde für jene Zeit

F

recht brav geführt. O ja, als der Feind noch langsam, Schritt vor Schritt, ging, wie ein schwerbeladener Frachtwagen, da konnte man sich auch Zeit nehmen; aber in unsern Tagen reicht das Schwerfällige nicht mehr aus. Wer ein Freund seiner gesunden Gliedmaßen, seiner Freiheit und seines Lebens ist, retirirt anders als Sie. Der Krieg wird jetzt auch mit den Beinen geführt, und die französischen Voltigeurs sind treffliche Informatoren in dieser Kunst. Das Schicksal behüte uns vor Uneinigkeit mit den Franzosen; ich fürchte, unsre Unbeholfenheit würde schweres Lehrgeld entrichten müssen!

Und der König hielt in der Nähe.

Seit er Soldat war, ging all' sein Streben, jeder seiner Wünsche auf militairische Thätigkeit, und mit leidenschaftlicher Wärme ersehnte er Gelegenheit, zu handeln, sich auszuzeichnen. Dieses rastlose Begehren, eine seinen Meinungen angemessene Beschäfftigung zu haben, ist wahrscheinlich mißverstanden worden, als ob er den Krieg gegen Frankreich wolle; aber sicher war es ihm ganz gleich, ob er gegen Franzosen oder wider

Russen, oder auch gegen eine andre Nation kämpfen solle, wenn er nur auf diese Weise handeln durfte.

So freute er sich im Jahr 1805 der erschienenen Gelegenheit, und ging erfreut mit den Preußischen Truppen nach Sachsen, wo die Armee bis auf weitere Befehle stehen blieb. Man kann ermessen, wie unangenehm ihm, unter diesen Umständen, die Ordre war: die Truppen sollen in ihre Garnisonen zurückkehren. Er gehorchte, aber murrend gegen das Cabinett in Berlin gehorchte er. Der Rückmarsch erfolgte.

Man kam in Leipzig an. Louis besuchte das Theater. Der Name des dargestellten Stückes ist mir entfallen, ich meine, es war eine Tragödie von Shakespeare. In diesem Stükke kommt eine Scene vor, in der zwei Männer miteinander uneinig werden, und wüthend zu den Schwertern greifen; plötzlich aber erscheint ein Geist, tritt mitten unter sie, und ruft: Friede!

Dies Ereigniß veranlaßte den Prinzen zu einem Impromptu. Er stand in der Loge auf, und rief ziemlich laut; „Aha, die Sprache kenne ich: der gute Freund kommt sicher aus Berlin!“

Daß er auch noch als Mann die Menschen so glühend liebte, wie in den Tagen seiner Jugend, daß er ihrem Heil sich selbst zu opfern vermochte, das bewies er zu Berlin im Sommer 1806.

Zu dieser Zeit bezeichnete man, um das Publikum zu warnen, in unsern öffentlichen Blättern einen tollen Hund, der seit zwei Tagen in der Hauptstadt und deren Nähe umherlaufe, und bereits einige Personen gebissen habe.

Louis stand an dem Tage, da die Zeitungen mit dieser Warnung ausgegeben waren, Nachmittags vor der Thür der ersten Auberge, die Sonne genannt: da kam ein Hund, dem bezeichneten ähnlich, vom Brandenburger Thor her, die Straße herauf gerannt.

Kaum sah ihn der Prinz, als er auch schon auf die Mitte der Straße hinüber eilte, das Thier im Nacken ergriff, und es so lange empor hielt, bis ein Policeibeamter vorüber ging.

Diesen fragte er, ob dies der angezeigte wüthende Hund sey. Jener besah das Thier genau und antwortete mit: Nein.

„Recht dumm" — schalt mißmuthig der „Prinz — ich freute mich schon, etwas Gutes ge„than zu haben!"

Wollte Bürgers braver Mann mehr?

Seine strenge Rechtlichkeit geht wohl sichtbar daraus hervor, daß er, ehe er im Jahre 1806 ins Feld ging, mehrere seiner Gläubiger (Fabrikanten und Professionisten) welche ihm Arbeiten geliefert, zu sich rufen ließ und ihre Rechnungen eigenhändig mit seinem Namen unterzeichnete, um für den Nothfall — welcher jetzt wirklich eingetreten ist — die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen außer allen Zweifel zu stellen; ja selbst noch zur Armee mußten ihm dergleichen Rechnungen für gelieferte Bedürfnisse, welche er neuerdings erhalten, nachgesandt werden. Unterschrieben schickte er sie zurück.

Als des bekannten militairischen Schriftstellers Heinrich von Bülow Werke Aufsehen zu machen begannen, war der Prinz einer der ersten, der ihn las. Er fällte über dessen Buch: Geist des neuen Kriegssystem ein sehr richtiges Urtheil, ein günstiges für den Verfasser. Darauf erschien dessen Werk: Der Feldzug 1800. Louis ließ den Schriftsteller zu sich und zum Essen bitten, sprach mit ihm über militairische Gegenstände, und fand in ihm einen gescheidten aber auch einen hypergenialen, immer

exaltirten Menschen. Er sagte ihm in's Gesicht, daß er ihn als Gelehrten achte, aber als Mensch in seinem Benehmen manches finde, das er nicht loben könne. Das nämliche sagte er zu andern Leuten.

Nun kam Bülow's famöses — vor der Hand letztes — Buch: Der Feldzug 1805, das ihn (wegen der vielen darin enthaltenen Bitterkeiten und Invectiven gegen mehrere Monarchen, angesehene Generale und überhaupt wider das preussische, russische und östreichische Militairsystem) in's Gefängniß und auf die Vestung brachte.

„Ja, ja" — urtheilte der Prinz, als er das Buch kopfschüttelnd gelesen: Ich habe es lange gesagt; Ich kenne den Menschen, er kommt mir vor, wie ein Donnerwetter, es geht Feuer daraus hervor, aber es führt auch immer viel Wind mit sich."

Das Buch selbst rechtfertigt dies Urtheil.

Louis tadelte einmal etwas in der preußischen Armee und setzte hinzu, diesen Fehler hätten vorlängst schon andre Leute entdeckt.

Doch — entgegnete man ihm — hat es bis jetzt noch kein bedeutender Mann geäußert.

„Das ist's eben" — sagte er — den Unbedeutenden glaubt man es nicht, und die Bedeutenden wissen oft nichts; darum aber sollten die Unbedeutenden, welche gescheidt sind, bedeutender gemacht werden."

Schon einmal war die Rede davon, daß er in den Kenntnissen seines Faches qua Soldat, nicht der letzte war; aber man weiß auch mit Gewißheit, daß er über ein großes Ganze, z. B. über die Streitkräfte einer oder der andern Potenz in Europa so absprach, daß der damit vertraute seinem Scharfblick, seinem durchaus gegründeten Urtheil volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Der Verfasser der vertrauten Briefe nimmt mit Gewißheit an, daß er den Krieg gegen Frankreich mit leidenschaftlicher Heftigkeit gewünscht habe; ich habe darüber schon früher gesprochen, und gesagt, daß er, seines Ruhms wegen, den Gedanken an Fehde mit Frankreich vielleicht leichthin gedacht und auch ausgesprochen habe. Wenn man aber deshalb mit den vertrauten Briefen annehmen wollte, daß Louis die Franzosen als Krieger geringe geschätzt, und den

Krieg gegen sie leicht genommen habe, so würde man sehr irren.

Hieher gehört eine seiner Aeußerungen, welche er kurz vor seinem Ausmarsch im vorigen Jahre im Hause eines Staabsoffiziers vom Regiment Gensd'armes, den er besuchte, laut werden ließ; sie gilt für den Belag meiner Meinung, daß Louis — wie auch schon früher bemerkt wurde — die französischen Krieger achtete, und den Krieg gegen sie wohl als ehrenvoll aber nicht als Spielwerk betrachtete.

„Wir sollen marschiren" — sagte er damals — „ich weiß nicht, ob hier Ehre für uns zu erjagen seyn wird, so wie nämlich die Sachen stehn. So sehr ich es wünschen muß, so wenig wage ich es zu hoffen, nur in der Voraussetzung, daß der König alles aufbieten wird, was einen glücklichen Erfolg verheißt, daß wir schnell handeln, daß, wie man sagt, ein Russisches Hülfscorps zu uns stößt, und wir mit Uebermacht agiren: nur in dieser Voraussetzung bin ich im Allgemeinen ruhig. Aber ganz wohl ist mir im Besondern nicht dabei, wenn ich höre, wie unsre jungen Herren Offiziere und die Soldaten von diesem Feldzuge reden, als ob unser Sieg unzweifelhaft wäre, als ob wir Laien in der Kriegskunst vor uns hätten.

Wie wenig kennen sie das französische Heer. Mit Meistern können sich nur Meister hoffnungsvoll messen, die Franzosen sind Meister in der Kriegskunst; ob wir es sind, muß sich erst ausmitteln. Zwar rede ich öffentlich nicht so zweifelnd von der Sache, um die Leute nicht zu entmuthen, ihnen nicht das Vertrauen zu nehmen. Das wäre Thorheit; aber ich denke ganz anders und wünsche herzlich, daß Jederman das Maximum seiner Pflicht erfülle: nur dann läßt sich ein gutes Resultat hoffen!"

Seine Geburt, sein Verhältniß gestattete ihm nicht, eine Gemahlinn, wie sein Herz sie wünschte, zu wählen, obgleich es wahrscheinlich sehr glücklich für ihn gewesen seyn würde, hätte er eine brave Gattinn gefunden; manches Ereigniß, das seine Einsamkeit und der Druck einer gewissen moralischen langen Weile hervorbrachte, wäre in seinem Nichts geblieben, er hätte manchen Kummer umgehen können, und manches vorschnelle Urtheil über ihn wäre nicht ausgesprochen worden.

Einigemale gedachte man an Partien für ihn. So wurde vor einigen Jahren von der Prin-

zessinn von Kurland als seiner Bestimmten gesprochen; aber bald hatte der Monarch, bald er selbst etwas dawider, und seine Vermählung unterblieb. Ewig allein zu seyn, das war für den Menschen mit warmem Herzen, mit flammmenvollem Blut unerträglich; er sehnte sich nach einer weiblichen Freundinn, und da das Schicksal ihm die Freuden einer glücklichen Ehe und das Verhältniß des Ehemannes versagte: so wählte er sich Freundinnen, mit denen er in näherer, traulicher Verbindung stand. Niemals aber hat er ein unschuldiges Mädchen verführt, nie eine Tugend seinem Gelüste geopfert, nie den Frieden einer glücklichen Ehe gestört. Trete Einer auf, dem ein solcher Fall bekannt ist, und strafe meine Behauptung Lügen.

Er liebte diese Personen wirklich, so lange das Schicksal dies Verhältniß begünstigte; er sorgte für sie, und hat in jeder Hinsicht so rechtlich an ihnen gehandelt, als es ihm möglich war.

Durch eine dieser Freundinnen, Demoiselle F. wurde er Vater zweier Söhne, die er mit der innigsten Vaterliebe, deren ein Mensch fähig ist, liebte. Vor seiner jetzigen letzten Abrei-

se nach Sachsen empfahl er die Kinder mit dringender Herzlichkeit der sorgsamen Obhut seiner geliebten Schwester, der Fürstinn v. Radzivil, und durch diese seinen verehrten Aeltern, mit so dringender Fürsorge, als habe die Ahnung seines Schicksales in seinem Innern geruht, als werde er seine Theuren nicht wiedersehen.

Und noch nicht genug, auch sein ehemaliger Kammerdiener, St. erhielt den Auftrag, in den Details für sie zu sorgen.

„Alter Freund" — sagte er zu diesem — „Du weißt, wie theuer sie mir sind: laß es Dir angelegen seyn, nach Möglichkeit ihr Bestes zu befördern, so, als ob ich gegenwärtig wäre. Habe ich doch so wenig, woran mein Herz hängt, bewahre mir dies und rechne auf meine ganze Dankbarkeit!"

(Die sorgsame Bitte und die Wünsche der väterlichen Treue sind nicht unerfüllt geblieben. Die verehrungswürdigen Aeltern des Prinzen nahmen nach seinem Tode diese ihre Enkel wohlwollend, bei sich auf, und sorgen für ihre bessere Zukunft.)

Als er in Thüringen bei der Armee eintraf, fand er einen hohen Muth in dem Corps. Dar-

über bezeigte er laut seine Freude. Man sang Kriegslieder, von denen alle öffentliche Blätter voll waren. „Es ist gut" — sagte er zu seinem Adjutanten, Herrn von Rostiz — „daß die Leute mit Freudigkeit an ihren Beruf gehn. Woher haben Sie die Kriegslieder?"

Aus dem Freimüthigen und dem Beobachter an der Spree; auch sind eigne Lieder zu diesem Zwecke geschrieben.

„Ja, ja" — bemerkte er — „unsre Barden sind jetzt recht tapfer hinter dem Schreibtisch; aber wenn sie einmal mitgehen sollten ins Feld, das Singen sollte ihnen vergehn. Da würde Statt finden was Gleim sagt:

„Sie singen laut im hohen Chor
„vom Tod für's Vaterland uns vor,
„doch, kommt ein einziger Husar,
„so läuft die ganze Barden-Schaar!"

Sein Tod.

Von diesem höchst traurigen Ereignisse weiß man so eigentlich wenig und dies wenige ist zur Zeit noch nicht ganz zu verbürgen, erst die Zukunft muß uns darüber aufklären; jetzt sind die Leute, welche bei der Katastrophe gegenwärtig

waren, entweder gefangen oder bei der Armee des Königs, ein großer Theil seiner Gefährten hat sein Schicksal getheilt. Er selbst verhinderte es, daß man jetzt noch nicht mehr von seinem Ende sagen kann, denn er sandte alles, was ihn sonst umgeben, entweder freiwillig von sich hinweg, oder verschickte es in Dienstgeschäften. So weiß man wenig zuverlässiges und muß sich mit Erzählungen von Leuten begnügen, die nicht zu entfernt waren, oder zugegen gewesen seyn wollen, ohne daß man jedoch weiß, ob Wahrheitsliebe ihre Aussagen leitet. Die Zukunft also muß berichtigen; ich schreibe nieder, was ich da, oder dorther erfuhr.

Bekanntlich übernahm Louis das Commando der Hohenlohischen Avantgarde; sein Quartier befand sich in Rudolstadt, wo er im Schlosse des Fürsten von Schwarzburg Rudolstadt wohnte und sehr gastfreundlich aufgenommen war.

Der Capellmeister Dussek, welcher ihn immer begleitet hatte, war ihm auch hieher gefolgt, um dem Prinzen die Pausen, welche im Treiben seiner militairischen Laufbahn entstanden, mit seiner Lieblingsunterhaltung, (Musik) auszufüllen.

Er war und blieb immer der heitre, frohsinnige Mensch, wie man ihn von jeher gekannt hatte, bis zum siebenten October; aber an diesem Tage endete sein Frohsinn. Ueber die Urgründe dieser Verwandlung liegt der Schleier des Geheimnisses noch bis daher ausgebreitet; was darüber bekannt ist, stehe hier.

Am siebenten October gab der Fürst Hohenlohe dem Prinzen einen Besuch, der beinahe zwei Stunden währte und bei dem beide ganz allein waren.

Bei dieser einsamen Unterredung ging eine Totalveränderung mit Louis vor. Munter ging er in das Zimmer zu dem Besucher; düster trat er daraus zurück und blieb es bis zu seiner Todesstunde. Er war nicht mehr kenntlich; sein sonst offner Feuerblick ruhte jetzt oft und lange düster am Boden, ein gewisser Gram, ein geheimer Kummer lag in seinem Antlitz, seine Neigung für die gewohnte Beschäftigung, sein ganzer Frohsinn war verloren, eine finstere Laune hatte ihn ergriffen. Er ging jetzt, was er vordem nie gethan, lange schweigend und Grillenbrütend auf und ab.

Das währte so durch 24 Stunden fort. Jetzt griff er wieder zur Musik, aber sein Thun

hatte den Charakter einer gewissen Schwermuth angenommen, er war nicht mehr der Alte.

Theilnehmend suchten seine Umgebungen die Ursache seiner Stimmung zu erfahren; aber er schwieg.

Einmal, als er mitten in der Exekutirung einer musikalischen Piece inne hielt und vor sich hin starrte, fragte der Musiker Dussek ihn wieder um den Grund seines Kummers.

Ich kenne Eure Königl. Hoheit nicht mehr, seit der Fürst Hohenlohe bei Ihnen war.

„Er hat mir manches gesagt" erwiederte er.

Capellmeister. Mein Prinz, beruhigen Sie sich. Warum verbittern Sie sich das Leben? Sonst war das Ihre Sache nicht.

Louis. Ach, es steht schlecht mit uns, schlecht mit der ganzen Preußischen Armee: ich halte sie für verloren.

Capellmeister. Unmöglich.

Louis. Scheinbar gewiß; aber ich werde unsern Fall nicht überleben! Ich werde handeln! Und nun kein Wort mehr davon.

Noch spielte er an diesem Tage, von Dussek akkompagnirt; aber sein Spiel trug das Gepräge der Befangenheit, der Trauer. Nur das Adagio war sein Thema, oder er phantasirte

allein in wilden brausenden Akkorden oder in schmelzenden Harmonien, die sich aber immer wieder in rauschende Klänge auflöseten.

Der 9te October erschien. Schon plänkelten die beiderseitigen Vorposten. Der Prinz erhielt die dreifache Nachricht, daß das Tauenzienſche Corps bereits engagirt gewesen sey und sich durchgeschlagen habe, daß bereits einige seiner Schildwachten von französischen Tirailleurs weggeschossen wären, und daß er am morgenden Tage, am 10ten vom Feinde angegriffen werden sollte.

Alles dies zusammengenommen wirkte, bei seiner jetzigen Stimmung sehr lebhaft auf ihn.

„Mit dem Angreifen werde ich ihnen zuvorkommen" — beschloß er — „und so zugleich den Schildwacht-Neckereien ein Ende machen. Am 10ten sehr früh, ging er nach Saalfeld hinüber zu der Vorpostenkette. Er war von seinen Adjutanten, v. Nostiz, v. Möllendorf und v. Kleist begleitet. Der Capellmeister Duſſek und verschiedene seiner Leute hatten darauf gerechnet, ihm zu folgen; aber er wies sie zurück und verordnete, daß sie in Rudolſtadt bei seiner Equipage bleiben sollten. Dringend bat besonders ein Chirurgus, der sich in seinen Diensten befand, mit ihm gehn zu dürfen; aber er behauptete, er brauche ihn nicht, hieß ihn ernstlich zurückbleiben und

und nahm nur den Stallmeister Posert und einen Reitknecht mit.

Da saß er zu Pferde und wollte fort; noch einmal sah er zurück nach Duſſek, der zu ihm eilte; er sah diesen mit einem Blick an, als nehme er auf ewig Abschied von ihm, rief dann mit einem wunderbar gepreßten Tone: „Adieu!" und sprengte fort.

In der Gegend von Schlaiz traf man auf den Feind. Die Adjutanten folgten dem Prinzen. Die französischen Kanonen begannen zu donnern, Louis sah sich um; einer der Begleiter schien verändert. „Nun, nun!" — sagte er lächelnd, in dem er jenen bei seinem Namen nannte: „Nicht blaß geworden, nicht gezittert: was soll sonst später werden?"

Er sollte die Brücke von Saalfeld vertheidigen und dem jenseits stehenden Feinde den Uebergang wehren; er meinte dies am besten zu leisten, wenn er den Feind angriffe und ihn so weit als immer möglich davon zurücktriebe. So besetzte er die Brücke nur schwach, ging mit seinem ganzen Corps 6- bis 7000 Mann stark hinüber, und griff, Morgens um halb Neun Uhr die Franzosen an, welche er ungefähr auf 5 bis 6000 Mann schätzte. Der Feind wich der Wuth seines Angriffes, aber nur auf eine geringe Strecke, bis er sich an das Corps des Marschalls

Soult anlehnte, von dessen erfolgter Ankunft auf diesem Punkt der Prinz keine Kenntniß hatte. Er ward gedrängt, aber er wich nicht, und sprach seinen Gefährten Muth ein. Als er sich von der Stärke des Feindes — der 30,000 Mann stark war — überzeugt hatte, sandte er seine Adjutanten fort zum Fürsten Hohenlohe, und ließ Succurs fordern. Nostiz war bereits verwundet; er selbst hatte eine Blessur am linken Arme.

Er kannte die Wichtigkeit des Passes, den er vertheidigen sollte, und so setzte er der französischen Tapferkeit lebhaften Widerstand entgegen. Heftig drängte er immer vor. Seine Preußen sanken, Leiche reihte sich an Leiche. Jetzt sah er sich vom Feinde umgeben, mehrfach verwundet; er stand, durch vielfache Uebermacht besiegt, an der Wahl, in Kriegsgefangenschaft zu gerathen, oder mit Ruhm bedeckt zu fallen.

Ein Anderer hätte wahrscheinlich das erstere gewählt; aber er hätte nicht der nämliche Louis seyn müssen, welcher bei Mainz der Erste in der französischen Schanze war, der den Oestreichischen Gemeinen unter dichtem Kugelregen vom Schlachtfelde trug, der so glühend an der Ehre seines Hauses hing, der so fest, selbstständig und würdig stolz seinen Weg ging.

Er zweifelte nicht in der Wahl; für ihn war nur das Eine: der Tod auf dem Bette der Ehre.

Aus neun Wunden strömte bereits das Herzblut des Helden. Er wich nicht und suchte sich theuer zu verkaufen.

Seine rechte Hand war gelähmt. Er konnte nicht mehr fechten, er konnte nur noch seine Krieger bitten, nicht zu weichen.

Pardon! riefen ihm die Feinde zu, welche seinen Muth ehrten und gern das Aeußerste vermeiden wollten.

„Zur Hölle mit dem Pardon" — rief er — „Vorwärts, Kinder!"

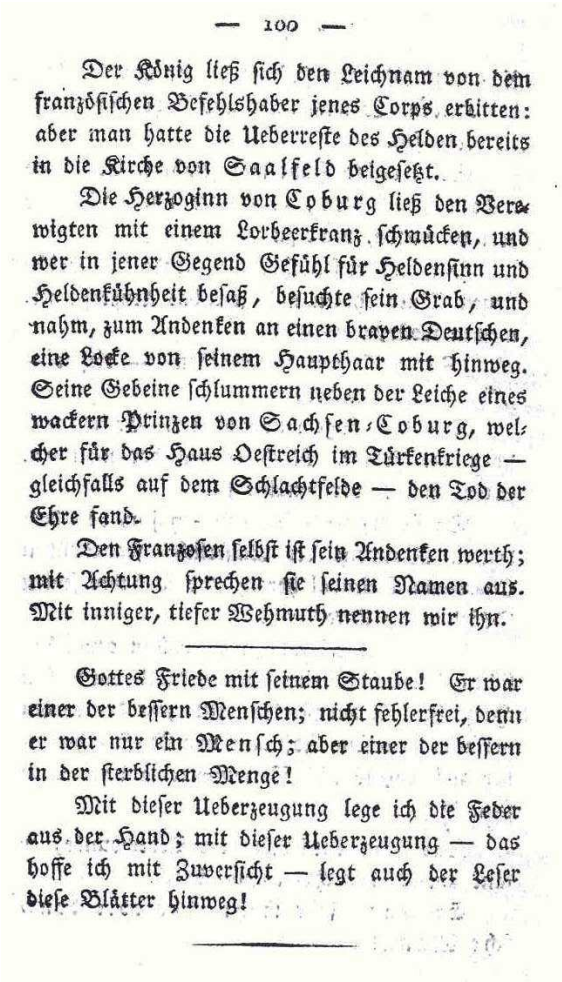
Das Gedränge wurde dichter. Er kam zwischen die Feinde. Noch einmal bot man ihm Schonung, er verschmähte sie.

Da sprengte ein Sergeant-major, von dem dritten Regiment der Kaiserlich-französischen Chasseurs à cheval heran, und stieß ihm seinen Säbel in die linke Brust.

Zum Ueberfluß fuhr auch noch in dem nämlichen Augenblick eine Gewehrkugel durch sein Herz. Zu spät zur Rettung eilte jetzt der vorhin versandt gewesene Adjutant von Nostiz herbei, der zwiefach tödtlich Verwundete sank leblos in seine Arme.

Das Blut entströmte der Todeswunde, er sank zurück, das Heldenauge brach.

Er war nicht mehr, der edle deutsche Mann!



— 100 —

Der König ließ sich den Leichnam von dem französischen Befehlshaber jenes Corps erbitten: aber man hatte die Ueberreste des Helden bereits in die Kirche von Saalfeld beigesetzt.

Die Herzoginn von Coburg ließ den Verewigten mit einem Lorbeerkranz schmücken, und wer in jener Gegend Gefühl für Heldensinn und Heldenkühnheit besaß, besuchte sein Grab, und nahm, zum Andenken an einen braven Deutschen, eine Locke von seinem Haupthaar mit hinweg. Seine Gebeine schlummern neben der Leiche eines wackern Prinzen von Sachsen-Coburg, welcher für das Haus Oestreich im Türkenkriege — gleichfalls auf dem Schlachtfelde — den Tod der Ehre fand.

Den Franzosen selbst ist sein Andenken werth; mit Achtung sprechen sie seinen Namen aus. Mit inniger, tiefer Wehmuth nennen wir ihn.

Gottes Friede mit seinem Staube! Er war einer der bessern Menschen; nicht fehlerfrei, denn er war nur ein Mensch; aber einer der bessern in der sterblichen Menge!

Mit dieser Ueberzeugung lege ich die Feder aus der Hand; mit dieser Ueberzeugung — das hoffe ich mit Zuversicht — legt auch der Leser diese Blätter hinweg!

So-weit also dieses schon 1807 (- also 1 Jahr nach LFs Tod -) erschienene Buch. -- Unseren Helden bitte nicht verwechseln mit Louis-Ferdinand-Victor-Eduard-Adalbert-Michael-Hubertus Prinz von Preußen, (* 9. November 1907 in Potsdam; † 25. September 1994 in Bremen); dieser war seit 1933 deutscher und preußischer Thronprätendent, von 1951 bis zu seinem Tod 1994 Chef des Hauses Hohenzollern und der zweitälteste Sohn des Kronprinzen Wilhelm des „Deutschen Reiches und von Preußen“ und seiner Gemahlin Cecilie Herzogin zu Mecklenburg-Schwerin. Louis-Ferdinand ist wie sein berühmter Namensgeber Prinz Louis Ferdinand von Preußen auch als Komponist mit eigenen Werken hervorgetreten, so beispielsweise dem Glockenspiel für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin und dem Fridericus-Rex-Gedenkmarsch. Vor allem vertonte er deutsche Gedichte des 19. Jahrhunderts aus der Zeit der Romantik. Seine Kinder: Dr. Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen (* 10. Februar 1939), Michael Prinz von Preußen (* 22. März 1940), Marie-Cécile Prinzessin von Preußen (* 28. Mai 1942), Kira Prinzessin von Preußen (* 27. Juni 1943; † 10. Januar 2004), Louis-Ferdinand-Oskar von Preußen (* 25. August 1944; † 11. Juli 1977 (- wieder ein „LF“: Louis Ferdinand Oskar Prinz von Preußen, zur Unterscheidung von seinem gleichnamigen Vater Louis Ferdinand jr. genannt (* 25. August 1944 Golzow, Mark Brandenburg; † 11. Juli 1977 in Bremen), war als „Louis Ferdinand jr. („Lulu“)“ das fünfte von sieben Kindern von Louis Ferdinand sen. und seiner Gemahlin Kira, geboren als Großfürstin von Russland. Seine Geburt auf dem Gut Golzow (die Familie war kurz zuvor vom westpreußischen Gut Cadinen hierhingezogen) erfolgte wenige Wochen nach dem Attentat des 20. Juli 1944 auf Hitler, wobei auch der Vater von Louis Ferdinand jr. der Mitwisserschaft verdächtigt und entsprechend verhört wurde, ohne dass ihm jedoch eine Teilnahme an der Verschwörung nachgewiesen werden konnte.)), Christian-Sigismund Prinz von Preußen (* 14. März 1946) und Xenia Prinzessin von Preußen (* 9. Dezember 1949; † 18. Januar 1992). -- Als Kind besuchte ich um 1965 den Klavierunterricht in der Musikschule zu SAALFELD an der Saale;

auf der Fahrt im Omnibus fiel mir jedes Mal hinter Rudolstadt-Schwarza ein seltsames, wie „drohendes“ Denkmal am Wegrand auf…; tief prägte sich das merkwürdig unheimliche Monument (- so (zwar schöne, aber) „un-thüringische“ Architektur in Thüringen!?… -) in meine jugendliche Seele ein! - - - Ernst Poseck schreibt in „Louis Ferdinand Prinz von Preußen“: „…im Spielzimmer saß der 76jährige Ferdinand noch über seinen Karten. Louis und seine Schwester beobachteten ihren Vater aus einer Fensternische. Seit mehr als 50 Jahren hatte man dem alten Herrn den baldigen Tod geweissagt, und nun hatte er alle seine Geschwister überlebt! Dürr und faltig lehnte er dort vor ihnen im Sessel. Er war der Letzte, der eine Partie aufgab. Zäh verteidigte er jeden Funken Leben in sich; es konnte noch lange dauern, bis es dahin kam, daß er kapitulieren mußte. Starr wie ein Prinzip war er, wie alle seine kleinen Prinzipien, die er wie Götter verehrte. Endlich war die letzte Karte ausgespielt; er legte sie auf den Tisch und erhob sich. Gebückt schritt er an seinen Kindern vorbei aus dem Zimmer. Louis und seine Mutter schlossen sich an. Nach einer Viertelstunde kamen sie wieder. Der alte Mann fürchtete schmerzliche Eindrücke, wie alles, was ihn aufregen konnte. Dies’mal war es nicht zu vermeiden gewesen, er hatte sogar eine tiefe Rührung nicht unterdrücken können. In der Besorgnis, ihm zu schaden, hatte Prinzessin Ferdinand ihren Sohn nach einigen Minuten fortgezogen; sie war ebenso ergriffen wie Louis. In Luises Zimmer wartete der angefangene Brief an die Königin darauf, beendet zu werden. Louis tat es und reichte ihn seiner Schwester. Er hatte noch einmal alle Besorgnisse, die ihn in dieser Stunde für das Geschick Preußens erfüllten, zusammengefaßt und versucht, der Königin seinen vergeblichen und soviel Staub aufwirbelnden Schritt ruhig zu erklären und seine Freunde, deren Namen unter dem Papier gestanden hatten, in Schutz zu nehmen. Der Schluß klang in die Worte aus: „…ich werde mein Blut für den König und für mein Vaterland vergießen, ohne jedoch einen Augenblick zu hoffen, es zu retten…“; Luise übernahm es, den Brief Frau von Berg einzuhändigen, damit sie ihn der Königin gebe. Er blieb unbeantwortet. Louis eilte zu seinen Kindern und zu Pauline; seine Schwester wartete auf seine Rückkehr. Um 3 Uhr hörte sie seinen Wagen vorfahren. Erschüttert und traurig stand Louis vor ihr, die Aufregungen der letzten Stunden hatten sich tief in sein Gesicht eingegraben. „…ich sehe noch seine edlen Züge, denen der schmerzliche Ausdruck etwas so Rührendes verlieh…“ erzählt sie. „…ich umarmte ihn zum letztenmal. Ja, zum letztenmal, das fühlte ich! Er litt nicht, daß ich ihn hinunterbegleitete. Mein Mann brachte ihn an den Wagen, und er fuhr davon, um nimmer zurückzukehren…“; kurz vor seiner Abreise hatte er noch einen anderen Brief geschrieben, eine Antwort an den Obersten Massenbach. Dieser war längst nicht mehr sein Ideal, weder politisch noch militärisch. Louis hatte sich ja dem Obersten Phull zugewandt, der mit Jenem in einem dauernden Zwist lebte. Massenbach war, wie Louis erkannte, immer mehr Bürosoldat geworden, behutsam, kleinlich, genau; doch jetzt brach wieder der alte kameradschaftliche Geist durch und hatte die Oberhand, und weiter kam es Louis darauf an, den Letzten heranzuholen. Der Oberst hatte sich freiwillig eingefunden und sich zu Louis' Partei erklärt. Auch Massenbach war fürs Hauptquartier bestimmt, man mußte mit ihm dort zusammenarbeiten, und Louis wollte, daß nur ein Geist in diesem Hauptquartier herrschen sollte: Einigkeit in dem obersten Prinzip militärischer Führung: das Vaterland vor dem Untergang zu retten. Der, der hätte reden, aufpeitschen müssen, der König, hüllte sich in ein lähmendes Schweigen. Als lohnte es nicht, über die Dinge zu reden, die man jetzt verteidigen wollte! Die Kriegführung ist keine bloße Maschinerie, die von selbst arbeitet. Kriege führt man mit Menschen, Ideen und Zielen. Gerade über diese war so viel zu sagen, daß der Mund jedes ehrlichen Mannes hätte überlaufen können. Als wolle er noch einmal alle seine Gedanken auf den einen Punkt sammeln und aussprechen. nachdem Stück für Stück von ihm abgefallen war, was sein Einzelwesen und Schicksal ausmachte, als wolle er den Gedanken „Staat & Vaterland“ allen, die er hinter sich ließ, noch einmal wie ein Vermächtnis einhämmern, so hatte er an diesem Brief geschrieben, in letzter Prägung nocheinmal zusammenraffend, was diese Zeit in ihm und an ihm gearbeitet, gesündigt, geklärt hatte. So

war es ein langer Brief geworden, unendlich fern aller Rücksicht und Bedachtsamkeit auf Liebgewordenes, persönliches Glück oder Unglück. Wäre er der König eines Landes gewesen, so hätte man diesen Brief sein politisches Testament genannt. In einem Zuge überflog er noch einmal Gewesenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, saß zu Stuhle über den Geist, der das Große verdarb, das Kräftige ersticken wollte, den er „eine traurige Folge der Erziehung und der auf Selbstsucht und Indifferenz hinwirkenden Philosophie“ nennt. Er kannte und erkannte ihn in seiner ganzen Schalheit, er hatte selbst durch die Zwitterhaftigkeit dieses Subjektivismus und Individualismus hindurchgemußt und redete daher als Erfahrener. In diesem Briefe stellt er seine eigne Zeit dar mit allen ihren Widersprüchen und Halbheiten, ihrem Eigennutz, ihrer Prinzipien- und Charakterlosigkeit. „Wir haben keine Regierungsform, kein Gouvernement!“ lautet seine Anklage. „Friedrich II., der mit aller Kraft eines allumfassenden Geistes durch sich selbst regierte, dem kein Zweig der Verfassung unbekannt war, der über jeden derselben sich mit seinen Ministern unterhielt und bei dem die Kabinettsräte nur Werkzeuge seines Willens waren, hinterließ seinen Nachfolgern nicht.seinen großen Geist, der alle Teile der Verwaltung in einem gemeinsamen Brennpunkt vereinte, nur durch sich selbst wirkte und dem Staat das innere Leben gab, das er so bald nach seinem Tode verlor.“; das war das letzte Bekenntnis, das er abzulegen hatte, die letzte Erkenntnis; die große Abrechnung mit den verantwortungslos Führenden der Feder, des Worts, der Tat. Daß es nicht ein schwacher Prophet, sondern ein Könner und zur Gestaltung Berufener sprach, den man in Fesseln geschlagen, dem man die Wirksamkeit versagt und künstlich entzogen hatte, deutet noch einmal die Tragik, die der Anteil dieses Mannes im Leben war. Und ihn hatten alle diese Halbintelligenzen einen Liberalisten genannt, in des Wortes ganzer Verschwommenheit, und ihn nur deshalb gerühmt; genau so, wie dieselben Geister 70 Jahre zuvor ihr eignes schwungloses Denken in seinem großen Onkel verkörpert zu sehen vermeinten und sich getäuscht hatten. „Sehr glücklich bin ich…“ schließt er den Brief „…die Hoffnung zu haben, entweder die Schlesische Armee zu kommandieren oder unter dem Prinzen Hohenlohe zu stehen. In beiden Fällen werde ich gewiß weder Ihre Erwartungen noch die der Armee täuschen. Ich erwarte stets von Ihnen ein einfaches Darstellen der Wahrheit. Mein Herz und mein Verstand sind gemacht, diese zu hören und zu schätzen und alle Pflichten zu fühlen, die die jetzigen Umstände einem Neffen Friedrichs auferlegen. Bald sehen wir uns. So lange also leben Sie wohl. Den 6. bin ich in Dresden.“; er traf schon am 5. dort ein. Es wimmelte von Offizieren, Truppen, Ausländern und Zuguckern, „für politische Märtyrer ein Zufluchtsort, für andere ein Beobachtungspunkt“, nennt der von diesem Getümmel heimatloser Weltenbummler, gelangweilter Frauen und neuigkeitslüsterner Salonlöwen verwirrte junge Kavallerieadjutant des Prinzen diesen Haufen. Auch Gentz hatte sich bereits „gemächlich eingerichtet“. Er wedelte unaufhörlich in stolzem Selbstbewußtsein um seinen hohen Freund herum, der nicht viel mehr von ihm hielt. „…sein Verstand und Wesen hat nur zwei Tendenzen…“, urteilte Louis jetzt uber ihn, „…erst die alte, nämlich antifranzösische, die sich in Memoiren aushaucht, zweitens die sozial-vornehme, die er ebenso befriedigt, indem er zu dieser und jener Frau aus Wien oder Petersburg hingeht und Visiten macht…“; die sächsischen Truppen fochten auf preußischer Seite - das war in vorletzter Minute noch erreicht worden; bei der Schnelligkeit, mit der die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen geführt worden waren, mußte manches ungeklärt bleiben. Sehr rasch entschied es sich indessen, daß Louis kein führendes Kommando über irgendeinen großen Armeeteil, sondern nur das bescheidene über die preußisch-sächsische Avantgarde haben sollte. Nostitz, zwar unerfahren, aber ein guter Einfühler, redet von der „erzwungenen Zusammenstellung“, von der „künstlichen Haltung“ dieser Truppen, und Louis bekennt darüber selbst in seinem Feldtagebuch: „…was in diesem Augenblick ein Grund sein könnte, selbst die kleinste Schlappe oder eine Rückzugsbewegung zu fürchten, ist die Wirkung, die davon auf den Geist und die Meinung der Armee ausgehen könnte. Alles das würde weniger besorgt machen, wenn es nicht sicher wäre, daß bei uns Geist und Energie nicht von oben

kommen, sondern daß sie das dürftige Willensprodukt besoldeter Leute, der Dringlichkeit und des kriegerischen Geistes der Armee sind … Man redet weder zum Volke noch zur Armee, während unsere Feinde sicher kein Mittel ungenutzt lassen werden … Die Übel, die aus der Schwäche der Regierung oder vielmehr aus dem Geiste des Kabinetts entstehen, machen sich bereits überall bemerkbar. Der Wunsch nach Frieden, der sie antrieb, alles zu hemmen, hat sich nur zu sehr den Untergebenen mitgeteilt. Der Krieg war weniger eine Sache des Willens als die Wirkung des Hingerissenseins, das Ergebnis einmal getroffener Maßregeln, denen andre hätten folgen müssen. Darum wurde also nicht vorgesorgt, nichts berechnet, daher die vielen halben Maßregeln mit kleinen Gesichtspunkten, kleinlichen Knausereien. Daher kommt es, daß im Augenblick des Losschlagens es bei der zweiten Mobilmachung der Artillerie hapert und wir nur eine Ambulanz für 200 Verwundete oder Kranke haben. So zerstört man den guten Geist!...“; der Zug der über die Elbbrücke an ihre Bestimmungsorte marschierenden preußischen Regimenter war unübersehbar; er bewegte sich nach dem Erzgebirge. Louis ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, aufzumuntern und anzuspornen, und wenn er den Truppenmassen entgegenritt, so ging schon von seiner eindrucksvollen Kriegergestalt jener Geist des trotzigen Willens, Muts und und Widerstandes aus, der Männer packt und befeuert. Auf seiner Brust trug er ein Medaillonbild der Geliebten. Der Abschied von ihr hatte schmerzhafte Eindrücke hinterlassen. Die alten Gespenster des Zweifels waren wieder hervorgekrochen, als sie sich zum letztenmal gegenübergestanden hatten. Plötzlich war ihm der Gedanke gekommen, als stehe diese Frau schon weit ab von ihm, sie, um deren Herz er gekämpft hatte, damit es aus der Starre aufwache, um wieder zu leben. War alles umsonst gewesen und es doch wahr, was einst ein alter Freund des Prinzen Heinrich über die damals Siebzehnjährige ausgesagt hatte: sie liebe nur die Luft und werde nie eine andre Liebe kennen? Sollte ihre Ehe mit Wiesel doch nicht nur ein schlechtes Spiel des Zufalls gewesen sein, sondern Öde die Öde des Anderen gesucht und gefunden haben? Warum schied sie sich denn nicht von diesem Manne, den sie mit Worten höhnte? Was kettete sie denn noch so schicksalsbestimmend an ihn, dessen menschlicher Bankerott ihr doch offenbar war? Liebte sie ihn, der Verzweifeltes für diese Liebe getan hatte, nicht so, wie er sie, daß sie festere Bindungen an ihn scheuen mußte? Er hatte sie glücklich, selig, zufrieden gehofft; sie schien es ja auch zu sein. Aber fragte er sie dann einmal danach, wie beim Abschiede, antwortete sie ihm: „Ein schönes Glück, was ich genieße!“; so durfte es nicht bleiben, mit solchen Zweifeln konnte er nicht leben, jetzt, wo er alles weggegeben hatte, was Ruhe war und Bestand hätte haben können, Jette, seine Kinder, alles, was ans Leben band. Er hatte es beiseite getan, um diese mit Zweifeln und Nöten erkaufte Liebe zu festigen. War er einem Phantom nachgejagt und ein Opfer seiner eignen Einbildung geworden? „Liebe, die ich unbegreiflich liebe, daß es einmal bei so heftiger Liebe, bei keinem großen Glück in der Welt nicht möglich ist, ruhig, ganz ruhig zu sein, das ist gewiß“, schrieb er ihr, „mir fällt bei der Ruhe immer ein, was ein liebendes Weib zu demjenigen sagte, den sie nachher wiedersah…: „…wo sind die seligen Zeiten, wo wir so unglücklich waren?…“ – o Pauline: wenn du auch zuweilen im Zorn sagtest: „…ein schönes Glück, was ich genieße…“ – könntest du mich vergessen?“; für sie, zum ständigen Gedenken, ließ er in Dresden nun noch einmal sein Bild von Grassis Meisterhand malen, dasausdrucksvollste, schönste von allen. Am 19. September abends kam Pauline mit seinem Knaben und zwei Dienstboten an. Louis hatte für sie im Hotel „Stadt Berlin“ Zimmer bestellt; er selbst wohnte in der Frauengasse, im Pfinzingerschen Hause. Diese drei Tage des letzten Zusammenseins waren nun erst der rechte Abschied, so wie ihn sich Louis ersehnt hatte. „Noch immer steht Dein Bild vor meinen Augen“, schrieb er ihr in Erinnerung daran, „Dein Schmerz, Deine Tränen, o nimmer, nimmer werde ich sie vergessen! - Arme, liebe Pauline, ewig sind meine Gedanken bei Dir, mit Dir gewesen; jeden Augenblick suchte ich Dir zu folgen, bis zu Deiner Ankunft in Berlin - - Du engelhafte Pauline, unendlich schwer war es, Dich zu erziehen und Dich nicht zu verderben, alles Schöne, alle Kraft, die in Deinem Wesen liegt, zu entwickeln!“; „…hätte Louis mich wohl noch geändert?“ wird

Pauline zwei Jahre später sich fragen. - „Der Krieg! – Du Krieger, Du Jäger, Du Musikus! Soviel geht mir ab, Louis – und dann erst kommt die Liebe…“, schrieb sie ihm nach ihrer Rückkehr. „Nein, Louis, erst die Liebe und dann das übrige - bei mir fällt keine Teilung vor, ich liebe nur Dich allein auf der Welt! Du hast alles in mir getötet; ich weiß nicht, ob mich das glücklich machen soll oder ob es nicht vielleicht besser wäre, es wäre anders. Nein, Louis, es kann nun mal nicht anders sein… Lebe wohl, meine Gedanken folgen Dir, ich bin ewig bei Dir, könnte mein Geist es Dich nur auf irgendeine Art wissen machen! Jeden Deiner Leute beneide ich, die das Glück haben, Dich zu sehen. - Ach, Louis, warum dieses ewige Entsagen in diesem Leben, in diesem kurzen Leben, warum bin ich nicht mit Dir! - Aus lauter Gründen, die tausendmal schwächer sind als meine Liebe zu Dir, als das Glück, das es mir machen würde, bei Dir, in Deiner Nähe zu sein. - Ach, Louis, ich muß schließen, aber wahrhaftig, recht traurig, recht bewegt. Alles ist anders, als man glaubt, als man denkt… Louis, eine, eine Stunde nur küssen…“; während sich seine Avantgarde nach Chemnitz in Marsch setzte und Nostitz mit der Feldausrüstung der Truppe folgte, machte Louis einen Ritt ins Böhmische hinüber, um einer Jagdeinladung des Fürsten Lobkowitz nach Eisenberg Folge zu leisten und seine österreichischen Freunde zu sehen, die dort auf ihn warteten. Man jagte auf Sauen; unversehens wurde Louis von einem verwundeten Eber angenommen, mit dem er in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt war, aus dem er sich schließlich zum Verwundern der übrigen Gesellschaft ohne Verletzung nur durch seine Gewandtheit und Kraft befreite. Er hatte das Tier erlegt; einer der größten Eber, die man auf der Eisenbergschen Herrschaft bis dahin gejagt hatte. Louis brachte, als er in Öderan bei seiner Brigade eintraf, ein neues englisches Pferd mit, das ihm Fürst Schwarzenberg verkauft hatte; „…eins der schönsten und edelsten Rassepferde, dessen Schnelligkeit jedoch seinen neuen Herrn kurze Zeit darauf nicht vom Tode retten konnte…“, erzählt Nostitz. Je weiter man kam, desto kriegsähnlicher wurde es, „…mehr Truppen, engere Quartiere, viele Generale, Ordres und Dispositionen…“. Am 27. hatte man Chemnitz erreicht. „Ich erhielt militärische Übersichten“, vermerkt Louis in sein Tagebuch, „nach denen sich unsre Armee mehr rechts halten wird; links hat man ein Korps unter Tauentzien ... gebildet. Dieses Korps müßte bei Hof stehenbleiben, um durch Demonstrationen die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken. Am 4. oder 5. Oktober wird sich die Avantgarde bei Orlamünde bilden. Es scheint die Absicht des Fürsten Hohenlohe zu sein, sie immer in der Entfernung eines Tagemarschs von der Armee zu halten... Dann wird man auf Hildburghausen zu marschieren, und am 10. oder 11. könnte ich in Römhild sein, Königshofen gegenüber, einer kleinen Festung im Würzburgischen, die man instand zu setzen und zu verstärken sucht … Die Franzosen versammeln sich in Bamberg, General LeFèvre bei Schweinfurt, General Rüchel wird zu gleicher Zeit auf der Höhe von Hünfeld, und die Avantgarde der königlichen Armee, die den Thüringer Wald in vier Kolonnen durchschreiten wird, auf der Höhe von Maßfeld vor Meiningen sein…“; am 17. September war Napoleons Forderung einer sofortigen Demobilisierung des preußischen Heeres in Berlin bekanntgeworden; am 15. aber kannte man im französischen Hauptquartier bereits die Operationsbasis des neuen Krieges, wußte schon, wo die Entscheidung fallen dürfte, das „Marengo“ der Preußen: zwischen Naumburg und Jena. Am Tage von Louis' Ankunft in Chemnitz war Napoleon in Mainz, vier Tage später bereits in Bamberg. Der preußische Aufmarschplan wurde geändert; aber er war falsch: die Hauptarmee stand zu weit nordwestlich; sie hätte da stehen müssen, wo die Avantgarden jetzt vorgeschoben wurden. Louis war nicht erbaut von den neuen Befehlen, die er in Chemnitz erhielt. „Ich hätte gewünscht, daß man sich nicht so weit nach rechts aufstellte“, erkannte er sofort richtig, „erstens, weil, wenn wir uns mehr links hielten, wir die Möglichkeit hätten, Tauentzien zu Hilfe zu eilen, wenn etwa die Franzosen, ohne länger zu zögern, sich auf ihn werfen sollten“, bemerkte er in sein Tagebuch. „Außerdem werden wir dadurch, daß wir uns in zu großer Masse nach rechts wenden, zu früh das strategische Ziel verraten…“; „…der Prinz war sehr bestürzt über diese Veränderung!“, erinnert sich Nostitz, „Doch immer verschlossener

werdend, erheiterte er sich nur scheinbar oder gewaltsam, zur Täuschung für die, die ihn nicht kannten…“; „…gottlob ist der Prinz ungemein wohl“, teilte der Kammerdiener des Prinzen Ferdinand, Ludwig Uhde, der Louis ins Feld gefolgt war, einem Berliner Kollegen mit. „Er scheint in den Aussichten zum Kriege immer mehr an Frohsinn und Gesundheit zu gewinnen. Wenn wir den Feind im Auge haben, kaufe ich mir ein Pferd, um meinen Herrn nie verlassen zu müssen, denn ich behaupte, daß in einem Augenblick der Not zwei treue Arme nie zurückzuweisen sind.“; so liebten ihn diese einfachen Menschen alle. „Ich kann nicht ohne lebhafte Ergriffenheit an die sich nähernden Augenblicke und an den Kampf denken, der sich vorbereitet“, schrieb Louis selbst am 27. September noch einmal aus Oederan bei Chemnitz an die Schwester. Der Marsch ging nun durchs Vogtland. Am 29. September war Louis in der kleinen Stadt Penig. Er fand Nachrichten von Tauentzien, dessen vorgeschobenes Korps den Feind beobachtete. Am 30. langte Louis in Altenburg an. „Ich schicke einen Brief des Königs an den Kurfürsten, um ihn zu bestimmen, seine Truppen zur Offensive mit den unsern zu vereinen.“, notierte er sich. „Diese Maßregel ist verspätet und hätte früher getroffen werden müssen, Der Brief selbst war gut, entschlossen und offen.“; am 1. Oktober war er in Gera. „Von allen Seiten Neuigkeiten. Zusammenziehen der Franzosen. Es scheint sogar, daß sie versuchen, uns bei der Besetzung der Pässe des Thüringer Waldes zuvorzukommen, schrieb er in sein Feldtagebuch. „Wir marschieren immer in engen Kantonnements, ohne geschlossene Divisionen oder Unterabteilungen, die es ermöglichten, eine gewisse Anzahl von Truppen zusammenzuschließen. Trotzdem wir leicht gewärtig sein können, daß die Feinde die Initiative ergreifen, indem sie auf der Linken eine Bewegung machen, scheinen dennoch alle einlaufenden Nachrichten uns zu verwundern…“. „Er machte alle Märsche zu Pferde“, berichtet Nostitz, „allein mit mir und seinem Leibjäger. So kamen … wir in Jena an. Einen täglichen Scherz erlebten wir unterwegs mit den Sachsen, welche den Prinzen im Spencer, ohne Stern und Orden, nur für einen Leutnant ansahen und sich einige Male an uns anschlossen, um ins Hauptquartier nach Befehl zu reiten, wohin, wie sie glaubten, uns gleiche Absicht führe. Ein andermal erkannten uns Kommandeurs, die auf der Straße mit ihren Regimentern marschierten, und ließen gleich die Janitscharen anstimmen. Von diesen faßte einer des Prinzen Pferd einst ungestüm am Zügel und schrie ihn grob an, weil der Prinz im Vorbeireiten die Musikanten aus dem Takt gebracht hatte; und doch geschah der ganze Musiklärm ihm zu Ehren.“; am 2. Oktober traf Louis im Hohenloheschen Hauptquartier in Jena ein. Das nervenzerreibende Warten auf Befehle fing wieder an. Im Hauptquartier des Königs in Erfurt war man sich beinahe noch über alles unschlüssig. „Ich brenne vor Ungeduld, meine Avantgarde wiedersehen zu können“, liest man in Louis' Tagebuch, „Dieser Zustand scheinbarer Tätigkeit, ohne wirkliche Möglichkeit zu handeln, ist zum Verzweifeln!“; am 3. Oktober war er zum letztenmal mit Goethe zusammen: „Nach seiner Art tüchtig und freundlich“ schreibt der Olympier in sein Tagebuch. Am 2. hatte Louis an Pauline geschrieben; Erinnerungen an Dresden. „Daß wir in einer großen Spannung und Erwartung sind, kannst Du leicht denken; da der Krieg mehr oder weniger über unsre ganze Existenz entscheiden wird, so drängen sich unwillkürlich ernste Gedanken dem Geiste auf. Den schönsten Kampf jetzt zu kämpfen, wo soviel Ruhm zu erwerben, so vielen Übeln zu steuern, ist wahrlich ein schönes, wichtiges Los; auch habe ich von allen Freunden, allen Genüssen Abschied genommen und lebe nur, um in meinem Geschäftskreise mit der größten Energie zu wirken. Meinen süßesten Lohn, meine Pauline, erwarte ich darauf von Dir. Über jede Begebenheit, die mir geschehen, über jeden Erfolg, den ich haben werde, wird Deine Liebe einen sanften Schimmer verbreiten, allem wird sich dieses Gefühl beimischen. Daß Deine Gedanken mich stets begleiten, davon bin ich überzeugt; gewiß, daß das Glück Deines Lebens nur von mir, durch mich kommen kann! Diese Tage waren wir stets auf dem Marsch, kamen spät an; alsbald dinierten die sämtlichen Adjutanten mit mir. Nachmittags endete ich meine Geschäfte mit dem Prinzen von Hohenlohe, den Herren vom Generalstab, schrieb mein Journal, welches ich Dir monatlich sicher zuschicken werde, und ging früh zu Bette.

Möllendorffs Faulheit ist unbeschreiblich … Nostitz ist fleißig, und alles übrige ist, wie Du es kennst. Dussek befördert soviel Wein wie möglich durch seine jetzt sehr heisere Kehle. Leb' wohl, liebe Seele. Küsse den Kleinen. Ich küsse Dich tausendmal mit der heißesten, innigsten Liebe. Bis zum 15. sind wir aneinander. Lebe wohl, bald schreibe ich Dir wieder."; er sollte die Feder nicht mehr zu einem Brief an sie ansetzen; dies war sein letzter an die Geliebte… - „Die Ungeduld des Prinzen wuchs mit jeder verlorenen Stunde." berichtet Nostitz; „Allein es konnte nichts geschehen, weil man noch alles zu überlegen hatte, sogar ob Krieg oder Frieden sein sollte. Auch war dies und jenes, alles notwendige Sachen, in Berlin vergessen worden. Es waren eben der klugen Leute zu viele zur Stelle, als daß nicht alles gleich hätte von neuem gemacht werden können … Der Prinz mußte in Jena die Entscheidung und die Rückkehr des Oberst von Massenbach abwarten, ich wurde aber vorausgeschickt, nach Rudolstadt, wo das Hauptquartier des Prinzen als Chef der Hohenloheschen Avantgarde angesagt war."; Louis trug ein Verzeichnis der durch Thüringen laufenden Straßen in sein Tagebuch ein, Geländestudien, die sein durch die Umstände bedingtes Interesse bekunden. Thüringen war der Schauplatz aller weiteren Entscheidungen. „Herr von Massenbach kommt endlich aus dem Hauptquartier zurück", heißt es am 6. Oktober; „mit vielen Diskussionen über die Notwendigkeit, die Pläne zu ändern, nachdem die Franzosen alle Kräfte in Franken vereinigt zu haben scheinen!". Er merkt sich die eingetretenen Änderungen an. „Man scheint zu hoffen, daß Bonaparte die Offensive beginnt, und wird sich dann auf den offensiven Gegenstoß vorbereiten."; so ruhig, wie es sich in diesen Zeilen darstellt, nahm er die Nachrichten, die Massenbach mitbrachte, nicht hin, wenn man einem andern Berichterstatter glauben darf. Nostitz war am 7. vorausgeschickt worden, um dem Fürsten von Schwarzburg in Rudolstadt den Besuch des Prinzen anzuzeigen und Begrüßungsworte zu überbringen. „Fein geschniegelt und gebügelt trat ich vor Se. Durchlaucht, von dem Hofmarschall Kettelroth eingeführt", berichtet Nostitz. „Ein Kaiser im kleinen war der gute, freundliche Fürst, Gott hab ihn selig! Soldaten zu Fuß und zu Roß, Minister, Hofräte, Marschälle, von allem etwas, wenn auch im ganzen nur so viel, daß alles in einem mäßigen Saal unter Dach und Fach zu bringen war."; am Abend folgte Louis mit seinem kleinen persönlichen Gefolge, Adjutanten und einigen anderen Offizieren. „Gott sei Dank, endlich hat man sich zu etwas entschlossen!" begrüßte er den ihm auf der Landstraße entgegengerittenen Nostitz. „Er war nicht heiter, nicht unbefangen", schildert ihn der Adjutant. „Er hatte in den letzten Tagen, wie ich bald sah, den Glauben an Erfolg aufgeben müssen und stützte sich nur auf sich selbst. So reich war er an Heldenkraft, daß auch jene verzweiflungsvolle Zeit ihn nicht beugte und er, wenn Unverstand und Schwäche in der oberen Leitung ihn niederdrückten, in rühmlicher Selbsttäuschung seine Hoffnung auf den Mut und die Tapferkeit des Heeres setzte, ja sogar den Kampf ohne Sieg…, wenn er nur ehrenvoll war, einem schmachvollen Nachgeben vorzog. Eine große Seele ist reich an innerem Trost und setzt in gleichem Maße an innerer Kraft zu, wie äußere Schwäche nachgibt; kennt keine Verzweiflung und scherzt mit dem Leben, wenn in Zeiten der Erbärmlichkeit dessen Preis sinkt. Er hatte festen Sinnes den Würfel über sich geworfen."; die Ankunft des Prinzen wurde im Schloß durch ein Mahl gefeiert. Als sich das fürstliche Paar zurückzog, folgte Louis ihm und spielte noch „zum Entzücken und zur Verwunderung der Zuhörer über eine Stunde im freien Laufe der Gedanken auf dem Piano. Das war sein Schwanengesang"; auch Dussek sprach später noch häufig von diesem Abend und dem Spiel des Prinzen: „Er spielte und spielte wie noch nie zuvor, wie ich es noch nicht gehört hatte, und wie ich niemanden mehr hören werde!". Durch Saalfeld zogen nun unaufhörlich preußische Kolonnen, die die linke Flanke der Avantgarde bilden sollten, die unter dem Befehl des Generalmajors von Schimmelpfennig stand: das Regiment von Müffling, die Abteilung von Schimmelpfennig. Sie besetzten die südlich der Stadt gelegenen Ortschaften vor den Waldeshöhen, von denen der bei Gräfental stehende Feind herunterkommen mußte. Die Herbstmorgen waren neblig und entschleierten sich erst gegen Mittag. Am Abend des 2. Oktober war der herzogliche Hof von Koburg in seiner zweiten Residenz Saalfeld

angekommen. Man war unterwegs französischen Truppen begegnet und der Herzog über deren Menge erschrocken. Er berichtete darüber in Rudolstadt; Louis hielt seine Erzählungen für übertrieben. Vom Saalfelder Schlosse sah man des Abends die preußischen Lagerfeuer in der Entfernung matt durch den Nebelschleier schimmern; über dem Walde stand manchmal auch schon eine große Lohe: Widerschein brennender Dörfer. Am Abend des 8. verbreitete sich das Gerücht von der Annäherung des Feindes; Saalfeld war von Napoleon zum Vereinigungspunkt seiner Armeeteile bestimmt worden. Am gleichen Abend wurde es von preußischen Formationen besetzt: den Bataillonen von Rühle und von Rabenau, drei Schwadronen der Schimmelpfennigschen Husaren und einer halben Batterie. Dies war noch die Lage am Abend des 9. Oktober, als Louis mit seinem Stabe von einer Besprechung mit dem sächsischen Generalmajor von Bevilaqua aus Stadtilm auf die Heidecksburg nach Rudolstadt zurückkehrte. Bevilaqua befehligte den größten Teil der sächsischen Truppen, die das Zentrum der Avantgarde bilden sollten und abmarschbereit in Stadtilm standen. Gleich nach seiner Rückkehr begab sich Louis zur Begrüßung in die Zimmer der Fürstin von Schwarzburg. „Er sprach sehr ernst und mit großer Erhebung von dem wichtigen Augenblick“ - erzählt sie - „und entfernte sich dann, um Befehle zu erteilen und Pläne zu prüfen.“; er verhörte von einem Vorposten eingebrachte französische rote Husaren des 9. Regiments; was er erfuhr, bestätigte die Mitteilungen des Koburgers, daß nicht eine feindliche Avantgarde im Anmarsch auf Saalfeld wäre, sondern das ganze, etwa 20000 Mann starke Korps des Marschalls Lannes. Man ging zu Tische. „Eine Nachricht folgte der andern;“, berichtet die Fürstin; „die Gesichter der älteren Offiziere erblaßten und verlängerten sich…“; von Louis' Adjutanten, Hauptmann Valentini, der mit seiner Jäger- und einer Füsilierkompagnie auf vorgeschobenem Posten stand, lief die Meldung ein, daß er mit starken französischen Vortruppen in ein Gefecht verwickelt und zurückgedrängt worden sei. „Mit dem Angreifen werde ich ihnen zuvorkommen“, sagte Louis, „und den Schildwachtneckereien schnell ein Ende machen.“ Er wurde immer ernster; zerstreut und nachdenklich trank man seinen Wein. Louis war entschlossen, nicht kampflos zu weichen. Nach dem Essen berichtete er an den König weiter, bat ihn, einen Teil der Hauptarmee bis gegen den Sammelplatz des Feindes bei Gräfental vorrücken zu lassen, „…wodurch der nach Neustadt rückenden kombinierten Armee die rechte Flanke gedeckt und zugleich das Magazin hier in Rudolstadt gesichert sein würde…“; noch deutlicher zeichnet eine zweite, gleichzeitig an den Fürsten von Hohenlohe abgehende Meldung die Lage: „Aus meinem Schreiben von heute früh werden Höchstdieselben ersehen haben, daß ich alles zu einer schnellen Konzentration meiner Avantgarde … veranlasst … und die unter meinem Kommando befindlichen Truppen in und um Rudolstadt konzentriert habe…; das Vordringen der Franzosen über Koburg, Judenbach gegen Saalfeld, wenn es auch nicht in dem Maße und der Quantität geschähe, als es die Nachrichten, die vom Herzog von Koburg gegeben, stattfände, würde dennoch einem Übergang über die Saale und dem Gewinnen der Höhen von Neustadt Schwierigkeiten in den Weg setzen, und der Feind von Saalfeld auf Rudolstadt vordringen können, wenn wir nicht hier von einer Division der Armee des Königs ersetzt würden…“; gegen elf suchte er noch einmal die Schwarzburger Fürstlichkeiten in ihren Zimmern auf, um ihnen „Gute Nacht“ zu wünschen; „…er nahm meine Hand“, sagt die Fürstin, „und hielt sie lange fest, indem er mich schweigend ansah.“; „Versprechen Sie mir, sich nicht in einem Avantgardegefecht so auszusetzen, daß Sie in wichtigen Momenten nicht helfen könnten?“ fragte sie ihn. „Nein, wenn ich zurückgeschlagen werden sollte - das könnte ich nie und nimmer ertragen!“ antwortete er. Bis in den Morgen hinein arbeitete er mit seinem Stabe an der Gefechtseinteilung. In der ersten Stunde des 10. Oktober ging der letzte Befehl hinaus: an den Generalmajor von Bevilaqua. Er enthielt die Weisung, um 7 Uhr früh mit den sächsischen Truppen auf dem verabredeten Sammelplatz bei Volkstedt, auf der Straße von Rudolstadt nach Schwarza, abmarschbereit zu stehen. Einige Stunden später brach Louis, zum Frühstück nur eilig eine Tasse Schokolade zu sich nehmend, dahin auf. Während Bevilaqua sich dann

mit den Truppen des Gefechtszentrums zwischen Crösten und Wöhlsdorf, nordwestlich von Saalfeld, hindurchmanövrierte und aufbaute, sprengte Louis nach dem entferntesten südlichen Teil des Kampfgeländes. Gegen 8 Uhr erreichte er Saalfeld; dort war alles vorbereitet: die beiden Bataillone der Besatzung hatten Posten bezogen, die Batterie war in Stellung. Ein kurzer Aufenthalt zur Befehlsausgabe in einem Privathause in Saalfeld; eine Erfrischung am Kamin. Hauptmann von Valentini fand sich ein, um über den Verlauf des bestandenen vortägigen Gefechts zu berichten. Er war herabgestimmt und fürchtete für den Ausgang des bevorstehenden Unternehmens. Man müsse darauf gefaßt sein, in ungünstiger Stellung, mit weit auseinandergezogener schwacher Gefechtslinie, ohne Reserven, einem fast dreimal stärkeren Gegner gegenüberzutreten. Louis mußte seinen Adjutanten erst zurechtstutzen. Er machte sich bestimmte Hoffnung auf das rechtzeitige Eintreffen der angeforderten Verstärkung von der Hauptarmee. Er erwartete sie bei Bad-Blankenburg, an seiner rechten Flanke, die der dort stehende Generalmajor von Pelet mit nur einem Füsilierbataillon, drei Schwadronen sächsischer Husaren und einer reitenden Batterie deckte und gleichzeitig die Ausgänge des Schwarzatals beobachtete. Pelet wie Bevilaqua im Zentrum und Schimmelpfennig auf der linken Flanke im Süden waren tüchtige Feldoffiziere. Sobald sich der Nebel heben würde, waren auch die ungemütlichen Waldhöhen, wenigstens die Ausgänge ins Tal, von woher der Feind kommen mußte, von jedem Abschnitt zu übersehen. Zwischen ihnen und dem Zentrum war genügend Platz, um Kavallerie entfalten und Artillerie mit Erfolg einsetzen zu können. Was jedoch die Hauptsache war: Louis war glücklich, daß die Feindseligkeiten eröffnet wurden und nicht alles wieder im Entwurf steckenblieb, wie es die Absicht des Grafen Haugwitz war, so daß die Engländer, mit denen um ein Bündnis unterhandelt wurde, sich schon mit einigem Recht fragten, was nun eigentlich das Ziel der preußischen Politik sein würde, ob nicht am Ende gar noch plötzlich ein Zusammengehen mit Napoleon? „Gott sei Dank, endlich hat man sich zu etwas entschlossen!“ hatte Louis abends vorher ausgerufen, als er aus Stadt Ilm zurückkam. Er war vom Kampfgeist beseelt, der sich noch stets bewährt und auf die Truppen übertragen hatte, die er führte. Valentini fügte sich; er war aber nach wie vor ungläubig. Er hatte nun Bekanntschaft mit dem Feinde gemacht, ahnte, wie diese verwildert aussehenden, ruppigen Kerle der „Grande Armée“ kämpften und deshalb nicht mehr überzeugt von dem Erfolge der alten preußischen Taktik gegenüber einem so beweglichen, fortschrittlich geführten Gegner. Man brach in Richtung der linken preußischen Flanke bei Garnsdorf auf, die bereits in Plänkeleien verwickelt war. Um dreiviertel neun konnte auch Bevilaqua den beendeten Aufmarsch des Zentrums melden. Seit halb acht standen die Bewohner des Saalfelder Schlosses schon an den Eckfenstern des ersten Stockwerks, die eine Sicht auf den Wald im Süden und das Zentrum der Avantgarde im Westen boten. Es war nicht viel zu erkennen; der Morgen noch trübe, denn die Nebel hatten sich noch nicht gehoben. Aus der Ferne war die Regimentsmusik der bei Wöhlsdorf sich ordnenden sächsischen Regimenter Bevilaquas zu hören, hin und wieder vereinzelte Schüsse, immer häufigere aus dem am Fuße des Waldes liegenden Ort Garnsdorf. Doch in nächster Nähe gab es genug Kriegerisches zu sehen: In einem Graben verborgen lag das preußische Bataillon Rabenau, das Geschütz war auf einem nahen Hügel aufgefahren, von wo es die von Koburg kommende Straße und die Mündung des Arnsgereuther Tals bestreichen konnte. Auf dem „Roten Berge“ stand das andere Besatzungsbataillon von Rühle, und beim Eckartsanger erblickte man die drei Husarenschwadronen des Schimmelpfennigschen Regiments; um Garnsdorf stand es ernst: die ganze Division Suchet des feindlichen Korps drückte auf den Ort. Man sah Louis von einem Trupp zum andern sprengen, anfeuernd und dann wieder gelassen Befehle erteilend. Die Saalfelder hatten ihn sogleich erkannt. „Der hohe königliche Reiter flößte Vertrauen ein durch sein keckes, mutiges Aussehen.“, schrieb eine Hofdame in ihr Tagebuch. Der Schwiegersohn des Herzogs, Graf Mensdorf, ehemaliger Österreicher, suchte ihn auf dem Kampfplatz auf und fand ihn an der Spitze eines kleinen Trupps, ungeduldig auf den Augenblick, diesen einzusetzen, wartend. Gegen zehn Uhr mußten die

Preußen, nachdem sie zwei feindliche Kavallerieangriffe abgewehrt hatten, Garnsdorf den Franzosen überlassen, die sich sofort darin festsetzten und nun nach links abmarschierten, im halben Bogen um Saalfeld herum, am Fuße der Höhen entlang: auf Louis' rechte Flanke los. Man wollte ihn also umgehen und dann den Flügel seines Zentrums gegen die Saale drängen! Der nur langsam steigende Nebel begünstigte die feindliche Bewegung. Von den Waldbergen sahen die noch immer an den Fenstern festgebannten Koburger nun endlose Scharen Franzosen herunterziehen. „Man konnte den Marsch der Infanterie, das Schmettern der Clairons hören. Wie eine Karte lag die blutige Szene vor uns“, erzählt die Hofdame in ihren Erinnerungen an diese Tage. Rasch entwickelte sich das Gefecht nun nach Nordwest, dem Zentrum der Avantgarde, hin. Louis erkannte die Gefahr einer Umgehung, die ihm drohte. Er versuchte, die am meisten gefährdeten Stellen an den Flanken durch eine Umgruppierung zu verstärken; mächtig spürte der Feind den Druck von dorther, so daß neue Infanterieverstärkungen angefordert werden mußten. Die Plänkler der französischen roten und blauen Husaren kamen nicht mehr zur Ruhe; in zäher Gegenwehr machten die preußischen Truppen den Franzosen jeden Fußbreit Bodens streitig. Immer wieder stürzten sich die braunen Schirnmelpfennigschen und die in der Eile herbeigerufenen vier sächsischen Husarenschwadronen auf die Angreifer, doch endlos schien der Zug der feindlichen Kräfte, die sich jetzt von den Waldbergen ins Tal ergossen und in ihrem Umgehungsmarsch nicht mehr zu stören waren. Plötzlich brachen die im Walde versteckten beiden französischen Husarenregimenter zu geschlossener Attacke auf den sächsischen Flügel hervor; „…ein langer, fürchterlicher Zug…“, berichten die Zuschauer im Schloß. Kaltblütig wurden sie mit Nahfeuer empfangen; außerdem hatte Louis am Oberen Saalfelder Tor sechs Geschütze auffahren lassen, deren Kartätschenhagel die Reihen der Angreifer lichtete. „Das Feuer der preußischen Batterien dröhnte unaufhörlich!“, erzählt die Hofdame, „Selten schossen die französischen Kanonen … Man sah an den Fenstern, wie die preußischen Kugeln in die Reihen schlugen, die sich aber gleich wieder schlossen…“; der Nebel wich, die Sonne kam hervor. Die Lage des Gefechts war um 11 Uhr noch unentschieden und für die tapferen Preußen-&-Sachsen durchaus noch nicht verloren. Gerade jetzt erreichte Louis der Gegenbefehl aus dem Hohenloheschen Hauptquartier, bei Rudolstadt stehenzubleiben und nicht anzugreifen. Einige der Offiziere rieten auch zum Abbruch des Gefechts; aber dazu war es nun zu spät. Der Feind bedrohte die Rückzugsstraße über Schwarza nach Rudolstadt. Louis erwiderte auf die Vorstellungen kein. Wort. Er gab ruhig seine Anweisungen: es galt den Versuch, die sich immer tiefer in seine Linien einbohrenden Franzosen zu werfen, deren linke Flanke womöglich selbst zu umfassen. Er befahl den sächsischen Regimentern „Xaver“ und „Kurfürst“, bei der Höhe von Beulwitz, vor dem rechten Flügel seines Zentrums, anzugreifen. Sie kamen unter ein mörderisches Tirailleurfeuer: auch die feindliche Artillerie hatte nun Zeit gefunden, in Stellung zu gehen und brachte das eine und andere preußische Geschütz im Zentrum zum Schweigen. Trotzdem wurde Beulwitz mit Hilfe der Kavallerie vorübergehend genommen; aber dem Vordringen des Feindes war nun nicht mehr Einhalt zu tun, es erfolgte bereits in geschlossenen Kolonnen, die den verhängnisvollen Linksabmarsch unbeirrt fortsetzten. Die beiden sächsischen Regimenter hielten zwar noch mehreren feindlichen Kavallerieanstürmen stand, wiesen sie ab, doch Beulwitz war nicht mehr zu retten; die Sachsen wurden hinaus- und hinter das bisher immer noch gehaltene Crösten, wo sich ihr Flügel befand, zurückgeworfen. Louis versuchte, die Rückwärtsbewegung aufzuhalten, brachte selbst die Truppe immer wieder in Front und kommandierte schließlich zum Bajonettangriff auf Crösten, um es zurückzunehmen. Das Regiment „Kurfürst“ stürmte mit Todesverachtung. Dann aber entschied der nochmalige wilde Anprall der französischen Reitermassen an diesem Punkt den Ausgang des Gefechts. Sachsen und Preußen waren nun schutzlos dem auf sie eröffneten feindlichen Feuer preisgegeben, mußten sich nach zwei Seiten wehren und begannen zu wanken. Die Artillerie jagte davon. Louis stürzte sich an der Spitze einer sächsischen Husarenabteilung auf den Feind, wurde zurückgeschlagen, versuchte,

die Fliehenden zum Stehen zu bringen; aber jedes eben gebildete Widerstandsnest wurde im nächsten Augenblick von der eignen, zurückgehenden Kavallerie und der des Siegers über den Haufen geritten und zusammengehauen. Ein wirres Durcheinander folgte: Sachsen, Preußen und Franzosen, ein Kampf von Mann gegen Mann. Die Trommeln wirbelten schauerlich zum Rückzuge, doch die gerade Straße über Schwarza war bereits in der Hand des Feindes. So ballten sich die zurückflutenden Truppen bei Wölsdorf zusammen, um von dort das andere Saale-Ufer zu gewinnen. Das Gefecht war verloren. Louis befand sich, eingekeilt, mitten in dem Menschenknäuel. Der nackte Lebenswille drängte herauf…: instinktmäßig bedeckte er den verräterischen Ordensstern auf der Brust mit dem Hut, um nicht erkannt zu werden. Ein Augenblick der Unentschlossenheit, Bruchteil einer Sekunde; ein letzter Kampf mit sich selbst. Dann riß er den Hut weg und brachte eine Gruppe fliehender Jäger wieder in Kampfstellung. Er war allein, keiner seiner Adjutanten bei ihm; abgesprengt war auch sein treuester Begleiter, der Radziwillsche Büchsenspanner Obraß. In diesem Augenblick wurde er von einem jungen Wachtmeister, Guindey, vom 10. französischen Husarenregiment erkannt. Guindey war Waise, sein Vater einst von den Terroristen in der Vendée ermordert worden. Er wollte im Heere Karriere machen, aber er hatte keine Beziehungen. Dort war nun ein kommandierender feindlicher General. Vielleicht hatte er Glück, ihn zum Gefangenen zu machen…: er sprengte auf Louis zu. „Ergeben Sie sich, oder ich töte Sie!“ rief er ihn an. „Niemals, Schuft!“ gab Louis zurück und versetzte ihm einen Säbelhieb ins Gesicht. Ein sekundenlanger, verbissener Zweikampf folgte. Louis parierte die Ausfälle seines Gegners. Da gelang es Guindey, ihm einen Schlag auf den Ellenbogen beizubringen, einen Stich in die Brust des Kampfunfähigen, einen tödlichen Hieb gegen den Hinterkopf des Wankenden. Dann mußte er von ihm ablassen. Obraß versuchte, an seinen Herrn heranzukommen. Louis hatte im letzten Todesringen sein Pferd herumgerissen, das mit dem sich nur noch mechanisch im Sattel haltenden Reiter auf einen umzäunten Obstgarten losgaloppierte. Französische Husaren waren ihm dicht auf den Fersen, aber Louis' Schimmel, derselbe, den ihm der Fürst Schwarzenberg gegeben hatte, war schneller. Jetzt kamen ihm zwei Carabiniers des Schimmelpfennigschen Husarenregiments, Aswend und Gisza, zu Hilfe. Sie nahmen ihn in die Mitte. „Laß mich fallen, du kannst mich nicht mehr retten!“ lallte Louis dem einen zu, der ihn auf sein Pferd hinüberheben wollte. Der Schimmel setzte zum Sprung über den Zaun an; er kam zu kurz und blieb hängen. Sein Herr stürzte zu Boden und wurde, sich im Steigbügel verfangend, noch ein Stück weitergeschleift. Die. Verfolger drangen von der anderen Seite ins Gehöft ein: „Voici le Prince!“ hörte man sie schreien... - Es war gegen 12 Uhr mittags, als Louis fiel. Die Sonne stand nun voll am Himmel. Seine Schwester kehrte in derselben Stunde von einem Empfang, den sie der in Berlin weilenden Freundin Alexanders I., der Fürstin Narischkin, in ihrem Palais gegeben hatte, nach Schloß Bellevue zurück. Als sie ihr Zimmer aufsuchen wollte, hatte sie das Gefühl, als käme ihr jemand auf der Treppe entgegen. „Louis! war mein erster Gedanke.“ - Schreiend und schießend sprengten die französischen Husaren durch die Straßen von Saalfeld. Verwundete sächsische Offiziere wurden in den Schloßhof gebracht, und ein Detachement feindlicher Truppen besetzte es. Man meldete dem Herzog die baldige Ankunft Marschalls Lannes, der em Souper von dreißig Gedecken befehlen ließ und Quartier verlangte. Nach der Ankunft machte der französische Befehlshaber dem Herzog seine Aufwartung. Während sich beide unterhielten, überbrachte ein Offizier die Orden des Prinzen. Lannes wandte sich an den neben ihm stehenden Grafen Mensdorf mit der Frage, wem dies gehört haben könnte. „Diable, voilà, qui est bon!“ rief Lannes, als er die Bestätigung erhielt, daß es die Sachen des Prinzen Louis wären. „Cela fera une grande sensation à l’Armee!“; am nächsten Tage ritt Mensdorf weg, um den Leichnam zu suchen. Einige französische Husaren führten ihn; er hatte ihnen Geld versprochen, wenn sie ihm den Körper des Gefallenen verschaffen würden. Er wurde gefunden, ganz entkleidet und halb in den Erdboden verscharrt. Mensdorf kehrte zu Lannes zurück und hielt ihm die unwürdige Behandlung des Toten vor, worauf der Marschall einer Kompagnie Grenadieren den Befehl

gab, den Leichnam nach Saalfeld zu schaffen. Man lud ihn auf eine in der Eile hergerichtete Trage. Auf dem Rückweg intonierte die Musik Märsche und lustige Weisen. So zogen sie ins Saalfelder Schloß ein, vorweg die französischen Adler und einige bärtige Zimmerleute. „Nackt, in ein großes Tuch gehüllt, lag der königliche Mann da, den schönen Kopf entblößt. Keine Wunde hatte das prächtige Gesicht entstellt … So schnell wie sie gekommen waren, eilten die Weißkittel wieder davon, und wie von Räubern ermordet lag der Enkel eines Königs auf dem Pflaster“, berichtet die Herzogin von Koburg. „Ich konnte vor Tränen kaum mehr sehen, wie Mensdorf aus dem Hause gestürzt kam, um den Freund in die Fürstengruft zu geleiten. „Geben Sie dem Helden die letzte Ehre!“ rief er den Ordonnanzhusaren des Marschalls Lannes zu; sie gaben ihre Pferde ab und trugen mit feierlichem Ernst die schöne Leiche in die kühle Wohnung der Ruhe, die der ungestüme, feurige Mann wohl da zum erstenmal fand.“ - Bald darauf erschien ein französischer Militärarzt, um ein Protokoll aufzunehmen. Er zählte sechs Verwundungen, wovon zwei tödlich waren, „welches ich nach der einfachen Besichtigung der Wunden, ohne irgendwelche Öffnung oder Einschnitte zu machen“ feststellte…“ [- das Bulletin des Franzosenarztes: „J'ai remarqué: Une plaie superficielle de deux pouces d'étendue faite à la joue droite sur la pommette par un coup de sabre dont la direction était de haut en bas; Un coup de sabre à la partie supérieure du front du côté droit, ayant divisé obliquement les téguments, sans lésion de l'os frontal, la plaie ayant plus de deux pouces d'étendue; Une plaie transversale à la partie supérieure et postérieure de la tête, de cinq pouces d'étendue, produite également par un coup de sabre qui a divisé les téguments et lésé la première table des pariétaux; Un coup de sabre à la partie postérieure et inférieure de la tête porté de haut en bas et qui a fracturé l'occipital, la lame du sabre ayant pénétré la substance du cerveau, la plaie ayant six pouces d'étendue; Une plaie transversale de deux pouces et demi d'étendue à la partie antérieure et supérieure de la poitrine également par un coup de sabre, dont la lame ayant été dirigée sur son plat, a traversé cette cavité entre la 2e et 3e côte après avoir divisé une portion du sternum. La pointe du sabre a causé à la partie opposée de son entrée une grande ecchymose à l'endroit où elle a soulevé la peau sans la percer; Enfin un dernier coup de sabre sur le bras droit, un peu au-dessus de son articulation avec l'avant-bras, la plaie peu profonde se dirigeant obliquement depuis le coude jusqu'au pli du bras. Ayant ensuite visité les autres parties du corps, je les ai trouvées dans leur état naturel. En foi de quoi j'ai dressé le présent que j'ai rédigé sur la simple inspection des blessures sans aucune ouverture ni incision et avons signé.“ -] „…Vom Herzog wurde der Saalfelder Arzt Wegner mit dem Obduktionsbericht beauftragt. Der Deutsche gibt allerdings elf durch Hieb und Stich mit dem Säbel beigebrachte Wunden an…; erst am Abend des 20. März 1811 traf der Sarg mit dem Toten zur Beisetzung im Berliner Dom in Schloß Bellevue ein. Der alte Prinz Ferdinand lebte noch. Den Tod seines Ältesten hatte er als ein Werk der ausgleichenden Gerechtigkeit empfunden; er meinte, Louis habe den Krieg heraufbeschworen und sich damit sein Schicksal selbst bestimmt. Und die Mutter? In den ersten Tagen nach der erhaltenen Gewißheit über Louis’ Tod war Luise bei den Eltern geblieben. „Meine Mutter befand sich in so heftiger Angst um August“, erzählt sie, „daß sie mich jeden Augenblick wegen meines traurigen Aussehens befragte. Sie rief dann: „Warum weinst du? Du hast gewiß etwas gehört! Etwas Trauriges über August?“ Und ich mußte sie dann daran erinnern, daß es Louis war, den ich beweinte…“! Von den Radziwills waren nur der Fürst Anton und seine ältesten beiden Söhne in Berlin; Luise, deren letzter Brief bei dem Toten gefunden und mit seinen übrigen Habseligkeiten als Trophäe nach Paris geschleppt worden waren, befand sich nicht im Schloß Bellevue. Mit dem Prinzen August, der den Todesschimmel seines Bruders ritt, den Prinzen des königlichen Hauses und einigen fürstlichen Gästen begab sich Radziwill am Tage der Überführung nachts zwischen elf und zwölf voraus nach dem Brandenburger Tor, um den Toten auf seinem Wege zur Gruft noch einmal zu grüßen. Eine Kavallerieeskorte geleitete den Sarg in aller Stille, um Aufsehen zu vermeiden, nach dem Dom. Ohne Zeremonien setzte man ihn im Gewölbe nieder. Am gleichen Tage, dem 26. März, fand die

Zwangsversteigerung von Louis' gesamter Hinterlassenschaft statt, von Napoleon, der sie gleich bei der Besetzung Magdeburgs hatte beschlagnahmen lassen, endlich zur Befriedigung der Gläubiger freigegeben. Sie wurde in alle Winde zerstreut; keiner seiner Erben hat auch nur ein Stück erhalten; der schriftliche Nachlaß mit den meisten Kompositionen scheint vernichtet worden zu sein. Zerstreut in alle Winde wie das wenige irdische Gut, das Louis hinterlassen hatte, hatten sich auch die Menschen, denen seine Liebe und Sorge einst gegolten hatte: Henriette in Königsberg. seine Kinder unter der Obhut eines Kammerdieners, Pauline Wiesel sogar in Paris!“. Soweit Ernst Poseck in seiner LF-Biographie. - - - In der Nacht zum 26. 9. 1806 verläßt Napoleon Paris… (- „…der Tod reit’t auf ein’m kohlschwarz’n Rappen und trägt ein’ undurchsicht’ge Kappen – der Tod reit’t auf ein’m lichten Schimmel, schön wie die Cherubim im Himmel; der Tod kann auch die Trommel rühren: du kannst den Wirbel im Herzen spüren – der Tod kann Rappen-&-Schimmel reiten und lachend einher im Tanze schreiten…“); der Prinz von Preußen namens „Friedrich-Ludwig-(Christian-)Ferdinand“ (- das „Ludwig“ wird später vornehm in „Louis“ gewandelt… -) wird am 18. November 1772 auf Schloß Friedrichsfelde (Berlin) geboren und fällt am 10. (- die gelegentlichen Angaben „9.“ oder „13.“ sind falsch(?)) Oktober 1806 in/bei Wölsdorf (bei Saalfeld/Saale); weitergehend Interessierte lesen bitte u.A.: „Uwe-A. Oster: „Der preußische Apoll“, Regensburg „Friedrich Pustet“-Verlag 2003 (ISBN 3-7917-1828-2)“, schauen sich das Gemälde von Jean-Laurent Mosnier (1744-1808) aus den Jahren 1799/1800 an oder fragen Hans Lucke. Der (durchaus exzentrische) Louis-Ferdinand = LF ist das „schwarze Schaf“ des Hohenzollernhauses: tollkühner Soldat, Lebemann, begabter Komponist/Pianist, Idol der tatendurstigen jungen Offiziere und Schreckgespenst der verkalkten Generalität. Die attraktive und aufgeschlossene Schwester Luise trägt die Forderungen der „Kriegspartei“ an den kontaktscheuen und meist mürrischen Monarchen heran. Er, „LF“, ist der Sohn von Prinz Ferdinand von Preußen, dem Bruder Friedrich II.; während des 1. Koalitionskrieges war er 1792 als preußischer Offizier bei der Erstürmung der Zahlbacher Schanzen (bei Mainz) beteiligt und wurde deshalb Generalmajor, 1799 Generalleutnant. Neben seinen Militäraufgaben beschäftigt sich der junge Prinz mit künstlerischen Studien: Hauptinteresse Musik! Im Vorfeld der Schlacht von Jena/Auerstedt, die für Preußen trotz zahlenmäßiger Übermacht in einer katastrophal-absoluten militärischen Niederlage endete, erhielt der Prinz den Befehl über eine fast 8000 Mann starke Vorhut („Avantgarde“) des Hohenloheschen Korps; mit dieser Einheit (- diese „Armee Hohenlohe“ (- insgesamt 50 Bataillone, 77 Schwadronen und 15 Batterien mit insgesamt 46500 Mann -) hatte als Oberkommandeur Friedrich-Ludwig, Erbprinz zu Hohenlohe-Ingelfingen; Quartiermeister-Leutnant (Stabsoffizier) war Oberst von Massenbach; Chefkommandeur der „Division der Avantgarde“ „unser“ Gen.-Lt. Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Generalstab: Hauptmann von Valentini (am 9. und 10. Oktober); jeweils leichte Truppen, Brigaden, Kavallerie -) sollte er in den Thüringer Wald vordringen. Er, „Seine Königliche Hoheit“, nahm – inzwischen also im Generalsrang! - bei Saalfeld/S. den Vorhutsgefechtskampf (- 4 Tage später ist die eigentliche Großschlacht zwischen Jena & Apolda, das Napoleon dann „Gramont“ nennt… -) mit einem überlegenen Gegner auf, der mit der Fast-Vernichtung seiner Truppen endete; er selbst fiel in einem Handgemenge. Carl v. Clausewitz schrieb rückblickend im Dezember 1806 über den zwei Monate zuvor gefallenen Prinzen: „…so unangenehm es war, die Campagne mit einem unglücklichen Gefecht eröffnet zu sehen, so war doch bei weitem der größte Verlust, den wir dabei erlitten, das Leben eines Prinzen, der schon lange die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte und Eigenschaften besaß, die auf die Erscheinung eines zweiten Condé in der Geschichte die größte Hoffnung machte. Es gibt wenig Menschen, derem ganzen Wesen die Natur den Heldencharakter so deutlich aufgeprägt hätte, und selten gehen aus ihrer Hand so reich, ich möchte sagen, so prächtig ausgestattete Menschen hervor…“; als glänzender Pianist erfreute L.-F. sich des Lobes Beethovens (- er zählt zum Umkreis Ludwig van B.s, den er persönlich kannte und schätzte: das erste Treffen der Beiden fand anläßlich des

Beethovenbesuchs in Berlin A.D. 1796 statt, wobei B. schon damals das Klavierspiel des Prinzen höher schätzte als das Heinrich Himmels, der zu diesem Zeitpunkt immerhin preußischer Hofkapellmeister war!-; Himmel „…besitze ein artiges Talent, weiter aber nichts; sein Klavierspiel sei elegant und angenehm, allein mit dem Prinzen Louis Ferdinand sei er gar nicht zu vergleichen…"; eine zweite Begegnung fand 1804 während der diplomatischen Bemühungen des Prinzen in Wien statt. In der Folge dieses neuen Treffs widmete L.-v.B. L.-Ferdinand sein 3. Klavierkonzert(! op. 37). Auch Beethovens „Eroica" könnte L.-F. („…grand Uomo…"?) gewidmet sein (- sicher nicht mehr Napoleon: das ehemalige „Bonaparte" auf dem Titelblatt ist ausgekratzt…). Die Widmung kam auf Betreiben Fürst Franz-Joseph-Maximilian v. Lobkowitz' zustande, dem wohl wichtigsten Mäzen Beethovens und wiederum engen Freund Louis Ferdinands… -); LFs musikalisches Werk - im Grenzbereich zweier Musikgeschichte-Epochen („Klassik/Romantik") - wirkte inspirierend auf kommende Generationen von Komponisten: Robert Schumann 1840 über LouisFerdinand: „…Vielleicht erinnert man sich auch des romantischsten aller Fürstensöhne, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und seiner Quartette, die ihm in der Geschichte der Musik ein unvergängliches Andenken sichern…"; die Werke des Prinzen wirkten tatsächlich anregend auf Schubert, Weber, Spohr und sogar Chopin. Vergeblicht versucht L.-F., den genialen Kontrapunktlehrer Liszts, den Böhmen Anton Rejcha, nach Berlin zu holen – Reicha schreckten die Schulden LFs ab: er fürchtete, kein Gehalt zu bekommen…; Schumann hat auf den Vorläufer-Charakter von LFs Musik für sein eigenes Werk hingewiesen und meint, es seien „…auf die neue Musik vor allem Franz Schubert und Prinz Louis Ferdinand v. Preußen, ein paar höchst poetische Naturen, von großem Einfluß…" gewesen. LF also auf Augenhöhe mit Franz Schubert(!) als ein Mitbegründer der „neuen Musik", der musikalischen Romantik, beziehungsweise als ein - und so wird der Prinz heutzutage eingeordnet - herausragender Komponist einer „spätklassischen/nachklassischen" deutschen Frühromantik! Der für einen altpreußischen Adligen auffallend schlichte Sarg LFs wanderte vom Schloß zu SAALFELD über „sein" bzw. seines Vaters Schloß „BelleVue" (Berlin) in den Berliner Dom; „…er war ein Herr, wie wohl, seit die Welt sich so ganz ins Flache gewandt hat, keiner wieder geboren wird. Er war groß, schön wie Apollo, geschickt in allen Leibesübungen, ein gewandter Reiter, einer der gefürchtetsten Schläger im Fechten, dabei so außerordentlich stark, dass ich gesehen habe, wie er drei Finger in die Läufe von drei Infanteriemusketen steckte und sie so mit einem Male aufhob. Wenn er erschien in der sehr schönen und prächtigen Uniform seines Regimentes, sei es zu Fuß, sei es zu Pferde – und nie auf einem anderen als dem Allerschönsten! –, so war es nicht anders, als wenn der vornehmste Herr in der Welt, der schönste und der Kriegsgott selbst sich sehen ließ. Bei allen diesen Eigenschaften war es kein Wunder, daß er der Liebling aller Frauen war, was er gehörig zu benutzen verstand…" – so schwärmt General Friedrich-August-Ludwig v. d. Marwitz von Prinz Louis-F.; geboren wurde „LF" als 3. Sohn des jüngsten Bruders Friedrichs d. Großen und dessen Gemahlin/Markgräfin Anna-Elisabeth-Luise von Brandenburg-Schwedt. Zu seinen Eltern konnte der Prinz nie ein herzliches Verhältnis entwickeln, um-so enger schließt er sich seiner Schwester Luise an, die später Fürst Anton Radziwill heiratet. -- In „Thüringer Sagen" (- gesammelt und herausgegeben 1994 von Paul Quensel (WEIMAR/Th.) im „Eugen Diederichs"-Verlag DÜSSELDORF/KÖLN -) lesen wir über die „Franzosenzeit" von einer Art „Walküre" (Todesverkündigungsengelweib), die LF (- den sonst so furchtlosen Draufgänger brachte eigentlich nichts zum Erzittern, aber dieses unheimliche Rudolstädter Gespenst, eine Art „Erlkönigin", wohl doch… -) auf Heidecksburg erschien (- die „Weiße Frau" war ein Gespenst, das in mehreren Schlössern deutscher Fürsten und Adliger sein Unwesen getrieben haben soll. Die weiße Frau tauchte insbesondere dann auf, wenn wichtige Begebenheiten, wie Todesfälle von Familienmitgliedern, bevorstanden. Sie soll in Neuhaus in Böhmen, Berlin, Ansbach, Cleve, Bayreuth, Darmstadt, Altenburg und noch anderswo gesehen worden sein. Sie galt jeweils als Ahnmutter des Geschlechts und zeigte sich in einem schneeweißen

Gewand. Möglicherweise ist sie auch eine Vorform der Bertha von Rosenberg, die als Perchta Eingang in die nordische Mythologie gefunden hat. Im Berliner Schloss wurde die weiße Frau erstmals 1628 erblickt, es gibt Hinweise auf Begegnungen mit ihr noch aus den Jahren 1840 und 1850. In den Schlössern des preußischen Fürstenhauses führt man die weiße Frau historisch auf mehrere Personen zurück: die schuldbeladene Gräfin Agnes von Orlamünde oder jene Bertha von Rosenberg oder auf die russische Prinzessin Kunigunde, die erst mit Ottokar II. und danach mit einem Rosenberg verheiratet war oder im Schloss Stettin will man die Erscheinung der 1620 als Hexe hingerichteten Jungfrau Sidonie von Borcke aus dem Fräuleinstift Marienfließ gesehen haben. Eine andere Form der Weißen Frau wird von der Burg Hohenzollern berichtet. Als Hohenzollern belagert worden ist, soll eine weiße Frau unbehelligt nachts das Lager der Belagerer durchschritten haben…): „…als die Franzosen 1806 über den Frankenwald nach SAALFELD/S. und JENA zogen, kam die eine Heeressäule durch JUDENBACH. Da desertierte ein junger Soldat, ein Kaufmann und einziger Sohn reicher Bauersleute aus Bayern. Aber ein alter Spinnradmacher und gewesener Sergeant zu NEUHAUS bei SONNEBERG machte ihn dingfest und lieferte ihn den Franzosen aus. Das mag selbst Diesen ein Abscheu gewesen sein, denn ein Beamter gab dem Verräter die 30 (!) Gulden Fanggeld mit den Worten „Da hast du deinen Lohn, Bluthund!“. Der Deserteur wurde seiner Truppe nachgeführt und nach Kriegsrecht erschossen. Bald danach kamen seine unglücklichen Eltern an den Grabhügel und man sagt, sie haben ihren Sohn mit bloßen Händen wieder ausgraben wollen. Der Judas aber ging hin und erschoß sich an einer Schloßlinde zu NEUHAUS. Die Kugel drang ihm durch den Kopf und in den Baum, dass man bis auf den heutigen Tag ihre Spur erkennen kann. - Vor dem Gefecht bei SAALFELD erschien dem Prinzen Louis-Ferdinand die „Weiße Frau“: Der Generaladjutant von Nostitz hinterließ darüber folgende Aufzeichnungen: „…in diesem Augenblick schlug die Schloßuhr Mitternacht. Mit dem 12. Schlag geschah eine sonderbare Veränderung mit der Person des Prinzen: sein schönes Gesicht erbleichte seltsam, seine über die Tasten des Flügels gleitenden Finger wurden steif, wie gekrampft; er fährt mit der Hand über die Augen, wendet sich zu mir, der diesem Zwischenfall mit Befremden zusah, und mit einer raschen Bewegung eine Kerze ergreifend stürzt er auf die Tür zu und verschwindet … sie führte auf einen langen Korridor, der als Ausgang nur eine Seitentür hatte, die in den Schlosshof hinausging. Da sah ich den Prinzen, der, die flackernde Kerze in der Hand haltend, mit ruckweisen Schritten einer in einen Schleier von auffallender Weise gehüllten gespenstischen Dame folgte. Dieses phantastische Wesen entfernte sich, ohne furchtvolle Hast zu zeigen; am gegenüberliegenden äußersten Ende der Galerie angekommen, verschwand die Erscheinung. Es gab (- das wußte ich -) keine Tür an dieser Seite! Dieses omineuse Verschwinden setzte mich in Erstaunen. Der Prinz warf die Kerze zur Erde und begann zu untersuchen, ob eine versteckte Tür an dieser Stelle sei. Er ließ seine Hände über die Mauer gleiten, schlug dagegen, um sich zu versichern, ob der Schlag nicht die Existenz eines dieser geheimnisvollen Ausgänge verriete, die in alten Schlössern häufig sind, aber: nicht…nicht! Da näherte ich mich, um ihm bei seiner Untersuchung zu helfen. Bei meinem Anblick zitterte er: „Nostitz! Hast Du gesehen?“; „Ja!“ antwortete ich mit der größtmöglichsten Kaltblütigkeit: „Ich habe eine ganz in Weiß gekleidete dämonische Frau gesehen, die Eu’re Hoheit…!“; er ließ mir nicht die Zeit, zu beenden. „Es ist also kein Traum! Ja: ich habe sie gesehen…es ist die „Weiße Frau“…“…“. - Beim Anzug der Franzosen war der Wirt Kaspar T. in VEITSBERG zurückgeblieben. Sein Silbergeld hatte er in 2 Schöpftöpfe und sein Gold in eine Schweinsblase getan und im Schuppen unter dem Gänsestall vergraben. Um die Feinde zu täuschen, scharrte er danach ein Loch in den Düngerhaufen und legte einen leeren Topf daneben. Die französischen Soldaten aber erkannten die List, glaubten nicht, dass das Geld bereits gestohlen sei und forderten ihn auf, es herbeizuschaffen. Da er’s nicht tat, stießen sie ihn mit dem Kolben, und als er auch dadurch nicht gefügig wurde, schlug einer der Räuber noch kräftiger zu. Da sank der arme Mann zu Boden und starb, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. So blieb der Schatz

verloren und soll erst nach 70 Jahren bei einem Umbau wieder an den Tag gekommen sein…“; so-weit dieses Sagenbuch. -- Schon über den jungen LF werden zahlreiche Anekdoten erzählt; ist auch nur die Hälfte etwa wahr, so muß dieser seiner Umgebung wie ein wahrer Sonnenschein vorgekommen sein: wild-übermütig, aber mit gutem Herzen. Armen Soldatenfrauen steckte er Geld zu, die Wachen versorgte er mit einem warmen Essen aus der Schloßküche. Die Eltern standen dieser Wesensart LFs verständnislos gegenüber und versuchten dem entgegenzuwirken, indem sie ihn finanziell äußerst knapp hielten. Dies’ führte dazu, daß schon der Jugendliche begann, Schulden zu machen…; ab 1792 nahm LF als Oberst am Ersten Koalitionskrieg gegen das revolutionäre Frankreich teil. Wie es seinem Wesen entsprach, stürmte er meist voran, in der Hoffnung, baldigst militärische Lorbeeren zu ernten. Als Sohn eines nachgeborenen Prinzen bot ihm einzig die Armee die Chance, die Anerkennung zu bekommen, die ihm auch seiner eigenen Meinung nach zustand. Früh kritisierte er die hinhaltende und zögerliche Kriegführung der Alliierten und befürwortete ein offensiveres und mutigeres Vorgehen. Heftig bekämpfte er den Basler Frieden von 1795, mit dem Preußen aus der Koalition gegen Frankreich ausscherte. Preußen hatte damit - so sah er es - nicht nur seine Bündnispartner im Stich gelassen, sondern die nationale Sache verraten: „…dieser unglückselige Friede, der die Prinzipien allen Unglücks enthält, das uns bevorsteht, verursacht im Reich eine nur allzu begründete Erbitterung gegen den Hof von Berlin, über die perfide Preisgabe Deutschlands…“; mit seiner offen vorgetragenen Kritik verärgerte der Prinz König Friedrich-Wilhelm II. erheblich. Persönliche Differenzen kamen hinzu, als LF sich den beiden Schwiegertöchtern des Königs, der späteren Königin Luise und deren Schwester Friederike anzunähern versuchte. Zwar übertrug ihm König Fr.-Wilh. II. im Februar 1795 ein in Magdeburg stationiertes Infanterieregiment, doch LF empfand dies (nicht zu Unrecht…) als Abschiebung in die Provinz: zunehmend verbittert, flüchtet er sich in Alkohol- & Liebes-Affairen. Erst als er 1800 die aus einer Magdeburger Beamtenfamilie stammende Henriette Fromm(e) kennenlernte, kehrte etwas Ruhe in sein Leben ein. Aus dieser Partnerschaft gingen 2 Kinder hervor: Anton-Albert-Heinrich-Ludwig, der wie sein Vater „Louis“ oder „Loulou“ gerufen wurde, und Blanche, der LF den Kosenamen „Cocotte“ gab. Sie erhielten später von König Fr.-Wilh. III. den Namen „von Wildenbruch“ zuerkannt (- über seinen illegitimen Sohn Ludwig von Wildenbruch ist LF der Großvater des Schriftstellers (- Dr. h.c. an der Uni JENA!) Ernst von Wildenbruch (WEIMAR (- Ernst von Wildenbruch (* 3. Februar 1845 in Beirut, Libanon; † 15. Januar 1909 in Berlin) war ein deutscher Schriftsteller und Diplomat. Wildenbruch war der Sohn des preußischen Generalleutnants und späteren Generalkonsuls in Beirut (Syrien) Louis (Ludwig) von Wildenbruch (1803-1874) und dessen erster Ehefrau Ernestine von Langen (1805-1858), Hofdame der Prinzessin Luise von Preußen. Vater Louis von Wildenbruch war wiederum der illegitime Sohn des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen aus einer seit 1800 andauernden Liaison mit der Magdeburger Beamtentochter Henriette Fromme († nach 1828). Beide Kinder aus dieser Liaison, Sohn Louis und Tochter Blanka, erhielten 1810 durch König Friedrich Wilhelm III. den Namen „von Wildenbruch“ und wurden in den preußischen Adelsstand erhoben. Louis von Wildenbruch wuchs als Pflegesohn des Fürsten Anton Radziwiłł und dessen Gemahlin Prinzessin Luise von Preußen auf, der Schwester des Prinzen Louis Ferdinand. 1837 heiratete Louis von Wildenbruch die Hofdame seiner Pflegemutter, Ernestine von Langen. Ernst von Wildenbruch heiratete 1885 Maria Karoline von Weber, eine Enkelin des Komponisten Carl Maria von Weber (- Carl-Maria-Friedrich-Ernst von Weber (* 18. November 1786 in Eutin, Schleswig-Holstein; † 5. Juni 1826 in London) war ein deutscher Komponist, Dirigent und Pianist. Carl Maria von Webers Vater Franz Anton Weber war ein Onkel von Mozarts Frau und arbeitete als Offizier, Beamter sowie Kapellmeister. Er wurde schließlich reisender Theatervorsteher. Seine Mutter Genovefa Weber, geb. Brenner, war Opernsängerin und Schauspielerin. Auf Grund der vielen Reisen war Carl Marias Jugend selten geordnet, und er bekam nur wenige systematische Unterweisungen. Auf der anderen Seite erhielt er reichlich Nahrung für seine Fantasie, eine

zeitige Weltgewandtheit und -erfahrenheit sowie eine frühe Vertrautheit mit dem Bühnenleben. Zu von Webers Musiklehrern zählen Heuschgel in Hildburghausen, Michael Haydn in Salzburg, Kalcher und Giovanni Valesi in München sowie später der Abbé Georg Joseph Vogler. Um seine eigenen Kompositionen drucken zu können, studierte Carl Maria die kurz zuvor von Alois Senefelder erfundene Lithografie und entwickelte dabei verschiedene Verbesserungen. Anschließend schrieb er die Oper „Das stumme Waldmädchen“, die 1800 in Chemnitz uraufgeführt wurde. 1802 hatte seine Oper „Peter Schmoll und seine Nachbarn“ Premiere in Augsburg. Zwischen 1803 und 1804 studierte von Weber bei Vogler in Wien. Dieser verschaffte ihm im Jahre 1804 eine Anstellung als Kapellmeister in Breslau. Dort begann von Weber die Oper „Rübezahl“, deren gewaltige Ouvertüre später unter dem Titel „Zum Beherrscher der Geister“ veröffentlicht wurde; Weber beendete diese Oper nicht. Von 1806 an war er bis ins Frühjahr 1807 Musikintendant am Hof des Herzogs Friedrich Eugen Heinrich von Württemberg-Oels in Carlsruhe (heute Pokój bei Oppeln in Polen). In der folgenden Zeit wohnte von Weber ungeachtet der verschiedenen Konzertreisen, von denen ihn 1810 eine nach Mannheim führte, als Pianist in München, Leipzig und Berlin sowie am Hofe in Gotha und Weimar. Zwischen 1813 und 1816 war er Operndirektor in Prag, ab 1817 Königlicher Kapellmeister der Oper in Dresden. 1817 heiratete er die Sängerin Caroline Brandt. Der gemeinsame Sohn Max war im 19. Jahrhundert ein bekannter Schriftsteller und Eisenbahnpionier. Weber war auch als Schriftsteller tätig, unter anderem hinterließ er ein Romanfragment mit dem Titel „Tonkünstlers Leben“. Aber vor allem durch seine Oper „Der Freischütz“ gilt Weber als Begründer der Deutschen Nationaloper, die unter Richard Wagner ihren Höhepunkt erreichen sollte. Der einstige Sommersitz des Komponisten, das heutige Carl-Maria-von-Weber-Museum, befindet sich unweit des Pillnitzer Schlosses im Dresdner Stadtteil Hosterwitz. Er hielt sich dort mit seiner Frau Caroline in den Sommermonaten der Jahre 1818/19 und 1823/24 auf und schrieb wesentliche Teile der Opern „Euryanthe“ und „Oberon“. Im Winter lebte Weber in der Stadt Dresden im Haus Altmarkt 9. Er starb nach der Uraufführung von „Oberon“ in London an Tuberkulose. 18 Jahre später veranlasste Richard Wagner die Überführung von Webers Sarg nach Dresden -). Nach Aufenthalten in Athen und Konstantinopel ließ sich die Familie 1857 in Berlin nieder, wo Ernst von Wildenbruch das Französische Gymnasium besuchte. 1859 trat er in das königliche Kadettencorps ein, das er 1863 mit dem Offizierspatent beendete. Von 1863 bis 1865 diente er als Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam. Dann quittierte er den aktiven Militärdienst und holte in den folgenden zwei Jahren am Gymnasium von Burg bei Magdeburg sein Abitur nach, um anschließend in Berlin von 1867 bis 1870 Rechtswissenschaften zu studieren. 1866 und 1870/71 nahm er als preußischer Reserveoffizier an den Kriegen gegen Österreich und Frankreich teil. Von 1871 an war er Referendar am Appellationsgericht in Frankfurt an der Oder und legte 1876 sein zweites Staatsexamen ab. 1877 wurde er zunächst für wenige Monate Richter am Amtsgericht Eberswalde und am Stadtgericht von Berlin. Dann erhielt er eine Anstellung in der juristischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und wurde 1897 zum Geheimen Legationsrat befördert. Im Jahr 1907 zog er nach Weimar in eine vom Architekten Paul Schultze-Naumburg entworfene Villa ('Haus Ithaka'), nachdem er bereits seit 1892 regelmäßig mehrere Monate im Jahr in Weimar verbracht hatte. Zu Wildenbruchs Oeuvre zählen zahlreiche Balladen, Dramen, Romane und Erzählungen. Er ist ein Hauptvertreter des großen gründerzeitlichen Historiendramas der 1880-er Jahre und der nationalistischen Bismarcklyrik der Zeit um 1900. Sein Nachlass befindet sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar und im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, seine Bibliothek steht als Sonderbestand in der Zentral- und Landesbibliothek Berlin. Er liegt begraben auf dem Historischen Friedhof in Weimar. Das Grabmal in Form eines dorischen Tempels gestaltete Paul Schultze-Naumburg. Die darin befindliche Bronzeplatte mit Sämann schuf der Bildhauer Georg Kolbe (1877-1947). Auszeichnungen und Ehrungen: 1884 Grillparzer-Preis, 1889 Ehrendoktorwürde der Universität Jena -)) und Ururgroßvater

des Widerstandskämpfers Peter Graf Yorck von Wartenburg). Eine Kostprobe aus Ernst von Wildenbruchs Dichtkunst: ***„Das Hexenlied“:*** *Zu Hersfeld im Kloster der Prior sprach:*

„Der Bruder Medardus ward alt und schwach.
Ich glaube, sein Stündlein ist heute gekommen —
geh’, Bruder Beicht’ger, hinein zu dem Frommen,
vernimm das Geständnis von seinen Sünden.
Zwar weiß ich: du wirst nicht viele finden.
Er dienet dem Kloster heut’ wohl fünfzig Jahr’,
im Klosterschatten verbleichte sein Haar;
er hat streng gefastet, er hat sich kasteit,
wohl-vorbereitet zur Seligkeit;
er ist der Heiligste von uns Allen
und wird dem ALLMÄCHTIGen wohl-gefallen!“.
Der Beichtiger schlug an Medardus’ Tor
— von innen tönte kein Ruf hervor;
der Beichtiger trat wohl über die Schwelle
und schritt hinein in Medardus’ Zelle —
und Stunde auf Stunde nach Stunde verrann,
die Mönche schauten sich staunend an:
„Er, der unsträflich in Worten und Taten:
was kann Medardus für Sünden verraten?“;
die Vesperglocke mit dumpfem Schall
rief nun zur Kapelle die Mönche all’.
Sie beugten die Häupter und knieten im Kreise,
für Bruder Medardus sie beteten leise.
Da, horch da: von ferne herüber klang
mit klagender Stimme ein düst’rer Gesang.
Der Prior hob sich vom Boden empor,
die Mönche lauschten und neigten das Ohr:
„Aus Medardus’ Zelle der Sang erklingt!
Das ist der Medardus, der also singt!“;
sie lauschten und horchten: „Was mag das wohl sein?
Das sind nicht Gebete und Litanei’n;
das klingt so wie sündige, weltliche Worte!“;
und siehe - und siehe: herein in die Pforte
der Beichtiger kam voll Schrecken und Hast:
„Wir haben den Teufel im Kloster zu Gast!
Medardus ist dem Versucher verfallen,
Medardus ringt in des Satans Krallen!“;
der Prior setzte die Kerze in Brand,
die heilig geweihte, und nahm sie zur Hand.
Die Mönche taten alle wie er
und hinter dem Prior schritten sie her.
Von Wand und Gewölbe scholl dröhnend nun wider
die Klagestimme der singenden Brüder:

„Vor Sündenfrevel, vor Satans Spott
bewahr' uns in Gnaden, allmächtiger GOTT!";
die Zelle war offen — bleich, hager und mager
lag Bruder Medardus auf kärglichem Lager,
die Hände gefaltet in betender Wut,
die starrenden Augen voll sehnender Glut,
und von den stammelnden Lippen sprang
ohne Rast, ohne Ende der wilde Gesang.
Das Lied, das hatte so seltsamen Ton
wie sehnende Liebe, wie lästernder Hohn,
als trüge von ferne herüber die Luft
fremdländischer Blumen bestrickenden Duft.
Die Mönche, sie schwangen die heiligen Kerzen:
„Fleuch, Satan, entweiche aus seinem Herzen!";
sie schwangen die Kreuze, die heiligen Bilder –
Medardus' Gesang wurde wilder und wilder;
und tief in die schauernden Seelen nun drang
das sündige Lied, das Medardus hier sang.
Die Mönche beschlich es wie sehnender Schauer
verlorenen Lebens tief nagende Trauer;
sie dachten an Dinge, die einst sie besessen,
an Tage der Jugend, die lange vergessen.
Und 'mählich-allmählich verstummte der Chor.
Sie schwiegen und lauschten und neigten das Ohr.
Der Prior - ein frommer, ein eifriger Greis –
er stand voller Schrecken und blickte im Kreis.
Zu Bruder Medardus erhob er die Stimme
und sprach in frommem, in eiferndem Grimme:
„Darfst du mir verführen die heiligen Brüder?
So fahre, Verdammter, zur Hölle hernieder!";
und siehe, vom Lager Medardus sich hob,
ein leuchtender Glanz sein Antlitz umwob,
sein starrendes Aug' in die Ferne blickt,
als säh' er ein Bild, das tief ihn entzückt';
er reckte die Arme, er streckte sie weit:
„Ich höre dich!" rief er, „ich bin bereit;
Du reines Weib, das sie „Hexe" genannt,
Du süßer Leib, den sie schändend verbrannt!
Ihr schwellenden Lippen, ihr Augen voll Güte,
Du, spielender Glieder süß quellende Blüte,
Du, liebende Wonne, die einst sich mir bot
und die ich verachtend verstieß in den Tod… -
nach fünfzig Jahren voll Buße und Pein:
Ich komme, um ewiglich bei dir zu sein!";
er reckte die Arme, er streckte die Glieder –

„Medardus ist tot!“ - dumpf sprachen’s die Brüder.
Drei Tage und Nächte mit Buße-Gesang
die Mönche zogen das Kloster entlang.
Sie lagen drei Nächte auf ihren Knie’n
und riefen zu GOTT um Gnade für ihn:
„Ihm, welcher dahinging in Sünde und Schuld,
erlösender Heiland, vergib ihm in Huld!“ —
Im einsamen Zimmer beim Kerzenschein
der Prior saß mit dem Beicht’ger allein.
„Nun sage mir an, was Medardus gesprochen,
die Taten verkünde, die er verbrochen!“;
ein großes Kreuz der Beichtiger schlug:
„Sein heiliges Leben war Lug und Trug:
Du sahest ihn oft, wenn am grauenden Tag
er betend auf steinernen Fliesen lag,
Du sagtest uns: „Werdet ihm gleich, meine Kinder.“;
erfahre: du segnetest einen Sünder!
Du sahst ihn, wie er in brünstiger Wonne
die Augen erhob zu Gottes MaDonne –
nicht war es Maria, der all Dieses galt:
seine Brust erfüllte eine and’re Gestalt!
Sein Antlitz sahst du, das träumende,
milde; du sahst nicht sein Herz, das gärende, wilde!
Sein Haupt war kalt und sein Haar war weiß.
Sein Herz von sündigen Gluten heiß!
„Ich war einst ein Priester!…“ so sprach er zu mir
„…Voll Andacht las ich das heil’ge Brevier.
Ich las es in Ängsten, ich las es in Glut,
denn jung war mein Leib und heiß war mein Blut.
Die blonden Locken vom Haupt mir flossen
wie strömendes Gold, das darüber-gegossen;
und als man hinein schnitt die erste Tonsur,
da war es, als mähte man Frühlingsflur.
Es war zur Zeit, als im deutschen Land’
der böse Teufel zur Macht erstand,
als er die Weiber zur Buhlschaft verführte
und als man viel’ Hexen zum Brandpfahl schnürte.
Damals, da geschah’s: ich saß allein
in tiefer Nacht bei der Lampe Schein,
da schlug es klopfend an meine Tür:
„Komm’, Priester, heraus: man verlangt nach dir!“.
Die Nacht war schwarz, dumpf heulte der Sturm;
man führte mich rasch hinaus an den Turm
tief unter die Erde auf gleitenden Stufen
— mir war es, als würd’ ich zur Hölle gerufen…;

man gab eine Fackel in meine Hand
und wies mir ein Loch in der steinernen Wand:
„Zur Hexe, die morgen in Feuers Pein
ihre Sünden büßt, da geh' du hinein.
Bereite sie betend zu seligem Sterben,
entreiß' ihre Seele dem ew'gen Verderben!";
ich schritt hinein in der Erde Bauch… -
in meiner Kehle stockte der Hauch!
Da kam von drüben ein Rascheln her,
Geklirr von Ketten und Seufzen schwer
- und sieh': in der Mauer finsterer Ecke
(- wie ein Tier des Waldes in seinem Verstecke… -):
da sah ich ein Weib, gebeugt und gebückt:
Das Haupt an die triefenden Steine gedrückt.
Die Fackel heftet' ich in den Ring,
der schwebend herab von der Wölbung hing
und sagte: „Wende zu mir dein Gesicht,
komm' her, meine Schwester, und fürchte dich nicht!";
ich sah, wie ihr Ohr meine Worte trank,
wie Hand nach Hand ihr vom Antlitz sank.
Sie wandte das Haupt, sie schaute mich an,
auf ihren Knieen kroch sie heran.
Ihr nackter Arm meine Kniee umfing,
an meinem Antlitz ihr Auge hing.
Ich schaute herab; der Fackel Licht
umspielte ihr liebliches Angesicht… -
da fühlt' ich das Herz so süß mir erwarmen,
da quoll in die Augen mir heißes Erbarmen,
meine Lippen verstummten in lautlosem Leide –
in schweigendem Jammer weinten wir beide.
Und als meine Tränen sie fließen sah,
mit bebenden Armen umfing sie mich da!
Ein Schluchzen tief aus dem Busen ihr quoll,
von stammelnden Lippen ein Flüstern erscholl:
„Du kannst noch weinen, du weinest um mich!
Wie den gütigen Heiland, so liebe ich dich!";
mich faßte der Schreck ob des sündigen Wort's:
„Gedenke der Stunde, gedenke des Ort's!
In Flammen soll morgen der Leib dir verderben!
Durch Buße entfliehe dem ewigen Sterben!" –
da sah sie mich an so bangen Gesichts:
„Was soll ich denn büßen, verbrach ich doch nichts?!
Meine Eltern sind tot — im Walde allein
Großmutter und ich, wir wohnten zu zwei'n.
Großmutter kannte manch' heilsames Kraut,

manch Tränklein hat sie für Kranke gebraut;
Großmutter im Feuer sie verbrannten:
eine „Teufelshexe" gar sie nannten!
Ein altes Lied Großmutter sang;
ich lernt' es ihr ab, weil so süß es klang.
Sie sagte, es käme aus fernen Landen,
wo Liebeszauber die Menschen verstanden.
Ich sang's und wußte nicht, was es bedeute';
da griffen sie mich, hartherzige Leute,
und sperrten mich in den finsteren Turm.
Sie sagten, es sei der höllische Wurm;
der singe aus mir, zu der Menschen Verderben
– d'rum soll ich morgen im Feuer sterben!";
ihre bebende Lippe berührte mein Ohr,
ihr Auge mich flehend in Ängsten beschwor,
ihr Busen drängte an meinen sich.
„Errette…" sprach sie „…errette mich!
So süß ist, zu leben, so bitter der Tod,
und Feuers zu sterben, ist schreckliche Not!
Kein Wesen hab' ich gekränkt und betrübt,
keine Sünde getan, keinen Zauber geübt;
die Herzen der Menschen gleichen den Steinen
- Du aber bist gut: du kannst noch weinen!
Der Wärter schläft, frei ist die Tür:
komm', laß' mich fliehen, entfliehe mit mir!
Wir gehen leise, man hört uns nicht;
die Fackel erlischt - uns verrät kein Licht;
die Turmespforte geht in das Feld.
Niemand uns sieht, niemand uns hält.
Wenn morgen der Schrei der Hähne schallt,
da sind wir schon ferne im fernen Wald.
Der Wald ist dunkel, der Wald ist dicht;
ich weiß eine Stätte - sie finden uns nicht!
Ich weiß eine Stelle, ich weiß einen Platz,
da liegt verborgen ein alter Schatz;
wir werden ihn suchen, du wirst ihn heben,
wir zieh'n in die Ferne, wir werden leben
im fernen Lande, du nur mit mir,
ewig und ewig ich nur mit dir!
Du hast kein Weib an das Herz noch gedrückt,
Du weißt nicht, wie Weibes Liebe beglückt!
Reicher an Liebe sollst du werden
als jemals Menschen waren auf Erden!
Die Sterne wandeln, die Stunden zieh'n:
Es ist Zeit, hohe Zeit; o komm', laß uns entflieh'n!";

ihr heißer Odem wie Sturmwind ging,
ihr weißer Arm meinen Nacken umfing.
Ihr dunk'les Haar wie ein Fittich der Nacht
umfloß des Leibes herrliche Pracht.
In meinem Haupte, in meiner Brust
war schwindelnde Wonne und tödliche Lust… -
ich beugte mich nieder, ich wollte sie küssen:
da fühlt' ich mich schaudernd rückwärts gerissen:
„Du küssest die Hexe, du segnest die Schuld:
du hast keinen Teil mehr an göttlicher Huld!";
auf meinen Lippen starb das Wort… -
von meinem Herzen stieß ich sie fort,
Entsetzen jagte mich aus der Kammer… -
da schrie sie mir nach in Verzweiflung und Jammer,
sie brach zur Erde, sie lag auf den Steinen.
Dumpf hinter mir hört' ich sie schluchzen und weinen…";
Medardus schwieg, seine Wange erblich.
„Mein Bruder!" sagt' ich: „Was ängstigt denn dich?
Du hast dem Versucher widerstanden
und machtest des Teufels Künste zuschanden!";
doch als ich tröstend ihm solches sprach,
Gelächter von seinen Lippen brach:
ein Lachen, so wild und ungestüm,
als lachte der Teufel selber aus ihm.
Mit rollenden Augen blickt' er mich an
und schwieg. Dann sprach er: „Der Tag begann.
Der Himmel brannte in Morgenflammen,
die Menschen rotteten sich zusammen;
im Felde draußen, von Scheitern geschichtet,
stand dunkel und düster der Holzstoß errichtet,
und aller Augen hingen am Pfahl:
da stand sie und harrte ihrer Qual.
Wie taumelnde Vögel, verflattert im Meer,
so glitten voll Angst ihre Augen umher… -
da trat ich heran mit dem Kruzifix.
Ihr Auge erfaßte mich suchenden Blicks;
und siehe, und siehe: verstohlener-weise –
da neigte ihr Haupt sie, da nickte sie leise,
und ein Lächeln erstand in dem süßen Gesicht
wie der scheidenden Sonne verlöschendes Licht!
Die lodernde Fackel der Henker schwang,
ihr lechzendes Aug' in mein Auge sich trank,
die Flamme nun griff in das dürre Geäst,
ihre starrenden Augen hielten mich fest,
die Funken stoben wie prasselnder Staub,

ihre Lippen erbebten wie sinkendes Laub –
und plötzlich, ganz plötzlich vernahm ich ein Klingen:
vom brennenden Holzstoß begann sie zu singen!
Wie Frühlingsregen, durchbrausend die Nacht,
so ergriff mich des Liedes süß-selige Macht.
Mir war's, als trüge herüber die Luft
fremdländischer Blumen bestrickenden Duft,
als spräch' eine Stimme zu meinen Ohren
von seligem Glück, das für ewig verloren.
Die Flamme ergriff ihren nackten Fuß,
sie neigte sich scheidend, zum letzten Gruß,
der schwarze Rauch sie wirbelnd umschwoll,
ihr klagender Sang aus dem Rauche erscholl;
dumpf brausend die Flamme zum Himmel sprang –
wie zitternde Glocken ertönte ihr Sang.
Die Ohren bedeckt' ich mit meinen Händen:
„Das Singen, das Singen: wann wird es enden?";
ich wandte mich schaudernd, ich floh von dem Ort.
Die klagende Stimme zog mit mir fort;
wohin ich entfloh und wohin ich entwich –
der Gesang, ihr Gesang: er begleitete mich,
ob ich schlummernd lag oder betend gewacht –
zu jeglicher Stunde, bei Tage und Nacht!
Seit jenem Tage die fünfzig Jahr'
ich höre ihn immer-und-immerdar!";
Medardus fuhr auf, wild war sein Gesicht:
„Ich höre sie wieder — vernimmst du sie nicht?
Den Gang herauf — es kommt durch die Tür —
sie tritt auf die Schwelle — ist hier, ist hier!";
ich warf mich herab zu des Lagers Fuße:
„Mein Bruder!" rief ich „Tue Buße, tu' Buße:
Der Menschenverderber hält dich gebunden –
des Weibes Lied hat der Teufel erfunden!";
zum Lager zurück ich Medardus zwang,
aus meinem Arme er los sich rang,
von seinem Lager er fort mich stieß:
„Eine Stimme ist's aus dem Paradies!
Sie ruft mich zum Heil, das ich frevelnd verlor,
Sie öffnet zur Seligkeit selbst mir das Tor!";
und plötzlich die strömende Träne ihm rann,
und plötzlich Medardus zu singen begann!
Es war ein Lied, wie ich kein's je vernahm,
das jemals aus menschlicher Kehle kam:
in so klagendem Leid, in so jauchzender Lust!
Da faßte Entsetzen mir kalt in die Brust;

mit flüchtendem Fuße schlug ich die Schwelle
und rief gleich euch alle zu seiner Zelle…“;
der Beichtiger schwieg. Durch die Fenster brach
der grauende Morgen. Der Prior sprach:
„Was Menschenaugen nicht fassen noch seh'n:
dort oben ist EINER: Der wird es versteh'n!
ER hat einst gesprochen: „Mein ist das Gericht!“;
geh' beten, mein Bruder, und richte nicht!“… - soweit E. v. Wildenbruch. -- Zurück zu seinem Großvater LF: Während seiner Berlin-Aufenthalte verkehrt LF in den geistreichen Salons der Zeit; besonders bei Ra(c)hel („Ralle“ Levin-)Varnhagen. Es waren Momente des Glücks, die der Prinz dort erlebte. Niemand sprach ihn auf seine Schulden an, die mittlerweile in unermeßliche Höhen gestiegen waren (- knapp 120000 Taler…); niemand störte sich daran, wenn er offen sagte, was er dachte. Seine musikalischen Fähigkeiten wurden bewundert, an diesen Abenden bekam er jene Zuneigung, die er so oft vermißte. Dem Einfluß seines Freundes, des Komponisten Johann-Ludwig (Ladislaos) Dussek (- um 1804 wurde Dussek LFs Kapellmeister und blieb ihm bis zum Tod freundschaftlich eng verbunden -), ist es zuzuschreiben, daß der Prinz nun auch selbst ernsthafter zu komponieren begann. Zuvor war er vor allem als Klaviervirtuose bewundert worden. In MGG lesen wir über LFs Schwager: „Radziwill, Anton Heinrich, Fürst, * 13. Juni 1775 in Wilna, † 7. Apr. 1833 in Berlin. Radziwill entstammte einem lange souverän gewesenen poln. Fürstengeschlecht. Unter seinen Vorfahren hatte sich Albrycht († 1593) als Förderer der Künste ausgezeichnet, und Mjaciej (bei Sowinsky: Charles, Lebensdaten unbekannt) hielt sich in Nieswiez ein Orch.- und Opernensemble, dem 1780 Kpm. J. D. Holland vorstand; er komp. und war ein Förderer Dusseks. Fürst Anton heiratete 1796 eine Schwester des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und war seit 1815 Statthalter in Posen, lebte aber im Winter meistens in Berlin. Über seine mus. Ausbildung ist nichts Näheres bekannt, doch wird er als tüchtiger Sänger und Cellist gerühmt. Er war ein großzügiger Mäzen; Chopin spielte vor ihm und widmete ihm sein op. 8. Auch für Beethoven setzte sich der Fürst ein, spielte in den hausmus. Auff. Beethovenscher KaM. mit und subskribierte auf die Missa solemnis; Beethoven dedizierte ihm sein op. 115. Seit 1808 arbeitete Radziwill, nachdem Zelter abgelehnt hatte und K. Eberwein in Weimar nicht weiterkam, an einer Faustmusik. 1810 sang die Singakad. Tle. daraus; ein Jahr später ließ sich Goethe einiges daraus vortragen. Am 1. Apr. 1814 erhielt der Dichter den Besuch Radziwills, den er „einen wahren Troubadour“ und „kräftiges Talent“ nennt, dessen „geniale, uns glücklich mit fortreißende Composition“ ihn am 11. Apr. zur Übersendung einiger Opernhafter Zusatzverse bewog. 1816 begannen auf Anregung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Palais Radziwill die Lese- und Musikproben für die erstmalige (Privat-)Auff. ausgewählter Szenen aus Goethes Dichtung, die aber erst 1819, wahrscheinlich am 24. Mai, wiederholt am 10. Juni, im Palais Monbijou unter Beteiligung des Hofes zustande kam. Der anwesende August von Goethe berichtete am 31. Mai 1819 dem Vater über die Veranstaltung, an der, als etwas zu stark auf Hoftheater gestinimt, Zelter (7. Juni 1820 an Goethe) das allzu „Gespannte und Vornehme“ auszusetzen hatte; auch war viel retuschiert worden. P. A. Wolff spielte den Faust, Herzog Carl von Mecklenburg den Mephisto; Graf Brühl übernahm die Inszenierung, Schinkel ordnete die Dekorationen an. Am 24. Mai des folgenden Jahres wurde das Ganze, um einiges vermehrt, nochmals gegeben. Radziwill arbeitete an seinem Werk, „versponnen wie ein Seidenwurm ... jeder Faden hält ihn fest“ (Zelter an Goethe 13. März 1832), bis zu seinem Tode weiter. Von fremder Hand ergänzt, erklang das Werk erstmalig öffentl. in der Berliner Singakad. und erlebte bis 1888 25 Wiederholungen. Auch diente es, durch Lindpaintnersche Stücke vermehrt, als Akzidenzmusik zur ersten öffentl. Berliner Auff. des Faust 1838. Meist in dieser Form hat es sich, auch in anderen Orten, fast bis ans Jh.-Ende gehalten. Unter den etwa achtzig

Faustmusiken größeren Stils nimmt das Lebenswerk Radziwills nicht nur als das erste der Art (ihm war nur eine, Tle. des Fragments von 1790 benutzende Oper von I. Walter, Bremen 1797, vorausgegangen), sondern als zeitgeschichtlich charakteristisch einen eignen Rang ein. Sie hat dazu beigetragen, „das bisher im dicksten Schatten verborgen gewesene Gedicht ans Licht zu bringen“ (Zelter an Goethe 22. Mai 1820). Der Komp. hat mit sicherem Geschick fast allen der Musik zugänglichen Stellen der Dichtung eine individuelle Vertonung angepaßt, entging aber nicht immer der Gefahr, durch Überdeutlichkeit und -ausführlichkeit die tieferen Absichten des Dichters zu durchkreuzen (Domszene). Radziwill, der wohl an eine bühnenmäßige Verwertung nicht dachte, zeigt sich fortschrittlich in den manchmal fast leitmotivisch durchsetzten, melodramatischen Gestaltungen, in denen nicht selten Text und Musik syllabisch zusammen wirken und die im Streben nach szenischer Zusammenfassung bisweilen ins rein Gesangliche übergehen. Die freie Mischung der Elemente führt, z.B. in der Gartenszene, nahe an die Opernsphäre heran. In den gelegentlich durchkomp. Liedern zeigt sich eine freundliche, aber nicht eigenartige Begabung. Stärker gelingen temperamentvolle und volkstümliche Wirkungen (Osterspaziergang), auch Humor und Ironie (Auerbachs Keller) und Dämonie (Geisterchöre) kommen zu ihrem Recht. Von den wenigen selbständigen Orch.-Stücken benützt die Ouvertüre die Mozartsche Fuge c, KV 546. Auf der Höhe der Zeit steht, neben der beweglichen Harmonik, die situationsmäßig individualisierende Instrumentation mit der Verwendung von Serpent und Harmonika und den vielen gefühlvoll schweifenden V.- und Vc.-Soli. Doch geht, obwohl der Dilettant Radziwill bestimmt Helfer und Berater (Zelter, B. Klein, Rungenhagen) hatte, H. Truhn (in Freihafen II3, 1839, 81) zu weit, wenn er das Hauptverdienst dem Kpm. G. A. Schneider (1770-1839) zuweist. Alles in allem zeigt sich in Radziwills Faustmusik „eine unbefleckte Phantasie, eine sozusagen fürstliche Einfalt, eine Erfindergabe, die die Sache oft an der Wurzel packt“ (Schumann). Werk: Composition zu Goethes Faust, Part. u. Kl.A. Bln. 1835 -- Reinhold Sietz“; so-weit MGG über LFs Schwager. Mein ehemaliger Klavierschüler (KÖNIGSEE-UNTERSCHÖBLING), nunmehr Dr. phil., Hans-Helmuth Lawatsch schreibt in „Rudolstädter Heimathefte“ („RHH“ 1981: „Das Idol des patriotischen Preußen auf der Heidecksburg“): „…Eindrucksvoll ragt das Monument rechts der Straße von Saalfeld nach Schwarza in den heimatlichen Himmel. Es wurde auf Anregung der Schwester des hier Gefallenen, Luise von Radziwill (1770-1836), und nach einem Entwurf Friedrich Schinkels (1781-1841), errichtet, als der obere Teil 1823 in der Berliner Eisengießerei gefertigt worden war (- vgl. Müller, H. H. (Hrsg.): Reisehandbuch „Thüringer Wald und Randgebiete“ Leipzig, 4. Aufl. 1999, s. 571 und Meyers Reisebücher: Thüringen und Frankenwald, Leipzig und Wien, 19. Aufl. 1909, S. 91). Seine Inschrift lautet: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen den 10. okt. 1806“. Wer war die historische Persönlichkeit, die im Gefecht von Saalfeld, Vorspiel der Schlachten von Jena und Auerstedt (14. 10.), ihr Leben verlor? - Ludwig-Friedrich-Christian Prinz von Preußen, genannt „Louis Ferdinand“, wurde am 18. 11. 1772 in Friedrichsfelde bei Berlin als Sohn August Ferdinands von Preußen (1730-1813), eines Bruders Friedrichs II. (des Großen), geboren (- ein jüngeres Nachschlagewerk fügt hinzu: „…wahrscheinlich Sohn des Generalleutnants Grafen Wilhelm von Schmettau aus seiner Liaison mit Luise Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, Gemahlin des Bruders Friedrichs des Großen…“ Bosl, K. & G. Franz & H. H. Hofmann: „Biographisches Wörterbuch zur Deutschen Geschichte“, 3 Bde., 2. Bd. München 1974, Sp. 1697). Der Prinz erhielt eine sorgfältige Erziehung, die in wesentlichen Stücken von dem als Hauslehrer der Familie von Humboldt bekannten Johann Heinrich Campe (1746-1818) bestimmt war (- ebd.: 1. Band. München 1973, Sp. 422). Als Siebzehnjähriger trat er im Range eines Kapitäns in die preußische Armee ein. Rasch entfaltete sich sein militärisches Talent. Darüber, und seine Wesensart im allgemeinen, schrieb später Carl von Clausewitz: „…es gibt wenig Menschen, derem ganzen Wesen die Natur den Heldencharakter so deutlich aufgeprägt hätte, und selten gehen aus ihrer Hand so reich, ich möchte sagen, so prächtig ausgestattete Menschen hervor.

Eine unglaubliche Kühnheit. eine Verachtung aller Gefahr, wie ich sie nie gekannt habe, sprach sich in seiner Lebensweise, selbst im Schoße des Friedens aus. Alle diese Eigenschaften erhoben seine körperliche Schönheit zur wahren Zierde und legten ihr Gehalt und Bedeutung unter. Darum nahte sich ihm der Veteran mit Vertrauen, und der Jüngling sah mit Enthusiasmus zu ihm auf. Wenige Offiziere der preußischen Armee durften sich so einer Herrschaft über unsere Gemüter bewußt sein, wie er sie genoß…“ (Clausewltz, C. v.: Ausgewählte militärische Schriften, hrsg. v. Förster/Schmidt/Gudzent, Berlln 2. Aufl. 1981, S. 50f.); aber auch die musische Begabung Prinz Louis Ferdinands ließ ihn bald Furore machen. Er spielte virtuos Klavier und begann zu komponieren. Bezüglich seines musikalischen Gesamtwerkes nannte ihn später Robert Schumann einen „Romantiker der klassischen Periode“ (Seeger, H.: Musiklexikon in 2 Bdn., 2. Bd. Leipzig 1966, S. 52). Unwillkürlich wird man an das Goethe-Wort erinnert, wonach der „gebildete Soldat“ seine besondere Bewunderung herausfordere. Außerdem erinnerte der Prinz ein wenig an die Wesensart seines berühmten Onkels. In solcher Weise hob er sich vom Durchschnitt des preußischen Adels ab, dem, trotz Napoleonischer Bedrohung, der unternehmende, friderizianische Geist rapide abhanden kam. Dagegen sehen wir Prinz Louis Ferdinand, „…sechs Fuß hoch aufgeschossen, ein Kriegsgott anzuschauen…“ (Fontane), wie er in Schlesien und während des 1. Koalitionskrieges die Sympathie des Heeres erwirbt. Freilich war er damals Werkzeug gegenrevolutionärer europäischer Bestrebungen. Über seine Verwundung bei der Belagerung von Mainz findet sich in Goethes biographischen Notizen unter’m 16. Juli 1793: „…nur bedauerten wir den Prinzen Ludwig, der als kühner Anführer eine, wo nicht gefährliche, doch beschwerliche Wunde davontrug und in einem solchen Augenblick den Kriegsschauplatz sehr ungern verließ. Den 17. Juli ward nun Derselbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht…“ (Goethe, J, W, v,: Berliner Ausgabe in 22 Bdn., Bd. 15, S.274). Genesen, avancierte der Prinz zum Generalmajor und stürzte sich wieder in den Kampf. Nach dem Baseler Frieden (5. 4. 1795) gelangte er in die Magdeburger Garnison. „…ruhelos und unstet, in seinem sprunghaften Charakter ebenso tollkühn wie verschwendungssüchtig, in amourösen Affären und jähen Reisen sich verzettelnd, stieß der Generalleutnant (1799) auf die heftige Abneigung des sittenstrengen Königs Friedrich Wilhelm III. …“ (s.o.: Biogr. W.buch z. Dt. Geschichte); es wäre aber verfehlt, die Diskrepanz zwischen König und Prinz Louis Ferdinand nur als subjektives, als Generationsproblem zu deuten. In ihm sprach sich der liberale, reformerische Anspruch des auf Erneuerung zielenden Preußen gegen die bürokratisch-servile Erstarrung der Königspartei aus. Seit 1801 hält sich der Prinz wieder in Berlin auf. Er profiliert sich im Kreise der entschiedenen Reformer um v.&z.Stein und Scharnhorst. Er ist ständiger Gast in den Salons der Rahel Levin oder der Henriette Herz, wo der neue Zeitgeist freimütig diskutiert wird. Letztere schrieb in ihren Lebenserinnerungen: „…uns Frauen … riß er hin, viel weniger durch den Sarkasmus, mit dem er zuzeiten seinen Ärger über die Situation äußerte, als durch die viel öfter vorkommenden tiefgefühlten Ausdrücke echter, schmerzerfüllter, zu jeder Aufopferung bereiter Vaterlandsliebe. Von einem siegreichen Kampfe gegen Napoleon allein hoffte er zugleich den Sieg freisinniger Ideen, und dieser lag ihm ebensosehr am Herzen als die politische Unabhängigkeit des Vaterlandes. Er mußte untergehn, er war eine Abnormität, in ihm walteten die diametralsten Gegensätze…“ (Herz, Henriette in Erinnerungen, Briefen und Zeugnissen, hrsg. v. Rainer Schmitz, Leipzig und Weimar 1984, S. 165). Für das diplomatische Taktieren Friedrich Wilhelm III. gegenüber Frankreich hatte Louis-Ferdinand nichts übrig. Seiner Überzeugung vom unausweichlichen Kampf gegen Napoleon ließ er praktische Schritte folgen. Er begab sich im Sommer 1805 auf Rekognoszierung der in Frage kommenden Kampfplätze nach Sachsen und Thüringen, anschließend in’s Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe nach Dresden, wo ihm das Kommando über die Avantgarde des Hohenloheschen Corps übertragen wurde. Auf dem Marsch von Dresden nach Öderan, Chemnitz und Jena bzw. Erfurt war er voll freudiger Genugtuung über die sich militärisch

zuspitzende Lage zwischen Preußen, Frankreich, Österreich und Rußland. „…in Erfurt traf er mit dem Herzog Karl-August von Weimar zusammen, der die Reserve des Hohenloheschen Korps befehligte, und mit Goethe, mit dem er eine Nacht durchzechte…“ (Allgemeine Deutsche Biographie, 1B. Bd. Leipzig 1884, S. 585). In diesen Monaten wurde LouisFerdinand ständig von seinem Musiklehrer Johann-Ladislaus Dussek (1761-1812) begleitet, außerdem von Louis Spohr, ebenfalls Musiker, Komponist und Schilderer des bewegten Lebens in der Gesellschaft des Prinzen (Spohr, L.: Selbstbiographie, I. Bd., Originalgetreuer Nachdruck, hrsg. v. Eugen Schmitz, Kassel 1954). Spohr schildert u.A. den äußeren Aufzug beim Klavierspiel Louis Ferdinands während der Manöver des Jahres 1805, eines Spiels übrigens, dem Beethoven während zweier Begegnungen (1796/1804) sein Lob nicht versagt hatte (s. o.g. Musiklexikon von Seeger). Die Annahme ist berechtigt, daß Prinz Louis Ferdinand auch in der folgenden Zeit seinem Musikinteresse nicht wesentlich anders nachging, als während der Manöver von 1805. Hören wir deshalb den Musikhistoriker Hans Engel über des Prinzen Besuch der Heidecksburg: „…auf der Heidecksburg in Rudolstadt hat sich ein romantisches Künstlerpaar eingefunden. Es war der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, ein Neffe Friedrichs des Großen, der sich hier im Sommer 1806 vorübergehend aufhielt... In seiner Begleitung war Johann Ladislaus Dussek … Spohr erzählt, daß er und Dussek oft schon um sechs Uhr morgens aus dem Bett gejagt und im Schlafrock und in Pantoffeln in den Empfangssaal beschieden wurden, wo der Prinz … bereits vor dem Pianoforte saß. Nun begann das Einüben und Probieren der Musik, die für den Abendzirkel bestimmt war und dauerte bei des Prinzen Eifer oft so lange, daß sich unterdessen der Saal mit besternten und ordenbehängten Offizieren angefüllt hatte. Das Kostüm der Musizierenden kontrastierte dann sonderbar genug mit den glänzenden Uniformen der zur Cour Versammelten. Doch das genierte den Prinzen nicht im Geringsten und er hörte nicht eher auf, als bis alles zu seiner Zufriedenheit eingeübt war... Eine andere Quelle … berichtet uns, daß das Mahl (des Prinzen) in antikem Stil gefeiert wurde, durch Musik und den Wert heiterer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert. Neben dem Prinzen stand ein Piano, eine Wendung, und er fiel in die Unterhaltung mit Tonakkorden ein, die dann Dussek auf einem anderen Instrument weiterführte. So entstand oft zwischen Beiden ein musikalischer Wettkampf, ein musikalisches Gespräch, das alle durch Worte angeregte Empfindungen der Seele in bezaubernden Tönen fortklingen ließ … Ein anderer (weiterer Autor) meint, Dussek sei für den Prinzen ein schlimmes Vorbild gewesen, denn in den Stücken des Böhmen lebte die süße Lust an der Schwelgerei in schmerzlichen Gefühlen … (Sie) allerdings zeigt sich etwa in der „Elegie auf den Tod des Prinzen Louis Ferdinand“ op. 61 in der ergreifendsten Weise. Auch der Prinz war ein beachtlicher Komponist. Schumann nennt ihn in einem Atemzug mit Schubert als „…ein paar höchst poetische Naturen…“…“; soweit Hans Engel (Engel, Hans: Musik in Thüringen, Köln und Graz 1966, S. 176f.), der in seiner Einschätzung mehrere Quellen miteinander verband. Aber zwischen Herbst 1805 und dem neuen, verhängnisvollen Jahr hatte der Rückzug der preußischen Truppen aus dem Thüringischen nach Sachsen und die Demobilisierung gelegen. Erst als König Friedrich Wilhelm III. die Rückverlegung der französischen Truppen von der preußischen Grenze verlangte, antwortete Napoleon mit ihrem Überschreiten. Am 8. Oktober 1806 gab er den Befehl zum Einmarsch in Sachsen, das mit Preußen verbündet war. Der letzte Akt eines Dramas begann. Preußens Niederlage war zugleich die einer überholten, eben der feudalen Gesellschaft. - Das Hohenlohesche Korps war am 1. Oktober in Gera, am 2. in Jena angelangt. Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Kommandeur der Avantgarde, eilte voraus und richtete sein Hauptquartier in Stadtilm ein. Einer der Hauptleute, die dort bei ihren Soldaten lagen, schrieb zu der Zeit an seinen Jugendfreund Siegling in Erfurt: „…diesen Morgen sind wir angekommen, aber ich denke nicht, daß wir hier lange stehen werden. Die Franzosen verstärken sich stündlich, und es kann nun nicht mehr lange dauern. Die Hauptschläge werden in den Saalegegenden meinem Vermuten nach geschehen, und ich beklage das arme

Thüringen, das unter der Last des Krieges schwer seufzen wird…“ (Gneisenau, zit. nach: Hebeler, W.: Gneisenau und seine Beziehungen zu Arnstadt, in: Beitrag z. Heimatgeschichte - Stadt und Kreis Arnstadt, Heft 1, 1982, S. 38f.); der Absender des Briefes war Neithardt von Gneisenau (1760-1831), der spätere preußische Generalfeldmarschall. Gneisenau irrte sich nicht. Als die Preußen erfuhren, daß Napoleon an beiden Saale-Ufern vorrückte, entschloß sich Hohenlohe, seine Mannschaften bei Kahla, Orlamünde und Rudolstadt zu versammeln und mit der Flußüberquerung zu beginnen. Prinz LouisFerdinand hatte den Befehl, die Posten Rudolstadt und Blankenburg [- damals noch nicht „Bad…“ {WGL} -] bis zum Heranrücken des preußischen Königs zu halten und dann ebenfalls über die Saale zu gehen. In seiner Ausführung begriffen, „…auf dem Marsche nach Rudolstadt, wo er vom 9. zum 10. übernachtete. erfuhr der Prinz, daß die Franzosen bereits bis in die Nähe von Saalfeld gelangt seien…“ (s.o.: Allgem. dt. Biographie); Saalfeld aber wollte er behaupten, um der eigenen Truppe den Saaleübergang zu sichern und den anrückenden Franzosen den Vereinigungspunkt zu nehmen. Das war im Prinzip richtig, allerdings setzte er sich der Gefahr aus, von der (Haupt-)Armee loszureißen und isoliert vernichtet zu werden. „...der französische Marschall Jean-Louis Lannes, Herzog von Montebello (1769-1809), griff mit überlegenen Truppen am 10. Oktober vor Saalfeld und gleichzeitig in der rechten Flanke auf der Straße Richtung Rudolstadt an. Prinz Louis Ferdinand, rasch von Rudolstadt herbeigeeilt, behielt seine Kaltblütigkeit und hoffte durch seine Anwesenheit das Kriegsglück zu wenden. Aber das war vergeblich. Die Franzosen, an Zahl und Kampfweise (Tirallieren) überlegen, zwangen die Preußen zum Rückzug. In dem Getümmel des Rückzuges, bei dem kleinen Orte Wöhlsdorf, nordwestlich von Saalfeld, wurde der Prinz von feindlichen Reitern eingeholt und getötet...“ (ebd.); ein anderes Geschichtswerk (- Tarle, E.: Napoleon, Berlin 1969, S. 226 -) sagt: „…gegen .Ende des Gefechts wurde Prinz Louis Ferdinand selbst im Bajonettkampf niedergestochen…“. Der Tod des Prinzen wirkte tief demoralisierend und wie ein böses Omen. Vier Tage später brach Preußen unter den Schlägen von Jena-&-Auerstedt zusammen. Nun war auch dem letzten Preußen klargeworden, daß es keinen Weg mehr an militärischen, politischen und geistigen Reformen vorbei gab. Prinz Louis Ferdinand war es nicht beschieden, daran teilzunehmen, aber einem der Hauptleute, die mit ihm bei Saalfeld gekämpft hatten: Neithardt von Gneisenau. „…bei Saalfeld wurde er … verwundet, führte aber das Bataillon in Ordnung aus dem Gefechte, bei Jena erlitt das Bataillon durch Kavallerie-Attacken schwere Verluste, er selbst entkam glücklich nach Königsberg, wo er Ende November (1806) eintraf, bald zum Major ernannt und mit der Organisation zweier Reserve-Bataillone beauftragt wurde…“ (Allgemeine Deutsche Biographie, 9. Bd. Leipzig 1879, S. 283); der gefallene Prinz - 34 Jahre alt - wurde tags nach dem Gefecht in die Schloßkapelle von Saalfeld gebracht und von dort aus nach Berlin überführt. Im Berliner Dom fand „…der geniale und vom Volk vergötterte Prinz Louis Ferdinand von Preußen…“ seine letzte Ruhestätte (Engelmann, B.: Deutschland ohne Juden, Berlin 1988, S. 37). Er hatte aus seinem Verhältnis mit Henriette Fromm zwei Kinder hinterlassen: Ludwig und Bianca. Sie gelangten im Jahre 1810 unter dem Namen „Wildenbruch“ in den Adelsstand. Der Mann, der das Desaster von Auerstedt miterlebt hatte, Carl von Clausewitz, als „Philosoph des Krieges“ in die Geschichte eingegangen, schrieb noch 1806, unter dem Eindruck des tragischen Prinzenschicksals: „…sein Tod war übrigens gewiß sein eigenes Werk; denn er würde sich haben retten können, weil er erst blessiert wurde, nachdem alles aufgegeben werden mußte. Er wollte nicht ohne Sieg zurückkehren. Wieviel habe ich diese Aufopferung seiner selbst schon tadeln - ja habe ich nicht selbst darüber schon witzeln hören! - Wie wenig kennen diese Leute die menschliche Natur!...“ (s.o.: v. Clausewitz: Ausgew. milit. Schr.). Wöhlsdorf und sein Monument (- s.a.: Kleßmann, Eckart: Prinz Louis Ferdinand von Preußen, 1772-1806, Gestalt einer Zeitenwende, München 1972 - H. Deubler, Das Gefecht bei Wöhlsdorf und der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen am 10. Oktober 1806. RHH 1981, S. 207-215 -) zwingen uns zum Nachdenken und Ehrfurcht vor einem

preußischen Patrioten, einem Paradox aus Geist und Macht, dem Sproß einer tödlich erstarrten Ordnung, deren Aufschluß und Erneuerung er mit vorbereitet hat…“; im gleichen Heft schreibt (- „Das Gefecht bei Wöhlsdorf und der Tod des Prinzen Louis-Ferdinand von Preußen am 10. Oktober 1806“ -) der eben-erwähnte Dr. Heinz Deubler, den ich als Jugendlicher noch kennen- & schätzenlernen durfte: „…in einem Beitrag der „Rudolstädter Heimathefte“ wurde kürzlich der 175. Wiederkehr des Tages gedacht, an dem die preußisch-sächsische Avantgarde im Gefecht bei Wöhlsdorf - auch als „Schlacht bei Saalfeld“ bekannt - den Franzosen unterlag und ihr Führer, Prinz Ludwig (Louis) Ferdinand von Preußen (- Friedrich-Christian-Ludwig, Prinz von Preußen; geb. 18. 11. 1772 als Sohn des Prinzen Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrichs II.; Rufname war Ludwig (Louis); er wurde meist mit dem Namen des Vaters verbunden -), fiel. Anliegen des Verfassers war es, eine Erneuerung des von Schinkel (- in der Literatur wird von Anfang an fast stets „Schadow“ anstelle „Schinkel“ genannt -) und Tieck entworfenen Denkmals und die Verschönerung seiner Umgebung anzuregen (- H.-J. Barth, in: RHH 1981, S. 73-75). Leser unserer Hefte bekundeten ihr Interesse an ausführlicheren Angaben über die Ereignisse vor 175 Jahren. Sie werden auf einige vor 25 Jahren in Saalfeld erschienene Aufsätze verwiesen (- „Saalfelder Heimat“, Jg.1958. Beiträge von H. Pfeiffer, G. Brödel, A. Knopf, W. Messing und H. Deutschmann. Einige Angaben, vor allem über das Gefecht, werden berichtigt). Da diese aber kaum noch allgemein zugänglich sein dürften, soll an dieser Stelle nochmals auf das Gefecht und den Tod LouisFerdinands eingegangen werden. Napoleon hatte schon vor Ausbruch der Feindseligkeiten eine etwa 200000 Mann starke Armee im nördichen Bayern versammelt und überraschte die knapp 30000 Mann zahlende Streitmacht der verbündeten Preußen und Sachsen, die im mittleren Thüringen links der Saale konzentriert war, durch zügige Umgehungsmärsche rechts der Saale. Während er selbst mit dem Hauptteil seines Heeres von Bamberg über Kronach und Saalburg nach Norden vorstieß und seine Kavallerieverbände die fast 14000 Mann starke Abteilung des preußischen Generals Graf von Tauentzien bei Schleiz zurückwarfen, rückten weiter links etwa 30000 Mann unter den Marschällen Lannes und Angereau von Schweinfurt über Coburg und Gräfenthal auf Saalfeld vor. Um die strategische Isolierung zu verhindern, erhielt das am Südostrand der Saale/Ilm-Platte zwischen Breitenheerda und dem Spaal aufmarschierte Korps des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen Befehl, sich für den Übergang über die Saale bei Rudolstadt, Orlamünde, Kahla und Jena bereitzuhalten, den Übergang jedoch erst nach Vereinigung mit der weiter nördlich stehenden Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig vorzunehmen. Die Avantgarden-Division des Hohenloheschen Korps sollte von Rudolstadt aus Pößneck besetzen (- über die militärische Lage und das Gefecht vor allem bei Alwin Thümmel: „Kriegstage aus Saalfelds Vergangenheit“ Berlin 1882; die Angaben später z.T. übernommen in: „Die deutschen Befreiungskriege 1806-1815“ Berlin o.J. (nach 1901)). Ihr Kommandeur, Prinz Louis Ferdinand, entschloß sich, das wegen seiner Saalebrücke und seinem reich bestückten Magazin wichtige Saalfeld (- daß Napoleon auf den Besitz Saalfelds größten Wert legte, geht u.A. aus mehreren seiner Schreiben und Befehle hervor… -) so lange zu halten, bis der Stellungswechsel Hohenlohes in den Raum Neustadt/Triptis erfolgt war. Der Verzicht des Hauptquartiers auf den Saaleübergang scheint ihm ebensowenig bekannt geworden zu sein wie ein Befehl Hohenlohes vom folgenden Tage, bei Rudolstadt stehen zu bleiben und die Franzosen nicht anzugreifen. Am Morgen des 10. Oktober waren die dem Prinzen unterstellten Einheiten, die noch tags zuvor in 12 Orten zwischen Oppurg, Remda und Ilmenau im Quartier gelegen hatten, im Raum Rudolstadt-(Bad)Blankenburg-Saalfeld/Saale zusammengezogen: 1 preußisches und 3 sächsische Infanterie-Regimenter, jeweils zu 2 Bataillonen, 3 preußische Füsilier-Bataillone, 2 preußische Fußjäger-Kompanien, 5 preußische und 5 sächsische Husaren-Schwadronen, 2 schwere und 1 reitende Batterien, zusammen etwa 8.300 Mann, Preußen und Sachsen etwa gleichstark. Die Vorhuten standen bei Saalfeld: Zwischen der Stadt und Garnsdorf die von Hoheneiche zurückgedrängte

Fußjäger-Kompanie Valentini und die zu ihrer Unterstützung kommandierte Kompanie Neithardt von Gneisenau des Füsilier-Bataillons von Rabenau, nach der Scharfrichterei zu die übrigen 3 Kompanien dieses Bataillons und 2 Batterien mit 16 Geschützen, auf dem Eckartsanger 3 Schwadronen preußischer brauner Husaren, auf dem roten Berg rechts des Flusses das Füsilier-Bataillon Rühle und weitere 2 Husaren-Schwadronen. Das Gros marschierte zwischen 8 und 9 Uhr von Schwarza nach Wöhlsdorf und nahm zwischen diesem Ort und Graba Front nach den Bergen. Zu ihm gehörten die sächsischen Infanterie-Regimenter Xavier, Kurfürst und Clemens, dazu die schwere Batterie Hoyer. Das verspätet von Remda eintreffende preußische Infanterie-Regiment Müffling bildete die zweite Linie, dahinter hielten sich 5 sächsische Husaren-Schwadronen bereit. Die Fußjäger-Kompanie Masars stand bei Unterwirbach, das Füsilier-Bataillon Pelet in Windorf. Marschall Lannes führte gegen 14.000 Mann in den Kampf, weitere Truppen waren im Anmarsch. Die Franzooen waren somit bei Wöhlsdorf zahlenmäßig stärker als ihre Gegner und befanden sich zudem in weit günstigeren Positionen: in der Ebene fiel das wellige Gelände vor ihnen allmählich ab, von den Bergen aus konnten sie jederzeit die gegnerischen Stellungen und die Entwicklung des Gefechts überblicken. Im Übrigen war ihre bewegliche und vielfältige Tireilleur-Taktik der Kampfweise der Preußen und Sachsen, die vorwiegend auf exerziermäßiger Bewegung in geschlossener Formation beruhte, überlegen. Auch waren sie besser bewaffnet. Ihre Spitze hatte schon gegen 7 Uhr früh Garnsdorf kampflos besetzt, starke Kräfte zogen sich von Arnsgereuth auf Waldwegen über Wittmannsgereuth und den Eisenberg in die rechte Flanke der gegnerischen Bereitstellung, eine Maßnahme, die wesentlich zum Ausgang des Treffens beitrug. Nahezu alle Vorteile befanden sich auf französischer Seite. Den Preußen und Sachsen blieb allein der Mut, an dem es nicht fehlte. Doch trotz tapferer Aktionen, bei denen sich u.A. die Kompanien Gneisenau und Valentini durch die Wiederbesetzung von Garnsdorf besonders auszeichneten, erlahmte der Widerstand im Laufe des Nachmittags. Bis 3 Uhr hielten die Einheiten ihre Stellungen, dann wurde der Druck der Franzosen, vor allem durch den pausenlosen Einsatz ihrer Tireilleurschwärme, rasch stärker. Nach einem fehlgeschlagenen Entlastungsangriff der Regimenter „Xavier“ und „Kurfürst“ mußte der Rückzug nach Rudolstadt befohlen werden. Ein Bataillon des Regiments Kurfürst kämpfte sich den Weg mit dem Bajonett frei und besetzte Crösten. Eine Kavallerie-Attacke, die den geordneten Rückzug decken sollte, brach jedoch im Gegenangriff überlegener französischer Reiter-Regimenter zusammen. Die zurückflutenden Husaren rissen die eigenen Fußtruppen mit sich fort. Man suchte Rettung jenseits der Saale. Die Mehrzahl der bei Wöhlsdorf und Crösten kämpfenden Soldaten gelangte auf diese Weise über Preilipp nach Rudolstadt. Prinz Louis Ferdinand und seine Adjutanten (- Generaladjutant Hauptmann von Kleist, Adjutanten Leutnant von Nostiz und Leutnant von Klitzing -) versuchten wiederholt, zurückweichende Schwadronen und Kompanien zu neuem Widerstand zu ordnen, doch mußten sie bald erkennen, daß am linken Flügel und im Zentrum alles verloren war. Beim Versuch, den noch intakten rechten Flügel zu erreichen, wurde der Prinz von französischen Reitern gestellt und im Kampf getötet. Darüber gibt es mehrere Berichte, auf die noch eingegangen werden soll. Die Nachricht vom Tode des Prinzen entmutigte die noch kämpfenden Offiziere und Soldaten. Am späten Nachmittag brach der letzte Widerstand zusammen. Die Preußen und Sachsen verloren gegen 1800 Mann an Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen. Die Verluste der Franzosen waren mindestens gleichgroß, sie werden mit 2000 angegeben. Auf dem rechten Saale-Ufer retteten sich die Bataillone Rabenau (mit der Kompanie Gneisenau) und Rühle, doch gerieten die beiden Kommandeure in Gefangenschaft. Auch ein großer Teil der Husaren entkam rechts der Saale. Am linken Saale-Ufer schlug sich die Jäger-Kompanie Valentini durch. Das auf dem rechten Flügel kämpfende Bataillon Müffling und Teile des Regiments Clemens zogen sich rechtzeitig nach Schwarza zurück, die Jäger-Kompanie Masars und das Füsilier-Bataillon Pelet zogen „in Ordnung“ nach Stadtilm

ab. Mit der Person des damals 33 Jahre alten Prinzen Louis Ferdinand von Preußen hat sich die Literatur viel beschäftigt. Dabei darf nochmals auf die Saalfelder Aufsätze von 1956

Gedenken mit Dank in anderer Zeit

Der „menschlichste Mensch", eine Schlacht und ihre Spuren in der Region

Von Sabine Bujack-Biedermann



Adlerorden und Locke, beides trug Prinz Louis Ferdinand.

An ihm ist kein Vorbeikommen in Saalfeld und Umgebung, nicht in diesen Oktobertagen: Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Thüringen begeht das deutsch-französische Jahr in Erinnerung an die Schlacht bei Jena und Auerstedt, die vor 200 Jahren eine Zäsur in der deutschen Geschichte setzte. Und die Region gedenkt des Vorgefechts bei Saalfeld, der vielen Toten damals und des einen, des vielleicht berühmtesten Gefallenen.

Heute vor zwei Jahrhunderten, am Tag der Kriegserklärung Preußens an Napoleon, ritt er ein auf der Rudolstädter Heidecksburg. Prinz Louis Ferdinand (1772-1806) wird sich gefreut haben auf die bevorstehenden Kriegshändel. Seit Jahren drängte er schon Friedrich Wilhelm III., den unentschlossen-neutralen König, zum Paroli gegen die Franzosen. Sein militärisches Talent war sicher groß, größer noch sein Wagemut. Bereits in den Koalitionskriegen war der 20-jährige Prinz im dichtesten Kampfgetümmel zu finden. Louis Ferdinand, der eigentlich Friedrich Ludwig Christian hieß, nach dem Zeitgeist französisch Louis und nach seinem Vater Ferdinand gerufen wurde, berichtete begeistert von der „Militärmusik der Kanonen". Da trug er schon den Schwarzen Adlerorden, die höchste preußische Auszeichnung damals. Ob es ihn schmerzte, dass er ihn sich nicht durch militärische Bravour, sondern 14-jährig durch einen freundlichen Brief anlässlich der Thronbesteigung von Friedrich Wilhelm II. verdiente?

Legendär wie sein Draufgängertum und seine amourösen Affären war auch sein musisches Talent. Darin glich er seinem bewunderten Onkel, dem flötenspielenden Alten Fritz. So ging es auch auf der Heidecksburg zunächst nicht kriegerisch zu. Die Hofgesellschaft vertrieb sich die Zeit champagnertrinkend und musizierend. Die militärische Lage wurde nachts erörtert. Dass Louis Ferdinand die Biwakfeuer der Franzosen aus dem Saaletal herauf leuchten sah, wie in mancher und bis heute oft romantisch verklärter Literatur beschrieben, scheint unwahrscheinlich, war er doch am 10. Oktober, dem nebligen Tag des Gefechts, von der Nähe und der zahlenmäßigen Stärke der napoleonischen Truppen überrascht.

30 000 Soldaten – das Zehnfache der damaligen Saalfelder Bevölkerung – standen sich südlich und östlich um Saalfeld herum gegenüber, und nur knapp ein Drittel von ihnen befehligte der Hohenzoller. Die Schlacht ging verloren, Louis Ferdinand wollte seine jungen, unerfahrenen Kämpfer von der Flucht abhalten, preschte aus den hinteren Reihen wieder nach vorn und in den Tod. Mit ihm viertausend Soldaten. Die Franzosen besetzten Saalfeld. Mehr als 300 Gefangene wurden im leer stehenden Franziskanerkloster arrestiert, die 22 preußischen Offiziere standesgemäß im Schloss.

Noch Jahrzehnte später fanden die Wöhlsdorfer, Cröstener und Beulwitzer Bauern beim Pflügen Uniformknöpfe und andere Hinweise auf die Schlacht. Kein Museum der Gegend, das nicht Ausstellungsstücke dieser Zeit bewahrt. Auf Schloss Heidecksburg steht noch das englische Tafelklavier, auf dem der Preußenprinz seinen „Schwanengesang" spielte. Auch der grüne Saal, in dem er nächtigte, ist im Original zu sehen. Der frühere Leiter des Reitzengeschwendaer Volkskundemuseums, Hermann Hirschfeld, hat die Herkunft eines Brustpanzers recherchiert, der „aus dieser Zeit stammen könnte". Im Archiv der Saalfelder Johanneskirche, in deren Gruft Louis Ferdinand bis 1811 ruhte, wird eine Ausgabe der „Elegie am Monument des Prinzen Ludwig von Preußen" aufbewahrt.

Die persönlichste Hinterlassenschaft zeigt das Stadtmuseum Saalfeld. Sie erinnert laut Museumsdirektor Dr. Dirk Henning an „eines der wenigen geschichtlichen Ereignisse, die Saalfeld überregional, wenn nicht weltweit bekannt machten". Zwei königliche Locken des blonden „Abgotts der Frauen" kamen über eine Coburger Hofdame und die Familie des Arztes, der den Prinzen obduzierte, in's Museum. Der Schwarzadlerorden soll der sein, an dem der Prinz in der Schlacht erkannt wurde. Mit acht Bänden verfügt das Museum über die fast komplette Werkausgabe des Hohenzollernprinzen, die aus dem Nachlass der Schwester von Felix Mendelssohn Bartholdy, Fanny, stammt.

Sehr persönlich sind auch die Beziehungen des Saalfelders Jürgen Tauchen zum Hause Hohenzollern. Schon zu DDR-Zeiten begeisterte er sich für Geschichte, „die persönlich erlebbar wird". Der Zufall ließ ihn eine außergewöhnliche Führung auf der Burg Hohenzollern in Schwaben erleben und die Bekanntschaft von Prinz Louis Ferdinand (1907-1994), den wirklichen Namensträger und Großvater des heutigen Chefs des Hauses Hohenzollern, Georg Friedrich, machen. Tauchen ist begeistert vom sozialen und kulturellen Engagement des „vormals regierenden preußischen Königshauses", von den „ritterlichen Tugenden".

Georg Friedrich von Preußen (*1976) versteht sich als „Teil der heutigen bürgerlichen Gesellschaft", ist Diplomkaufmann und engagiert sich im Denkmalschutz. Dass er und andere Mitglieder des Hauses Hohenzollern an den morgigen Feierlichkeiten teilnehmen, zeigt, dass „es Anlass genug gibt, auf Louis Ferdinand stolz zu sein", so Michael Blankart, die Leiterin der hohenzollernschen Generalvertretung. Dazu gehören zweifellos auch die direkte Nachfahren des legendären Louis Ferdinand: der Dichter Ernst von Wildenbruch, der Maler Leopold von Kalckreuth und einer der Köpfe des Hitler-Attentats vom 20. Juli 1944, Peter Graf York von Wartenberg.

Die Teilnahme des französischen Botschafters in Deutschland, Claude Martin, ist für den Saalfelder Bürgermeister Matthias Graul Ausdruck dafür, „dass wir die Zustände von damals überwunden haben. Europa wächst zusammen." So darf sich auch Dank mischen in das Totengedenken am Wochenende. Und in das Gedenken an ein Genie, das an seiner Zeit zerbrach. Napoleon seinem Tod wurde ein Idol geboren, das in der königlichen wie der bürgerlichen Welt zu Hause war, in der Aufklärung wie in der Romantik, das französisch sprach und deutsch fühlte. Bekleidet vom nationalen Heldenmythos der vergangenen zwei Jahrhunderte strahlt Louis Ferdinand von Preußen immer noch als „menschlichster Mensch" (Beethoven). Das adelt. Bis heute.

OTZ-Serie

nah dran

OTZ („Ost-Thüringer Zeitung") vom 7. Oktober 2006

verwiesen werden. Carl von Clausewitz, neben Scharnhorst führender Militärreformer und Stabschef der russisch-deutschen Legion 1812/13, dessen Todestag sich am 16. November 1981 zum 150. Male jährte, schilderte ihn als scharfsinnig, frisch, tatenfreudig und ehrgeizig, als einen in der Blüte geistiger und körperlicher Kraft stehenden hochbegabten Mann. Er nannte ihn den „preußischen Alkibiades“ (- Alkibiades: Staatsmann & Heerführer der Athener, Held im peloponnesischen Krieg). Theodor Körner, Lützower Jäger und Sänger der Befreiungskriege (- aus der Sammlung „Leyer und Schwert“; Theodor Körner war das Patenkind der Rudolstädterin Charlotte von Schiller geb. von Lengefeld… -), widmete Louis Ferdinand eins seiner Lieder: „Wilder Geist, jetzt hast du überwunden! Deine Nacht verschmilzt im Morgenrot. Ausgekämpft sind deiner Prüfung Stunden, leer ist der Kelch, den dir das Schicksal bot…“; Fontane dichtete: „Sechs Fuß hoch aufgeschossen, ein Kriegsgott anzuschau’n, der Liebling der Genossen, der Abgott schöner Frau’n. Blauäugig, blond, verwegen und in der jungen Hand den alten Preußendegen: Prinz Louis Ferdinand.“; für Napoleon war der Prinz zwar ein tapferer Soldat, doch der größte Feind Frankreichs. Beim König und der Generalität war er wegen seiner vorwärts weisenden Ideen, seiner Kritik an veralteten Methoden und seiner Abkehr vom verbreiteten Standesdünkel unbeliebt. Er war das „schwarze Schaf“ der Hofgesellschaft, dafür aber die Hoffnung aller Patrioten. Es ist bemerkenswert, daß August Neithardt von Gneisenau, der spätere Generalstabschef Blüchers und geniale Feldherr 1813-1815, unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld focht und sich dabei persönlich auszeichnete. Sein Todestag, der 23. August 1831, jährte sich wie der des Generals von Clausewitz 1981 zum 150. Male. - Über den Aufenthalt Louis Ferdinands im Schlosse Heidecksburg liegen kurze und nüchterne Notizen des Hof-Fourierbuchs, Tagebuchvermerke und Aufzeichnungen mündlicher Überlieferung vor. Sie ergeben folgendes Bild: Der Prinz kam am 7. Oktober mit seinem Adjutanten Hauptmann (Kapitän) von Kleist und vier weiteren Begleitern an. Das Fürstenpaar gab ihm und dem tags zuvor angereisten Prinzen Gustav von Mecklenburg-Schwerin ein Souper im „Weißen Saal“, wohl dem Festsaal, dem ein Ball folgte. Als begabter Musiker und Musikschöpfer spielte er anschließend über eine Stunde lang „im freien Lauf der Gedanken“ (- nach Wollong, in: „Schwarzburgbote“ 1931, Fest-Beilage -) auf dem im Grünen Saal stehenden Flügel. Als Schlafraum hatte man ihm den Grünen Eckraum zugewiesen. Ein nachträglicher Zusatz des Fourierbuchs besagt, daß er am nächsten Morgen abreiste, wohl ins Hauptquartier ritt, und am Abend des 9. Oktober zurückkehrte. Diesmal begleiteten ihn mehrere Offiziere, als Adjutant der Leutnant von Nostiz. An einem kleinen Ballvergnügen nahm er nicht teil. Erneut spielte er auf einem Flügel, „…Adagios, wilde Akkorde, rauschende Fantasien…“, wie es heißt (- a.a.O.; er spielte auch das ihm von Beethoven gewidmete „c-Moll“-Klavierkonzert op. 37 -); „…wilde Melodienblitze sprühen…“ sagt Theodor Körner. Dann speiste man im engsten Kreise. Ordonanzen brachten Nachrichten über den unerwartet raschen französischen Vormarsch, die ernst stimmten. Der Prinz zog sich frühzeitig zurück und gab zu erkennen, daß er eine Niederlage durch die Franzosen nicht ertragen könnte. Von „rauschenden Festen“, wie bisweilen zu lesen ist, kann keine Rede sein. Durch den Adjutanten von Nostiz wurde die Nachricht verbreitet, dem Prinzen sei am Abend des 9. Oktober im Rudolstädter Schloß die Unheilkünderin der Hohenzollern, die „Weiße Frau“, erschienen. Vielleicht bietet sich Gelegenheit, hierzu in einem späteren Beitrag Stellung zu nehmen. Am Morgen des 10. Oktober verließ Louis Ferdinand - wie im Fourierbuch vermerkt - Schloß Heidecksburg, formierte zwischen Rudolstadt und der Schwarzaer Brücke das Gros seiner Truppen - meist sächsische Infanterie - und ritt zu den Vorpostenaufstellungen bei Saalfeld. Wie schon gesagt, versuchte Louis Ferdinand nach dem Zusammenbruch des linken Flügels und Zentrums seiner Truppen zu den weiter rechts stehenden Einheiten zu gelangen. Eine später größtenteils zugefüllte Hohle, die in nördlicher Richtung über die Wiesen nach Schwarza führte, bot sich an. Er erreichte sie auch, doch sein Pferd verursachte einen Aufenthalt; nach den vorliegenden Berichten blieb es in einer Baumwurzel hängen. Plötzlich sah sich der Prinz, dessen beide

Adjutanten von ihm abgedrängt worden waren und sich selbst verteidigen mußten, mehreren französischen Reitern gegenüber. Die Aufforderung, sich zu ergeben, beantwortete er mit dem Degen. Als geübter Fechter parierte er die ersten Säbelhiebe, doch erhielt er einen Hieb in die Ellenbeuge sowie einen Schlag mit dem Pistolenkolben und zwei Säbelhiebe auf den Hinterkopf. Dem vom Pferde Sinkenden stieß ein Korporal den Pallasch in die Brust. Fünf preußische Husaren, die hinzukamen, vermochten ihn nicht zu retten. Sie mußten sich vor den immer zahlreicher erscheinenden Gegnern in Sicherheit bringen. Am 11. Oktober, vormittags 10 Uhr, brachten die Franzosen den seiner Uniform beraubten Toten mit heiterer(!) Musik zum Saalfelder Schloß, danach in einem Trauermarsch zur Johanniskirche. Der damals 20jährige Sohn des Predigers, der spätere Justizrat Windorf, war bei der Leichenschau, der Sektion und der Einbalsamierung zugegen. Er bemerkte fünf Wunden: eine leichte an der Wange, je eine tiefe an der linken und rechten Seite des Hinterkopfes, die sich über dem Hals kreuzten, eine am rechten Arm und einen Stich in die Brust. Nach dem Gutachten des Arztes Dr. Wagner hatten die Säbelhiebe am Hinterkopf möglicherweise eine kurze Betäubung herbeigeführt, der Hieb am rechten Ellenbogen den Prinzen kampfunfähig gemacht, der Stich in die Brust den Tod herbeigeführt. Nach dem Bericht Windorfs (- siehe A. Thümmel, a.a.O. -) war Louis-Ferdinand mit seinen Adjutanten zwischen 8 und 9 Uhr des 10. Oktober durch das Blankenburger Tor in die Stadt geritten, war in einer Gaststube im Eckhaus am Markt kurz eingekehrt und hatte Saalfeld durch das „Ober-Tor“ wieder verlassen. Am Vormittag des 11. Oktober begleitete Windorf einen französischen Reiter-Korporal auf dessen Wunsch nach Wöhlsdorf; der Korporal wollte sich den Platz des gestrigen Kampfes noch einmal in Ruhe ansehen. Die Windorf bekannte Familie Bock hatte von ihrer Wohnung am Rand des Dorfes aus die Vorgänge beobachtet. Der Prinz hatte in dem zum Haus gehörenden Garten Befehle erteilt, wobei sein Pferd, auf dem er saß, totgeschossen wurde. Mit einem Ersatzpferd war er nach der nahen Hohle gesprengt und dort zum Kampf gestellt worden. Der Franzose bezeichnete genau die Stelle dieses Kampfes und gab zu erkennen, daß er es gewesen sei, der den Prinzen getötet habe. Von einer Lehmwand liefen die Wurzeln eines Eichenstumpfes herab; an ihnen war vermutlich das Pferd Louis Ferdinands hängengeblieben und hatte dadurch den verhängnisvollen Aufenthalt herbeigeführt. Der Boden in der Hohle war stark von Blut bedeckt. Der Korporal suchte lange den Boden ab, ohne jedoch etwas (- den Stern des Schwarzen Adler-Ordens, den der Prinz getragen hatte? -) zu finden. Auch die damals 8 Jahre alte Tochter des Salzhändlers Franke in der Schloßstraße, in dessen Haus der Korporal wohnte, konnte sich später noch an die Geschehnisse erinnern. Am Abend der Schlacht sei ein von zwei Rossen gezogener Wagen vorgefahren, und vier Franzosen hätten einen Sack hereingetragen, dessen Inhalt - Geldmünzen und Schmuck - auf den Tisch geschüttet und in etwa gleich-große Häufchen verteilt worden wäre. Jeder, auch der Korporal, hätte eine Portion erhalten, ein im Rang höherer jedoch deren zwei. Später seien wiederholt Offiziere gekommen, denen der Korporal stolz die Blutspuren an seinem Säbel, die er absichtlich, mit Willen nicht beseitigte, gezeigt habe. Bei dem Ranghöheren dürfte es sich um den maréchal-des-logis (- etwa im Range eines Hauptwachtmeisters -) Guindey vom 10. französischen Husaren-Regiment gehandelt haben, den Napoleon in seinem Bulletin vom 12. Oktober 1806 als denjenigen nannte, der den Prinzen Louis Ferdinand im Kampf tötete. Der inzwischen zum Leutnant beförderte Guindey veröffentlichte 1808 einen ausführlichen Bericht, um - wie er eingangs bemerkte - falsche Behauptungen richtigzustellen (- veröffentlicht in den „Schlesischen Provinzialblättern“ 1808, auszugsweise bei A. Thümmel, a.a.O.). Nach seinen Schilderungen befanden sich die französischen Reiter-Regimenter bei Saalfeld in größter Bedrängnis und wären in die Hände der Preußen und Sachsen gefallen, wenn diese nicht nur auf den Flügeln, sondern zugleich im Zentrum vorgegangen wären, So aber hätten sie den Angriffen standgehalten, bis Verstärkung herangekommen war. Bei der folgenden Kavallerie-Attacke der Franzosen hätte er den Prinzen bemerkt und wegen seines „funkelnden Ordens“ sogleich für den feindlichen Oberbefehlshaber gehalten. Sein dringender Wunsch sei es

gewesen, sich durch Gefangennahme dieses Generals auszuzeichnen. Im Kampfgetümmel habe er ihn aber aus den Augen verloren. „…endlich erblickte ich ihn, wie er mit der größten Lebhaftigkeit ein Bataillon Fußjäger in grüner Uniform mit Schnüren wieder in Ordnung stellte. Ich ritt im Galopp, mit dem Säbel in der Hand, auf ihn zu, indem ich ihm zurief: „Rendez vous, General, ou je vous tue!“ [Ergeben Sie sich, General, oder ich töte Sie!]; er antwortete mir mit fester und entschiedener Stimme: „Non, coquin!“ [Nein, Schurke!] und versetzte mir dabei einen Hieb mit dem Säbel ins Gesicht. Da ich sah, daß er sich so tapfer verteidigte und sich durchaus nicht ergeben wollte, griff ich ihn mutig an, fest entschlossen, ihn nicht aus meinen Händen zu lassen, versetzte ihm mehrere Hiebe, die er mit Fertigkeit abwandte; nur einen Stich mit dem Säbel in die Brust sowie einen Säbelhieb hinten am Kopfe vermochte er nicht abzuwehren…“; weiter schilderte Guindey, daß er plötzlich von fünf preußischen Husaren umringt worden sei und Mühe gehabt habe, zu entkommen. Später hätte er den toten Prinzen auf einer Wiese am Ufer eines kleinen Baches nahe der Saale gesehen. Nach Mitteilung eines seiner Husaren hätte ein Adjutant den Schwerverwundeten noch 60 Schritte weit geführt, sich aber dann vor angreifenden Franzosen in Sicherheit bringen müssen. Der Bericht läßt das Bemühen Guindeys erkennen, als alleiniger Besieger anerkannt zu werden. Ohne Zweifel hatte er den größten Anteil am Kampfe und den Prinzen kampfunfähig gemacht. Der Stich des Korporals in die Brust des bereits Wehrlosen war deshalb kein besonderes Verdienst…! Guindey wurde übrigens im Gefecht verwundet, zuerst durch den Prinzen, dann von einem der zu spät gekommenen preußischen Husaren. Er wurde am 15. Oktober 1806 Napoleon vorgestellt, der ihn mit folgenden Worten ansprach: „Mon ami, vous avez delivre votre pars de son plus grand ennemi!“ [Mein Freund, Sie haben Ihr Land von einem größten Feinde befreit!]. Als Kapitän der Garde-Dragoner fiel Laurent Guindey [- falsch: „Jean-Baptiste Guindet“ -] sieben Jahre später, am 30. Oktober 1813, tapfer kämpfend bei Hanau, 29 Jahre alt. Er wird als Mann guter Eigenschaften geschildert. Clausewitz schrieb seiner Braut über das Gefecht bei Wöhlsdorf, der Tod Louis Ferdinands habe fast der ganzen Armee Tränen gekostet. Nach Jena und Auerstedt (14. Oktober) kam das Sprichwort auf: „Prinz Louis fiel, und Preußen fiel ihm nach!“. Der von Louis Ferdinand vorausgeahnte Zusammenbruch des morschen preußischen Feudalstaates bot die Voraussetzungen für das große zivile und militärische Reformwerk des Freiherrn vom & zum Stein und des Generals von Scharnhorst, dem sieben Jahre später in deutsch-russischer Waffenbrüderschaft die Befreiung von der napoleonischen Fremdherrschaft folgte. Am 23. April 1844 kamen der Oberstleutnant a.D. Friedrich von Klitzing und seine Frau aus Berlin nach Saalfeld, um - wie schon einige Male vorher - den Ort des Kampfes am 10. Oktober 1806 aufzusuchen. Man fuhr nach Wöhlsdorf und verweilte am Gedenkstein, danach im Garten des Georg-Heinrich Bock. Hier hatten er - Klitzing - und Nostiz die letzten Befehle des Prinzen empfangen und waren davongesprengt, doch bald ins Kampfgetümmel geraten. Der Adjutant Leutnant von Klitzing war es, der den auf den Tod verwundeten Prinzen noch in Sicherheit zu bringen versuchte, sich aber dann vor den auf ihn eindringenden französischen Husaren selbst retten mußte. Bock, selbst Zeuge der Ereignisse vor 38 Jahren, führte die Eheleute zu der Stelle, wo die Leiche des Gefallenen am Fuße eines alten Eichenstumpfes quer über dem Fahrweg gelegen hatte (- Gedenkstein (1808) und Denkmal (1823) stehen nicht ganz genau an der Stelle, an der Louis Ferdinand fiel!). Am Abend jenes Tages erkrankte von Klitzing. Wenige Tage später starb er an Lungenentzündung und wurde in Saalfeld begraben (- „Die Gartenlaube“, Abschnitt „Blätter und Blüten“, 1874)…“. 1803 erschien LFs Erstlingswerk: ein Quintett für Klavier, zwei Violinen, Viola und Violoncello. Turbulenzen gab es aber schon bald wieder in seinem Privatleben: Er verliebte sich in Pauline Wiesel, eine wunderschöne (- also zu ihm passende(?) -) Frau, die von ihrem Mann, dem Kriegsrat Wiesel, getrennt lebte und wie LF in den Berliner Salons zu-Hause war. Sie wurde zur großen Liebe seines Lebens; zahlreiche leidenschaftliche Briefe legen davon Zeugnis ab. Auf politischem Gebiet drängte er weiter auf ein entschiedeneres Vorgehen gegen Frankreich.

Die Neutralitätspolitik Friedrich Wilhelms III. und seiner Minister war ihm ein Greuel: aus seiner Sicht war Napoleon nur mit militärischen Mitteln und modernsten Kampfmethoden zu stoppen. Im August 1806 initiierte der Prinz daher eine Denkschrift, in der die Entlassung der Kabinettsregierung des Königs gefordert wurde – ein einmaliger Vorgang in der preußischen Geschichte: „Staatsfeind“ Louis-F.! Als es im Herbst 1806 tatsächlich zum Krieg gegen Frankreich kam, hoffte LFerdinand zwar, man werde die Franzosen durch eine unerwartete Offensive überraschen können, doch zugleich schrieb er voller Pessimismus an die Königin Louise: „…ich werde mein Blut für den König und für mein Vaterland vergießen, ohne jedoch einen Augenblick zu hoffen, es zu retten…“; er führte in dem beginnenden Feldzug die Avantgarde der Armee Hohenlohe. Am 10. Oktober 1806 griff er trotz ungünstiger Ausgangslage an. Doch der Angriff brach unter hohen Verlusten zusammen. Der Aufforderung eines französischen Husaren, sich zu ergeben, widersetzte er sich – und wurde augenscheinlich von diesem getötet (s.o.). Größe zeigte der von LouisF so gehaßte Napoleon: als er vom Tod des Prinzen erfuhr, teilte er in einem offiziellen Bulletin mit: „…als der Prinz Louis von Preußen, als ein tapferer und rechtschaffener Soldat, die Unordnung seiner Leute gewahr wurde, ließ er sich in ein persönliches Gefecht mit einem Quartiermeister des 10. Husarenregiments ein … wenn er auch in der letzten Zeit seines Lebens nicht der beste Bürger war, so ist doch sein Ende glorreich und verdient, beklagt zu werden. Er ist gestorben, wie jeder gute Soldat wünschen sollte, zu sterben…“; in der auf Saalfeld folgenden Schlacht von Jena-&-Auerstedt (- das Dörfchen „Auerstedt“ deshalb offiziell, weil der französisch sprechende Napoleon den Namen des eigentlichen benachbarten Schlacht-Dorfes „Vierzehnheiligen“ nicht aussprechen konnte… -) erlitt die preußische Armee eine verheerende Niederlage – das Land lag am Boden, war demoralisiert und Napoleon ausgeliefert. Vor allem vielen jüngeren Offizieren galt Louis-F. in dieser Zeit als Vorkämpfer der Befreiung, als stürmischer Held in einer Welt des Mittelmaßes. Der unglückliche Mensch LF trat demgegenüber in den Hintergrund. Über ihn schrieb seine Geliebte Pauline Wiesel 1811 in einem Brief an Rahel Levin: „…was ist der Mensch? Wie wenig, wie unbedeutend in der Welt, und wie vieler Empfindung fähig … warum stirbt man nicht mit der Liebe – Louis ist wirklich mit der größten Liebe im Herzen gestorben … glücklich wäre er nie geworden, nie. Es fehlte ihm an Ruhe; keiner Ruhe war er fähig…“; der Zeitgenosse General F.-A.-L. v.d. Marwitz (s.o.) erzählt in seinen Memoiren: „…es lag Außerordentliches an und in ihm, und es wäre etwas Außerordentliches aus ihm geworden, wenn unser Krieg nicht durch den Frieden von Basel (- wo er erst 23 Jahre alt war -) beendigt worden wäre. Aber er kam in seine Garnison Magdeburg zurück, und wenn er gleich sein Regiment in der besten Verfassung erhielt, so war doch diese Beschäftigung für seinen hochstrebenden Geist viel zu geringfügig und war bei den damaligen alten Soldaten jeden Tag in wenigen Stunden abgemacht. Da seine wiederholten Bitten, die Feldzüge bei der österreichischen und 1799 bei der russischen Armee mitmachen zu dürfen, ihm jederzeit abgeschlagen wurden (- und der politischen Lage wegen, in die wir uns nun einmal gestürzt hatten, wohl abgeschlagen werden mussten… -), so verlebte er dreizehn Jahre(!) eigentlich im Nichtstun und stürzte sich in Zerstreuungen. Er strengte sich an bei den ermüdendsten und gefährlichsten Jagden, bei den angreifendsten Ritten und vergnügte sich dann mit Freunden, die zahlreich zuströmten - wie in solchen Fällen immer - an der Tafel und mit den Mädchen … dies Alles möchte noch hingehen, aber bei dieser allseitigen Anspannung seiner Kräfte ergab er sich dem Trunk. Anno 1806 trank er nichts anderes als Champagner und fing damit an, sowie er aufstand, so daß er vormittag gewiß schon mit sechs(!) Bouteillen fertig war und den Tag über ein Dutzend nicht hinreichte. Dabei war aber auch nicht die leiseste Spur von Trunkenheit jemals an ihm zu merken, noch war seine Körperschönheit und sein blühendes Aussehen im Mindesten gewichen. Wahrscheinlich würden Krankheit und Schwäche ganz plötzlich hereingebrochen sein, wenn er länger gelebt hätte…“; ein unbekannter Dichter schreibt:

„Klaget Preußen, ach er ist gefallen!

Der geliebte Menschenfreund als Held;
ach: zu früh ist er entrissen Allen,
die die Vorsicht neben ihm gestellt;
kämpfend für das Vaterland gesunken,
starb er in der Jahre Blüte hin;
ach - das Schlachtfeld hat sein Blut getrunken
und das Vaterland weint jetzt um ihn.
Zeigt er nicht selbst in dem Schlachtgewühle,
daß er nie verschloss sein edles Herz;
fühlt er nicht die Menschenfreundgefühle
schon als Jüngling bei des Kriegesschmerz?
Und der Gute ist uns nun entrissen
durch des Schicksals allgewalt'ge Hand.
Oh! - so bald mußt' er sein Blut vergießen
und erblassen für das Vaterland.
Doch zu beß'ren Sphären aufgestiegen
ist sein Geist jetzt bei der Heldenschar,
die in Friedrichs sieg-gewohnten Kriegen
stets der Stolz des Vaterlandes war.
So wie Ludwig jetzt sein Blut vergossen,
sank auch Winterfeld, Schwerin und Keith;
erst an diese Helden angeschlossen,
ist der Gute nun nach schwerem Streit.
Ruhe sanft - Du hast das Ziel erreichet,
das der Allmacht Hand dir aufgestellt;
Deine ird'sche Hülle hier erbleichet,
lebt dein Geist in einer beß'ren Welt;
das Bewußtsein treu-erfüllter Pflichten
folgte dir mit vor der Allmacht Thron.
Und der Gott, der deine Tat wird richten,
reicht dir dort die schönste Lorbeer-Kron.
Unverlöschlich bleibt dein Bild uns teuer
tief in unser'm Herzen eingedrückt;
hat es Lieb' und Ehrfucht und mit Feuer,
wirkt es auf den Krieger, der hin-blickt,
nach der Stätte, wo dein Blut geflossen,
wo von Feinden du nicht Gnad' erfleht';
ernster wird sein Mut dann unentschlossen,

kämpft er für das Vaterland und steht!"; wie man eine Schlacht verliert, bedichtet schon der württembergische Pfarrer Karl Gerok (s.o.): „***Die Hexe von En-Dor***

(Buch Samuelis; 28, 5-25)

Horch! - das Zauberweib zu Endor murmelt nächtliche Beschwörung...;
ihr zu Füßen liegt der König in verzweifelter Betörung;
statt des Purpurs deckt die Glieder des gemeinen Kriegers Rock,
mit dem Staube mischt sich schmählich sein gesalbtes Hauptgelock'.
Kräuter dampfen in der Pfanne; wirkt er schon, der Zauberfrevel?
Unterird'sche Tore donnern, aus dem Boden flammt's wie Schwefel,
aus der Erde steigt's wie Nebel, der sich leise zieht und ballt,
langwärts-langsam sich entfaltet zur entsetzlichen Gestalt...;
aber nicht im Zauberkreise - sieh! - er steht dem Weib' im Rücken!!
Schaudernd wendet sie das Antlitz, starrt ihn an mit wilden Blicken:
Die Betrügerin betrogen! - nicht ihr Werk ist's, was sie schaut.
Dieser kommt aus Ander'n Welten. „Samuel!!!!!", so schreit sie laut.
Ja - er ist's, den du gerufen: sieh', o König, sieh' den Alten!!!
Drohend schaut ein Geisterantlitz aus des Priestermantels Falten.
Sind es nicht die alten Züge? ist's der Blick nicht, den du kennst?
Furchtbar war er dir im Leben - schrecklich ist er als Gespenst!
Wie ein Stern aus Winternebeln brennt sein Auge trüb' und traurig,
wie ein Sturm aus Felsenklüften haucht er Worte, hohl und schau'rig:
„König Saul, der mich gerufen: warum störst du meine Ruh'!?
Warum weckst du mein Gebeine frevelnd aus der Totentruh'?!
Da ich lebend dir geraten, predigt' ich verschloß'nen Ohren;
nun ich bin im Zorn gestorben, hast du mich umsonst beschworen.
Sitzt ein König stolz im Glücke, wenig gilt ihm ein Prophet;
in der Not ruft man die Toten - König Saul: es ist zu spät!
Stand'st du mit dem HERRN im HIMMEL weiland nicht im Gnadenbunde?
Warum rufst du denn zu Hilfe Geister aus dem Höllenschlunde?
Hat ein Mensch den Zaun zerissen zwischen sich und seinem GOTT,
strickt um ihn die Zaubernetze Geisterspuk und Teufelsspott!
Seit du GOTTes Zucht entlaufen, ist Sein Heil von dir gewichen;
seit dein hoher Geist gesunken, ist dein schöner Stern erblichen;
seit du GOTTes Wort verachtet' um den Raub von Amalek
heftet sich an deine Fersen Höllenangst und Todesschreck!
König Saul: dein Stern geht unter, und verwirkt ist Kron' und Leben;
Dich wird GOTT samt all' der Deinen in der Heiden Hände geben;
König Saul: geh' hin und sühne: morgen wirst Du bei mir sein..." -
spricht's, verschwindet wie ein Nebel - und die Beiden sind allein.
Leblos liegt der Fürst am Boden; fast entfloh sein Geist dem Leibe.
Wie ein Kind wird er gepflegt nun vom erschrock'nen Zauberweibe,
wie ein Kind gespeist, getränket; - dann in alter Heldenkraft
seinen Todesgang zu gehen hat er sich emporgerafft. - - -
Ob den Bergen von Gilboa graut ein Morgen, trüb' und düster,
und im Morgenrote funkeln tausend Speere der Philister.

Eh' der Abend niederdämmert liegt der König todeswund -
um ihn her drei Heldensöhne - auf Gilboas blut'gem Grund'..."; Theodor Fontane dichtet über LF: „*Sechs Fuß hoch aufgeschossen*
- ein Kriegsgott anzuschaun;
der Liebling der Genossen,
der Abgott schöner Frau'n,
blauäugig, blond, verwegen,
und in der jungen Hand
den alten Preußendegen
– Prinz Louis Ferdinand!
Die Generalitäten
kopfschütteln früh und spät,
sie räuspern sich und treten
vor Seine Majestät
und sprechen: „Nicht zu dulden
ist dieser Lebenslauf,
die Mädchen und die Schulden –
sie zehr'n den Prinzen auf!";
der König d'rauf mit Lachen:
„Dank' schön! Ich wußt' es schon;
es gilt ihn, „kirr'" zu machen,
d'rum: Festungsgarnison!
Er muß in die Provinzen!
Nicht länger hier verzieh'n:
nach Magd'burg mit dem Prinzen,
nie Urlaub nach Berlin!";
der Prinz vernimmt die Märe,
saß eben bei sein'm Schatz…:
„Nach Magdeburg - auf Ehre - ,
das ist ein schlimmer Platz!";
er meldet sich am Orte,
es spricht der General:
„Täglich elf Uhr zum Rapporte
– so ein-für-allemal!";
o Prinz, das will nicht munden!
Doch denkt der: „Sei gescheit,
voll' vierundzwanzig Stunden
sind eine hübsche Zeit.
Relais, viermal verschnaufen,

auf'm Sattel Nachtquartier;
und kann's ein Pferd nicht laufen,
so laufen's ihrer vier!";
hin fliegt er wie die Schwalben,
fünf Meilen ist Station,
vom Braunen auf den Falben
– da ist die Havel schon;
vom Rappen auf den Schimmel;
nun faßt die Sehnsucht ihn,
drei Meilen noch - hilf, Himmel!
- : Prinz Louis in Berlin.
Gegeben und genommen
wird einer Stunde Glück;
dann, flugs wie er gekommen,
im Fluge geht's zurück.
Elf Uhr am andern Tage
hält er am alten Ort,
und mit dem Glockenschlage
da steht er zum Rapport.
Das war nun bloßes Reiten,
doch wer so reiten kann,
der ist in rechten Zeiten
auch wohl der rechte Mann;
schon über Tal und Hügel
stürmt ostwärts der Koloß
– Prinz Louis sitzt am Flügel
im Rudolstädter Schloß.
Es blitzt der Saal von Kerzen,
zwölf Lichter um ihn stehn,
Nacht ist's in seinem Herzen,
und Nacht nur kann er seh'n.
Die Töne schwellen, rauschen;
es klingt wie Lieb' und Haß;
die Damen steh'n und lauschen,
und was er spielt, ist das:
„Zu spät zu Kampf und Beten!
Der Feinde Rossehuf
wird über Nacht zertreten,
was ein Jahrhundert schuf;

ich seh' es fallen, enden,
wie es zusammenbricht
– ich kann den Tag nicht wenden,
aber leben will ich ihn nicht!";
und als das Wort verklungen,
rollt Donner schon der Schlacht.
Er hat sich aufgeschwungen,
sein Herz noch einmal lacht.
Vorauf den Ander'n allen
er stolz zusammenbrach;
Prinz Louis war gefallen
und Preußen fiel ihm nach!";

hören wir nun auf das Schlachtgetümmel (- heute, am 10. Oktober 2006, zu LFs „200.", ist nichts Idyllisch-Romantisches mehr an der Gegend um das Denkmal: eine autobahnartig von wahnsinnigem Verkehr impertinent lärmende Umgehungsstraße führt mitten durch das winzig-kleine Dörflein mit häßlichem großen „VEB Maxhütte Unterwellenborn"-Schrottplatz und direkt an Denkmal & ausgetrocknetem Hohlweg-Rinnsal sowie Gedenkstein-Wiese (Todes-Obstgarten) vorbei… -) und LFs Todeskampf von 1806 zwischen Saalfeld & Rudolstadt… -- In dem Konzept zum LF-Programm des VCV(W) („„Vox coelestis"e.V. Weimar") lesen wir: „…

„„…der menschlichste aller Menschen…" (Beethoven)"

------- ein literarisch-musikalisches Portrait (- Welt-Uraufführung: 7. Juli 2006, „Capella „Vox coelestis"„ Friedhof WEIMAR-EHRINGSDORF, 19:00 Uhr -) des preußischen Generals Louis-Ferdinand (gefallen 1806 in WÖHLSDORF bei RUDOLSTADT-&-SAALFELD/Thür.) durch das Ensemble des VCV(W) [„Vox coelestis"-e.V. Weimar]: Hans Lucke (Sprecher/Textautor) - das VCV(W)-Blockflötenensemble „Conventus tibicinus" (Babett Knorre, Annegret Dudek, Silvia Dohl und Sabine Leidel (Leitung)) - Rolf („Leo") Lukoschek (Querflöte) - Ralph Schmidtsdorf & Birgit Hofmann (Violine) - Sergej-Viktor Dunajew (Konzertgitarre) - Wolf-G. Leidel (Tasteninstrument(e)/Moderation/Gesamtleitung) -------

== VCV(W)-Projekt „3-18" ==

-- ALLE RECHTE BEI WOLF-G. LEIDEL --

::



Louis-F. kurz vor seinem Tode (Grassi 1806)

==========

„Spätromantik/Abendröte/Ende/Verfeinerung/…"-Kunst (- also: „VCV(W)-Kunst"… -) ist romantische Kunst im aller-allerweitesten Sinne; d.h.: auch mit der Pflicht zur Rückbesinnung auf (Ur-)Anfänge. Was ist das „missing link" zwischen Spätklassik & Vor- bzw. Frühromantik? - mit wem beginnt eigentlich (deutsche) Romantik in rebus musicis: Beethoven/Schubert/Mendelssohn? Sie beginnt u.A.a. mit dem von Beethoven geschätzten

„gehobenen Dilettanten“ Prinz Louis-Ferdinand von Preußen. Ohne den (evtl. durch die böhmische Herkunft seines Lehrers Dussek inspirierten(?)) süß-schwermütigen Schmelz seiner (auch mitunter im besten Sinne „volksliedhaften“) Melodien, ohne seine mitunter frappant-aparten Modulationen mit elegant-nervöser Chromatik keine Entwicklung zu frühromantischer Musik hin; das haben später Romantik-Genies (- Chopin, Schumann, Liszt, …) zugeben müssen! Ich möchte gleich zu Beginn sowohl dem Team der Bibliotheken & des (Landesmusik-)Archivs der Hochschule für Musik „Franz Liszt“ zu Weimar als auch Frau Angelika von Wilamowitz-Moellendorff an der „„Herzogin „Anna-Amalia“„-Bibliothek Weimar“ (- dort sind 2004 vor meinen Augen verbrannt: die ersetzbaren opera 1, 4, 5, 6 (Liszts Lieblingsstück), 8, 9, 10 und 11 & (- Horror!!!!!!! -) ein unersetzbar-einmaliges op. posth. („Oktett“)…! -) herzlichst für ihre Zuarbeit danken. Es ist nach 1945 schwer-&-gefährlich, von wahren deutschen Helden im allerbesten Sinne zu sprechen; genau das wollen wir aber, fern jeder Art von „rechts“, nun von Einem tun: von einer zwischen Schlachtfeld und Notenpapier zerrissenen sowohl todesmutig-draufgängerischen als auch zartfühlend-hochsensiblen Seele, die das ganze 19. Jahrhundert mystisch-verklärt in Atem hielt: wer war denn nun dieser hochtalentierte (Ausnahme-)Preuße, der Hohenzollern-“LF“, der bei SAALFELD in Thüringen den zu frühen Tod (suchte(?) und prompt auch) fand? - : Holen wir scheinbar weit aus: Am 21. März 1685 kommt der jüngste von 4 Söhnen eines aus Erfurt gebürtigen armen Eisenacher Stadttrompeters namens Johann-Ambrosius Bach zur Welt und wird 2 Tage später auf den Namen „Johann-Sebastian“ getauft. Er wird dereinst in der Musikgeschichte die „Nr. 1“ werden – ein Komponist, Organist, usw. auf unerreichbar schwindelnder Höhe: der Musik-Gigant schlechthin (- ein „richtiger“ evangelischer Kirchenmusiker glaubt nicht an GOTT, er glaubt an Johann-Sebastian Bach…)! Hören wir von ihm, von dem Alles ausgeht, das „Presto“ aus seiner Sonate für Solo-Violine g-Moll. --- Am 15. April 1688 wird in Buttelstedt bei Weimar der Kapellmeister-&-Komponist Johann-Friedrich Fasch geboren, der von dem am 18. Juli 1849 in Großmehlra bei Sondershausen geborenen Musikwissenschaftler und Kompositionslehrer Max Regers, Karl-Wilhelm-Julius-Hugo Riemann, in seiner Bedeutung wieder-entdeckt wurde. Sein am 18. November 1736 in Zerbst geborener Sohn Karl-Friedrich-Christian wird in Mozarts Geburtsjahr 1756 dem Rufe Friedrichs des Großen nach Berlin als 2. Cembalist folgen, um den 1. Cembalisten Carl-Philipp-Emanuel Bach zu entlasten… - hören wir von Vater Fasch aus seinem Concerto G-Dur das „Largo“ betitelte Trio für Oboe (- dem Brauch der Zeit entsprechend auch blasbar auf der Tenorblockflöte) & 2 Violinen. --- Am 30. Januar 1697 wird in Oberscheden bei Göttingen Johann-Joachim Quantz geboren. Er wird später Friedrich des Großen Flötenlehrer. --- 1703 oder 1704 (- das Kirchenbuch ist verbrannt -) wird in Wahrenbrück Carl-Heinrich Graun, Friedrichs späterer Dirigent-&-Komponist, geboren. --- Am 24. Januar 1712 wird in Berlin Friedrich II., „der Große“, König von Preußen geboren. Er spielte Flöte (bis 5mal am Tag, auch im Feld!), schätzte Johann-Sebastian Bach (7. Mai 1747 Empfang: „Meine Herren: der alte Bach ist da!“), der ihm ein „Mußicalisches Opfer“ widmete und komponierte u.A.a. Märsche – man ist ja in Preußen…; hören wir von ihm „?“ für Flöte und danach den 1745 geschriebenen „Hohenfriedberger Marsch“. --- Am 8. März 1714 wird in Weimar Johann-Sebastian Bachs 2. Sohn „Carl-Philipp-Emanuel“ geboren; Taufpaten sind ein Denstedter Gutsherr und Georg-Philipp (- daher der Name… -) Telemann. Er wird dereinst am preußischen Hof landen. Hören wir von ihm ein Trio für 3 Blockflöten und das „Andante“ aus der 1755 in Berlin komponierten „Sonate Nr. 4 G-Dur“ für Flöte & Klavier/Cembalo. --- Am 24. April 1721 wird in Saalfeld in Thüringen Johann-Philipp Kirnberger getauft. Klavier lernt er bei Johann-Sebastian Bachs Freunden Johann-Peter Kellner ab 1736 in Gräfenroda und ab 1738 Violine bei Meil und Orgel bei Gerber in Sondershausen; die 3 Herren schicken ihn zum Thomaskantor-Großmeister nach Leipzig. Schließlich wird er Geiger in der Königlichen Kapelle in Potsdam. Hören wir von ihm ein „Andante“ für 3 Blockflöten. --- Am 9. November 1723 wird im Stadtschloß zu Berlin eine Prinzessin von Preußen, Anna-Amalia,

geboren. Ersten Musikunterricht erhält sie, 12. Kind und jüngste Schwester von ihrem Bruder Friedrich dem Großen; später trieb sie u.A.a. Orgel-, Cembalo-, Geigen- und Flötenspiel. Hören wir aus ihrer 1771 komponierten und ihrem königlichen Bruder gewidmeten „Sonata per il Flauto traverso e Basso“ das „Allegretto“. --- 1728 hört Friedrich der Große (- der mit seinen 16 Jahren noch nicht ganz so groß ist…), in Dresden Johann-Joachim Quantz und beschließt, ihn zu seinem Flötenlehrer zu machen. Hören wir von Quantz „?“. --- 1735 wird Carl-Heinrich Graun Chefkapellmeister & Kompositionslehrer in Friedrichs Orchester in Rheinsberg (- dort knüpft Friedrich u.A.a. Kontakt mit Voltaire). Hören wir einen Choral (Text: Klopstock) aus seinem Oratorium „Der Tod Jesu“ (- Amalie schrieb ein Gleichnamiges), das Goethe so gefiel, dass er es prompt in Weimar aufführen ließ. --- Am 31. Mai 1740 tritt (- nunmehr König -) Friedrich seine Regierung an; sofort wird Carl-Philipp-Emanuel Bach in seiner nunmehr Hof-Kapelle als 1. Cembalist angestellt (- der Papa in Leipzig ist stolz…); im Dezember 1741 wird Quantz 1. Flötist mit Sonderexklusivvertrag! Anekdote: Friedrich wollte Quantz ärgern und schreibt einen Zettel: „Quantz ist ein Esel“ – wie gewohnt, unterschreibt er…; abends soll Quantz vorlesen und sich blamieren; Quantz nimmt den Zettel, lächelt und liest: „Quantz ist EIN Esel, Friedrich - der Zweite“! --- Im September 1748 benennt der stolze Papa C.-Ph.-E. Bach seinen neugeborenen Sohn nach dessen Großvater „Johann-Sebastian“… --- Am Dienstag, dem 28. Juli 1750 stirbt das größte Musikgenie aller Zeiten, Johann-Sebastian Bach, um 20:15 Uhr in Leipzig. Für AnnaAmalie ist damit alle wahre/große Musik so quasi zu Ende… --- 1758 erkürt sich Anna-Amalie den aus SAALFELD(!), Louis-Ferdinands späterem Todesort gebürtigen „Johann-Sebastian Bach“-Schüler Johann-Philipp Kirnberger (Kernberger (- das Geburtshaus ist noch vorhanden)) zu ihrem Kapellmeister-&-Kompositionslehrer auf Lebenszeit. Im gleichen Jahr wird am 11. Dezember in Berlin Carl-Friedrich Zelter (= nicht der Erfinder des Campings!) geboren. Er wird später Maurer, Musiker und Goethes Musikberater. Unter Kirnbergers strenger Führung dringt nun Amalie qualitätvoll-tief in die Kontrapunkt-Kunst alter Meister ein und verliert den Kontakt zur „Berliner Schule“: sowohl als Johann-Abraham-Peter Schulz als auch Carl-Friedrich Zelter später ihr auf der Orgel vor-improvisieren sollen, meint sie jedes Mal nach kurzer Zeit sinngemäß: „Geh’ Er man un’ hör’ Er auf zu stümpern! Das ist ja nischt: er kann ja nischt – und Er lässt sich „Genie“ nennen! Bach war ein Genie, nicht Er! Hör’ Er sich aber vorher hier meinen kleinen Neffen Louis-Ferdinand an; der wird Ihm jetzt was von Bach, Kirnbergern oder von mir vorspielen! Det is’ richtje Musik! Den neumod’schen Quatsch, den Er da zusammenpfuscht, det is’ einfach jar nischt!“. --- Am 8. August 1759 stirbt in Berlin Carl-Heinrich Graun. --- Am 12. Februar 1760 wird in Czaslau (Böhmen) Johann-Ludwig (Ladislaus) Dussek/Dussik geboren. Er wird später Louis-Ferdinands Intimfreund, Kapellmeister, Pianist bzw. Klavier-Secondist und Musiklehrer: beide verbindet ein Berg von Schulden, die Freß- & Trunksucht und die Liebe zum Fortepiano: Dussek war ein Wunderkind – er spielte schon mit 5 Jahren gut Klavier! --- 1767 verleiht die „alte Hexe“ (s.u. = Amalia) C.-Ph.-E. Bach den Kapellmeistertitel. --- Am 26. Februar 1770 wird in Prag ein später hochtalentierter gesuchter Kontrapunktpädagoge geboren: Anton(ín) Rejcha (Reicha); auch er wird ein Freund Beethovens (- beide waren Schüler von Neefe, beide ließen sich 1789 an der Uni immatrikulieren, und Kants Philosophie beeinflußte beide…). In Wien lernt er bei Haydn, Albrechtsberger und Salieri. Hören wir eine der „12 Fugues aux citoyens Méhul, Cherubini, Gossec, Le Sueur et Martini, inspecteurs du Conservatoire“. An letzterer „École royale de Musique“ wird er am 1. Januar 1818 Professor und mit den Herren Cherubini, Paër, LeSueur, Berton und Boieldieu Mitglied des „Comité d'enseignement“. 1819 heiratet er eine Französin und wird 1829 Franzose. Unter seinen Schülern waren auch Adolphe Adam, Franz von Liszt und Hector Berlioz. --- Am 16. oder 17. Dezember 1770 wird in Bonn Ludwig van Beethoven geboren. „Beethoven“ ist belgisch und heißt auf Deutsch „Rübenacker“. Er schätzte Louis-Ferdinand sehr: „…er ist der menschlichste aller Menschen…“. Wir hören von ihm ein „Andante“ für 3 Blockflöten. ---



Am 18. November 1772 wird in Friedrichsfelde bei Berlin unser Held Louis-Ferdinand als Prinz von Preußen geboren; das fünfte Kind des jüngsten Bruders von König Friedrich dem Großen, des Prinzen August-Ferdinand von Preußen & der Prinzessin Anna-Elisabeth-Luise von Brandenburg-Schwedt. Seinem Taufnamen Friedrich-Ludwig-Christian wird später noch der Name seines Vaters Ferdinand hinzugefügt; seitdem hieß er Louis-Ferdinand. Bei seiner Taufe am 28. November dauert dem Onkel Friedrich dem Großen die Predigt zu lange: er nimmt den Säugling-Neffen auf den Arm und geht einfach hinaus… - als 7 Jahre später L.-F.s jüngster Bruder August getauft wird, holt Friedrich alles nach: nach Augusts „normaler“ Taufzeremonie nimmt Er das gesamte restliche Taufwasser dem Pfarrer weg und gießt alles über dem nun klatschnassen Knaben Louis-Ferdinand aus…! - Schon der Knabe, den Friedrich II. wegen seiner Schlagfertigkeit besonders liebte, fiel durch Geist und Lebhaftigkeit auf. Früh werden die erstaunlichen Fortschritte des Kindes auf dem Klavier gerühmt. Auch Prinzessin Anna-Amalia schätzt den begabten Knaben, schenkt dem Neffen kostbare Bücher und andere schöne Dinge und läßt sich von ihm auf den Orgeln in ihren beiden Palais' Bach, Kirnberger, ihre & LFs Kompositionen u.A. vorspielen: hören wir eine 4-stimmige „Fugue“ (op. 7) in g-Moll von LF aus dieser Zeit, von mir von Klavier auf Blockflötenensemble transkribiert. --- Am 12. Juli 1773 stirbt in Potsdam Quantz. Er hatte für seinen König fast 300 Flötenkonzerte komponiert… --- In der Nacht vom 26. zum 27. Juli 1783 in Berlin stirbt Anna-Amaliens Lehrer Philipp Kernberg. In Saalfeld geboren, in Berlin gestorben – LF wird es umgekehrt machen (müssen)… --- 1783/84 lernt Dussek bei C.-Ph.-E. Bach in Hamburg. Dussek spielte auch die „Glasharmonika“ („Physharmonica“), ein wundervolles Musikintrument mit geradezu „Vox coelestis“-Timbre… --- Am 5. April 1784 wird in Braunschweig Ludewig Spohr, der seinen Namen auch wie LF in „Louis“ ändert, geboren. Er wird die „Geigen-Nr. 1“ der Zeit. --- Am 12. April 1785 wird Jean-Baptiste Guindey (- oder „Guindet“ -) in den atlantischen Pyrenäen in der Gendamerie Laruns (später „Schloß

Mâture“) geboren. Sein Vater wird von Feinden Napoleons ermordet - Jean schwört Kaiser Napoleon ewige Treue; er will sich im Kampf beweisen – am 10. Oktober 1806 wird ihm, dem inzwischen 22Jährigen „Maréchal des logis“, später „Grenadier à cheval de la Garde“, das Schicksal das „Filetstück Nr. 1“ der preußischen Armee, LF, „vor die Flinte/Nase servieren“… - er wird LF ermorden und von Napoleon ausgezeichnet werden („Ich hätte dich sogar zum Offizier gemacht, wenn du mir ihn lebend gebracht hättest!“): Laurant Guindey! - „…wer mit dem Schwert kämpft, wird auch durch das Schwert umkommen…“ sagt Jesus Christus… --- Am 17. August 1786 stirbt Friedrich der Große, der „Alte Fritz“, in Sanssouci bei Potsdam. --- 30. September 1787: das von vielen gefürchtete fromme Mannweib Anna-Amalie stirbt dort, wo sie geboren war: im Schloß zu Berlin. Nach langem Siechtum funktionierten Augen und Hände nicht mehr; als Äbtissin von Quedlinburg war sie unverheiratet geblieben, was ihr wiederum Zeit zum Musiksammeln ließ. Zu Aller Überraschung erhält aber ihre kostbare Bibliothek mit Handschriften & Notendrucken von Palestrina über J.-S. Bach bis J. Haydn nach dem Tode der schrulligen Tante, die das wild-fröhliche Kind ungestraft „alte Hexe“ nennen darf, nicht dieser ihr hochmusikalischer Neffe LF, sondern ein Berliner Gymnasium! Wahrscheinlich war ihr Louis-Ferdinand mitunter doch etwas zu lebhaft-frech und nicht „kontrapunktisch“ genug… --- Am 8. Januar 1788 wird in Florenz (- als 16.(!) Kind… -) der später als Erzherzog von Österreich & Kardinalpriester bekannte Kompositionsschüler (- ab September 1809 -) und Freund Beethovens (- als er Erzbischof von Olmütz wird, komponiert Beethoven für ihn seine „Missa solemnis“ op. 123 -), Johann-Joseph-Rainer Rudolph, geboren. Am 14. Dezember (!) dieses Jahres stirbt in Hamburg Carl-Philipp-Emanuel Bach als Stadtmusikdirektor-Nachfolger seines hochverehrten Taufpaten G.-Ph. Telemann. --- Anno 1789 ist Mozart in Berlin; LF ist von seiner im Vorjahr uraufgeführten „Jupitersinfonie“ begeistert. Im März trat Louis Ferdinand in den Militärdienst ein. Im Krieg 1792-94 gegen Frankreich zeichnet er sich durch Edelmut und Tapferkeit aus (- er kämpft sogar den Kriegsberichtserstatter Johann-Wolfgang von Goethe aus dem Feuer heraus – seitdem sind die beiden Freunde-&-Saufkumpane!), was seine Volkstümlichkeit begründet und ihn zum Ideal eines jugendlichen Helden und preußischen Offiziers macht. Obgleich er in dieser Zeit die Musik nicht vernachlässigt und vor allem als Pianist hervortritt, wendet er sich erst in den folgenden Friedensjahren einem intensiveren Studium zu. --- 1795 wird LF nach Magdeburg (straf)versetzt (- Jagden, Champagner/Weiber-Orgien, 115.000(!) Taler Schulden, …: dem König reicht’s!), wo er ein Infanterieregiment übernehmen muß und später sogar Dompropst wird…; zur Quasi-Tatenlosigkeit verurteilt, widmet er sich neben der Kriegswissenschaft und Philosophie natürlich besonders der Musik. --- 1796 kommt es in Berlin zur ersten Begenung Louis-Ferdinands mit Ludwig van Beethoven. In diesem Jahr ist LF Schüler von H.-G. Lenz „im Pianoforte und in der Composition“. Da dieser „zu Paris hat viele Sachen stechen lassen“ (Gerber), mag sich daraus auch das Erscheinen des ersten Werkes von LF 1803 bei Erard in Paris erklären (Quintett op. 1, Himmel gewidmet). Friedrich-Heinrich Himmel, 7 Jahre älter als LF, war Kapellmeister am Königlichen Hof; Beethoven, den Himmel dummerweise zum Wettstreit herausforderte, meinte schließlich: „…sein Klavierspiel ist zwar etwas elegant-angenehm, aber mit dem brillanten Louis-Ferdinands nicht zu vergleichen…“. Hören wir trotzdem ein auf LFs Tod passendes Lied (Text: Theodor Körner) von ihm: „Gebet während der Schlacht“. Der exzentrische Louis-Ferdinand ist das „schwarze Schaf“ des Hohenzollernhauses: tollkühner Soldat, Lebemann, begabter Komponist & Pianist, Idol der tatendurstigen jungen Offiziere und Schreckgespenst der verkalkten Generalität. Im gleichen Jahr wird LF mit seinem Korps nach Westfalen versetzt; dort erneuert der Prinz die Freundschaft mit dem Freiherrn vom Stein und anderen bedeutenden Persönlichkeiten des politischen und kulturellen Lebens. Bei häufigen Aufenthalten in Hamburg trittt er in Beziehung zu dem dortigen französischen Emigranten-Kreis. Diesen Umgang sowie seine großzügige Lebensweise verübelte man ihm so, daß er schließlich durch „Allerhöchste Ordre“

nach Magdeburg zurückgebracht wird! --- Ein neues Jahrhundert hat begonnen; seit 1800 teilt LF seinen Wohnsitz zwischen Berlin und seinen Gütern Wettin und Schricke (bei Magdeburg). In diesem Jahr stirbt Karl-Friedrich-Christian Fasch am 3. August in Berlin. --- 1801 wendet sich LF an Reicha - später Liszts Kontrapunktlehrer - mit der Bitte, ihn in Komposition zu unterrichten und gleichzeitig eine Kapellmeisterstelle in Berlin zu übernehmen; der Plan scheitert leider an Reichas Ablehnung. --- Am 28. März 1803 wird Louis-Ferdinands Sohn Anton-Albert-Heinrich-Ludwig (- natürlich gerufen „Louis“ oder „Loulou“!), später „Louis von Wildenbruch“ geboren. LF war nie verheiratet und hatte u.A.a. mit Henriette Fromm(e), der verheirateten Mutter seiner 2 bekannten Kinder und der ebenfalls verheirateten lustvollen Pauline Wiesel „feste Dauer-Verhältnisse“. Ausgerechnet Napoleons General Bernadotte inspirierte Beethoven in diesem Jahr zu einer Sinfonie Es-Dur op. 55, die Dieser aber nicht Napoleon widmete, wie meist geglaubt wird, sondern sogar zuerst „Bonaparte“ betitelte! Eines Tages - durch neue politische Erkenntnisse verändert - zerriß er aber das Titelblatt, kratzte (unvollständig, also wohl in heftigem Zorn) das „Bonaparte“ aus, taufte das Werk in „Grande Symphonia eroica“ um, widmete es zwar zuerst dem Fürsten Lobkowitz, ließ aber 9 Tage nach Louis-Ferdinands Tod dazu-drucken „composta il Souvenire di un grand’ Uomo“: gemeint ist der nun tote Held Louis-Ferdinand! --- Anfang 1804 ist Beethoven mit seiner „Eroika“ fertig; vor der öffentlichen Welt-Uraufführung am 7. April 1805 gibt es eine private bei Fürst Lobkowitz. LF ist so begeistert, daß er - erfolgreich! - bittet, die ganze Sinfonie noch-einmal zu spielen (- die armen Musikanten…)! Im selben Jahr tritt J.-L. Dussek, den der Prinz schon in Hamburg kennengelernt hatte, in dessen Dienste und wird sein ständiger Begleiter, Lehrer und Freund. Der weitschauende politische Sinn des mit der Inaktivität Preußens hadernden Prinzen bestätigt sich auf seiner Wiener Reise in diesem Jahr, als er den Gedanken eines Bundes zwischen Preußen und Österreich entwickelt. Während dieser Reise trifft er erneut mit Beethoven zusammen. Auf der Soiree einer Gräfin muß Beethoven am Dienertisch mitessen: der mit Recht stolze Komponist sagt einige Grobheiten, nimmt Mantel-&-Hut und geht…; LF ist böse: er macht eine „GegenParty“, setzt Beethoven neben sich und die Gräfin in die hinterste Ecke…! Am 3. Mai bewirtet LF in Berlin den schwäbischen Weimarer Professor für Geschichte & DichterDramatiker Friedrich von Schiller so alkoholreich, daß Selbiger tagelang „verkatert“ ist… --- Von 1805 bis 1812 ist Louis Spohr Konzertmeister, also Leiter der Gothaer Hofkapelle. --- Anfang 1805 ist Louis Spohr mit seiner Frau Rosa zu Gast bei LF: sehr viel Champagner und zweifelhafte Frauenzimmer veranlassen Beide aber, frühzeitiger zu gehen…; im Sommer dieses Jahres führen LF nach einer zweiten „Louis Spohr“-Soiree militärische Studien nach Italien - die Mobilmachung der preußischen Armee (- endlich!) ruft ihn aber zu seiner Truppe zurück. Auf dem Weg nach Erfurt ist LF am 8. Dezember in Weimar: Frau von Stein wundert sich über die „politischen BonMots“, besser gesagt „riskanten Witze“ des Preußen gegen Preußen und über die vielen schönen Demoiselles, angeblich „Kammerjungfern von Henriette Fromme“, im Gefolge des Prinzen…! Auf dem Weg nach Zwickau ist LF kurz danach wieder in Weimar; der Schauspieler-Regisseur-…-Schriftsteller Hans Lucke aus Mellingen bei Weimar schreibt („Ein Wiedersehen, froh und bedenklich“): „Ein frohes Wiedersehen in angespannter Lage hatte Goethe Mitte Dezember 1805 in Jena...“ (Den vollständigen Text (und mehr über LF) finden Sie in meiner Abhandlung „Tränen im Herbstwind bei Wöhlsdorf“). --- Das verhängnisvolle Jahr 1806: Am 2. Oktober kommt LF nach Jena, wo er den Oberbefehl über die ganze Armee übernimmt, da der Chef (General Hohenlohe) im Hauptquartier Erfurt weilt. Letzter Brief an Pauline: „…bis 15. sind wir wieder zusammen…“ (- im Himmel?); danach geht’s nach Stadtilm und dann nach Rudolstadt in’s Quartier auf der Heidecksburg, dem mächtigen Rokokoschloß über der Stadt. Am 7. Oktober gibt es bei Fürst Ludwig-Friedrich II. von Schwarzburg-Rudolstadt einen Ball zu Ehren LFs. Anschließend spielt er auf dem Flügel. Noch am Vor-Abend des Gefechtes bei Saalfeld, am 9. Oktober, fasziniert er seine Zuhörer mit seines Freundes Ludwig van Beethovens anno 1800

komponierten und ihm gewidmeten 3. Klavierkonzert op. 37 c-Moll und mit glänzenden Improvisationen auf der Heidecksburg voller Todesahnungen für Fürstin Karoline-Luise von Schwarzburg-Rudolstadt; der getreue Ludwig Duscheck: „…so hat er noch nie gespielt und so wird er nie wieder spielen…“! Auf dem Schloßhof erscheint ihm Mitternacht eine auch von Adjutant Nostitz bemerkte (- auch 2 Betrunkene sehen nicht automatisch Dasselbe…! -) seltsame weiße Erscheinung, eine gespenstische Walküre, die allen Hohenzollern kriegsbekannte „Weiße Frau“… - LF diktiert seinen letzten aktenkundigen Befehl: „Rudolstadt, den 10. Oktober 1806, um 1 Uhr früh: General Bevilaqua soll bei der Aufstellung der Truppen…“, dann geht er im Grünen Ecksalon schlafen. --- Der Familiendrachen Prinzessin Anna-Amalia von Preußen war der Meinung, ordentliche Menschen stürben an einem Freitag - sie starb an einem Freitag, ebenso ihr Neffe! Jesus Christus starb 34jährig an einem Freitag um 15:00 Uhr; Prinz Louis-Ferdinand starb 34jährig an einem Freitag, dem 10. Oktober 1806, um 15:00 Uhr…: schon von weitem wurde der Marechal-des-Logis (= Quartiermeister) des 10. napoleonischen Husarenregimentes im Hohlweg nahe dem Dörfchen Wöhlsdorf zwischen Rudolstadt und Saalfeld auf den 1,85 m großen L.-F. mit seinen vielen Orden an der prächtigen blauen Uniform und den Federn am Hut aufmerksam; die Schlacht zwischen LFs über die Saale fliehender Avantgarde und Kaiser Napoleons siegreicher Armee war zum brutalen „Mann gegen Mann“-Nahkampf geworden. LFs herrliches weißes englisches Zuchtpferd war totgeschossen – sein Ersatzgaul blieb in einer Eichenstumpf-Wurzel an einer Lehmwand hängen…, der 22jährige Jean-Baptiste-Laurent Guindey schleifte den schon schwerverwundeten LF noch am Boden, spaltete ihm nach 6 Messerstichen mit seinem Säbel den Hinterkopf und durchbohrte mit dem Degen Bauch & Rücken, seine Kumpane plünderten die Leiche, die am nächsten Tag mit lustiger(!) Musik in das Saalfelder Stadtschloß gebracht wird, bis zur völligen Nacktheit. Napoleon verlieh Guindey das Kreuz der Ehrenlegion und meinte: „Ich hätte dich zum General ernannt, hättest du diesen arroganten Kerl mir lebend gebracht!“… - Der Sarg wird vom Saalfelder Schloß erst nach Schloß „BelleVue“ (- LFs Vaters Schloß, heute Sitz des Bundespräsidenten… -) in Berlin, dann in den Berliner Dom überführt. An der unidyllisch-lauten Fernverkehrsstraße („B 85“) hinter Wöhlsdorf steht ein von Schinkel/Tieck gebautes Monument. -- Der Tod seines Brotherrn & Gönners trifft Dussek tief. Er plant einen Nachruf in der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“, die Herausgabe seiner Werke (- leider mit „Verbesserungen“) bei Breitkopf-&-Härtel und komponiert eine Klaviersonate „Élégie harmonique sur la mort de Son Altesse Royale le Prince Louis Ferdinand de Prusse en Forme de Sonate pour le PianoForte composée et dédiée a son Altesse le Prince de Lobkovitz, Duc de Raudnitz par J.-L. Dussek; Leipsic, chez Breitkopf&Härtel“ (op. 61); hören wir einige Takte daraus. --- Entgegen widersprechenden älteren Anschauungen sind erst P. Bailleu und Hans Wahl zu einer gerechten Würdigung des Prinzen Louis Ferdinand gelangt. Trotz seiner kurzen Lebensdauer zeichnet sich nach einer jugendlichen Sturm und Drang-Periode um die Jh.-Wende ein Reifeprozeß ab. Als Musiker (Dilettant im alten positiven Sinne) fand er schon früh allgemeine Anerkennung. Sie galt zunächst dem ausgezeichneten Pianisten, der gelegentlich zu den besten Klavierspielern gezählt wurde, wobei man ihn unter den Vertretern des sogen. „großen Spiels“ nannte. Von Dussek beeinflußt, bevorzugte er englische Flügel. Besondere Beachtung wurde seiner improvisatorischen Kunst mit ihrem schwärmerisch-leidenschaftlichen Charakter zuteil. Louis Ferdinand konnte es wagen, sich mit Beethoven zu messen; dieser erteilte ihm das Lob, daß sein Spiel „…gar nicht königlich oder prinzlich, sondern das eines tüchtigen Klavierspielers…“ sei. Einen geregelten Kompositionsunterricht scheint Louis Ferdinand erst bei H.-G. Lenz und J.-L. Dussek genossen zu haben. Der improvisatorische Grundzug seines Schaffens tritt auch noch in den wenigen überlieferten Werken, die zum größten Teil späteren Datums sind, deutlich hervor. Hieraus erklärt sich die Ausschließlichkeit der Komposition mit Klavier und dessen dominierende, konzertierende Rolle, der einheitliche Charakter der Werke, wie auch die Bevorzugung der Variationsform.

Das stimmungsbetonte Ausbreiten der Gedanken ist wesentlicher als ihre formal gebändigte Gestaltung. Die Einflüsse Haydns und Mozarts sind gering, das entscheidende Vorbild ist Beethoven. Obgleich die thematischen Übernahmen (Ergebnis der Studien Beethovenscher Kompositionen) auffällig sind, zeigt sich in der Art der Verwandlung der Themen die eigene schöpferische Vorstellung des Prinzen, die aus einer spielerisch-klangsinnlichen Tendenz erwächst. Louis Ferdinand knüpft an die Manieren der Ornamentisten an und führt sie selbständig weiter, wobei er leider gelegentlich, besonders in den Schlußrondos, allzu leichtfertig dem Zeitgeschmack huldigt. Die volksliedhafte Schlichtheit seiner Themen, die leidenschaftlichen melodischen Aufschwünge, die Vorliebe für chromatische Häufungen(!), der Klangzauber seiner kühnen Modulationen(!) und der rhapsodisch schweifende Charakter seiner Tonsprache führen zu einem ausgesprochen frühromantischen Ausdruck, der von seinen Nachfolgern, z.B. Schubert, Weber, Liszt u.a., mit Interesse aufgegriffen wird. R. Schumann hat Louis Ferdinand, dessen Werke noch heute kaum von ihrer Frische eingebüßt haben, treffend „den Romantiker der klassischen Periode“ genannt. Insofern ist LF für uns im VCV(W) die „Anfangsfigur“ unseres musikalisch-romantischen Denkens (- beim Auto ist’s der Anlasser/Starter, in der Musikromantik also LF…)! -- Am 22. Oktober 1811 kommt im Dorf „Raiding/Doborjan“ im österreichisch-ungarischen „Burgenland“ das größte Klaviergenie aller Zeiten und Richard Wagners späterer Schwiegervater, Franz Liszt, zur Welt. Laßt uns einigen Takten aus seiner im Dezember 1843 in Weimar komponierten „Elegie sur des motifs de Prince Louis Ferdinand de Prusse“ lauschen, in der er Motive aus LFs Klavierquartett f-Moll (op. 6 (- die Opuszahlen sind von Dussek und fast alle „falsch“, d.h. un-chronologisch; die gute Hälfte von LFs Kompositionen ist leider verschollen…)) verwendet (- auch Robert Schumann wird Variationen über eine Melodie aus diesem op. 6 schreiben: auch davon einige Takte). --- Am 20. März 1812 stirbt in Paris Johann-Ladislaus Dussek, der Intimfreund, Kapellmeister und Musiklehrer unseres Helden. --- Am 22. Mai 1813 wird in Leipzig dicht am Pulverdampf der „Völkerschlacht“, die endlich erreicht, wovon LF träumte, das größte Musikgenie nach Johann-Sebastian Bach, Richard-Wilhelm Wagner, so wie LF Feind des französischen Regimes, geboren; einst wird er selbst-ironisch dichten: „Im wunderschönen Monat Mai kroch Richard Wagner aus dem Ei; es wünschen viele, die ihn lieben: er wäre lieber d’rin geblieben…“. Im selben Jahr zieht der am 6. Oktober 1786 in Stadtilm geborene Albert/Albrecht-Gottlieb Methfeßel, inzwischen auch Saufkumpan Goethes, mit seinem Lied „Hinaus in die Ferne“ (- wir hören eine Strophe -) dem aus Rudolstadt ausmarschierenden Freikorps ganz im Geiste LFs voran und wurde dadurch weithin bekannt. LFs Mörder, der inzwischen 29jährige Jean-Baptist Guindet fällt am 30. Oktober(!) dieses Jahres in der Schlacht bei HANAU… --- Am 26. März 1827 stirbt in Wien Beethoven. Lauschen wir einigen Takten aus der „Eroica“ und dem 3. Klavierkonzert… --- Der fromme österreichische Erzherzog/Erzbischof Rudolph stirbt am 23. Juli 1831 in Baden bei Wien. Er hatte u.A.a. ein Trio für Klavier, Clarinette & Cello mit Variationen über ein LF-Thema komponiert… - hören wir einige Takte davon. --- Am 15. Mai 1832 stirbt Zelter in Berlin, wenige Wochen nach Goethe, mit dessen Tod offenbar seine Kraft versiegte. Er hatte viele Schüler; u.A. Felix-Jakob Mendelssohn-Bartholdy, Otto Nicolai, Carl Loewe und den später als „Giacomo Meyerbeer“ bekannten „Jakob-Liebmann Meyer-Beer“ (Dr. h.c. der Uni Jena…); der Philosoph Schleiermacher hält die Grabrede. --- Am 8. Mai 1836 stirbt in Paris Anton Reicha. Hätte er doch nur LF noch etwas Polyphonie-Satzkunst beibringen können! --- Am 3. Februar 1845 wird in Beirut (Syrien) der Sohn von Louis-Ferdinands Sohn „Louis von Wildenbruch“ mit Namen Ernst geboren. Wir finden Ernst von Wildenbruch im „Poseck’schen Garten“ zu Weimar als „antiker Kurzschwertkämpfer“ symbolisch 1914/15 von Engelmann-&-Noack in Bronce dargestellt. 1892 wird er Dr. h.c. der Jenaer „Schiller“-Universität. Seine Frau Maria-Karoline von Weber-Wildenbruch war eine Enkelin Carl-Marias von Weber. Er lebte als Offizier & Dichter in Weimar (am „Horn“) und in Berlin. --- Am 22. Okt. 1859 (Liszts 48. Geburtstag!) stirbt in Kassel Louis Spohr. --- 1874 stirbt Louis

von Wildenbruch, Louis-Ferdinands Sohn, Ernsts Vater. --- Bis 1890 ist Friedrich-Wilhelm Voigt oberster preußischer Militärmusikinspektor; ihm verdanken wir die Rettung durch (1887 bei Bote-&-Bock erschienener) Klaviertranskription (- seit März 2006 gibt es auch eine Orchester- und Gitarren-Fassung von Wolf-G. Leidel -) eines sonst verschollenen Infanteriemarsches Louis-Ferdinands in B-Dur (C-Dur op. 14?); lauschen wir seinen Klängen auf der Konzertgitarrre… --- Am 15. Januar 1909 stirbt der Nietzsche-Fan Ernst von Wildenbruch, Louis-Ferdinands Enkel, in Berlin. Hören wir das Gedicht „**Unter'm Machandelbaum**“ von ihm: „*Unter'm Machandelbaum: da ist ein Platz,*

sulala, dusala, da sitzt mein Schatz;
sitzt auf dem grünen Gras,
sitzt auf dem grünen Klee.
„Hast ja die Augen naß,
bist ja wie Milch und Schnee,
susala, dusala, wo tut's denn weh?“;
kommst du so spät zurück?
Nun ist's zu spät fürs Glück!
Kenne dich gar nicht mehr,
mir ist das Herz verquer,
susala, dusala, wollt' tot ich wär'!
„Schwarz ist das Grabeloch,
leb' doch ein Weilchen noch;
wart's noch bis Sanct Kathrein,
da will ich um dich frei'n,
wart' noch bis Sanct Martein,
da soll die Hochzeit sein!

Susala, dusala, gieb dich darein!“…“. --- Februar-April 2006 komponiert Wolf-G. Leidel in Weimar eine Sinfonische Dichtung für Orchester & Orgel über Louis-Ferdinands Tod: „Tränen im Herbstwind bei Wöhlsdorf“. Hören wir daraus einige Takte: LFs Tod. --- Vorbei ist unser musikalischer Lebenslauf des Prinzen in Kurzform. Lauschen wir zum Schluß zuerst dem „Großen Preußischen Zapfenstreich“ (- als „Schlußgebet“ war früher üblich „Wir treten zum Beten…“, dann „Heil Dir im Siegerkranz…“, dann „Nun danket alle GOTT…“ und später Demetrios-Stepanowitsch Bortnjanskys „Ich bete an die Macht der Liebe“) und danach einen noch völlig unbekannten & ungedruckten, nicht im Gesamt-Werkeverzeichnis auffindbaren Geschwindmarsch (Kavalleriemarsch, „op. 15“) unseres Helden (- original in A-Dur für Klavier; seit März 2006 gibt es mehrere Fassungen, auch für Orchester, von Wolf-G. Leidel) – danke für Ihre Aufmerksamkeit betreffs des „preußischen Apolls“!



LF en profile

Vorher hören wir noch Terzinen (- eine geniale, von Dante Alighieri für seine „Divina Commedia“ (Beginn: „Nel mezzo del cammin di nostra vita - mi ritrovai per una selva oscura - ché la diritta via era smarrita. - Ahi quanto a dir qual era è cosa dura - esta selva selvaggia e aspra e forte - che nel pensier rinova la paura! - Tant'è amara che poco è più morte; - ma per trattar del ben ch'i' vi trovai, - dirò de l'altre cose ch'i' v'ho scorte. - Io non so ben ridir com'i' v'intrai, - tant'era pien di sonno a quel punto - che la verace via abbandonai…“) erfundenes Gedichtform-Versschema: 3 Verszeilen mit „weiblicher Kadenz“ (- auch bei uns in der Musiktheorie heißt das so…), die im Kettenreimschema „aba-bcb-cdc-ded“ gekoppelt sind; italienisch elf Silben („endecasillabo“) pro Zeile, deutsch (Hugo v. Hofmannsthal) & englisch (Lord Byron): zehnsilbiger jambischer Pentameter. Eine Kostprobe von Goethe: „„Im ernsten Beinhaus war’s“: Im ernsten Beinhaus war’s, wo ich beschaute - wie Schädel Schädeln angeordnet paßten; - die alte Zeit gedacht’ ich, die ergraute. - Sie stehn in Reih’ geklemmt’, die sonst sich haßten; - und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen, - sie liegen kreuzweis’, zahm allhier zu rasten. - Entrenkte Schulterblätter! was sie trugen - Fragt niemand mehr, und zierlich tät’ge Glieder; - die Hand, der Fuß, zerstreut aus Lebensfugen.“; oder von von Hofmannsthal („Über Vergänglichkeit“ (- passend auf das Duett „Pauline Wiesel & LF“)): „Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen: - Wie kann das sein, daß diese nahen Tage - fort sind, für immer fort und ganz vergangen? – dies’ ist ein Ding, daß keiner voll aussinnt - und viel zu grauenvoll, als daß man klage: - daß alles gleitet und vorüberrinnt…“ -) von meinem, Wolf-G. Leidels, ehemaligen Klavierschüler, Herrn Dr. phil. Hans-Helmuth Lawatsch: „*Ade nun, Heidecksburg und Vaterland!*

Wohl hätte ich noch manche große Schlacht
vom müden Patt in klaren Sieg gewandt
und alten Feind hinabgeschickt zur Nacht,
doch Schwerterklingen haben mich zerfetzt;
ich spür’ des Todes geisterhafte Pracht
und dank’ für alle Atemzüge jetzt,
für jedes Lächeln einer schönen Frau:
mich hat so manches ed’le Weib ergetzt;
’kenn’ ihre Listen wie den Krieg genau:
der wilde Korse gab mir darin Lehr’!
’Sah vor ihm manche stolze Kriegerschau,
dann trieb der Genius sie hin und her;
zuviel Borniertheit war im eig’nen Kreis!

Ich nahm's gelassen, ohne Haß und Wehr…;
„Nieder mit Frankreich!" rief ich stets mit Fleiß
- von dort kommt mir der Tod! Preußen entehrt,
zu einem ungeheuer nieder'n Preis…;
ich wünsche, wenn mein Geist sich einwärts kehrt,
daß mir auf saalfeldischem Grund ein Stein
errichtet wird, der stolz und ewig währt,
dann schließet mich in Domes Tiefen ein!"… - -



„…dann schließt mich auch in eu're Herzen ein": LFs Losung „Sieg oder Tod" geht auf ein antikes Vorbild zurück: Ein in Stein gemeißelt berühmtes und von dem sterbenden Soldaten „Simonides von Keos" verfaßtes Distichon in der Übersetzung von Friedrich von Schiller lautet: „Wanderer! Kommst du nach Sparta: verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen - wie das Gesetz es befahl!"; 490 v.Chr. erfolgte die erste, 480 vC die zweite Invasion der Perser: wie später Preußen mit Sachsen sich verbündete, vereinigten die griechischen „Poleis" (Städte(staaten)) sich im „Hellenenbund". In diesem Defensivpakt hatte die Hegemonialmacht Sparta das Oberkommando. Das Meer reichte an den „Thermopylen" (- „Warme Tore", wegen unweiter Schwefelquellen -) bis ans Gebirge und es gab nur 1 schmale Durchfahrt! Das (laut Herodot) große (- Napoleon… -) persische und das kleine (- LFs Vorhut… -) griechische Heer lagen sich gegenüber wie 2286 Jahre später Franzosen & Preußen(/Sachsen/Thüringer). Ephialtes verriet die Spartaner und zeigte den Persern einen Weg durchs Gebirge, den Anopäa-Pfad, wodurch das griechische Heer im Juni/Juli in die Gefahr kam, wie dereinst LF zwischen Saalfeld und Crösten, in einer Art „Mini-Stalingrad" am Termopylenpaß zwischen dem Kallidromosgebirge und dem Malischen Golf eingeschlossen zu werden. Der spartanische König Leonidas (- „Seine Königliche Hoheit" war übrigens ein legitimer Anredetitel LFs… -) opferte hier mit 300 Soldaten (- bei LF 300 das Dorf „Crösten" kurzzeitig mittels Bajonettattacke zurückerobernde Sachsen -) sein Leben, um den Rückzug seiner kleinen(!) Abteilung des ansonsten gar nicht im Kampf eingesetzten griechischen Heeres(!) (= „Hohenlohe-Hauptarmee"…) zu ermöglichen – wie sich die Bilder trotz über 2000 Jahren Abstand gleichen…! Die Perser erzwangen siegreich-übermächtig den Gebirgsdurchbruch nach Zentralgriechenland („Rudolstadt/Jena/Berlin"). - Meine Damen-&-Herren: kommen Sie nach WÖHLSDORF zwischen RUDOLSTADT & SAALFELD: stoppen Sie bitte ihr Fahrzeug trotz des lärmenden Dauerverkehrs und schauen Sie auf dieses „spartanische" Denkmal, wo Deutschland ein Genie verlor und einen Helden bekam – ich danke Ihnen dafür dort & für Ihre Aufmerksamkeit hier!…"; soweit mein LF-

Konzertkonzept. -- …wimmernd-leise weint ein merkwürdig sanfter Oktoberwind im dorrend-mürben Laub der nunmehr kahlen Bäume: „…es geht ein' dunk'le Wolk' herein; mich deucht, es wird ein Regen sein, ein Regen aus den Wolken wohl in das grüne Gras…"; vom bleischwer-dunkelblaugrauen Himmel ein seltsam bleich schmelzender Schimmer fahl-unheimlichen („Caspar-David Friedrich"-)Sonnenlichts über den Sandsteinbergen da drüben, mühselig sich durch's Gewölk quälend und das Tal bei der seit 1811 angelegten Straße von Saalfeld an der Saale an Graba vorbei durch Schwarza und Volkstedt um das „Prinz Luis"-Denkmal von der Höhe hinab nach Wö(h)lsdorf mit gespenstisch verhangenem Glanz voll Gold- & Veilchenschein füllend: unter einer großen Linde links ist erst ein von den Herren Romberg & Reck gesetzter kleiner einfacher Gedenkstein („Hier fiel kämpfend für sein dankbares Vaterland Prinz Louis Ferdinand von Preußen am 10.Oktbr. 1806"), dann - etwas abwärts fließt von Wöhlsdorf her der „Weidicht"-Bach zwischen Wiesen zur Saale - das eigentliche große schöne, von Pappeln/Fichten/Lärchen/Birken und Gesträuch sowie gußeisernem Geländer umgebene Haupt-Monument aus bronziertem Gußeisen (- die Vorderseite Richtung Saalfeld, woher die Franzosen aus dem Thüringerwalde gegen das preußisch-sächsische Corps anrückten… -) zwischen der Straße und dem Hohlwege mit Fußsteig rechts nach Rudolstadt („Hier fiel kämpfend für sein Vaterland der Prinz Ludwig von Prevßen, am X. Oct. MDCCCVI."): ein antiker Leichenstein („Cippus") mit Nische, in der ein Genius kreuzbeinig an eine altarförmige Halbsäule, an der oben eine zerbrochene saitenlose Lyra als Symbol für die Musiktalente des Prinzen hängt und unten ein griechischer Schild, hinter dem ein Schlachtschwertgriff hervorragt, lehnt, lehnend und mit dem Ellenbogen darauf stützend steht, den rechten Zeigefinger himmelwärts, in der gesenkten Linken einen Lorbeerzweig und traurig auf die Todesstelle blickend; Prinzessin Luise v. Radzivill, LFs Schwester, ließ das Denkmal errichten: im Herbst 1823 wurde es nach Zeichnungen von Schinkel und Tieck in Berlin gegossen und am 19. Oktober desselbigen Annums enthüllt. Eine hellbläulich-blaue Taube taumelt zärtlich gurrend vorbei – war es die junge schöne Seele des Prinzen? Eine grauschwarze Krähe gesellt sich dazu – der Bonaparte? LFs Henker? --- Das erste Plakat unseres LF-Konzertes sah so aus: „…

„„…der menschlichste aller Menschen…" (Beethoven)"

ein literarisch-musikalisches Portrait des preußischen Generals Louis-Ferdinand (gefallen 1806 bei SAALFELD/Thür.) durch das Ensemble des VCV(W) [„Vox coelestis"-e.V. Weimar]: *Hans Lucke (Sprecher) - das VCV(W)-Blockflötenensemble „Conventus tibicinus" (Babett Knorre, Annegret Dudek, Silvia Dohl und Sabine Leidel (Leitung)) - Rolf („Leo") Lukoschek (Querflöte) - Ralph Schmidtsdorf & Birgit Hofmann (Violine), Sergey V. Dunaev (Konzertgitarre) und Prof. Wolf-G. Leidel (Tasteninstrument(e)/Moderation/Gesamtleitung)*

- Eintritt frei –

-- 1 Stunde vorher: Flohmarkt (Hintergebäude) --

Texte: *H. Lucke, E. v. Wildenbruch, H.-H. Lawatsch* – Musik: *J.-S. Bach, J.-F. Fasch, F. d. Große, C.-Ph.-E. Bach, J.-Ph. Kirnberger, A.-Amalie v. Preußen, J. Quantz, C.-H. Graun, A. Rejcha, L. v. Beethoven,* ***Louis-Ferdinand Prinz von Preußen****, F. Himmel, L. Dussek, F. Liszt, A. Methfessel, W.-G. Leidel*



Welt-Uraufführung:

7. Juli 2006

„Capella „Vox coelestis“„

(Friedhof WEIMAR-EHRINGSDORF)

19:00 Uhr

…“ --- In Weimar heißt sogar ein Café (- ich fürchte, es ist das Einzigste der Welt, leider… -) dankenswerterweise nach LF:



-- GOTTseiDank gibt es eine CD-Kollektion mit (fast) allen (bekannten) LF-Werken:

THOROFON Classics

LOUIS FERDINAND

Inhaltsverzeichnis der CDs

VOL. 1 - CTH 2251

1	Larghetto G-Dur op. 11	17'43"
2 - 4	Großes Trio in Es-Dur op.10	27'35"
5	Notturno F-Dur op. 8	21'56"

VOL. 2 - CTH 2252

1	Rondo für Klavier und Orchester B-Dur op. 9	13'18"
2 - 4	Oktett F-Dur op. 12	29'50"
5	Rondo pour piano avec orchestre Es-Dur op.13	11'27"

VOL. 3 - CTH 2253

1 - 3	Klaviertrio As-Dur op.2	34'20"
4 - 6	Klaviertrio Es-Dur op. 3	30'55"

VOL. 4 - CTH 2254

1 - 4	Klavierquartett Es-Dur op. 5	33'10"
5 - 8	Klavierquartett f-moll op. 6	37'10"

VOL. 5 - CTH 2255

1 - 4	Klavierquintett c-moll op. 1	43'02"
5	Fuge für Klavier g-moll op. 7	2'09"
6	Andante B-Dur op. 4	14'10"

THOROFON

Classics

LOUIS FERDINAND

PRINZ VON PREUSSEN (1772-1806)



DAS GESAMTWERK

Als Prinz und Soldat war der 1806 auf dem Schlachtfeld gefallene Prinz Louis Ferdinand für ein ganzes Jahrhundert eine von Mythen umgebene und verklärte Persönlichkeit. Noch zu seinen Lebzeiten setzte ihm die Literatur das erste Denkmal. So pries schon 1793 eine Ode von Julie Pelzer den Helden und Menschenfreund, und Amalie von Uttenhoven beeilte sich, in einem Gedicht auf den 10. Oktober 1806 dem Helden *den Lorbeerkranz um seine Schläfe zu schlingen.* Zu Wut und Racheschwüren war ein ungenannter Verseschmied im Beobachter an der Spree hingerissen, während sich Achim von Arnim - um einiges elegischer und im Hinblick auf die seinerzeit völlig desolate politische Lage Preußens pessimistischer - in höchsten Lobestönen über den Verstorbenen erging: *Er war bei allen Dingen, in allem gleich geschickt. Mit Feinden konnte er ringen, durch Saitenklang beglückt.*

Das war nur der Anfang einer Jahr für Jahr sich erneuernden Apotheose des genialen, allzu früh verstorbenen Preußenprinzen. Hier endlich glaubte das deutsche Volk seinen adligen Helden gefunden zu haben, den es so notwendig brauchte, um all die politischen Enttäuschungen ertragen zu können. Königlich war des Leibes Gestalt, noch schöner die Seele, Wohltun war sein heilig Geschäft, dichtete Carl Friedrich Benkowitz - das militärische und politische Glück Preußens steuerte gerade auf seinen absoluten Tiefpunkt zu - und man sang auf eine allerseits bekannte Melodie: Mit Feuer wirkt es auf den Krieger, der hinblicke nach der Stätte, wo dein Blut geflossen. Ernster wird sein Mut dann, unverdrossen kämpft er für das Vaterland und steht. Namen wie Körner, Brentano, Freiligrath, Fontane und Liliencron stehen in der langen Reihe vieler, hier nicht einzeln genannter Dichter und Poeten und bildeten, um mit Benkowitz zu reden, *die heilige Szene, wo man durch des Gemäldes Spiel, durch der Kunst nachahmende Schöpfung* die Erinnerung an den Heroen wachzuhalten suchte.

Einer angemessenen Rezeption der musikalischen Leistung des als Komponisten und Pianisten überdurchschnittlich begabten Louis Ferdinand stand indessen dieser bis zur Jahrhundertfeier der Schlacht von Saalfeld ungemindert anhaltende Heldenkult eher im Wege, als daß er sie begünstigt hätte. So wußte man zwar, daß der Prinz ein ganz brillanter Klavierspieler gewesen sein sollte, und auch um seine Kompositionen hatte sich eine verklärende Aura gelegt, aber im großen und ganzen ist doch die Musikgeschichte über den Musiker Louis Ferdinand hinweggegangen, ohne ihn je recht gewürdigt zu haben. Mit den Aufführungen der Werke wurde es um 1840 immer weniger. Vielen von den jüngeren

erschien er - allen gegenteiligen Beteuerungen von Weber, Schumann oder Liszt zum Trotz - vor allem auf Grund seiner Herkunft kaum mehr als ein adliger Dilettant, den sie mit anderen komponierenden Majestäten wie Friedrich dem Großen, Joseph II. und Maximilian I. lieber in den musealen Winkel der interessanten Nebensächlichkeiten der Musikgeschichte rückten. Andere, fasziniert von Beethovens positivem Urteil über den Prinzen, befleißigten sich, ihn mit dem großen Wiener Genie in einem Atemzug zu nennen, wobei sie zwei Dinge übersahen - erstens konnte der als Klavierspieler und passionierter Kammermusiker brillierende Prinz nicht mit dem Sinfoniker und Opernkomponisten Beethoven konkurrieren; drei Klaviertrios, zwei Klavierquartette, ein Klavierquintett und weitere sieben Kompositionen im Druck - keine Klaviersonate, keine Vokalmusik, keine große Orchesterkomposition! - das war für einen Komponisten im 19. Jahrhundert eine reichlich schmale Plattform; zweitens ist die Themen- und Formbildung Louis Ferdinands bei aller Annäherung an Beethoven und die Wiener Klassik so eigenständig, daß der oberflächlich herbeizitierte Analogismus der beiden den Blick für das Erkennen der tatsächlichen Stilzugehörigkeit und Bedeutung Louis Ferdinands eher verstellt als eröffnet hat.

Deshalb soll im folgenden versucht werden, der Schallplattenedition, die für sich in Anspruch nehmen darf, die erste Gesamtpräsentation der in ihrer Urheberschaft gesicherten Werke von Louis Ferdinand zu sein, einen Begleittext zur Seite zu stellen, der auf bloße Apologetik verzichtet und den Zugang zu der originellen Klangwelt und Tonsprache dieses für die Entwicklung der Romantik wichtigen Komponisten erschließt.

Prinz Friedrich Ludwig Christian von Preußen wurde am 18. November 1772 in Friedrichsfelde bei Berlin als das fünfte Kind des Prinzen August Ferdinand von Preußen (des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen) und der Prinzessin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt geboren. Zu seinem anders lautenden Rufnamen, unter dem er heute bekannt ist, kam der junge Prinz in folgender Weise: der Vater schrieb anläßlich der Taufe einen Zettel mit dem Namen Friedrich Louis Christian, und er wurde allgemein Louis genannt. Als dann wenig später ein Nachkomme des Kronprinzen den Namen Ludwig (oder Louis) erhielt, wurde der Sohn Ferdinands, um Verwechslungen zu vermeiden, *Louis Ferdinand* genannt. Sein jüngster Bruder August, 1779 geboren, war das Lieblingskind seiner Eltern und wurde dem frühzeitig

durch eine eigenwillig-geniale Art auffallenden Louis Ferdinand vorgezogen, wann immer es ging. Dies dürfte seine Eigenwilligkeit und Eigenständigkeit, ja seine weitgehende Lösung von den allgemeinen Denk- und Lebensschemata eines königlichen Prinzen stark gefördert haben.

In seinem an künstlerischen Dingen nur mäßig interessierten Elternhaus fand der aufgeweckte, interessierte junge Prinz verhältnismäßig wenig Anregung. Der Vater verzichtete in seiner an Geiz grenzenden Sparsamkeit auf alles, was das Leben hätte angenehm machen können, und man braucht keinen besonderen psychologischen Spürsinn zu besitzen, um hierin die Hauptursache für die später angenommene recht kostspielige Lebensweise des Prinzen zu sehen. Oft genug kam es ja später zu Reibereien zwischen dem Prinzen und seinem Vater wegen der durch angeblich überflüssigen Luxus verursachten Schulden. Allerdings genoß Louis Ferdinand durch Hauslehrer eine vielseitige Ausbildung, denn zweifellos hatten die Eltern den Ehrgeiz, den Prinzen möglichst bald in militärischen Rängen und in diplomatischem Auftrag zu sehen.

Über die musikalische Ausbildung des jungen Louis Ferdinand läßt sich nichts Näheres ermitteln, da in den überlieferten Hofakten erst ab 1784 die Rede von vier besoldeten Streichquartettspielern ist. Dennoch muß man annehmen, daß sich der junge Mann schon wesentlich früher zum perfekten Klavierspieler ausbildete und mit seinem Bruder Heinrich selbst schwierigere Duoliteratur für Violine und Klavier auszuführen im Stande war. Besonders wertvoll müssen für ihn die Zusammenkünfte mit Prinzessin Anna Amalia, einer Schwester Friedrichs des Großen, gewesen sein, die nur eine einzige Leidenschaft im Leben kannte: die Musik. Ihr Lehrer war der Bach-Schüler Kirnberger gewesen, der sie entsprechend den Gepflogenheiten der Zeit im Kontrapunkt und Generalbaß unterwiesen und ihr das Rüstzeug für Kompositionen im leicht zopfig und veraltet wirkenden spätbarocken Stil vermittelt hatte. Ohne rechtes Verständnis für den neuen Gusto aufbringen zu können, schrieb sie Fugen und ließ sie sich von ihrem Lieblingsneffen Louis Ferdinand auf der Hausorgel vorspielen. Ob die vom Prinzen komponierte Klavierfuge in g-moll - später als Opus 7 bezeichnet - als ein früher Leistungsbewels eines auffassungsfreudigen Genies oder nur als Reminiszenz aus späteren Jahren aufzufassen ist, wird sich wohl nie mit letzter Bestimmtheit klären lassen.

Einige Quellen, darunter der Bach-Schüler Forkel, geben *den Kammermusicus der*

Prinzessin Ferdinand (d. h. seiner Mutter) als den ersten musikalischen Lehrmeister Louis Ferdinands an, einen gewissen Carl Wilhelm Glösch. Auch die gelegentlichen Begegnungen des Jungen mit Musikern aus dem Kreis um Friedrich II. dürften das musikalische Weltbild des angehenden Virtuosen und Komponisten geprägt haben - umso erstaunlicher, wie weit er sich in seinem späteren Schaffen von all diesen Vorbildern frei zu machen wußte!

Als der Prinz 14 Jahre alt war, starb Friedrich II., und ihm folgte mit Friedrich Wilhelm II. ein äußerst lebensfroh und liberal eingestellter Regent auf den Thron, der auch in künstlerischen Dingen neue Tendenzen bei Hofe zuließ. Gluck, Dittersdorff, Haydn und Mozart hießen nunmehr die meistgespielten Komponisten, und die Vertrautheit Louis Ferdinands mit dem Wiener Klassischen Stil erhielt hier ihre Grundlage. Die Familie des Prinzen, der es in Friedrichsfelde zu eng geworden war, verlegte ihren Wohnsitz nach Berlin, und damit ergab sich für Louis Ferdinand noch mehr Gelegenheit als zuvor, aufmerksam das Musikleben zu verfolgen. Sicher hat er auch den Besuch Wolfgang Amadeus Mozarts bei Hofe im Jahre 1789 miterlebt, der damit endete, daß der als Cellist nicht unbegabte König eine Reihe von Streichquartetten und Klaviersonaten bestellte, die er wenig später tatsächlich erhalten hat.

Diese Berliner Idylle wurde durch die politischen Umstände jedoch jäh beendet, denn im Gefolge der Französischen Revolution begannen in ganz Europa die Throne zu wackeln. Hatte es bis dahin wohl Thronfolgestreitigkeiten und territoriale Rangeleien zwischen den Dynastien gegeben, so bedeutete dies nun nichts mehr gegenüber den Gefahren, die jetzt mit dem offenen Ausbruch der republikanisch-jakobinischen Bewegung für alle Feudalherrschaft in Europa heraufkamen. Hier ging es um die Daseinsberechtigung von Monarchien, um völlig neue Staats- und Wirtschaftsformen; hier entstand eine neue Welt. Alles dies hat man damals noch nicht so klar gesehen, aber die Beunruhigung war groß.

Louis Ferdinand trat in dem Jahr, als die Französische Revolution in Paris ausbrach, in den Militärdienst ein und erlebte die Auseinandersetzungen mit Österreich im Winter 1789/90 als Soldat. Vom Hauptmann zum Oberst avanciert, nahm er auch an den Kriegsvorbereitungen gegen Rußland im Jahre 1791 teil. Und als Frankreich den inzwischen verbündeten Staaten Preußen und Österreich im April 1792 den Krieg erklärte, zog er mit in den Feldzug gen Westen und zeichnete sich aus durch bemerkenswert menschliches Verhalten gegenüber der feindlichen Bevölkerung und durch eine gelegentlich an Leichtsinn grenzende

Kühnheit. Bereits aus diesen Jahren stammt der in allen deutschen Landen verbreitete legendäre Ruf des Prinzen als eines heldenhaften, mutigen Offiziers. Einige Spekulationen gingen daraufhin sogar so weit, diesen wackeren Vertreter des Hohenzollernhauses als Nachfolger auf dem polnischen Thron vorzuschlagen.

Mußе und Energie für musikalische und geistige Liebhabereien fand Louis Ferdinand erst wieder, als sich die kriegerischen Auseinandersetzungen ein wenig beruhigten. Mehrfach verhindert, aktiv in die militärischen Aktionen eingreifen zu können, und von den militärischen Beratern des Königs immer wieder auf strategisch höchst unbedeutende Positionen geschoben, wußte sich Louis Ferdinand in den provinziellen Garnisonstädten Magdeburg, Lemgo und Hoya, wohin die Königliche Familie den jungen Feuerkopf ab 1795 gesteckt hatte, das seelische Gleichgewicht durch intensivste Beschäftigung mit den schöngeistigen Dingen zu verschaffen. Sein *langer Vormittag* war, wie sein damaliger Adjunkt berichtet, *in mehrere Beschäftigungen eingeteilt. Das Studium der transzendentalen Mathematik förderte seine Arbeiten über Kriegskunst. Lektüre, die auf Wissenschaften, Geschichte und Philosophie bezog, zeugte von einem guten Geschmack, einem scharfsinnigen Kopf und einer lebhaften Einbildungskraft. Die Pausen, die der Übergang von einem Buch zum anderen entstehen ließ, wurden durch die Musik ausgefüllt: weit entfernt davon, durch die den Dilettanten eigene Unfertigkeit ermüdet zu werden, hatte man Mühe, sich zu überreden, daß das Klavier nicht von einem Künstler ersten Ranges gespielt werde.*

Seit dieser Zeit beschäftigte er den nur acht Jahre älteren Heinrich Gerhard von Lenz als musikalischen Mentor und scheint erstmals durch diesen in Paris aufgewachsenen Pianisten und Komponisten mit den moderneren Strömungen seiner Zeit bekannt geworden zu sein. Lenz, der in Paris und London in den bedeutendsten Konzertreihen aufgetreten war, hatte sich auch als Komponist brillanter Klavier- und Kammermusik einen Namen gemacht und scheint in der künstlerischen Entwicklung des Prinzen eine besondere Funktion ausgeübt zu haben.

In diese Zeit fallen auch die Begegnungen mit Ludwig van Beethoven. Das erste Zusammentreffen mit ihm fand 1796 in Berlin statt, als Beethoven zusammen mit dem als Superintendent de la musique du Roi engagierten Cellisten Louis Duport die beiden von Beethoven komponierten Sonaten op. 5 aus der Taufe hob. Daraufhin verschaffte sich Louis Ferdinand alle bis

dahin verfügbaren Werke des Wiener Meisters, dem er sich sofort wesensmäßig verwandt fühlte. Beethoven, der das Klavierspiel des nahezu Gleichaltrigen überaus positiv beurteilte, zeichnete den Adligen in späteren Jahren in hohem Maße aus, indem er ihm ein solches Meisterwerk wie das 3. Klavierkonzert in c-moll widmete.

Sehr zum Unwillen der Königlichen Familie nahm Louis Ferndinand manche sich bietende Gelegenheit wahr, seine Präsenzpflichten als Regimentskommandeur zu vernachlässigen und - frustiert von der Öde der Kleinstädte und geistig geradezu ausgehungert - in der Freien Republik Hamburg neue Anregungen zu suchen. Hier, wo ohnehin nach Meinung der Regenten allzu viele französische Emigranten Unterschlupf gefunden hatten und wo einer der Herde der demokratisch-republikanischen Bewegung Deutschlands war, spürte er endlich ein wenig von jenem geistigen Hauch, der die Weltstadt Paris - unabhängig von ihrer vorübergehenden politischen Bedeutung als Revolutionszentrum - seit Jahrhunderten zur begehrten Wirkungsstätte von Künstlern gemacht hatte. Er versorgte sich als erstes mit den neuesten Musikalien: Klavier und Violinsonaten von Johann Ladislaus Dussek, Johann Baptist Cramer und Daniel Stelbelt, weiterhin Werke von Haydn, Mozart und Beethoven sowie Notenpapier in größerer Menge. Zu den interessantesten Begebenheiten dürften das Musizieren mit dem französischen Stargeiger Pierre Rode und die häufigen Zusammenkünfte mit Anton Reicha und Johann Ladislaus Dussek gehören. Hier endlich bekam der in der künstlerisch begrenzten Atmosphäre Berlins Aufgewachsene Kontakt zu den fahrenden Vertretern einer ganz neuen Richtung, und man kann sich kaum ausmalen, was geschehen wäre, wenn Louis Ferdinand für längere Zeit in dieser Umgebung hätte leben kön-



Anton Reicha



Johann Ladislaus Dussek

nen und nicht durch listige Überredungskünste und Königliche *Ordre* nach Preußen zurückbefohlen worden wäre.

Es blieb dem Prinzen keine andere Wahl, als resignierend nach Magdeburg zurückzukehren. Wenigstens konnte er sich nun das kleine Gut Schricke in der Nähe der Stadt kaufen und eine halbwegs standesgemäße Hofhaltung nach eigenem Geschmack aufziehen. Zum frühestmöglichen Zeitpunkt versuchte er, Anton Reicha als musikalischen Mentor dorthin zu verpflichten, doch dieser sagte ab, und es kam Johann Ladislaus Dussek. Er sollte bis zum Tod des Prinzen im Jahre 1806 dessen sachkundiger Berater und Klavierpartner sein. Als Pianist, Komponist und Verleger konnte er auf achtbare internationale Erfolge zurückschauen. Leutnant Karl von Nostiz erinnert sich an die Mahlzeiten, die nicht selten in *antikem Stil gefeiert und durch Musik und den Werth heiterer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert wurden. Neben dem Prinzen stand ein Piano. Eine Wendung und er fiel in die Unterhaltung mit Tonakkorden ein, die dann Dussek auf einem anderen Instrument weiter fortführte. So entstand oft zwischen Beiden ein musikalischer Wettkampf, ein musikalisches Gespräch, das alle durch Worte angeregte Empfindungen der Seele in bezaubernden Tönen fortklingen ließ.* Nostiz überliefert auch, daß *die Hauptwerke* des Prinzen während dieser letzten auf Gut Schricke verbrachten Jahre entstanden seien - ein Hinweis, der in Anbetracht der unsicheren Datierbarkeit der Werke von besonderem Gewicht ist. Häufigere Besuche Louis Ferdinands in Berlin dienten in diesen Jahren weniger dem Besuch seiner Familienangehörigen als dem anregenden Beisammensein mit geistig aufgeschlossenen Persönlichkeiten in den bürgerlichen Salons, wo der musikbesessene Hohenzollernsohn rasch zum Mittelpunkt wurde.

Aus der geistigen Atmosphäre dieser musikalisch fruchtbaren Jahre wurde er gerissen, als sich die politische Lage Preußens mehr und

mehr zuspitzte. Louis Ferdinand glaubte, daß nunmehr seine Stunde geschlagen hätte, und begann, sich in die politische Diplomatie einzumischen. So begab er sich 1804 zu Sondierungsgesprächen über Bündnisse nach Wien. Ein Jahr darauf bereiste er auf eigene Faust - in Vorahnung der drohenden kriegerischen Auseinander-setzungen mit Napoleons Truppen - alle Stätten in Mitteleuropa und Oberitalien, wo Napoleon in den Jahren 1796/97 so erfolgreich gekämpft hatte. Militärwissenschaftliche Studien sollten ihn bei der eigenen Kriegsführung in die Lage versetzen, den Gegner besser einschätzen zu können. Wie wenig ihm dies alles nützen würde, sollte sich schon im ersten Gefecht zeigen, wo er an der Spitze eines Preußischen Regiments ohnmächtig der Tirailleur-Taktik des französischen Gegners ausgeliefert war. Am 9. August 1806 machte Preußen gegen Frankreich mobil. Alle diplomatischen Versuche, den Krieg zu verhindern, waren gescheitert. Sechzehn deutsche Staaten hatten den Rheinbund gegründet. Damit stand Napoleons Militär praktisch an den Grenzen Preußens, zahlenmäßig etwa doppelt so stark wie die Preußische Armee, die glaubte, auch ohne kräftige Verbündete Napoleons Ansturm abfangen zu können. Nach sieghaft abgeschlossenen Auseinandersetzungen mit Österreich und Bayern traf Napoleon dann an der Saale auf den preußischen Gegner und fügte ihm schon in der allerersten Begegnung schwerste Verluste zu. Bei dieser Niederlage, die die Preußen hinzunehmen hatten, dürfte wohl der größte Verlust der Tod des Prinzen Louis Ferdinand auf dem Schlachtfeld gewesen sein. Er war in der Avantgarde von einem Franzosen getötet und von den Nachstürmenden überrannt worden. Mit ihm verlor Deutschland ein Genie.

Das musikalische Erbe Louis Ferdinands, welches uns erhalten geblieben ist, umfaßt folgende Werke:

op. 1 Quintett für Pianoforte, zwei Violinen, Viola und Violoncell
op. 2 Trio für Pianoforte, Violine, Violoncell in As-Dur
op. 3 Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell
op. 4 Andante mit Variationen für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncell
op. 5 Quartett für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncell in Es-Dur
op. 6 Quartett für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncell in f-moll
op. 7 Fugue à quatre Voix pour le Piano
op. 8 Notturno pour le Pianoforte, Flûte, Violon, Viola, Violoncell obligé et deux Cors ad libitum
op. 9 Rondo für Piano und Orchester in B-Dur

op. 10 Großes Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell in Es-Dur
op. 11 Larghetto varié pour le Pianoforte avec accompagnement de Violon, Alto, Violoncell et Basse obligés
op. 12 Ottetto pour le Pianoforte, Clarinette, deux Cors, deux Violes et deux Violoncelles obligés
op. 13 Ronde pour le Pianoforte avec accompagnement de l'Orchestre

Der vereinzelt als Opus 14 genannte Marsch in C für zwei Trompeten, zwei Oboen und Baß verdient in diesem Zusammenhang keine Erwähnung, abgesehen davon, daß die Autorschaft allgemein und gewiß zu Recht angezweifelt wird.

Man darf davon ausgehen, daß das tatsächliche Oeuvre Louis Ferdinands umfangreicher gewesen ist. Überliefert ist uns nur das, was im Druck erschienen ist. Der Komponist hat seinen musikalischen Nachlaß seinem Schwager, dem Fürsten Anton Radziwill vermacht. Das Leipziger Verlagshaus Breitkopf und Härtel druckte die Werke Opus 1 bis 9 in den Jahren 1806 bis 1808, wobei Ladislaus Dussek die Drucklegung betreute. 1810 wandte sich der Verlag nochmals an den Fürsten Radzlwill mit der Bitte um weitere Kompositionen und erhielt die Antwort, daß sie mit dem gesamten Nachlaß versiegelt auf Gut Schricke lagerten. In neuerer Zeit hat sich 0. Tschirch aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Schlacht von Saalfeld um Klärung dieser Frage bemüht und mußte im Hohenzollernjahrbuch 1906 mit Bedauern feststellen, daß die fürstliche Familie Radziwill keine Handschriften des Prinzen mehr besäße. Über den Verbleib dieser Manuskripte läßt sich zum augenblicklichen Zeitpunkt wohl auch nichts anderes sagen, als daß sie wahrscheinlich in den politischen Wirren des 19. Jahrhunderts verschollen sind.

Es besteht indessen wenig Veranlassung, den relativ bescheidenen Umfang des überlieferten Oeuvres zu beklagen, denn zum einen ist die künstlerische Qualität der erhaltenen Kompositionen über jeden Zweifel erhaben und weist dem Urheber einen Platz unter den besten deutschen Komponisten der Jahrhundertwende zu; zum anderen erfolgten die Verhandlungen zur Drucklegung noch zu Lebzeiten des Komponisten. Opus 1 erschien 1803 bei Érard in Paris - wohl auf Vermittlung von Heinrich Gerhard von Lenz - und wurde zusammen mit den Werken Op. 2 bis 6 im August bzw. September 1806 an Breitkopf und Härtel abgeschickt. Somit stellt die Auswahl der Werke Op. 1 bis 6, deren Drucklegung Louis Ferdinand selbst mitveranlaßt hat, also nach Meinung des Komponisten dasjenige dar, was er in erster Linie anzubieten hatte. Ob

der einstweilen unauffindbare Nachlaß noch wesentlich andere Seiten des Komponisten Louis Ferdinand zeigen würde, ist daher wohl unwahrscheinlich.

Dabei muß mitbedacht werden, daß die Veröffentlichungen stets auch durch das geschäftliche Interesse des Verlegers bestimmt wurden. Und schon allein die Eigenwilligkeit der Besetzungen anderer Kompositionen des Prinzen versprach damals keineswegs einen sicheren Geschäftserfolg. Auffallend ist immerhin, daß die Werke op. 7, 8, 9 und 12, die Dussek im Jahre 1808 an Breitkopf und Härtel verkaufte, deutliche Unterschiede zu den übrigen vorher gedruckten Werken aufweisen.

Diese Werke tragen keinerlei Widmung, wofür vielerlei Deutungen möglich sind. Eine Ausnahme, die wir nicht erklären können, macht Opus 10, zweifellos eines der hervorragendsten Werke; Louis Ferdinand hat es seiner Schwester gewidmet. Dieses Werk erschien zusammen mit Opus 11 im Jahre 1806 im Berliner Verlag Werckmeister. Beide Werke wurden 1810 vom Verlag Breitkopf und Härtel erworben und nachgedruckt. Das Rondo op. 13 erschien auf Intervention des Landesgerichtssekretärs Kämmerer im Jahre 1823 bei Breitkopf und Härtel im Druck. Die vermutlich von Breitkopf und Härtel erstmalig hinzugefügten Opuszahlen folgen der Reihenfolge des Erscheinens im Druck dieses Verlages und geben keinen Aufschluß über den Zeitpunkt des Entstehens der Werke. Dennoch ergeben sich aus der Biografie des Komponisten und aus der Stilistik der Werke einige Anhaltspunkte für eine mögliche Chronologie, auf die bei der Werkbeschreibung eingegangen werden soll.

Die musik- und stilgeschichtliche Betrachtung der Kompositionen Louis Ferdinands erfolgt vor dem Hintergrund der Wiener Klassik. Als Knabe hatte Louis Ferdinand am Königlichen Hofe und im Elternhaus Gelegenheit, Mozarts Streichquartette kennenzulernen, von denen die sechs in den Jahren 1782 bis 1785 komponierten Streichquartette KV 387, 421, 428, 458, 464 und 465 insofern besonders wichtig sind, als sie nach allgemeiner Auffassung neben Haydns Quartetten op. 20 und op. 33 (gedruckt 1781) die eigentliche Grundlegung des Wiener Klassischen Stils sind. Als Klavierspieler war der Prinz auch mit Mozarts Klaviersonaten vertraut. Die Uraufführung der »Jupitersinfonie« Mozarts - ein weiteres Paradigma des Klassischen Stils - erfolgte im Jahr 1788. Zweifellos wird Louis Ferdinand auch davon Kenntnis gehabt haben, fällt doch Mozarts Besuch in Berlin in das Jahr 1789. Mozart komponierte die drei Streichquartette KV 575, 589 und 590, die

dem König von Preußen gewidmet sind, in den Jahren 1789/90. Wenig später - in Paris hat die Revolution begonnen, Louis Ferdinand steht im Militärdienst - ließ sich Ludwig van Beethoven in Wien nieder. In Bonn unter der liberalen Regierung eines Bruders des weltoffenen österreichischen Kaisers Joseph II. (gestorben 1790) aufgewachsen, übernahm er in Wien nicht allein die Einflüsse Haydns und Mozarts, sondern auch der Franzosen Grétry und Cherubini. Seit 1792 entstanden mehrere Klaviersonaten, Klaviertrios und Violinsonaten; in den Jahren 1799 bis 1808 entstanden die ersten drei Sinfonien, darunter die ursprünglich Napoleon zugedachte Eroica. Louis Ferdinand, der Beethoven im Jahre 1796 persönlich kennenlernte, war seitdem darauf aus, alle erhältlichen Klavier-Werke Beethovens sofort zu erwerben und zu spielen.

In seiner 1935 verfaßten Breslauer Dissertation weist Robert Hahn auf zahllose Übereinstimmungen zwischen Beethoven und Louis Ferdinand hin. Insbesondere liegen solche Anklänge und Ähnlichkeiten nach Meinung Hahns vor in Opus 1 (erster und dritter Satz), Opus 2 (erster Satz), Opus 3 (zweiter Satz), Opus 4, Opus 5 (zweiter und dritter Satz, Anklänge an das Scherzo-Thema der Eroica), Opus 6 (zweiter und vierter Satz), Opus 8 und Opus 10. Auch Einflüsse Mozarts machen sich Hahn zufolge im Werk Louis Ferdinands bemerkbar, so in Opus 1 (erster und vierter Satz), Opus 2, Opus 3, Opus 10 (erster Satz) und Opus 13 (nahezu wörtlich übernommenes Zitat aus der Pariser Klaviersonate KV 331); und Clementis Opus 28/1 soll Anregungen zum vierten Satz von Opus 5 gegeben haben. So unbestreitbar diese Beeinflussungen sind, so dürfen sie doch den heutigen Hörer nicht zu falschen, voreiligen Schlüssen verleiten. Zum einen ist Louis Ferdinand kein Eklektizist oder Epigone. Seine Musik ist durchweg originell, eigenständig und unverwechselbar. Zum anderen: Die der klassischen Formgebung zu Grunde liegende Ästhetik läßt sich in den wichtigen Werken Louis Ferdinands nicht anwenden. Louis Ferdinand sprengt im Gegenteil die Normen, und zwar nicht aus dem Unvermögen eines Dilettanten heraus, sondern auf der Basis einer allgemeinen ästhetischen Grunddisposition, die einem nachklassischen Weltbild zuneigt.

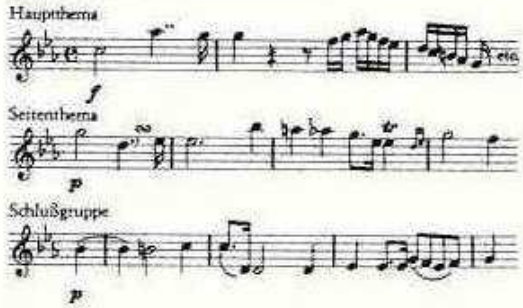
Die Einzelbetrachtungen sollen im Detail aufdecken, wie sehr sich Louis Ferdinand von neuartigen Formkonzepten leiten ließ. Schon Thomas-M. Langner hat darauf hingwiesen (Die Musik in Geschichte und Gegenwart), daß Louis Ferdinand *das stimmungsbetonte Ausbreiten der Gedanken wesentlicher als ihre formal gebändigte Gestaltung* gewesen sei. *Obgleich*, fährt

Langner fort, *die thematischen Übernahmen auffällig sind, zeigt sich in der Art der Verarbeitung der Themen die eigene schöpferische Vorstellung des Prinzen, die aus einer spielerisch-klangsinnlichen Tendenz erwächst.* Hierin hat man eine Komponente der nichtklassischen Einstellung Louis Ferdinands zu sehen. Das harmonische Denken, d. h. die Art und Weise, wie Akkorde strukturiert und miteinander verbunden werden, ist bei Louis Ferdinand geprägt von einer Vorliebe für *chromatische Häufungen* und *vom Klangzauber kühner Modulationen* (Langner). Seine *edle, mit starkem Espressivo gesättigte Kantabilität verbindet sich mit einer intensiven, meist sehr farbigen Harmonik* (Hans Mersmann). *Dissonante Vexierspiele* auf der einen Seite und das unmittelbare Nebeneinander *eines und desselben Themas in Dur und Moll* (Hermann Kretzschmar) auf der anderen Seite: das bringt Probleme für die gesamte Formgebung mit sich, denen sich die Klassik an keiner Stelle ausgesetzt sah. Die Harmonik als die tragende Säule klassischer Architektonik wird hier um des momentanen Effektes und des unerwarteten Stimmungswechsels willen ihrer formkonstitutiven Kräfte beraubt. Dem dadurch drohenden Zerfall der Werke in eine Reihe von reizvollen Episoden weiß der Komponist durch großformale Harmoniepläne zu begegnen, die ein ausgeprägtes architektonisches Bewußtsein verraten.

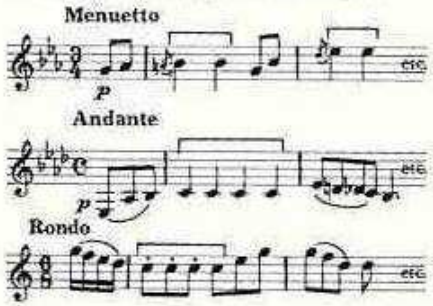
Dem gleichen Zweck dient das mit Nachdruck betriebene Herstellen motivischer Bezüge von Satz zu Satz. Keineswegs eine Erfindung Louis Ferdinands, vielmehr schon bei Mozart nachweisbar, ist die zyklusstiftende Kraft der thematisch-motivischen Konkordanz das Mittel schlechthin, mit dem alle romantischen Komponisten von Berlioz über Liszt und Dvorak bis hin zu Brahms erfolgreich der drohenden Formauflösung entgegenwirken. Es ist, neben der Technik des sätzeverbindenden Zitats, die Klammer um das Gesamtwerk, die dort den Zusammenhalt herstellen soll, wo die von Haydn so erfolgreich gehandhabte Logizität der motivischen Prozesse bis zur Unschärfe verschwimmt. Erstaunlich dabei ist allerdings, wie früh sich Louis Ferdinand dieses Mittels bedient. Ihm kann man gewiß nicht den Vorwurf machen, er habe diesen Kunstgriff, der später bis zur Manieriertheit strapaziert wurde, ohne Notwendigkeit gebraucht. Persönlich beraten von modern denkenden Komponisten wie Reicha, Dussek, Winter und Lenz, beeinflußt von Haydn, Mozart und Beethoven, hat er einen Stil gefunden - seinen Stil, den Schumann wesentlich später treffend als den Stil eines *Romantikers der klassischen Epoche* charakterisiert hat.

Das **Klavierquintett in c-moll op.1** läßt die Problematik der Sonatenkomposition in der

nachklassischen Zeit erkennen. Die Technik der Motivverarbeitung - von Haydn, Mozart und Beethoven zum zentralen Geschehen der Sonatenform erhoben - wird zurückgedrängt zugunsten rhapsodischer Passagen. Die Umrisse der klassischen Sonate werden von Louis Ferdinand mit einer an Orthodoxie grenzenden Klarheit zwar eingehalten, die daran geknüpften funktionalen Implikationen jedoch nicht berücksichtigt. So exportiert der erste Satz drei Themen von unterschiedlichem Profil:



Daraus entwickeln sich die zentralen Themen der folgenden Sätze:

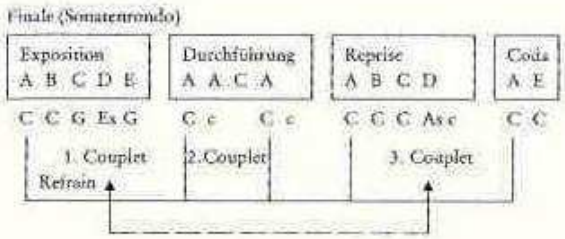


Das Menuett ähnelt eher dem Walzer des frühen 19. Jahrhunderts und hat mehr gemeinsam mit Weber und Lortzing, als daß sich noch Anklänge an die höfischen Tänze gleichen Titels aus dem Barock einstellten. Schon Beethoven hatte das Menuett zum Scherzo umgemodelt, und auch Louis Ferdinand folgt diesem Trend, allerdings mehr in einer aus dem bürgerlichen Salon stammenden gefälligen Variante.

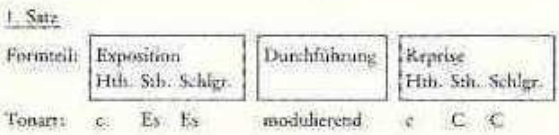
Das Umspielen und Verzieren kantabler Melodien war im18. Jahrhundert zu einem der beliebtesten Satztypen geworden. Louis Ferdinand schließt sich dieser Tradition in einem tiefsinnig gearbeiteten und klangschönen Satz an, der in formaler Hinsicht keine Überraschungen birgt.

Dafür ist das Finale, ein als »Rondo« überschriebener Satz, desto kunstvoller in seiner Verschränkung der Sonaten- mit der Rondostruktur. Hier werden die harmonischen Verwicklungen der ersten Sätze aufgegriffen und gebündelt. Ein von motivischer Durchführungsarbeit geprägter Mittelteil steht an jener Stelle, wo das simpler gebaute Rondo der Barockzeit und Frühklassik den kontrastierenden Mittelteil aufzuweisen hatte. Fünf Themen (A-E) sind nach einem plausiblen Schema angeordnet und stiften den logischen Zusammenhang des großflächig angelegten, von rhapsodischen Klavier-

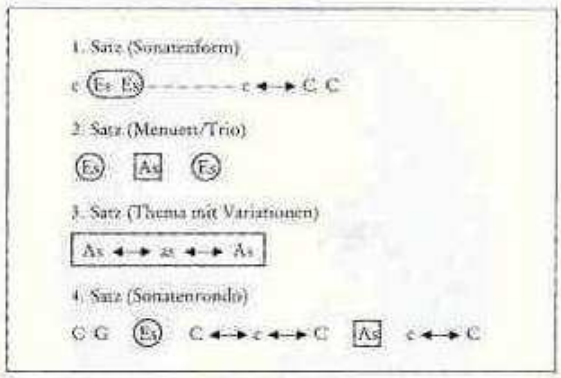
figuren aufgelockerten Satzes:



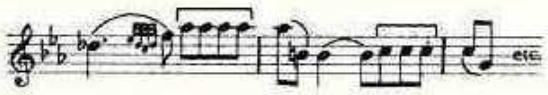
Die Themen bleiben indessen vereinzelte Stationen im Satzganzen, untereinander nur verbunden durch extrem lange Überleitungsstrecken von brillantem Charakter und ohne weitere Konfrontation im Sinne Beethovenscher Durchführungsarbeit. Der Tonartenplan der in c-moll stehenden Komposition ist einfach; die Reprise rückt die beiden letzten Themen von Es-Dur nach C-Dur:



Hier ergeben sich zwei Ansätze für den großformalen Zusammenhang, auf den Louis Ferdinand viel Sorgfalt verwendet. Der Gegensatz c/Es wird mitsamt As-Dur als Subdominante von Es-Dur folgendermaßen formkonstitutiv:



Die Harmonik des Finalsatzes zeigt, wie der Kontrast c/C aus dem ersten Satz aufgegriffen wird. Auf diese Weise entsteht ein harmonischer Bauplan für das Werkganze, der alle Sätze zusammenhält. Für den zyklischen Zusammenhang sorgt daneben außerdem die Motivübernahme eines musikalischen Gedankens. Eine bereits in der Exposition des ersten Satzes auftretende Variante des Hauptthemas hat folgende Form:

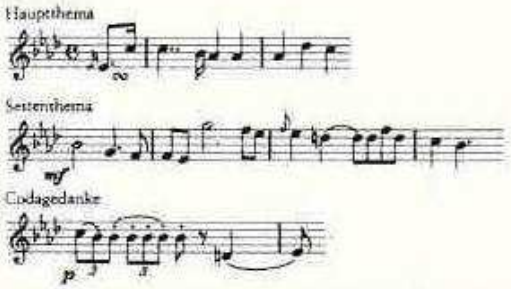


Das Quintett op. 1 ist »Herrn Himmel, Kapellmeister Sr. Majestät des Königs von Preußen gewidmet«. Eine exaktere Datierung läßt sich allerdings hieraus kaum ableiten. Lediglich die Drucklegung im Jahre 1803 durch Érard (Paris) läßt eine chronologische Eingrenzung zu.



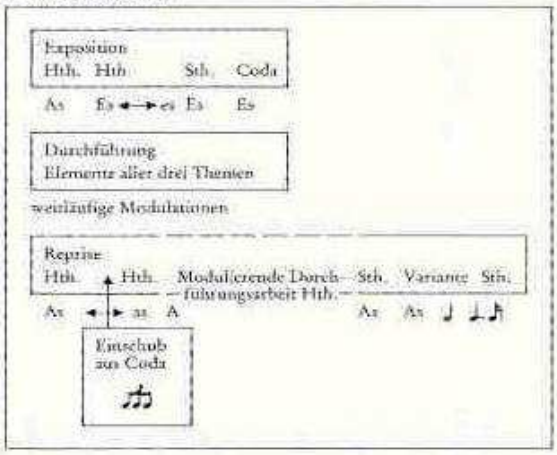
Friedrich Heinrich Himmel, seit 1792 Kammerkomponist und seit 1795 Kapellmeister am Königlichen Hof, war nur sieben Jahre älter als Louis Ferdinand. Unermüdlich als Komponist, reiste er in ganz Europa umher, um die Aufführungen seiner Werke zu begutachten, und wird von seinen Zeitgenossen als genialischer Musikant und brillanter Pianist charakterisiert. Den Berlinern war er wohl etwas suspekt, zumal er im Frühjahr 1801 im »Freymaurer-Logen-Saale« zu Hamburg mit Dussek an zwei Klavieren konzertierte und seither des öfteren gemeinsam mit Dussek an der Seite Louis Ferdinands zu sehen war. So muß man die Widmung wohl weniger als einen Akt der Courtoisie einschätzen, wie ihn vielleicht das Königshaus von einem komponierenden Familienmitglied hätte erwarten können, das sein erstes Opus in einer Weltstadt - dem feindlichen Paris! - gedruckt herausgibt, sondern als ein Zeichen der persönlichen Verbundenheit. Beethoven hat Friedrich Heinrich Himmel allerdings nicht besonders positiv beurteilt - »ein artiges Talent, weiter aber nichts; sein Klavierspielen ist elegant und angenehm, allein mit dem Prinzen Louis Ferdinand ist er gar nicht zu vergleichen« - doch mag daran die unglückliche Begebenheit Schuld sein, bei welcher Himmel den 1796 in Berlin zu Gast weilenden Beethoven zum Improvisationswettstreit herausgefordert hatte und »beide gegenseitig unartig« wurden.

War die Durchführung im Kopfsatz des Quintetts op. 1 motivisch locker, d. h. ohne engere Bindung an die thematische Substanz gearbeitet und mit 43 Takten gegenüber der Weitläufigkeit der Exposition (160 Takte) nicht so bedeutend innerhalb des von Pathos und Klaviervirtuosität geprägten ersten Satzes, so verschieben sich die Gewichte im **Klaviertrio in As-Dur op. 2** sehr zugunsten der durchführenden Partien. Hier muß sich auch der Skeptiker davon überzeugen lassen, daß der adlige Komponist sehr wohl um den tieferen Sinn strenger Motivverarbeitung in der Sonatenkonzeption der Klassiker wußte.

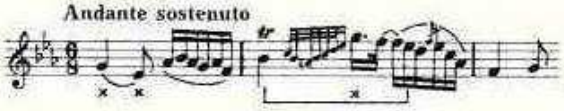


Einer Exposition mit drei Themen folgt ab Takt 112 eine 60-taktige Durchführung, in welcher die Elemente der Themen aufs engste miteinander verflochten und zu unauflöslicher Einheit geführt werden. Während sich Louis Ferdinand in mehreren seiner Werke darauf beschränkt, in der Durchführung nur das eine oder andere der verfügbaren Themen zu zitieren und ohne Motivarbeit lediglich dessen harmonische Umgebung und Begleitstruktur zu verändern, zeigt er im As-Dur-Trio, daß auch er mit der von Beethoven so virtuos gehandhabten Durchführungstechnik der Themenkombination und -synthese bestens umzugehen verstand. Auf die Jugendwerke Beethovens verweist im übrigen ein weiteres Merkmal des Sonatensatzes von Louis Ferdinand: eine in der Exposition zwischen Haupt- und Seitenthema eingeschobene zweifache Wiederholung des Hauptthemas in der Dominante Es-Dur und deren Mollvariante es-moll. Der tiefere Sinn dieser vom normalen Sonatenschema abweichenden Stelle erschließt sich erst in der Reprise, die unter Verzicht auf das in der Durchführung zur Genüge verwendete Codathema fortfährt, das Hauptthema durchführungsartig zu zerlegen, und einen interessanten harmonischen Bauplan aufweist:

1. Satz (Sonatenform)



Das Thema, welches im 2. Satz als Basis einer Reihe von Variationen dient, vereinigt die wesentlichen Merkmale der beiden wichtigen Themen des 1. Satzes und fügt sich auf diese Weise zyklisch in das Werkganze ein:



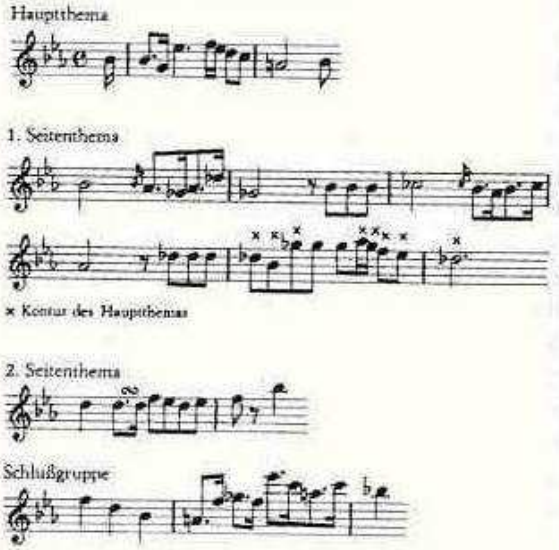
* Kerntöne des Seitenthemas
⌊⌋ Kopf des Hauptsatzes

Hinsichtlich der Vielfalt neuer, aus dem thematischen Modell abgeleiteter Strukturen zählt dieser 2. Satz zu den Meisterleistungen des Prinzen und stellt viele der zahllosen modischen Variationszyklen in den Schatten, mit denen seine Zeitgenossen die Klavierspieler in den Salons versorgten. Zur harmonischen Anbindung an das Werkganze dürfte die in es-moll stehende Variation Nr. 2 dienen. Die Variationsbreite, die neben einer freizügigen Kadenz einen schnellen, im 12/8-Takt stehenden Teil umfaßt, macht einen weiteren, scherzoähnlichen Satz entbehrlich, und so folgt unmittelbar das Finale, dessen Kopfthema ebenfalls mit den Hauptthemen des 1. Satzes verwandt ist:



Die formale Anlage des rondohaften Satzes ist - ähnlich wie in Opus 1 - mit Sonatenelementen durchsetzt. Die Themenvielfalt ist indessen auf einen Dualismus reduziert, wobei der Durchführungsabschnitt das Pendeln zwischen Dur und Moll, welches die ersten Sätze prägte, aufgreift.

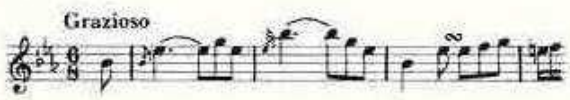
Auch das **Klaviertrio in Es-Dur op. 3** folgt prinzipiell den seit etwa 1780 unverändert geltenden Regeln der klassischen Sonatenform, wie sie sich - wenngleich vor 1800 an keiner Stelle verbal fixiert - in allen Sätzen von Sinfonien, Sonaten und Kammermusikwerken der Klassik ablesen lassen. Die prägnanten Themen geben dem dreiteiligen Formgeschehen des 1. Satzes klare Konturen, doch wendet Louis Ferdinand einen besonderen Kunstgriff an: der Kontrast von Tonika und Dominante wird in typisch romantischer Manier durch ein zusätzliches Thema in der Medianttonart Ges-Dur (Reprise Ces-Dur) überhöht. Dadurch erhöht sich die Zahl der Themen auf vier. Dieser zusätzliche, als 1. Seitenthema bezeichnete Gedanke erweist sich in der Fortsetzung als Derivat des Hauptthemas:



Mit klaren Grenzen sind die formalen Teile Exposition und Reprise um den harmonisch reich ausgeführten Durchführungsabschnitt angeordnet, der mehr dem rhapsodisch angelegten Typus von Opus 1 als dem von Haydn und Beethoven bevorzugten, dialektisch angelegten Typus zuneigt. Zwar wird ein aus dem Hauptthema stammendes Motiv verarbeitet, doch ergibt sich nicht die gleiche Dichte wie in Opus 2. Wenn so die rationale Strenge geringer erscheinen mag, so gleicht Louis Ferdinand dies mit dem gleichen Kunstgriff aus, der in vielen seiner Werke den zyklischen Zusammenhang und die formale Geschlossenheit herbeiführt: er schafft motivische Entsprechungen von Satz zu Satz und entwirft einen Harmonieplan von großformalen Dimensionen. So sind zweifellos die ersten Noten des Variationsthemas aus dem 2. Satz eine Ableitung aus dem Themenkopf des 1. Satzes:



Hierüber schafft der Komponist einen abwechslungsreichen Variationszyklus, der analog zu Opus 2 den Scherzotyp in sich birgt und mit der Tonart b-moll (3. Variation) auf das Ges-Dur des 1. Satzes Bezug nimmt. Auch das Hauptthema des Rondofinales hängt mit der Substanz des 1. Satzes zusammen:

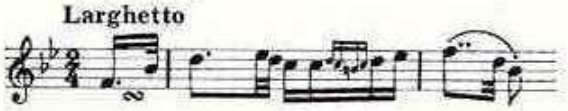


Und ein Ges-Dur-Gedanke - substanzverwandt mit dem Thema des 2. Satzes - nimmt Bezug auf das Harmonie-Schema des 1. Satzes, was insbesondere durch die Quinttransposition nach Ces-Dur gegen Schluß des Satzes deutlich wird. Hinsichtlich der Themenanordnung und -anzahl kann das Formschema des 4. Satzes von Opus 1 nahezu unverändert übertragen werden. Auch hier fungiert ein durchführungsartiger Mittelteil als 2. Couplet, aufgebaut allerdings auf einem der Seitengedanken.

Dieses Werk trägt den Zusatz »Ihrer Durchlaucht der Herzogin von Kurland gewidmet«. Daraus lassen sich Rückschlüsse auf die mutmaßliche Entstehung der Komposition ziehen. Anfang Mai 1800 reiste Louis Ferdinand nach Leipzig - mit Heiratsabsichten. Einer Eheschließung mit Wilhelmine von Kurland versagte der König von Preußen zwar seine Zustimmung, was jedoch von dieser Reise blieb, ist die Widmung des Opus 3 an die »Schwiegermutter in spe«. Somit könnte das Trio in der fruchtbaren Hamburger Zeit des Prinzen entstanden sein, im Herbst 1799.

In dem Zyklus **Andante mit Variationen B-Dur op.4** für Klavierquartett verabsolutiert Louis Ferdinand einen Formtypus, der in den Opera 1 bis 3 als Mittelsatz fungiert, zur Selbständigkeit. Frei von allen Verpflich-tungen gegenüber einem zyklisch anzulegenden Werkganzen leitet er aus dem Urmodell eine Fülle phantasievoller Charaktervariationen ab:

Larghetto

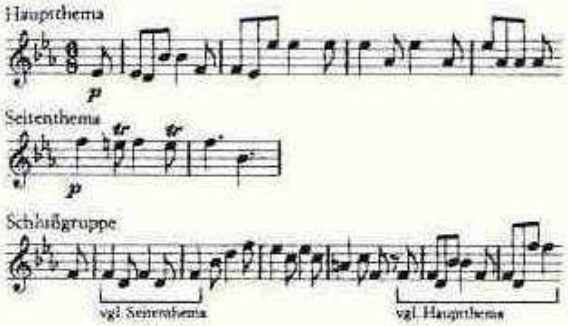


Das immer weiter ausholende Variieren eines kantablen Modells innerhalb eines relativ konventionellen Formplans - nicht ohne originelle Wendungen in der »Polacca« und im Moll-Abschnitt - gehört zu seinen stärksten Fähigkeiten. In dieser und ähnlicher Weise dürfte er täglich am Klavier aus dem Stegreif gespielt haben. Beeinflußt von den besten der Modeautoren der Jahrhundertwende läßt er hier seiner Phantasie freien Lauf. Dabei ist der Formablauf leicht durchschaubar: in den ersten Variationen verkleinert der Komponist die Notenwerte und sorgt für Beschleunigung. Alle vier Quartettspieler erhalten Gelegenheit zu solistischen Passagen. In dem Moment, wo die Beschleunigung schwerlich noch gesteigert werden kann, erfolgt die Wendung nach Moll, und eine Reihe von Charakter-Variationen mit Stretta bildet den Schluß. Insbesondere an diesem Werk, dessen Klavierpart wie den aller anderen Werke der Prinz ohne Zweifel für sich selbst als Interpreten komponiert hat, lassen sich neben seinen kompositorischen auch seine eminenten pianistischen Fähigkeiten ermessen, über die Beethoven das Urteil fällte, sein Spiel sei »gar nicht königlich oder prinzlich, sondern das eines tüchtigen Klavierspielers«.

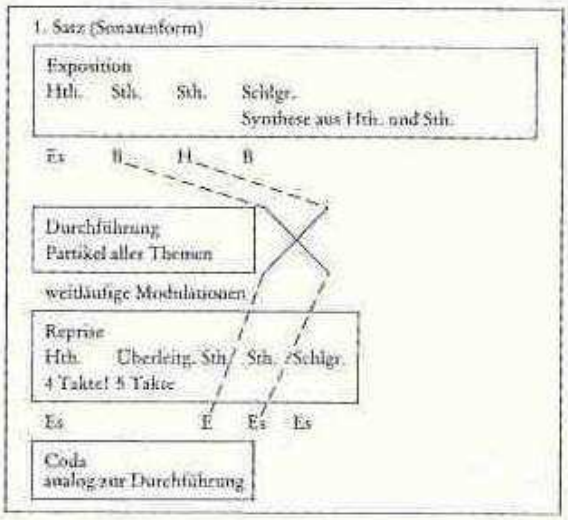
Dieses Opus trägt als einzige der Kompositionen Louis Ferdinands eine Datumsangabe. Die Datierung »10. 1. 1806« läßt erkennen, daß der Prinz die Zeit der persönlichen Unsicherheit und Unzufriedenheit in Zwickau, wo er als Kommandeur mit seinem Regiment einquartiert war, produktiv zu nutzen gewußt hat. Es ist nicht auszuschließen, daß Opus 4 die letztentstandene aller Kompositionen Louis Ferdinands ist.

In seinem **Klavierquartett in Es-Dur op. 5** nähert sich Louis Ferdinand in auffallender Weise der von Beethoven bevorzugten Strenge in der Motivverarbeitung an, ohne jedoch seine persönliche Handschrift in der Themenwahl und harmonisch-formalen Gesamtkonzeption zu verleugnen. Einem Hauptthema in der Tonika und einem gegensätzlich hierzu angelegten Seitenthema in der Dominanttonart läßt er ein großflächig

entwickeltes Schlußgruppenthema folgen, welches die Hauptmerkmale von Haupt und Seitenthema in sich vereinigt:



Um die hierdurch entstehende Gleichförmigkeit zu kompensieren, überhöht er den Tonartenkontrast und schiebt zwischen das Seitenthema und die Schlußgruppe eine Wiederholung des Seitenthemas in der Medianttonart H-Dur (Reprise E-Dur). Wie konsequent der Komponist alle weiteren Schritte durchdenkt, die sich aus der bereits in der Exposition auftretenden Synthese von Haupt- und Seitenthema zu ergeben haben, zeigt sich in folgendem: die Durchführung bringt im wesentlichen die Partikel der drei Themen auf engstem Raum zusammengedrängt; die Reprise verkürzt das Hauptthema auf ganze vier Takte und vertauscht die Reihenfolge der Tonarten vom Seitenthema; in Anlehnung an eine von Beethoven praktizierte Entfaltung der Coda zum eigenständigen, wichtigen Formabschnitt läßt Louis Ferdinand auf die Reprise eine umfangreiche, an die Durchführung anknüpfende Coda folgen:



Zu den besonders intensiv durchgestalteten langsamen Sätzen bei Louis Ferdinand zählt zweifellos der 2. Satz des Opus 5. Abweichend von seiner sonstigen Gewohnheit, an dieser Stelle eine Folge von Variationen aus einem kantablen Thema abzuleiten, folgt der Prinz hier dem Romanzen- und Cavatinen-Typus, den auch Beethoven in späteren Jahren bevorzugt hat. Einem gesanglichen Anfangsteil folgt zunächst ein aufgelockerter Abschnitt, der allen Instrumenten Gelegenheit gibt, das Motiv vorzutragen, ehe dann ein knapper,

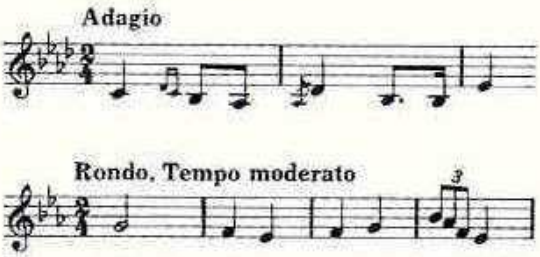
düsterer Mollteil folgt. Ohnehin bemerkenswert knapp gehalten, schließt der Satz mit einer verkürzten Reprise und Coda.

Bereits der 3. Satz, ein mit »Tempo di Menuetto ma moderato« überschriebenes Charakterstück, läßt die wichtigen Schritte zum zyklischen Zusammenschluß des Quartetts folgen: die Tonart es-moll ist zugleich Variante von der Grundtonart des ganzen Werks (Es-Dur) und engster Nachbar von H-Dur (enharmonisch entsprechend Ces-Dur). Das dazu gehörige Trio in H-Dur nimmt außerdem motivische Bezüge zum 1. Satz auf.

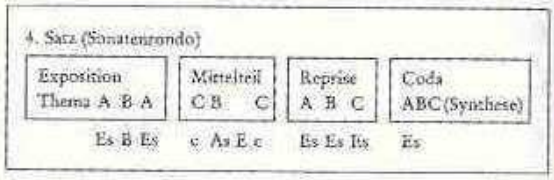


vgl. Seitenthema / 1. Satz

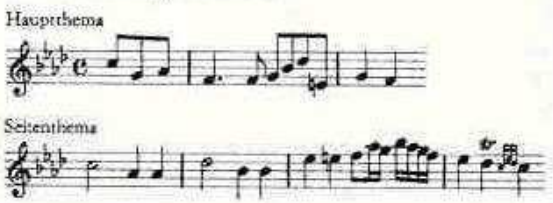
Das Finale, ein als Sonatenrondo angelegter Satz, bindet schließlich auch den 2. Satz an das Werkganze an:



Der Tonartenplan dieses Schlußsatzes zeigt außerdem Tendenzen zur Integration der Tonarten und ist insofern zur finalorientierten Abrundung des Quartetts geeignet. Das Prinzip der Motivsynthese, welches den ersten Satz prägte, kommt in der Coda nochmals zur Geltung.

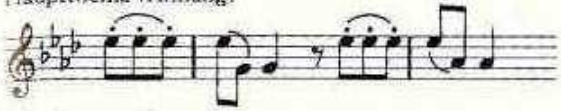


Während sich für die bisher dargestellten Kompositionen Opus 1-5 relativ klar geschnittene Formübersichten finden lassen, entzieht sich das **Klavierquartett in f-moll op. 6** dem normativen Zugriff. Zwar lassen sich auch hier relativ mühelos die üblichen Fixpunkte der Sonatenhauptsatzform finden, doch stehen ganz andere Gedanken im Mittelpunkt des motivischen Geschehens. So ist einem Hauptthema in f-moll mit geradezu plakathafter Klarheit ein Seitenthema in As-Dur zugeordnet:

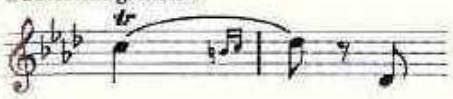


Doch sind darum herum verschiedene, ähnlich prägnant formulierte Motive gruppiert: ein Anhang an das Hauptthema, ein Überleitungsthema und ein Schlußgruppengedanke.

Hauptthema (Anhang)



Überleitungsthema



Schlußgruppe



Jedes dieser Themen, einzelne Motive daraus sowie weitere, nur vorübergehend auftretende Motive werden nun fortgesponnen und entwickelt, wobei die Durchführung kaum anders angelegt ist als die übrigen Formabschnitte: hier wie dort gibt es weit ausladende Modulationen und motivverarbeitende Partien. Weder gibt es die Vorherrschaft eines thematischen Gedankens, noch gibt es eine eindeutige Entscheidung in den Tonarten; so wird zwar die Reprise verkürzt, damit das Seitenthema in der Tonikavariante F-Dur möglichst rasch auf das Hauptthema in f-moll folgen kann, doch wird der Tonartenplan alsbald wieder durchkreuzt und die Reprise mit dem Hauptthema in f-moll beschlossen.

Auch als Ganzes gesehen fällt das Quartett in f-moll aus dem Rahmen der sonst zu beobachtenden Formkonzeption. Weder vom Harmonischen noch vom Motivischen her zeichnen sich Ansätze zur Zyklik ab. Aber was dem Werk in dieser Hinsicht an formaler Stringenz abgeht, gereicht ihm zugleich zum Vorteil, indem Louis Ferdinand seinem Einfallsreichtum die Zügel schießen lassen kann. Einem Menuett als 2. Satz sind zwei Trios zugeordnet, das eine in der Tonikavarlante F-Dur, das andere in der Tonikaparallele As-Dur stehend. Hier, wie auch in dem dann folgenden langsamen Satz (Des-Dur/des-moll/Des-Dur) läßt der Komponist der Entfaltung mehrerer voneinander unabhängiger Gedanken freien Spielraum und kommt unter Beteiligung aller Stimmen zu extrem dicht gearbeiteten Abschnitten von beklemmender Stimmung und romantischem Dunkel.

Insgesamt dunkel endet auch der Schlußsatz, was insofern bemerkenswert ist, als eines der Standardkonzepte klassischer Musik das Prinzip »per aspera ad astra« ist. Louis Ferdinand verzichtet auf einen solchen triumphalen Ausgang und entläßt den Hörer mit der gleichen Tonart, in der das »con duolo«, d. h. mit schmerzlichem Ausdruck

vorzutragende Hauptthema begonnen hat. Überzeugend gelingt dem Komponisten die Darstellung eines negativen Ausgangs wohl nicht zuletzt dadurch, daß das Seitenthema, welches hin und wieder als Dur-Aufhellung eingeschoben wird, mit dem Hauptthema nahezu identisch ist:

Hauptthema (f-moll)



Seitenthema (Des-Dur)

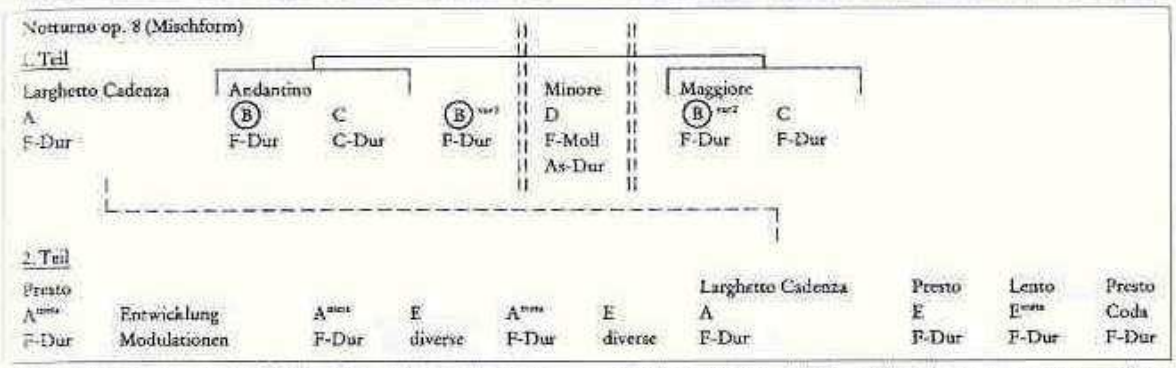


Opus 6 ist dem Geiger Pierre Rode gewidmet, mit dem Louis Ferdinand im Herbst 1799 zusammen musizierte. Demnach könnte das f-moll-Quartett in der anregenden Hamburger Zeit 1799/1800 entstanden sein. Die ungewöhnliche Formkonzeption läßt ebenfalls diesen Schluß zu.

Zeigt sich Louis Ferdinand in dem Quartett op. 6 als ein Vertreter der Romantik, indem er ohne Rücksicht auf irgendwelche formalen Implikationen seinen Gedanken und seinem Ausdruckswillen mehr oder weniger freien Lauf läßt, so offenbart die **Klavierfuge op. 7** einen völlig anderen Charakterzug des Prinzen. Die Fuge - als Gattung mit dem Tode Bachs ihrer zentralen Stellung im kompositorischen Bewußtsein der Zeitgenossen beraubt - scheint auch für Louis Ferdinand kaum mehr als ein Studienobjekt gewesen zu sein. Mit einer für ihn ungewöhnlichen Beharrlichkeit zügelt Louis Ferdinand in diesem Werk seine Phantasie und überläßt sich ganz den kontrapunktischen Möglichkeiten eines viertaktigen Fugenthemas. Mit fast manieristischer Observanz koppelt Louis Ferdinand das Thema an einen beibehaltenen Kontrapunkt, der teils über dem Thema, teils unter dem Thema in einer anderen Stimme liegt - ein Grund mehr, das mit »Fugue« überschriebene Werk als Studienprodukt aus früherer Zeit zu kennzeichnen. Die typische Handschrift des Prinzen verrät sich indes schon in einigen harmonischen Ausweitungen. Das Thema selbst beginnt auf der fünften Stufe und ist damit eo ipso harmonisch wenig gefestigt. Chromatismen lassen schon beim ersten Auftreten ahnen, welche harmonischen Wege beschritten werden sollen. Interessant ist dabei, daß der Komponist durch Unterquintbeziehungen dem Werk einen altertümlichen Zug verleiht. Für den bei Bach üblichen parallelen Dur-Bereich bleibt nur eine kurze Episode. Dafür unterwandert der Komponist gegen Ende alle emanzipatorischen Tendenzen seiner Harmonik mit einem bemerkenswerten Festhalten der Moll-Tonika bis zur Fermate über dem verminderten Septakkord - um dann das kleine Werk, die bisherige Strenge verlassend, lyrisch ausklingen zu lassen.

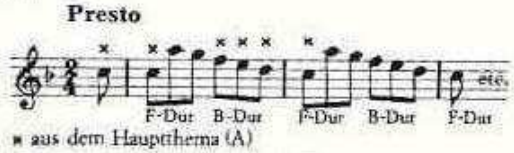
Während die kammermusikalischen Kompositionen trotz aller Freizügigkeiten und eigenwilligen Modifikationen des Formschemas im Grunde stets den Normen des von der Klassik geprägten Sonatendenkens verpflichtet sind, muß man solche vom Soloklavier bestimmte Komposition wie das **Notturno op. 8** mit anderen Maßstäben messen. Geht es in der Kammermusik primär um eine quasi-logische Gedankenentwicklung, so gelten in den brillanten Klaviersoli völlig andere Gesetze. Die begleitenden Instrumente dienen hier, von gelegentlichen Themenübernahmen abgesehen, in erster Linie der klanglichen Grundierung. Die Probleme der Finalität, die in den Werken op. 1 bis 5 den Komponisten zu großformalen Dispositionen veranlaßt haben, treten zurück gegenüber den Gesetzen des Konzertierens, wobei der Themenreichtum und die Abwechslung der Gedanken die Strenge der Arbeit ersetzen.

Und dennoch ist das Nachtstück alles andere als frei gestaltet, nur lassen sich die Formgesetze nicht auf einen so relativ einfachen Nenner wie beispielsweise die Sonatenhauptsatzform bringen. Im Grunde sind es mehrere Formprinzipien, die hier einander durchdringen: die Variationsform, die Rondoform, die Romanzenform und die mehrsätzige Sonate. Von jedem dieser Typen sind gewisse Merkmale übernommen - allerdings ohne den Anspruch, den Beethoven bei entsprechendem Vorgehen mit Mischformen wie etwa der »Großen Fuge« op. 133 erhob. Wie ein Ständchen im Freien beginnt das »Notturno« mit einem kantablen Thema (A), welches nach Rondo-Manier an entsprechender Stelle wiederkehrt:

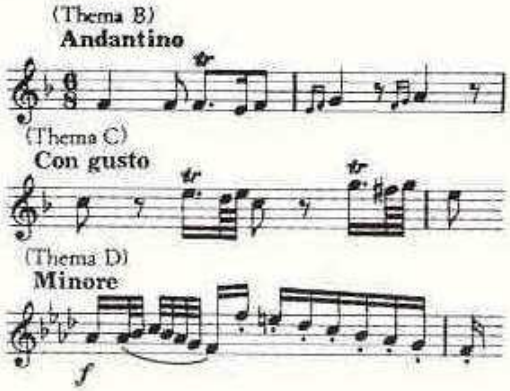




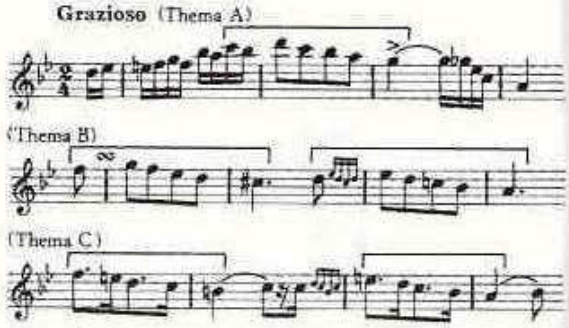
Metamorphosenhaft leitet sich hieraus jenes Presto-Thema her, das den 2. Teil bestimmt (A^{mora}):



Der erste Teil ist nach Romanzenart in der Mitte von einem längeren Moll-Abschnitt durchsetzt (Minore), wobei gelegentliche Aufhellungen in Dur den Abschnitt auflokkern. Zwischen das Larghetto-Thema (A) und das Minorethema (D) sind zwei weitere Themen (B, C) in F-Dur bzw. C-Dur geschoben.:



In seiner Faktur ist das **Rondo in B-Dur op. 9** ähnlich angelegt wie das Notturno. Hier wie dort dominiert das brillant geführte Klavier. Von kurzen Tuttieinwürfen abgesehen, in denen das Klavier pausiert, ist es ständig am Geschehen beteiligt. Für strengere Durchführungsarbeit ist hier keine Gelegenheit gegeben, zumal auch die Themen keine Ansatzpunkte für sonatenhafte Dialektik bieten. Das begleitende Instrumentalensemble ist bis auf geringfügige Erweiterungen ähnlich besetzt und nimmt ähnliche Aufgaben wahr wie im Notturno. In einem allerdings unterscheiden sich die beiden Werke: die formale Disposition der Themen und der dazugehörige Tonartenplan sind im Opus 9 einfacher gehalten. Lediglich drei Themen (A, B, C) treten auf, von denen das zweite und dritte kaum mehr als Varianten des ersten sind:

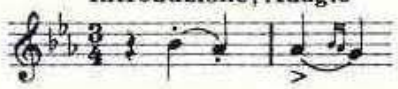


Variationsprozesse (Bvar) und Tonartenangleichung nach Reprisenart (C) zeigen die Komplexität der Form. Der zweite Teil bringt noch ein weiteres Thema, welches die Grundlage für einen Lento-Einschub kurz vor Schluß abgibt.

längere Überleitungspassagen, die nur gelegentlich aus dem thematischen Material abgeleitet sind, trennen die thematischen Partien und geben Gelegenheit zum Auftreten einiger Nebengedanken von peripherer Bedeutung. Selbst in diesem relativ übersichtlich angelegten Rondo zeigt sich das Bestreben des Komponisten, den von der Klassik überkommenen Typus (A-B-A-C-A-B-A) durch Modifikationen in der gleichen Richtung weiterzuentwickeln wie das Sonatenmodell: den Kontrast bildet nicht ein gegensätzliches Thema im Mittelteil, sondern eine Variante des Hauptthemas (Minore-Teil). Das Prinzip der Themenmeta-morphose - für die gesamte Romantik die entscheidende Neuerung! - bewirkt auch in diesem Werk größeren Abwechslungsreich-tum und zugleich stärkere Kohärenz.

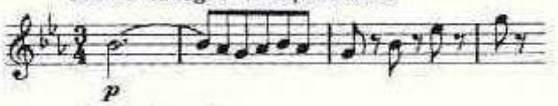
Das **Klaviertrio in Es-Dur op. 10** zeigt mit aller Klarheit die typischen Merkmale der romantisch geprägten Sonatenkonzeption Louis Ferdinands. Gegenüber allen vergleichbaren Werken des Prinzen wird hier allerdings das einheitsbildende, zyklische Moment ganz besonders herausgestellt - keinen anderen Sinn nämlich hat die langsame Einleitung, als das Urmodell, aus dem alle wichtigen folgenden Gedanken abgeleitet werden, losgelöst vom Sonatenhauptsatz vorzustellen:

Introduzione, Adagio

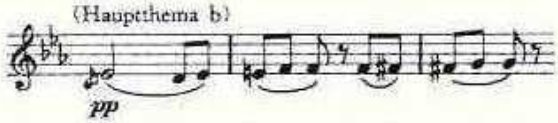


Der Sonatenhauptsatz lebt, ähnlich dem f-moll-Quartett op. 6, aus der Themenüberfülle, die sich nur schwer unter das normierte Sonatenmuster subsumieren läßt. Schon das Hauptthema - eine Variante des Einleitungsmodells - besteht aus zwei Teilen von gegensätzlicher Kontur:

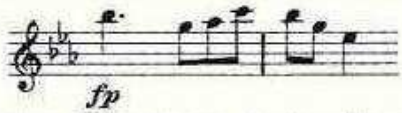
Molto allegro (Hauptthema a)



(Hauptthema b)



Zwischen diesem Hauptthema und dem Seitenthema tritt ein weiterer Gedanke in Es-Dur auf und präsentiert einen Rhythmus, der im weiteren Verlauf die Schlußgruppe prägt:



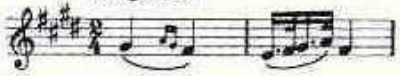
Das Seitenthema in der Dominante birgt sehr gegensätzliche Charaktere in sich: perlende, »con fuoco« zu spielende Triolen im Klavier, Oktavsprünge im Violoncello, wenig später ein punktiertes Motiv und schließlich

eine lyrische Linie. Kurz darauf folgt ein »con anima«, d. h. seelenvoll vorzutragendes B-Dur-Thema, welches nach klassischer Terminologie die Funktion der Schlußgruppe übernimmt. Doch hieran schließt sich eine bemerkenswert lange Passage an, die in der klassischen Form nicht vorgesehen ist und in welcher alle wesentlichen Elemente, die bis zu diesem Punkt exportiert wurden, durchführungsartig miteinander vermengt werden.

Für die dann folgende, eigentliche Durchführung hat sich Louis Ferdinand zwei besondere Komponenten aufgespart: Zum einen wird die Ausdrucksvielfalt des Seitenthemas dramatisch ausgespielt, und zum anderen taucht eine zitathafte Wiederkehr des Schlußgruppengedankens auf. Hierfür wählt Louis Ferdinand eine Tonart, die das gesamte Werk zusammenhält: E-Dur. Die Reprise ähnelt bis auf den Schluß der Exposition, wobei der durchführungsartige Einschub entfällt.

Der langsame Mittelsatz von relativ einfacher Formanlage - dreiteilige Liedform mit variierter Reprise - beruht auf einem Thema, welches aus dem Einleitungsmodell abgeleitet wurde:

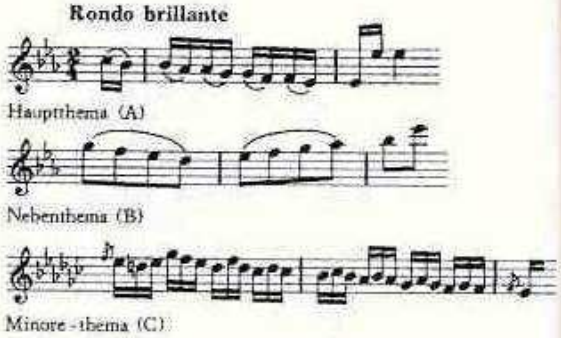
Larghetto



Von besonders reizvoll und intensiv durchgearbeiteter Satztechnik lebt dieser »con affetto«, d. h. ausdrucksstark zu spielende Liedsatz aus dem Tonartenkonflikt E-Dur/e-moll/E-Dur.

Auch das mit »Rondo brillante« überschriebene Finale hängt motivisch mit der Einleitung zusammen. Sämtliche Gedanken erweisen sich bei näherer Untersuchung als Derivate des Skalenmodells aus der Introduktion: das Hauptthema (A), das Nebenthema (B) sowie das kontrastierende Minore-Thema (C):

Rondo brillante



Dazwischen schiebt sich ein als »Variante« bezeichneter Nebengedanke. Die Tonartendisposition des gesamten Werks läßt ein ausgeprägtes Gefühl für zyklische Geschlossenheit bei Louis Ferdinand erkennen.

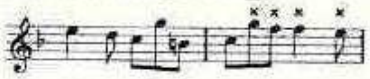
Seit Beethoven stellt sich jedem Komponisten, der einen einzelnen, d. h. nicht zyklisch eingefaßten Variationssatz komponiert, das besondere Problem der Finalität. In seinem **Opus 11**, einem **»Larghetto variée pour le Pianoforte avec accompagnement de Violon, Alto, Violoncelle et Basse obligés«** in **G-Dur**, findet Louis Ferdinand hierfür eine ebenso einfache wie wirkungsvolle Lösung: Er hängt den sechs Variationen, die in einem »mezza voce", d. h. mit verhaltener Klanggebung zu spielenden Adagio enden, ein thematisch eigenständiges, kurz gehaltenes Rondo in der gleichen Tonart an. Zeigte sich Louis Ferdinand in den zyklisch gebundenen Variationssätzen, insbesondere in seinem Opus 3, bemüht, die um das Thema sich rankende pianistische Figuration so tiefgründig wie möglich zu gestalten, lebt dieser für sich stehende Variationssatz zweifellos aus der wirkungsvollen Klangfülle und Brillanz. Das Variationsprinzip ist alles andere als neu oder originell: nach einer Tempobeschleunigung und Wertverkleinerung folgt eine Mollvariation, und den Abschluß bildet ein Adagio, gefolgt von einem angehängten Rondo in dreiteiliger Anlage. In diesem Anhang kann die Bindung an das harmonische Schema des 18-taktigen Themas gelockert und unter Einbeziehung mediantischer Bereiche (E-Dur) ein effektvoller Schluß herbeigeführt werden. Die vier begleitenden Streichinstrumente sind insofern am thematischen Geschehen beteiligt, als sie abwechselnd mit dem Klavier die Hauptstimme übernehmen, doch ist die Faktur eher orchestral und konzertant als kammermusikalisch. Von daher gesehen reiht sich dieses Opus zwanglos in die Reihe der mit op. 8 und 9 begonnenen begleiteten Klaviersoli ein.

Das **Oktett in F-Dur op. 12** ist das einzige von allen der Sonatenform verpflichteten Werke Louis Ferdinands, auf welches jenes Urteil angewendet werden darf, welches Hans Mersmann prägte, indem er generell sagte: »Die Dimensionen seiner Werke sind überraschend groß, doch wurzelt diese Größe nicht in der Architektonik. Ihre Themen bauen nicht, sondern singen.« Während in allen übrigen sonatenhaften Werken des Prinzen außer den überaus melodischen Themen hochgradig ausgearbeitete Konzepte und das Bemühen um Finalität und Zyklik zu erkennen sind und Mersmann somit mühelos widerlegt werden kann, ist dieses Opus formal in der Tat schematischer gehalten. Die motivischen Verflechtungen und satzübergreifenden harmonischen Verbindungen beschränken sich auf die beiden letzten Sätze und sind, gemessen an der Architektonik der übrigen Werke, sehr zurückhaltend ausgebildet.

Eine pathetische Einleitung in f-moll bereitet das graziöse Allegro vor, an dessen Spitze folgendes Hauptthema erscheint:

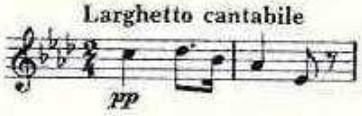


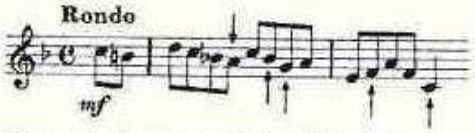
Die zweite Hälfte des Themas (siehe Markierung im obigen Notenbeispiel) verselbständigt sich zur thematischen Gestalt, ehe das Seitenthema erscheint, ein Derivat des Hauptthemas:



Anstelle eines neuen Gedankens für die Schlußgruppe tritt das Hauptthema in der Dominante auf. Ohne eine besondere motivische Verkettung läßt die Durchführung in vier Abschnitten nacheinander alle thematischen Einfälle der Exposition auftreten, gefolgt von einer regelmäßig gebauten Reprise mit Coda.

Der mit »Romanze« bezeichnete langsame Mittelsatz ist dreiteilig angelegt. Um einen Mittelteil in f-moll sind zwei Eckteile in As-Dur gruppiert, deren Thema mit dem Rondothema verwandt ist:



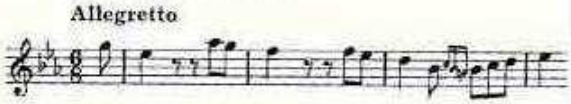


Eine Kadenz trennt die Romanze vom Rondo, dessen Formaufbau folgendermaßen angelegt ist

Hth.	1. Sth.	Hth.	2. Sth.	Hth.[var]	Hth.	Stretta
F	B	F	Des	f	F	
Refrain	1.Couplet	Refrain	2.Couplet		Refrain	

Zwar wird sich eine exakte Chronologie der Werke Louis Ferdinands wohl nie mehr erstellen lassen, doch sprechen manche Anzeichen dafür, daß dieses in seinem Sonatenkonzept vergleichsweise einfach gehaltene Werk etwa vor solchen ausgeklügelten Werken wie dem Opus 3 entstanden ist.

Zu den spritzigsten und in formaler Hinsicht ausgewogensten Kompositionen Louis Ferdinands gehört das **Rondo für Klavier mit Orchester in Es-Dur op. 13**. Frei von formalen Verwicklungen lebt es aus der lockeren Aneinanderreihung mehrerer verschiedenartiger Einfälle, die von dem geradezu klassisch geschnittenen Hauptgedanken zusammengehalten werden:



Der Eindruck klassischer Proportionen resultiert zum einen aus der wohldosierten Länge der einzelnen Abschnitte und zum anderen aus den plausiblen harmonischen Verhältnissen. Der Effekt der Mollvariante zur Tonika (es-moll) wird an keiner Stelle vorweggenommen und kann nahezu in der Mitte der Komposition placiert - als stärkstes harmonisches Mittel frisch und unverbraucht seine Wirkung ausüben, fast symmetrisch eingerahmt von Oberquint- und Unterquintpartien.

Thema:	A	B	C	A	D	E	F	C	A	Coda
Tonart:	Es	Es	B	Es	Es	es	As	Es	Es	Es
Länge:	96 T		77 T	66 T		66 T		75 T	76 T	

Die Verbundenheit des Prinzen mit den ästhetischen Maximen der Wiener Klassik läßt sich, wenn überhaupt an einer Stelle, so am besten hier ablesen. Möglicherweise sollte man aus diesem Grund auch das Opus 13 zu den früher entstandenen Kompositionen Louis Ferdinands zählen. Es existiert eine Originalrechnung des Kopisten Goderville über den ersten Satz eines »Konzerts« in Partitur sowie Stimmenmaterial für ein Rondo mit Orchester aus dem Spätherbst 1799. Unter Umständen handelt es sich bei diesem Opus 13 um den Schlußsatz eines in Hamburg in Angriff genommenen Klavierkonzerts.

Es bleibt die Frage nach der musikgeschichtlichen Ausstrahlung aller dieser Kompositionen von Louis Ferdinand. Hat dieser Stil irgendwo ein besonderes Echo, eine Fortsetzung gefunden?

Angesichts der quantitativen Begrenztheit und mangelnden Publizität der Werke Louis Ferdinands im 19. Jahrhundert muß man allerdings wohl recht genau beobachten, wenn man überhaupt eine Wirkung konstatieren will, die von dieser Musik ausgegangen ist. Eine so plakative Wirkung wie etwa die der Neunten Symphonie Beethovens kann man im Genre Kammermusik einfach nicht erwarten. Und dennoch hat es ganz deutlich ein Fortleben der Werke und musikalischen Ideen Louis Ferdinands gegeben, so z. B. in Wien, wo man mit der Person und den Werken des Prinzen geradezu einen Kult betrieb. Im Hause des Beethovenfreundes Fürst Lobkowitz war Johann Friedrich Reichardt verschiedentlich Zeuge, als *der Erzherzog Rudolph* (späterer Widmungsempfänger bedeutender Werke Beethovens) *mehrere der schwersten Sachen vom Prinzen Louis Ferdinand und von Beethoven auf dem Fortepiano mit vieler Fertigkeit, Präzision und Zartheit spielte.* Der gleiche Erzherzog Rudolph, den Beethoven in Komposition unterrichtete, komponierte ein Trio für Klavier, Klarinette und Violoncello mit Variationen über ein Thema Louis Ferdinands. Zur gleichen Zeit konnte sich Reichardt davon überzeugen, daß auch

an anderer Stelle in Wien Musik des Prinzen gespielt wurde, nämlich im Hause des Klavierbauers Streicher; und wieder waren Freunde aus dem Kreis um Beethoven die Zuhörer. Unter den Konzertkritiken, die sich auf die gelegentlichen öffentlichen Aufführungen der Kompositionen beziehen, sei besonders eine Kritik der *Allgemeinen Musikalischen Zeitung* hervorgehoben: *Nahe verwandt ist der Genius des verewigten Prinzen dem Beethovens. Möchten doch alle Kompositionen von Prinz Louis Ferdinand jetzt mehr hervorgesucht und der Vergessenheit entrissen werden, da sie unserer Zeit weit näher stehen als dem Musikgeschmacke vor 25 Jahren!* Robert Schumann rechnete Louis Ferdinand zu den *Lieblingsmeistern* seiner Jugend und trat öffentlich in der von ihm gegründeten »Neuen Musikzeitung« für ihn ein, als Franz Liszt das Quartett op. 6 verschiedentlich aufführte. Wie sehr sich Liszt gerade mit diesem Werk identifizieren konnte, läßt die 1843 komponierte *Elégie sur des motifs du Prince Louis de Prusse* erkennen, in der Liszt Motive aus dem Opus 6 paraphrasiert. Schumann konstatiert auch, daß *auf die neue Musik vor allem Franz Schubert und Prinz Louis Ferdinand von Preußen, ein paar höchst poetische Naturen, von großen Einfluß* gewesen seien. Auch Spohr und Karl Maria von Weber, um hier nur noch zwei der wichtigsten Romantiker zu nennen, bekennen sich ausdrücklich zu Louis Ferdinand als einem großen Vorbild, und bezeichnenderweise ist dies gerade nicht der klassizistische Flügel der jungen deutschen Romantik.

Die Zeit ist gekommen, Louis Ferdinand den ihm gebührenden Platz sowohl in der Musikgeschichtsschreibung wie auch im Konzertsaal zuzuweisen.

Klaus Hinrich Stahmer

HORST GÖBEL

Horst Göbel, gebürtiger Berliner, studierte an der Hochschule für Musik Berlin bei Hans-Erich Riebensahm, in London und in Padua. Seitdem wirkte er als Solist und Kammermusikspieler im In- und Ausland in öffentlichen Konzerten wie im Rundfunk. Regelmäßig arbeitete Göbel mit dem Berliner Philharmonischen Orchester zusammen, wie er auch mit den bedeutendsten Orchestern des In- und Auslands, mehrfach mit den Wiener Philharmonikern, musiziert hat.

Neben seinen Kammermusikkonzerten mit Instrumentalisten und Sängern hat Horst Göbel ein ständiges Klaviertrio, mit dem er kontinuierlich Konzertreisen durch Europa, Asien und Nordamerika unternimmt. Zahlreiche Schallplatten sind von ihm und seinem Trio erschienen.



Das Repertoire Horst Göbels reicht von der Klassik bis zur Moderne, für die er sich seit seiner Studienzeit einsetzt. Er war verantwortlich für viele Uraufführungen von Komponisten aus dem Kreise Boris Blachers.

Das GÖBEL TRIO BERLIN

Das Göbel Trio Berlin hat man in der Presse (Berliner >Tagesspiegel<) als »Meistertrio der Gegenwart« bezeichnet. Das Ensemble, seit 1972 aus den Herren Maile, Forest und Göbel bestehend, setzt sich sowohl für die klassisch-romantische Klaviertrio-Literatur als auch für die des 20. Jahrhunderts ein und erinnert neben der Pflege der Standardwerke auch an zu Unrecht vergessene Komponisten.

Der *Geiger Hans Maile* wurde schon in früher Jugend Schüler von Tibor Varga, bei dem er 1961 nach seinem Abschlußexamen an der Hochschule für Musik in Detmold Assistent war. 1968 ging der 29jährige als 1. Konzertmeister an das Radio-Symphonie-Orchester Berlin, wo er bis heute neben einer ausgedehnten solistischen Tätigkeit wirkt.



René Forest, in Frankreich geboren, studierte an den Konservatorien in Rennes und Paris. Anschließend vervollkommnete er seine Studien bei André Navarra und war von 1956 bis 1961 Solocellist in Zagreb und Belgrad, wo er gleichzeitig an den dortigen Musik-Akademien unterrichtete. Danach ging er als Solocellist nach Stockholm und ist seit 1967 in gleicher Position beim Radio-Symphonie-Orchester Berlin tätig.

Das Göbel-Trio hat sich - abgesehen von Rundfunk- und Schallplatten-Aufnahmen - mit Konzerten im In- und Ausland bekannt gemacht. Seitdem das Ensemble eingeladen wurde, zur Eröffnung der Europarat-Ausstellung in Berlin im August 1977 Musik der »Zwanziger Jahre« zu spielen, gehört diese zum festen Bestand seines Repertoires. Durch das Eintreten des Göbel-Trios für die Musik unserer Zeit kam es zu einer direkten Zusammenarbeit mit bedeutenden Komponisten; u. a. haben Boris Blacher - dessen Trio die Vereinigung 1972 in London zur Uraufführung brachte - Isang Yun und Heimo Erbse dem Ensemble Kompositionen gewidmet.

Das CAMERATA QUARTETT

Das Camerata Quartett wurde 1984 gegründet. Seine Mitglieder sind Absolventen der Musikakademie von Warschau und Sofia.Ihr kammermusikalischer Stil wurde durch Studien an der Musikschule "Hanns Eisler" in



Berlin und in Meisterkursen bei Emmanuel Hurwitz, Kurt Levin und Fjodor Druschinin geprägt.

Das Camerata Quartett konzertierte in polnischen Musikzentren und Kammermusik-Festivals wie auch in Frankreich, Belgien, Spanien, Deutschland, Tschechien und im ehemaligen Jugoslawien. Aufnahmen entstanden für den polnischen Rundfunk, den BR München und den HR Frankfurt.

Vom polnischen Ministerium für Kultur und Kunst erhielt das Quartett ein Stipendium für seine besonderen Leistungen.

1986 gehörte das Camerata Quartett zu den Finalisten im 11. Concours International für Streichquartett in Evian; 1988 wurde es beim 4. Internationalen Wettbewerb für Streichquartett in Portsmouth für die beste Barock-Interpretation, und 1989 beim Internationalen Musikwettbewerb in Tokyo mit einem Sonderpreis ausgezeichnet. Die

Teilnahme am Kammermusik-Wettbewerb 1990 in Paris erbrachte den 1. Preis.

Wladzimierz Prominski, 1. Violine, wurde 1959 in Opole (Oppeln) geboren und studierte an der Musikakademie in Warschau bei Franciszek Jurys. 1983 schloß er seine Studien mit Auszeichnung ab und nahm an Meisterkursen von Krysa v. Hausegger, Z. Bron, Prof. Masters, V. Avramov u.a. teil. Prominski arbeitete mit dem Amadeus Quartett und trat als Solist auf. 1984 gehörte er zu den Gründungs-Mitgliedern des Camerata Quartetts.

Auch *Andrzejm Kordykiewicz*, 2. Violine, wurde 1959 in Opole (Oppeln) geboren, studierte am gleichen Institut in Warschau bei Magdalena Rezler und war bereits als Schüler Preisträger zahlreicher Kammermusik-Wettbewerbe in Polen.

Piotr Reichert, Viola, Jahrgang 1957, stammt aus Lublin. Er studierte bei Aleksander Neynski an der Bulgarischen Musikhochschule in Sofia. 1980 war er Preisträger des Rakowski-Wettbewerbs für Viola und anschließend Mitglied des Polnischen Kammerorchesters. Seit 1988 gehört er dem Camerata Quartett an.

Roman Hoffmann, Violoncello, wurde 1960 in Gdansk (Danzig) geboren und studierte an der Musikakkademie in Warschau bei Andrzej Orkisz. Er war Preisträger zahlreicher polnischer Musikwettbewerbe (Kraków 1975, Katowice 1977, 1979 in Wroclaw/ Breslau) und nahm an Meisterkursen von I. Monighetti, M. Sadlo, K. Wilkomirski und M. Flaksman teil. Hoffmann konzertierte mit dem Amadeus Quartett, machte Aufnahmen für den Polnischen Rundfunk und ist seit 1984 Cellist des Camerata Quartetts.

Das JOACHIM QUARTETT

Das Joachim Quartett (Volker Worlitzsch / Friedemann Kober, Violine; Monika Hüls, Viola; seit Frühjahr 1981 Stephan Haack, Violoncello, davor Marcio Carneiro), benannt nach dem großen deutschen Geiger Joseph Joachim, besteht seit März 1978. Bereits nach drei Monaten gelang es, den »Deutschen Musikwettbewerb 1978« in Bonn



zu gewinnen. Es folgten zahlreiche Konzerte, u. a. beim Bundespräsidenten in Berlin, sowie eine Reihe von Rundfunkaufnahmen. Zu den bisherigen Höhepunkten zählt eine Asientournee durch Korea, Malaysia und Indien, durch die das Joachim Quartett auch international bekannt geworden ist.

Volker Worlitzsch, Violine. Geb. 1944. Studium bei Prof. Otto Schad (Detmold), André Gertler (Hannover) und Josef Suk (Prag); Diplom Internationaler Wettbewerb Genf; 1. Konzertmeister des Zürcher Kammerorchesters, Mitglied der Berliner Philharmoniker, jetzt 1. Konzertmeister der Radiophilharmonie Hannover. Konzerttätigkeit sowie zahlreiche Rundfunk- und Fernsehaufnahmen im In- und Ausland.

Friedemann Kober, Violine. Geb. 1955. Violinstudium bei den Professoren A. Gertler, R. Shevelov und Atila Aydintan in Hannover. Bundespreisträger bei »Jugend musiziert«. Meisterkurse für Kammermusik bei S. Vegh, W. Schneiderhan und R. Hillyer vom Julliard Quartett. Pfitzner-Preis für Kammermusik. Konzerte und Aufnahmen im In- und Ausland. Seit 1979 erster Geiger in der Radiophilharmonie Hannover des NDR.

Monika Hüls, Viola. Geb. 1951. Studium bei Prof. von Hausegger, Prof. H.-O. Graf (Hannover), Prof. Fukal (Hamburg) und bei Prof. Serge Collot vom Conservatoire de Paris. Mehrfache Bundespreisträgerin bei »Jugend musiziert« (I. Preis für Streichquartett). Konzerte und Aufnahmen im In- und Ausland. Seit 1975 Bratschistin in der Radiophilharmonie Hannover.

Marcio Carneiro, Violoncello. Geb. 1950. Nach dem 1. Preis der Musikschule Brasilien Studium in Europa bei Prof. André Navarra. 1977 Konzertexamen mit Auszeichnung in Detmold. Solistische Tätigkeit in Europa und Südamerika. Seit 1979 Professor an der NWD Musikakademie Detmold.

ORCHESTER-AKADEMIE des BERLINER PHILHARMONISCHEN ORCHESTERS

»Da es immer schwieriger wird, hochqualifizierten Nachwuchs zu finden, der die Anforderungen internationaler Spitzenorchester erfüllt, haben sich eine Reihe privater Förderer bereit gefunden, mit mir die



Orchester-Akademie des Berliner Philharmonischen Orchesters e. V. zu gründen. «

Mit diesen Worten erklärte Herbert von Karajan im Juni 1972 seinen Entschluß, zusammen mit Freunden des Berliner Philharmonischen Orchesters die Orchester-Akademie ins Leben zu rufen. Jürgen Pontos Engagement war für die Gründung und Existenz der Akademie entscheidend. Als ein Institut der Herbert von Karajan-Stiftung sieht die Akademie ihre besondere Aufgabe darin, junge begabte und bereits qualifizierte Instrumentalisten für den Orchesterberuf auszubilden und so dazu beizutragen, den Mangel an geeigneten Nachwuchskräften zu überwinden.

Horst Göbel leitet das Fach Kammermusik; er spielte mit seinen Studenten Louis Ferdinands Oktett op. 12 ein.

FILHARMONIA POMORSKA

Die Filharmonia Pomorska (Symphonie-Orchester der Pommerschen Philharmonie) wurde Ende der 40er Jahre in Bydgoszcz (Bromberg) gegründet. Es führt die pommersche Musiktradition der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen fort. Gastdirigenten waren u.a. Stanislaw Skrowaczewski, Leopold Stokowski und Krzysztof Penderecki; berühmte Solisten (Stanislaw Szpinalski, Raoul Koczalski, David und Igor Oistrach, Ruggiero Ricci u.a.) haben mit dem Orchester in Polen und auf Tournéen in Europa konzertiert. Intendant des Orchesters ist seit 1951 Andrej Szwalbe.

Der Dirigent *Takao Ukigaya* wurde 1953 in Japan geboren. Er studierte bei Kazue Kamiya in Tokyo und bei Herbert Ahlendorf



in Berlin. 1986 wurde er mit dem Preis des ungarischen Fernsehens für die beste Interpretation zeitgenössischer Musik ausgezeichnet. Die Filharmonia Pomorska wählte Ukigyaya 1987 zu ihrem ständigen Gastdirigenten, 1990 wurde er zum Dirigen-ten dieses Symphonie-Orchesters und des dortigen Kammerorchesters, der Capella Bydgostiensis, ernannt. Ukigaya dirigierte u.a. die Belgrader Philharmoniker und die Radio-Symphonieorchester von Berlin, Kattowitz und des NDR Hannover.

VERZEICHNIS DER WERKE UND DER FÜR DIESE EINSPIELUNG VERWENDETEN AUSGABEN

opus 1 Quintett für Klavier, 2 Violinen, Viola und Violoncello
- Allegro con fuoco
- Menuetto
- Andante con Variazione
- Rondo: Allegro giojoso

Verlag Breitkopf & Härtel, Wiesbaden

opus 2 Trio in As-dur für Pianoforte, Violine und Violoncell
- Allegro moderato
- Andante sostenuto con Variazioni
- Allegro con brio

Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Jubiläums-Ausgabe von 1906)

opus 3 Trio in Es-dur für Pianoforte, Violine und Violoncell
- Allegro espressivo
- Andante con Variazioni
- Rondo: Grazioso e brillante

Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Ausgabe 1906)

opus 4 Andante mit Variationen in B-Dur für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncell
- Larghetto
- Variation I-VII

Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Ausgabe 1906)

opus 5 Quartett für Klavier, Violine, Viola und Violoncello
- Allegro espressivo
- Adagio
- Tempo di Menuetto ma moderato
- Rondo: Tempo moderato

Verlag Breitkopf & Härtel, Wiesbaden

opus 6 Quartett in f-moll für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncell
- Allegro moderato
- Menuetto: Agitato
- Adagio lento e amoroso
- Allegro ma moderato ed espressivo

Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Ausgabe 1906)

opus 7 Fugue à quatre Voix pour le Piano
- Moderato

Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Nouvelle Edition)

opus 8 Notturno pour le Pianoforte, Flûte, Violon, Viola, Violoncell obligé et deux Cors ad libitum
Larghetto
Andantino con moto
Presto assai
Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Erstdruck von 1808)

opus 9 Rondo in B-dur für Klavier und Orchester
Grazioso ed espressivo
Verlag Breitkopf & Härtel, Wiesbaden

opus 10 Großes Trio in Es-dur für Pianoforte, Violine und Violon-cell
Introduzione: Adagio cantabile
Molto allegro e con brio
Larghetto sostenuto
Rondo brillante
Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Ausgabe von 1906)

opus 11 Larghetto varié pour le Pianoforte avec accompagnement de Violon, Alto,Violoncelle et Basse obligés
Thème / Variations I-VI
Rondo: Allegretto ma moderato
Verlag: Magazin de J. Riedl, Wien (Erstdruck von 1815)

opus 12 Ottetto pour le Planoforte, Clarinette, 2 Cors, 2 Violes et 2 Violoncelles obligés·
Introduzione: Lento patetico
Allegro grazioso
Romance:Larghetto cantabile ed espressivo
Rondo:Allegro non troppo
Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Erstdruck, vermutlich 1823, herausgegeben von J.L. Dussek) und Verlag Musica rara (zum vergleichenden Beurteilen von Irrtümern in beiden Ausgaben). Hauptsächliche Orientierung an der Breitkopf-Ausgabe

opus 13 Rondo pour le Pianoforte avec accompagnement de l'Orchestre
Allegretto
Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig (Erstdruck, Jahr nicht feststellbar, um 1824)

EIN WORT DES HERAUSGEBERS ZUR AUSGABE AUF LANGSPIELPLATTEN 1981 ZUR 750-JAHR-FEIER BERLINS

Es geschieht heute selten, daß das Werk eines Komponisten als Neuentdeckung, oder zumindest als eine Wiederentdeckung, der Öffentlichkeit vorgestellt werden kann. Wir sind daher glücklich und auch ein wenig stolz, hiermit das Gesamtwerk des Prinzen Louis Ferdinand zum ersten Male vollständig und in einer dem letzten Stand der Forschung entsprechenden Form auf Schallplatten vorlegen zu können.

Zunächst war dies nicht beabsichtigt. THOROFON - stets nach Kräften bemüht, Lücken in den verfestigten Veröffentlichungsblöcken der Schallplattenszene auszuspähen und zu füllen - begann in der Zusammenarbeit mit dem Göbel-Trio Berlin, die Klaviertrios des Prinzen aufzunehmen. Schon bald spürten alle Beteiligten in der intensiven Auseinandersetzung mit dem Werk, daß hier ein bedeutender musikalischer Schatz zu heben war. Eine glückliche Konstellation brachte es mit sich, daß die Freunde des THOROFON-Verlages die Idee aufgriffen und so sehr zu ihrer eigenen machten, daß wir nun alle von einem gemeinsamen Werk sprechen können. Hier muß an erster Stelle Horst Göbel erwähnt werden, der nicht nur den Klavierpart sämtlicher Werke übernahm, sondern durch seine Energie das Werk stetiger vorantrieb, als es der bis an die Grenzen seiner Kraft beanspruchte Verlag allein vermocht hätte. Das Göbel-Trio stand ebenso tatkräftig zur Seite wie das Joachim-Quartett. Musiker des Radio-Symphonie-Orchesters Berlin, der Orchesterakademie der Herbert von Karajan-Stiftung Berlin und das Residenz-Orchester Würzburg unter Hermann Dechant reihten sich ein.

Dabei scheint uns, daß die Art, in der die Werke von allen Beteiligten aufgefaßt wurden, durchaus eigentümlich ist und dem im Grenzbereich zwischen Klassik und Romantik anzusiedelnden Werk des genialen Prinzen Louis Ferdinand in einer solchen Weise gerecht wird, daß das Wiederaufgreifen des Notenmaterials zu einer Neuentdeckung der Musik wurde.

Die der Edition beigegebene historisch-analytische Arbeit des Musikwissenschaftlers Klaus Hinrich Stahmer zeugt von der gemeinsamen Intensität der Auseinandersetzung. Schließlich - eigentlich zuerst - war aber das Notenmaterial zu sichern und zu sichten, denn nur vier der Werke von Louis Ferdinand liegen heute in einer für die Praxis brauchbaren Fassung vor.

In unserer Edition besorgte Horst Göbel die kritisch-vergleichende Durchsicht der

Notentexte unter Heranziehung der Erstdrucke, wobei die Auffindung des kompletten Materials der Werke 8 und 11 besondere Erwähnung verdient (Opus 8 Druck von 1808 bei Breitkopf & Härtel, opus 11 Druck von 1815 bei Riedl, Wien). Die Korrektur der zum Teil fehlerhaften Ausgabe von op. 12 bei musica rara, London (dort fälschlich als op. 10 bezeichnet) erfolgte mit Hilfe des Erstdrucks von 1808 bei Breitkopf & Härtel, den Herr Hans Hoffmann, Aachen, dankenswerterweise zur Verfügung stellte. Wertvolle Hilfe leisteten die Bibliotheken der Musikhochschule und die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin.

Opus 13, überall erwähnt, aber nirgendwo tatsächlich bekannt, konnte von mir auf mühsamen Wegen wieder aufgefunden werden; hier oblag mir auch die Herstellung der Partitur aus den einzig vorhandenen, aber äußerst fehlerhaften Einzelstimmen.

Auf Grund der Quellenlage darf angenommen werden, daß es sich bei der Aufführung dieses Werkes um eine Uraufführung handelt.

BEMERKUNGEN ZUR NEU-EDITION AUF COMPACT DISC 1995

Mit der Umwälzung des Schallplattenmarktes auf digitale Tonträger und damit die Compact Disc war es nicht mehr sinnvoll, die Langspielplatten-Kassette weiterzuführen. Es hätte wohl nahegelegen, die Werke Louis Ferdinands nunmehr neu und digital einzuspielen, aber dies war uns für alle dreizehn Werke nicht möglich; auch waren einige der früheren Werke bereits digital aufgezeichnet gewesen. So wurden für diese Neu-Edition die Werke op. 1 bis 4, 7, 12 sowie - mit einem anderen Klangkörper als 1981 - die beiden Rondos für Klavier und Orchester op.9 und 13 neu eingespielt.

Wir freuen uns, daß damit das Gesamtwerk des Prinzen Louis Ferdinand von Preussen wieder greifbar ist.

Helmut König

INHALTSVERZEICHNIS DER CDS

VOL. I - BCTH 2251

Larghetto G-Dur op. 11 **17´43**
1 Thème / Variations I-VI
Rondo: Allegretto ma moderato

Großes Trio in Es-Dur op.10 **27´35**
2 Introduzione: Adagio cantabile
Molto allegro e con brio 11´43
3 Larghetto sostenuto 6´46
4 Rondo brilliante 8´53

Notturno F-Dur op. 8 **21´56**
5 Larghetto
Andantino con moto
Presto assai

VOL. II - BCTH 2252

Rondo für Klavier und Orchester B-Dur op. 9 **13´18**
1 Grazioso ed espressivo

Oktett F-Dur op. 12 **29´50**
2 Lento patetico 15´50
Allegro grazioso
3 Romance: Larghetto cantabile ed espressivo 7´21
4 Rondo 6´37
Allegro non troppo

Rondo pour piano avec orchestre Es-Dur op.13 **11´27**
5 Allegretto

VOL. III - BCTH 2253

Klaviertrio As-Dur op.2 **34´20**
1 Allegro moderato 11´47
2 Andante sostenuto con Variazioni 16´08
3 Finale: Allegro con brio 6´22

Klaviertrio Es-Dur op. 3 **30´55**
4 Allegro espressivo 11´57
5 Andante con Variazioni 9´10
6 Rondo: Grazioso e brillante 9´48

VOL. IV - CTH 2254

Klavierquartett Es-Dur op. 5 **33´10**
1 Allegro espressivo 10´33
2 Adagio 7´18´´
3 Tempo di minuetto ma moderato 5´37
4 Rondo: Tempo moderato 9´42

Klavierquartett f-moll op. 6 **37´10**
5 Allegro moderato 12´33
6 Menuetto: Agitato 5´38
7 Adagio lento e amoroso 10´33
8 Allegro ma moderato ed espressivo 8´26

VOL. V - BCTH 2255

Klavierquintett c-moll op. 1		**42´53**
1	Allegro con fuoco	15´37
2	Menuetto	6´40
3	Andante con Variazione	11´11
4	Rondo: Allegro giojoso	9´35
5	**Fuge für Klavier g-moll op. 7**	**2´09**
Andante B-Dur op. 4		**14´10**
6	Larghetto / Variation I-VII	

Die Ausführenden:

Horst Göbel, Klavier (sämtliche Werke)

Göbel-Trio Berlin:
Hans Maile, Violine / René Forest, Violoncello / Horst Göbel, Klavier (op.2, 3, 8, 10 und 11)

Joachim-Quartett Hannover:
Volker Worlitzsch und Friedemann Kober, Violine / Monika Hüls, Viola / Marcio Carneiro, Violoncello (op.5 und 6)

Camerata Quartett Warschau:
Wladzimierz Prominski und Andrzej Kordykiewicz, Violine / Piotr Reichert, Viola / Roman Hoffmann, Violoncello (op. 1 und 4)

Mitglieder des RSO Berlin:
Chaim Soloturskij, Viola (op. 8 und 11), Akira Akahoshi, Kontrabaß (op.11), Klaus Schneider und Heinrich Roggenkamp, Horn (op. 8)

Mitglieder der Orchester-Akademie des Berliner Philharmonischen Orchesters:
Matthias Perl, Flöte (op.8); Rupert Fankhauser, Klarinette; Bernhard Krug und Ignacio Garcia, Horn; Michael Gieler und Sally Clark, Viola; Elke Funk und David Cofré, Violoncello (op.12)

Filharmonia Pomorska / Takao Ukigaya
(op.9 und 13)

Aufnahmeorte:
studio wedemark (op. 2,3,5,6,7 und 10)
Rias Berlin (8 und 11)
Kammermusiksaal der Philharmonie Berlin (op.12)
Philharmonie Bydgoszcz (op. 1, 4, 9 und 13)

Aufnahmedaten:
1981 (op.5, 6, 8, 10 und 11),
1985 (op. 2 und 3),
1990 (op.7, 9, 12 und 13),
1992 (1 und 4)

Aufnahmetechnik:
studio wedemark, Rias Berlin

Aufnahmeleitung:
Horst Buch, Horst Göbel, Bernd Hanke, Helmut König und U. Ruscher

- 43 -

Soweit also das Booklet der CD-Gesamtausgabe. --- Die „Karlheinz Kraaß“-Version unseres Plakates:

Im Rahmen:

1806 - 2006 „Rendezvous“ ***(deutsch -französisches Kulturjahr)***

200 Jahre Gedenkjubiläum als Beitrag zur deutsch-französischen Freundschaft in Europa

„…der menschlichste aller Menschen…“ (Beethoven)“

Ein literarisch-musikalisches Portrait
des preußischen Generals

Louis-Ferdinand

(gefallen 1806 bei SAALFELD/Thür.)

durch das Ensemble des VCV(W) [„Vox coelestis“-e.V. Weimar]:

Hans Lucke (Sprecher) - das VCV(W)-Blockflötenensemble „Conventus tibicinus“ (Babett Knorre, Annegret Dudek, Silvia Dohl und Sabine Leidel (Leitung)) - Rolf („Leo“) Lukoschek (Querflöte) - Ralph Schmidtsdorf & Birgit Hofmann (Violine), Sergey V. Dunaev (Konzertgitarre) und Prof. Wolf-G. Leidel (Tasteninstrument(e)/Moderation/Gesamtleitung)

Eintritt frei (1 Stunde vorher: Flohmarkt)

Texte: *H. Lucke, E. v. Wildenbruch, H.-H. Lawatsch* – Musik: *J.-S. Bach, J.-F. Fasch, F. d. Große, C.-Ph.-E. Bach, J.-Ph. Kirnberger, A.-Amalie v. Preußen, J. Quantz, C.-H. Graun, A. Rejcha, L. v. Beethoven,* ***Louis-Ferdinand Prinz von Preußen****, F. Himmel, L. Dussek, F. Liszt, A. Methfessel, W.-G. Leidel*



Welt-Uraufführung:

7. Juli 2006 19:00 Uhr

„Capella „Vox coelestis“„

(Friedhof WEIMAR-EHRINGSDORF)

--- U. Oster schreibt: „…am 9. November 1907 kam in Potsdam der zweite Sohn des deutschen Kronprinzenpaares zur Welt. Der Versuch, ihn nach dem russischen Großvater der Kronprinzessin „Michael“ zu nennen, scheiterte am Widerstand des Kaisers. Ein bißchen preußischer sollte der Name schon sein…; also einigten sich Kronprinz Wilhelm und Kronprinzessin Cecilie darauf, ihn „Louis Ferdinand“ zu taufen. „Diesmal…“, so schreibt der spätere, langjährige Chef des Hauses Hohenzollern in seinen Memoiren, „…konnte niemand sagen, der Name entspreche nicht den Traditionen unseres Hauses. Mein Großvater willigte denn auch ein, freilich nicht ohne einiges Widerstreben. Ich glaube, er hat den Namen nie recht gemocht … er sah in ihm so etwas wie ein schwarzes Schaf…“. Er habe - so Louis-Ferdinand weiter - lange nicht begriffen, warum man um einen Namen „…ein solches Wesen machte…“. Doch der Namen-Geber des 1994 verstorbenen Prinzen war eben nicht irgendein Hohenzoller. Er sprengte die Konventionen seiner Zeit, von denen seiner Familie ganz zu schweigen…; und er wurde bewundert wie kaum ein anderer: Ludwig van Beethoven nannte ihn den „menschlichsten Menschen“ und lobte sein Klavierspiel; die Frauen verfielen reihenweise seinem Charme, und in den geistreichen Berliner Salons seiner Zeit stand er im Mittelpunkt. Wo so viel Licht, da ist auch Schatten: Schon dem 30-Jährigen sah man an, daß er entschieden zu viel trank, und seine Schuldenberge wuchsen in unermeßliche Höhen. Wenn der tollkühne Prinz etwas nicht beherrschte, dann war es der Umgang mit Geld. Als Prinz Louis-Ferdinand am 10. Oktober 1806 in der Schlacht von Saalfeld fiel - natürlich an der Spitze seiner Truppen - , da hatte Preußen in der Stunde seiner größten Niederlagen einen neuen Helden gefunden, fernab der biederen Mittelmäßigkeit, die das Land m diesen Jahrzehnten prägte. Doch die Lobeshymnen, die auf ihn gesungen, geschrieben und gedichtet wurden, haben - wie so oft - den Blick auf das eigentliche Leben verstellt. Dabei ist das doch allein schon spannend genug. Im Schatten des „Alten Fritz“: Als Prinz Louis Ferdinand von

Preußen 1772 geboren wurde, herrschte Friedrich II. bereits seit 32 Jahren. Aus „Friedrich dem Großen“ war der Alte Fritz geworden; vorbei die Zeit der Flötenkonzerte und gelehrten Unterhaltungen mit Voltaire. Um den König war es einsam geworden … - … in Wien gab es für Louis Ferdinand auch ein Wiedersehen mit Ludwig van Beethoven, den er bei dessen Berlin-Besuch 1796 kennen gelernt hatte. Das erste Treffen der beiden in der Kaiserstadt endete abrupt: Eine alte Gräfin hatte zu einer Soiree mit anschließendem Abendessen geladen. Als es zu Tisch ging, sah Beethoven, daß er an einem Nebentisch Platz nehmen sollte, am Tisch des Prinzen hatte die Gräfin nur hohe Adlige vorgesehen. Doch der mittlerweile berühmte Komponist hatte keineswegs vor, am Katzentisch zu sitzen, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging! Es ist bezeichnend, wie Louis Ferdinand darauf reagiert hat. Wenige Tage später gab er in Wien selbst eine Einladung und bot Beethoven einen Platz an seiner Seite. Und die alte Gräfin setzte er auf die andere. Ob sich das alles so abgespielt hat oder nicht, sei dahingestellt. Beethoven muß von der neuerlichen Begegnung mit LouisFerdinand wiederum beeindruckt gewesen sein. Immerhin widmete er ihm sein gerade fertig gestelltes Klavierkonzert in c-Moll. Von Wien aus reiste der Prinz weiter nach Böhmen, wo die österreichischen Herbstmanöver fortgesetzt wurden. Begleitet wurde er dabei teilweise von seiner Schwester Luise und deren Mann Anton Radziwill. Die Prinzessin Luise schreibt darüber: „…anfang September reisten wir mit Louis nach Teplitz. Wir verlebten dort eine höchst interessante Zeit, besonders bei einem Ausflug nach Prag, wo der Kaiser, die Kaiserin, der Erzherzog Karl-Ludwig und viele andere Fürstlichkeiten und Fremde sich zusammengefunden hatten, um den Truppenbesichtigungen beizuwohnen. Der Kaiser zeichnete meinen Bruder ganz besonders aus. Louis begleitete uns dann noch zum Fürsten von Lobkowitz nach Raudnitz, nach Teplitz und Dresden…“; um dem musikbegeisterten Louis Ferdinand einen Gefallen zu machen, lud Fürst Franz Joseph Maximilian von Lobkowitz den gleichaltrigen Prinzen in Raudnitz zu einer Aufführung von Beethovens „Eroica“ ein. Der Komponist hatte das Werk Anfang 1804 abgeschlossen und es ursprünglich Napoleon widmen wollen. Doch über die Kaiserkrönung des Korsen war der Republikaner Beethoven so erzürnt, dass er davon absah: „Ist er auch nichts anderes wie ein gewöhnlicher Mensch? Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize frönen, er wird sich nun höher als alle anderen stellen, ein Tyrann werden.“; statt-dessen widmete er das Werk dem Fürsten Lobkowitz, der einer seiner größten Gönner war. Die Aufführung in Raudnitz darf man getrost als äußerst exklusiv bezeichnen, denn das Werk war noch nicht einmal öffentlich aufgeführt worden. Die private Darbietung in Raudnitz war gleichwohl ein gewagtes Unterfangen, denn es stand zu befürchten, dass die an Mozart und Haydn gewohnten Ohren das Neue wie so oft fast reflexartig ablehnen würden. Zunächst hielt sich die Begeisterung der Gäste denn auch in Grenzen. Nur einer war hingerissen: Louis-Ferdinand! Und das so sehr, daß er darum bat, die Symphonie gleich ein zweites Mal hören zu dürfen! So mussten die armen Musiker des Fürsten Lobkowitz noch einmal an die Instrumente, und siehe da: Je mehr sich die Zuhörer und die Musiker selbst an die neuen Klänge gewöhnten, umso mehr wuchs das Verständnis. So viel Erfolg war der offiziellen Uraufführung am 7. April 1805 im Theater an der Wien nicht beschieden; im Gegenteil: die „Eroica“ wurde in Wien mit äußerster Zurückhaltung aufgenommen - vielleicht hätte Beethoven Louis Ferdinand einladen sollen… -- …die militärischen Aktionen auf preußischer Seite wurden Ende September 1806 jedoch zunehmend unsicher, fast zögerlich. Dies hing auch damit zusammen, dass man das Gelände nur wenig kannte - es war eben nicht der Magdeburger Butterberg…; und die schnellen Truppenbewegungen Napoleons verwirrten die preußische Führung noch mehr. Prinz Louis Ferdinand, der die Avantgarde der Armee Hohenlohe anführte, kam zunächst am 2. Oktober 1806 nach Jena, wo er für einige Tage sogar den Oberbefehl über die gesamte Armee übernahm, da Hohenlohe zu Besprechungen in das mittlerweile nach Erfurt verlegte Hauptquartier geeilt war. Hier schrieb er auch seinen letzten Brief an Pauline Wiesel. Während die Briefe an seine Schwester immer auch

politische Einschätzungen enthielten, so gab er sich gegenüber Pauline fast ausschließlich als der sich in Sehnsucht verzehrende Liebhaber. Auch ließ er gegenüber Pauline keine dunklen Gedanken aufkommen: „Ich küsse dich tausendmal mit der heißesten innigsten Liebe. Bis zum 15. sind wir aneinander. Lebe wohl, bald schreibe ich dir wieder.“; diesem Schlußsatz fügte er noch ein rührendes Postskriptum an: „Schicke mir, sobald du hoffst, dass es gut ankommen kann, etwas Gutes zu essen. Adieu, Liebe, schreib mir nur gute, liebe Briefe, sie sind mein einziges Glück!“. Von Jena zog der Prinz weiter nach Stadtilm und Rudolstadt, wo er auf der mächtigen Heidecksburg hoch über der Stadt Quartier nahm. Am 7. Oktober veranstaltete Fürst Ludwig Friedrich II. von Schwarzburg-Rudolstadt dort einen Ball zu Ehren des Prinzen. Nostitz schreibt darüber: „Die Ankunft des Prinzen wurde in Rudolstadt durch ein Mahl und einen Ball im Schlosse des Fürsten gefeiert. Die Abendgesellschaft erging sich in heiterer Art. Es hatte der Fürst die köstlichen Springbrunnen seiner Weinkeller öffnen lassen… …der Fürst trieb es lustig nach seiner Art, bis ihm der Wein zu Kopfe stieg. Die Fürstin, eine anstandsvolle, verständige Dame, entzog das wilde Männchen dem öffentlichen Skandal, indem sich mit der ganzen fürstlichen Familie in die inneren Gemächer zurückzog. Der Prinz folgte ihr und spielte noch, zum Entzücken und zur Verwunderung der Zuhörer, über eine Stunde im freien Laufe der Gedanken auf dem Piano. Das war ein Schwanengesang!“; Dussek, der wieder mit ins Feld gezogen war, zeigte sich von diesem Auftritt des Prinzen nicht minder hingerissen: „Er spielte und spielte, wie noch nie zuvor, wie ich es noch nicht gehört hatte, und wie ich niemanden mehr hören werde!“. Am 9. Oktober, dem Tag vor der Schlacht, setzte sich der Prinz noch einmal ans Klavier. Die Fürstin Karoline Luise holte ihn aus seinen Träumen: „Sie haben jetzt auf einem anderen Klavier zu spielen, Prinz!“; und Louis antwortete: „Ja - und lauter Dissonanzen!“. Am selben Abend verabschiedete sich Louis Ferdinand offiziell von dem Fürstenpaar; die Fürstin schrieb darüber: „…er sagte uns „Gute Nacht!“, nahm meine Hand und hielt sie lange in der seinigen, indem er mich schweigend ansah … noch war Norddeutschland zu retten vor dem Joche der Franzosen; ich hielt die Hand Dessen, der uns erretten sollte, in der meinigen. Mit tiefem Gefühl drückte ich diese Hand…: „Versprechen sie mir, sich nicht in einem Avantgardengefechte so zu exponieren, dass Sie in wichtigen Momenten nicht helfen könnten!“ – „Nein, wenn ich zurückgeschlagen werden sollte, das könnte ich nimmermehr ertragen“, entgegnete er…“. Einen nicht gerade von Heldenverehrung geprägten Bericht über die letzten Tage Louis Ferdinands in Rudolstadt verdanken wir einem Brief Wilhelm von Humboldts an seine Frau. Humboldt war zwar kein Augenzeuge gewesen, und der Brief datiert erst aus dem Dezember 1808 - doch hatte er dafür Informationen aus erster Hand, nämlich von der Fürstin Karoline-Luise. Ob diese im Abstand kritischer über Louis Ferdinand dachte oder Humboldt die kritischen Anmerkungen überbewertete - wir wissen es nicht: „Der Prinz hat die Nacht vor seinem Tode auf dem Schlosse geschlafen und ist mehrere Tage vorher hier gewesen. Seine militärischen Dispositionen scheinen, wenn man den Leuten glauben darf, sehr sonderbar gewesen zu sein. Die Magazine sind ohne Waffen gewesen, die Ordres an die Generäle sind durch rudolstädtische Bauern geschickt worden, und alles ist unordentlich und zu spät angekommen. Er selbst hat die Gegend zu wenig gekannt, dass er beim Wegreiten zur Affaire am Morgen seines Todes Beulwitz (- den damaligen Hofmarschall -) nach dem Wege nach Saalfeld gefragt und doch nicht den kürzesten genommen hat. Bei der Affaire selbst standen seine Truppen in der Ebene und die Franzosen auf den Bergen, so dass sie allen Vorteil hatten. Doch fing er die Bataille an, da die Franzosen ihn schwerlich angegriffen hätten. Er hat gewöhnlich lange geschlafen, und am Morgen der Affaire haben sie noch in der ganzen Stadt nach einer Spezialkarte herumgeschickt. Die Stellung und Zahl der Franzosen ist ihm ganz unbekannt gewesen…“; fairerweise muss man sagen, daß es über die letzten Tage des Prinzen und den Verlauf der Schlacht auch andere Darstellungen gibt, die Louis Ferdinand in ein sehr viel besseres Licht stellen. Auch der Prinz selbst hat seine letzten Lebenstage in einem Feldzugstagebuch detailliert geschildert. Dabei ist

deutlich zu spüren, wie sehr er sich beispielsweise um eine genaue Kenntnis der geographischen Umgebung bemüht hat. Es war nicht seine Schuld, dass den Franzosen augenscheinlich bessere Karten zur Verfügung standen als den Preußen. Die von von Humboldt angesprochene mangelnde Ausrüstung bemängelte auch Louis Ferdinand - nur sah er die Schuld bei jenen, die dafür hätten sorgen sollen: „Der Krieg war weniger eine Sache des Willens als die Wirkung des Hingerissenseins, das Ergebnis einmal getroffener Maßregeln, denen andere folgen müssen. Darum wurde also nichts vorgesorgt, nichts berechnet, daher die vielen halben Maßregeln mit kleinen Gesichtspunkten. Daher kommt es, dass im Augenblick des Losschlagens es bei der zweiten Mobilmachung der Artillerie hapert und wir nur eine Ambulanz für 200 Verwundete oder Kranke haben. So zerstört man den guten Geist.“; spürbar wird im Feldzugstagebuch des Prinzen die Unklarheit über die exakte Position der Franzosen: „Von allen Seiten Neuigkeiten!“, notierte er am 1. Oktober. „Zusammenziehen der Franzosen. Es scheint sogar, dass sie versuchen, uns bei der Besetzung der Pässe des Thüringer Waldes zuvorzukommen. Sie haben Kulmbach mit 400 Mann besetzt…und…Durchmarsch von 10000 Mann durch Bayreuth verlangt; 30000 Mann sollen bei Schweinfurt stehen. Es wird behauptet, dass Bernadotte 16000 Mann auf Kronach geworfen hat oder werfen wird, dass er in Coburg Quartier für 2000 Mann verlangt hat, ebenso in Meiningen, Hildburghausen, usw….“. Wenig Vertrauen hatte Louis zu seinem Vorgesetzten, dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen: „Der Fürst hat geringe Charakterstärke; sein Land Hohenlohe, seine Beziehungen zu den französischen Generälen, die platten Briefe seiner Vertrauensleute…, seine eignen kleinen Unentschlossenheiten, seine Launen, lassen große Umstände befürchten!“. Daß LouisFerdinand auch am Morgen des 10. Oktober - wie Humboldt in seinem Brief angedeutet hat - lange geschlafen hat, ist kaum anzunehmen. Wenn doch, dann nur deshalb, weil er noch mitten in der Nacht in seinem Quartier gesessen hatte und Vorbereitungen für den nächsten Tag traf. Sein letzter Befehl ist erhalten geblieben: „Rudolstadt, den l0ten Oktober, früh, 1 Uhr“, hat ihn der Prinz selbst datiert. Er ist gerichtet an den sächsischen Generalmajor Bevilaqua und dreht sich einmal mehr um die Aufstellung der Truppen. Schon am 9. Oktober hatte es einige Scharmützel zwischen preußischen und französischen Einheiten gegeben, die eigentlich wenig Anlass zu Optimismus gaben, aber Louis Ferdinand wollte davon nichts wissen, auch wischte er Einwände beiseite, dass man gegebenenfalls in ungünstiger Stellung und mit weit auseinandergezogenen Reihen werde kämpfen müssen. Warum? Louis Ferdinand sah die Gefahr, dass die preußische Hauptarmee durch ein erfolgreiches Vorrücken Napoleons von ihren Verbindungen nach Dresden und Berlin abgeschnitten würde. Der Prinz, so Georg Wilhelm von Valentini, der das Gefecht in dessen unmittelbarer Nähe miterlebt hat, habe wirklich daran geglaubt, „…mit seinem 6000 Mann starken Korps jedem Frontalangriff begegnen zu können. Nur die Sicherung seiner rechten Flanke empfahl er ... der Avantgarde der Hauptarmee, die man im Vorrücken ... glaubte…“. Vom Schloss in Saalfeld aus beobachtete die Herzogin Auguste von Sachsen-Coburg das Treiben in der Stadt: „Gegen acht Uhr kam Prinz Louis Ferdinand von Rudolstadt und nach ihm reitende Batterien in vollem Trabe, dann zwei sächsische Infanterieregimenter, weither schallte ihre schöne Musik; endlich im kurzen Trabe die braven sächsischen Husaren... Prinz Louis Ferdinand sprengte von einem Trupp zum andern, von seinem Adjutanten begleitet. Der hohe königliche Reiter flößte Vertrauen ein durch sein keckes, mutiges Aussehen. Von den fernen Bergen sah man die Feinde herunterziehen. Man konnte den Marsch der Infanterie, das Schmettern der Trompeten hören... das Feuer der preußischen Batterien war unaufhörlich... Die französische Kavallerie kam aus dem Walde und zog - ein langer fürchterlicher Zug - auf den Feldern längs des Weges hin; man sah aus den Fenstern, wie die preußischen Kugeln in ihre Reihen fielen, die sich sogleich wieder schlossen…“; über den weiteren Verlauf der Schlacht gibt es zahlreiche Darstellungen, wobei eigentlich alle mit einer gewissen Vorsicht zu genießen sind, denn es ging den Chronisten teilweise auch darum, die eigene Rolle möglichst hervorzuheben. Dies

gilt etwa für Nostitz, aber auch für jenen französischen Husaren, der Louis Ferdinand - angeblich oder tatsächlich - getötet hat. Der Bericht Valentinis war eine Erwiderung auf die Kritik, die nach der Niederlage gegen Louis Ferdinand vorgebracht wurde. Insofern ist auch hier Skepsis angebracht, doch bleibt seine Darstellung dennoch objektiver und weniger legendenhaft als etwa jene von Nostitz. Valentini räumt denn auch ein, dass Louis Ferdinand die Schwierigkeiten, den Posten von Saalfeld zu halten, sehr wohl eingesehen hat. Dennoch sei ihm der Gedanke, ihn zu verlassen, unangenehm gewesen. „Es war schon drei Uhr Nachmittags. Konnte man sich noch einige Stunden halten, so machte die einbrechende Nacht vielleicht dem Gefecht ein Ende; die herannahende Hauptarmee, oderdie im Tale der Saale vorausgesetzten Kolonnen des Fürsten von Hohenlohe änderten vielleicht die Verhältnisse zu unserem Vorteil. Eine Nachricht von der einen oder der anderen Armee ward in jedem Augenblicke erwartet, und der rechte Flügel des Korps im Schwarzatal war noch nicht vom Feinde erreicht. Alle diese Gedanken veranlassten den Prinzen, mit seinem Rückzuge noch etwas zu zögern. Eine Maßregel musste aber getroffen werden, die Bewegung des Feindes zu hemmen. Dazu schien die zweckmäßigste, die auf der Höhe marschierende Kolonne … anzugreifen. Konnte man sich auch wegen der steilen Höhe keinen entscheidenden Erfolg bei diesem Angriff versprechen, so diente er doch dazu, den Feind zu versuchen. Ließ er seine Kolonne auf der Höhe halten, um gegen das Tal Fronte zu bieten, so war die Absicht, Zeit zu gewinnen, erreicht. Ließ er sich aber in seinem Marsch gegen unsere rechte Flanke nicht stören, so war es Zeit, auf den Rückzug zu denken…“; dieser Angriff kam nur langsam und unter hohen Verlusten voran. Ein Weiteres kam hinzu: Während die Franzosen kriegserfahrene Truppen einsetzen konnten, standen auf preußischer und sächsischer Seite größtenteils junge Soldaten, für die es das erste Gefecht überhaupt war! Es sei, so Valentini, für diese eine harte Probe gewesen, „…ihre Kameraden neben sich niederstrecken zu sehen…“. Louis Ferdinand reagierte darauf und befahl, zurückzugehen. Doch „…dieser angetretene Rückzug artete“ rasch „in ein Laufen aus, das in solchen Fällen, wie der gegenwärtige, wo kein verfolgender Feind eine augenblickliche Wiederherstellung der Ordnung fordert, vielleicht ganz zweckmäßig ist, das aber einem Auge, an das ehrwürdige Dekorum der altpreußischen Taktik gewöhnt, nie anders als anstößig sein kann. Wie sollte es auch nicht das Gefühl empören, gleich in der ersten Aktion des Krieges dem Feinde das Schauspiel laufender Bataillone zu geben…“. Nur mühsam gelang es Louis Ferdinand, wieder Ordnung in seine Reihen zu bekommen. Schließlich entschied er sich, „einzelne Leute aus den Bataillons vorzuschicken, den Rückzug des Ganzen gegen die feindlichen Tiralleurs zu decken“. Doch auch dieser Entlastungsangriff scheiterte: die Franzosen stießen unerbittlich nach. Es kam zu einem heillosen Durcheinander, die Schlacht war für Preußen und Sachsen eigentlich schon verloren. Verzweifelt versuchte der Prinz, die Fliehenden aufzuhalten. Tatsächlich gelang es ihm, einige zum Halten zu bewegen. Gemeinsam mit diesen viel zu schwachen Kräften stemmte er sich noch einmal gegen die Angreifer! Der französische Unteroffizier Guindey wurde dabei schon aus der Ferne auf Louis Ferdinand aufmerksam: Mit seinen Orden, seiner prächtigen Uniform und dem mit Federn geschmückten Hut zog er die Blicke gleichsam auf sich. Guindey, so berichtete er später, fasste sogleich den Entschluss, diesen General gefangen zu nehmen: „Endlich erblickte ich ihn, wie er mit der größten Lebhaftigkeit ein Bataillon Infanterie in grüner Uniform mit Schnüren wieder in Ordnung stellte. Ich ritt im Galopp, mit dem Säbel in der Hand, auf ihn zu, indem ich ihm zurief: „Ergeben Sie sich, General, oder ich töte Sie!“…“; doch mit fester Stimme, so Guindey, habe der Prinz dies abgelehnt „…und mir dabei einen Hieb mit dem Säbel ins Gesicht…“ versetzt. Schließlich gelang dem Franzosen im Gegenzug der tödliche Hieb… - Wie erwähnt, ist der Bericht Guindeys nicht über Zweifel erhaben. Fakt aber ist: Louis Ferdinand war von einer Vielzahl französischer Husaren umringt und hätte sein Leben in diesem Moment tatsächlich nur noch retten können, wenn er sich ergeben hätte. Bestätigt wird dies auch durch den Bericht Valentinis: „Ein Stich, von einem der ihn anfallenden feindlichen Husaren, tötete den

Helden, der den Tod der Gefangenschaft vorzog. Sein Leichnam, vom Pferde sinkend, ward von zwei Adjutanten unterstützt. Mit Hilfe eines Husaren bemühten sie sich, die teuren Reste dem Feinde zu entreißen. Die Übermacht desselben machte es unmöglich. So schmerzlich auch das Frohlocken des Feindes über die köstliche Beute war, so gebot doch die Pflicht, zu den Truppen zu eilen, um im Namen des verewigten Helden zu wirken. Man verhehlte den Truppen seinen Tod…". Bestätigt wird die Darstellung der letzten Stunden im Leben Louis-Ferdinands auch von einem weiteren Augenzeugen: Friedrich Carl Ferdinand von Müffling, dessen Bericht umso wichtiger ist, da er in einem recht nüchternen Stil geschrieben, also weder von Heldenverehrung noch von Rechtfertigung geprägt ist: „Der Prinz Louis, der nunmehr seine ganze Infanterie geworfen sah, fasste den Entschluss, mit den bei Wöhlsdorf (bei Saalfeld) hinter dem Hohlwege postierten 5 schwachen Escadrons Husaren, die gegen Nachmittags zwei Uhr gegen ihn anrückende feindliche Cavallerie in dem ihm günstig erscheinenden Augenblicke... zu attackieren. Der Prinz führte bei diesem Angriff die Cavallerie selbst an - der Angriff geschah mit aller Entschlossenheit; aber auch dieser letzte Versuch misslang - denn kaum hatte der Prinz mit seiner Cavallerie die sich wieder gesetzte Französische Cavallerie geworfen, als eine andere Linie, aus dem 9ten und l0ten (französischen) Husaren-Regimente formirt, der diesseitigen Cavallerie entgegenrückte, die hinter dem Flügel ihrer Fronte folgende Colonnen entwickelte und die Linie der diesseitigen Cavallerie auf beiden Flanken umfasste. Dieses Manoeuver und die Unebenheit des Terrains bewirkte Unordnung - und der Prinz selbst geriet in ein persönliches Handgemenge mit einem „Marechal des logis" vom 13ten Regimente, welcher den Prinzen durch einen Stich in den Leib verwundete, dieser Wunde ohnerachtet focht der Prinz noch einige Zeit, bis er, von mehreren schweren Blessuren getroffen, tot in die Arme eines seiner Adjutanten, des Lieut. von Nostitz sank ... Der schleunigste, allgemeine Rückzug der Truppen ward nun unvermeidlich."; viel ist darüber diskutiert worden, ob Louis Ferdinand den Tod schon zuvor bewusst gesucht hat, nämlich als er sah, dass die Schlacht verloren war. In Valentinis Bericht wird diese Vermutung nicht bestätigt. Der Prinz habe, „als er sich der Gefahr ausgesetzt sah, dem Feind in die Hände zu fallen", noch versucht, „sich dem Getümmel zu entreißen", doch da war es schon zu spät. „Est-il possible?", sollen seine letzten - auf Französisch gesprochenen! - Worte gewesen sein: „Ist das möglich?" - Nur kurze Zeit später war Saalfeld von französischen Truppen besetzt, der siegreiche Marschall Lannes meldete sich im Schloß an, wo er ein Mahl für 30 Personen „bestellte" und gar nicht erst versuchte, mit seiner guten Laune hinter dem Berg zu halten. Die Leiche Louis Ferdinands lag derweil auf dem Schlachtfeld - nackt und ausgeplündert. In Saalfeld erfuhren die Franzosen, wer der tote General war. Soldaten waren mit den Orden des toten Generals ins Schloss gekommen, und dort hatte man natürlich sofort erkannt, wem diese gehörten. Umso glorreicher war der Sieg, den die Soldaten Bonapartes an diesem Tag davongetragen hatten. Am Morgen nach der Schlacht brachte man die Leiche des Prinzen in das Saalfelder Schloss. Die Hofdame Amalie von Uttenhofen berichtet darüber: „Indem ich noch über die Trauerkunde seines Todes weinte, trat die Fürstin Reuß zu mir und machte mich aufmerksam, dass man einen Verwundeten auf einer Tragbahre ins Schloss brachte. Eine Kompanie Soldaten begleitete dieselbe, und ein Musikchor spielte einen fröhlichen Siegesmarsch dazu. Welch ein Anblick! - Auf der Bahre lag Prinz Louis Ferdinand, der Ruhm des preußischen Heeres... Niemals werden ich diesen schrecklichen Anblick vergessen!" Auch ein gefangen genommener sächsischer Offizier wurde Augenzeuge, wie die Leiche des Prinzen nach Saalfeld gebracht wurde: „Sie wurde durch vier Franzosen auf einer Bahre getragen und war mit einem leinenen Tuch bedeckt. Er lag da, mit aufgelöstem Haar, ohne Uniform und Stiefel; seine Gesichtsbildung unverstellt und noch im Tode schön. Vor dem Altar einer Kirche, wo ich die Leiche am Nachmittag sah, wird selbige seziert und einbalsamiert."; der französische Chirurgus, der die Leiche des Prinzen in der Kirche untersuchte, stellte insgesamt sechs größere Wunden an dessen Körper fest. Tödlich war ein „Säbelhieb am hinteren und unteren

Teile des Kopfes, der von oben nach unten geführt ist, und welcher den Hinterkopf gespalten hat, indem die Klinge des Säbels bis auf das Gehirn gedrungen ist“. In der Fürstengruft des Saalfelder Schlosses fand Louis Ferdinand seine vorläufige Ruhestätte. Umstritten ist bis heute, ob Louis Ferdinand mit seinem Angriff anders lautende Befehle des Fürsten Hohenlohe missachtet hat. Die darauf basierende Kritik - daß nämlich Louis Ferdinand dadurch bewußt und in offenem Ungehorsam in die unvermeidliche Niederlage gestürzt sei - wurde von den jungen Offizieren, die ihn vergötterten, stets scharf zurückgewiesen. Für den 1777 geborenen Friedrich August-Ludwig von der Marwitz etwa war Louis-Ferdinands Ende „ruhmvoll und keineswegs leichtsinnig, wie Verräter behauptet haben, um die eigene Schande einigermaßen zu decken“. Selbst Carl von Clausewitz, der später so berühmte Kriegstheoretiker, beteuerte: „Der Tod des Prinzen hat fast der ganzen Armee Tränen gekostet.“; allerdings hatte die Niederlage von Saalfeld natürlich Auswirkungen auf die gesamte Lage, nicht zuletzt auf die Moral der Truppe, wie auch von Müffling bestätigt: „Mit dem Prinzen Louis, einem der entschlossensten, mutvollsten und tapfersten Heeresanführer, sank eine der größten Hoffnungen des Heers dahin - der Tod dieses so verehrten Prinzen erregte allgemeine Bestürzung, Der Verlust des Gefechtes bei Saalfeld, die sichtbare Überlegenheit der Französischen Armee und der einreißende Mangel an Verpflegung für Menschen und Vieh wirkten vereinigt mit hin, auf den unglücklichen Ausgang der (darauf folgenden) Schlacht bei Jena.“; bei seinen Freunden - Friedrich von Gentz, Johannes von Müller, Rahel Levin ... - löste der Tod Louis Ferdinands ebenfalls tiefe Bestürzung aus; Pauline Wiesel soll gar an Selbstmord gedacht und acht Tage lang ein Messer mit in ihr Bett genommen haben. Untröstlich war natürlich seine Schwester Luise Radziwill. Als die Königin Luise sie ein knappes Jahr später traf, war die Prinzessin noch immer tief betrübt. Die Königin schrieb damals: „... sie ist sehr unglücklich, seit Prinz Louis tot, nie wird diese Wunde vernarben.“. Nicht alle fielen in tiefe Trauer. Als König Friedrich Wilhelm vom Tod des Prinzen erfuhr, soll er in der für ihn typischen, abgehackten Sprechweise zu Oberst von Winning gesagt haben: „Hat wie ein toller Mensch gelebt, ist wie ein toller Mensch gestorben, die Scharte nur klein, muss aber ausgewetzt werden.“; zu Zeiten der Monarchie wurde dieser Satz wohlweislich unter Verschluss gehalten - ein entsprechender Vermerk findet sich noch heute in den Akten. Auch die Eltern Louis-Ferdinands reagierten - wenn es stimmt, was die Prinzessin Luise darüber geschrieben hat - nicht unbedingt so, wie man es wohl hätte erwarten können: „Meine Mutter war betrübt, aber hauptsächlich voller Angst und Sorge um (den ebenfalls im Feld stehenden) August, mein Vater wie immer ruhig. Er glaubte, daß Louis den Krieg herbeigeführt und sich sein trauriges Schicksal selbst zugezogen habe... Wie traurig verlief mir die Zeit von jenem Augenblick an ... Ich verbrachte sie in heißer Besorgnis bei meinen Eltern. Meine Mutter befand sich in so heftiger Angst um August, dass sie mich jeden Moment wegen meines traurigen Aussehens befragte. Sie rief dann: „Warum weinst du? Du hast gewiß etwas gehört, etwas Trauriges über August!?“; und ich musste sie dann daran erinnern, dass es Louis war, den ich beweinte!“; Größe zeigte der von Louis Ferdinand so gehaßte Napoleon. In einem offiziellen Bulletin teilte er mit: „Als der Prinz Louis von Preußen, als ein tapferer und rechtschaffener Soldat, die Unordnung seiner Leute gewahr wurde, ließ er sich in ein persönliches Gefecht mit einem Quartiermeister des 10. Husarenregiments ein... Wenn er auch in der letzten Zeit seines ruhelosen Lebens nicht der beste Bürger war, so ist doch sein Ende glorreich und verdient, beklagt zu werden. Er ist gestorben, wie jeder gute Soldat wünschen sollte, zu sterben. Man hat Briefe aus Berlin bei ihm gefunden, aus welchen man sieht, dass es die Absicht des Feindes war, ohne Verzug anzugreifen, und dass die Kriegspartei, an deren Spitze dieser junge Prinz und die Königin standen, immer noch fürchtete, dass die friedlichen Gesinnungen des Königs... zu Ausgleichungen bewegen möchten, durch welche ihre grausamen Hoffnungen vernichtet werden könnten. Man kann sagen, dass die ersten Streiche des Krieges einen seiner Urheber getötet haben.“; wenigstens darin war er sich mit Louis Ferdinands Vater einig…; dabei hätte

Napoleon seinen so mutigen Gegner lieber als Gefangenen gehabt. So verlieh er dem Unteroffizier Guindey zwar das Kreuz der Ehrenlegion, fügte aber hinzu: „Ich hätte ihn zum Offizier befördert, wenn er mir den Prinzen lebendig gebracht hätte.“; darauf soll Guindey geantwortet haben: „Es ist nicht meine Schuld, ich kann Ihnen sagen, dass er nicht in der Laune war, sich zu ergeben.“. Vier Tage nach der Schlacht von Saalfeld wurde die preußische Hauptarmee in der von Müffling angesprochenen Doppelschlacht von Jena und Auerstedt besiegt. Preußen lag am Boden und war auf Gedeih und Verderb der Gnade Napoleons ausgeliefert. Theodor Fontane schrieb über diese folgenreichen Tage in der Geschichte des Landes: „Prinz Louis war gefallen, und Preußen fiel - ihm nach.“; eineinhalb Jahre nach dem Tod des Prinzen wurde in Wöhlsdorf bei Saalfeld - an der Stelle, an der man den Leichnam des Prinzen gefunden hatte - ein schlichter, von Pappeln gesäumter Gedenkstein enthüllt. Doch es war nicht etwa König Friedrich Wilhelm, der dies veranlasste, sondern der Regierungspräsident von Erfurt und ein Offizier des Regiments „Garde du Corps“…; der Sarg des Prinzen wurde erst im März 1811 von Saalfeld zunächst nach Schloss Bellevue und schließlich in die Gruft des Berliner Doms überführt, wo er heute noch steht - ein schlichter Sarg, der kaum auffällt inmitten der zahllosen Sarkophage hohenzollerischer Prinzen und Könige, die die Gruft unter dem Berliner Dom bevölkern. Wenigstens bei der Überführung des Sarges zeigte auch König Friedrich Wilhelm Ansätze von Größe. Die Oberhofmeisterin der 1810 verstorbenen Königin Luise, die Gräfin Voß, berichtete darüber in ihrem Tagebuch unter dem 19. März 1811: „Der verewigte Prinz Louis Ferdinand ist von Saalfeld nach Bellevue gebracht worden und sollte in aller Stille im Dom beigesetzt werden. Der König will jedoch, dass dies nicht ohne Feierlichkeit geschehe. Die Minister fürchten die Empfindlichkeit Napoleons; diese Rücksicht erbitterte und empörte das Gefühl des Königs, und er hat vollkommen Recht, in dieser Sache nicht auf sie zu hören. Er befahl schließlich, dass die Kinder des Prinzen den Sarg im Dom empfangen und dass ein Teil der Garnison, alle Personen des Hofes und die Minister dem Sarge folgen sollten; das Ganze wird am 21. abends stattfinden.“; einschränkend muss allerdings hinzugefügt werden, dass die Überfuhrung des Sarges um Mitternacht stattfand - die Bevölkerung davon also gar nichts mitbekam…; im selben Jahr wurde der Nachlass des Prinzen versteigert und damit in alle Winde verstreut. Prinz Ferdinand hatte sich schon in den Jahren nach dem Tod seines Sohnes mit einer Vielzahl von Briefen konfrontiert gesehen: Louis Ferdinands Gläubiger wollten endlich ihr Geld zurück. Bankiers, Musikalien- und Buchhändler, Glasermeister und Dachdecker, Kaufleute, Tischler, Instrumentenmacher - überall hatte der Prinz mit seinem guten Namen bezahlt…; auch Henriette Fromme hatte sich 1807 gemeldet und um „Rückgabe der ihr gehörigen Möbel und Effekten“ gebeten. Louis Ferdinands Kinder Loulou und Blanche blieben nach dem Tod des Prinzen zunächst weiter bei ihrer Mutter. Als Henriette Fromme jedoch heiratete und nach Königsberg zog, übernahm LouisFerdinands Schwester Louise die weitere Erziehung. Zusammen mit deren eigenen Kindern wuchsen die beiden im Palais der Radziwills in der Wilhelmstraße, dem späteren Reichskanzlerpalais, auf. 1810 entsprach König Friedrich Wilhelm III. einem Wunsch, den noch Louis Ferdinand selbst geäußert hatte und erhob die Kinder in den Adelsstand - „von Schricke“ hatte der Vater eigentlich vorgeschlagen, doch erhielten sie stattdessen den Namen „von Wildenbruch“, nach einem hohenzollerischen Gut in Pommern. Blanche, die mit einem preußischen Offizier verheiratet war, starb 1887 in Breslau; Loulou - oder Ludwig, wie er nun offiziell hieß - wurde zunächst Offizier und später Diplomat. Als preußischer Gesandter wirkte er in Athen, Alexandria, Konstantinopel, Beirut ... In Aussehen und Auftreten ähnelte er seinem Vater - und wie dieser machte er nicht die große politische Karriere, die er sich erhofft hatte. Er starb 1874 in Breslau. Sein in Beirut geborener Sohn Ernst von Wildenbruch (1845-1909) schlug zwar ebenfalls zunächst die diplomatische Laufbahn ein, doch bekannt wurde er als Schriftsteller. Heute weitgehend vergessen, waren seine patriotischen Dramen und Balladen Ende des 19. Jahrhunderts wahre Bestseller. Doch zurück zu Louis Ferdinand selbst: Im Zeichen der

Befreiungskriege gegen Napoleon, 1813 bis 1815, wurde der Prinz in den Augen der Öffentlichkeit endgültig zum strahlenden Helden. Doch es sollte noch weitere zehn Jahre dauern, ehe 1823 - am Ort seines Todes in Wöhlsdorf - ein von Karl-Friedrich Schinkel entworfenes Denkmal für den Prinzen Louis-Ferdinand eingeweiht wurde. Und auch hier war nicht der König die treibende Kraft gewesen. So erschien zunächst in den „Militairischen Blättern“ 1820 ein entsprechender Aufruf, später setzte sich Louis Ferdinands Schwester Luise für die Verwirklichung des Denkmals ein, ehe endlich auch Friedrich Wilhelm III. merkte, dass es keinen guten Eindruck in der Öffentlichkeit machte, wenn er dem strahlenden Helden eine solche Erinnerung verwehrte. Das Denkmal trägt die Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland PRINZ LUDWIG V. PREVSSEN am X. October MDCCCVI.“; es zeigt nicht etwa den Prinzen zu Pferde und in strahlender Uniform, sondern ist angelehnt an antike Grabmale. Die von Friedrich Tieck modellierte Figur darin stellt wiederum nicht den Prinzen selbst dar, sondern einen antiken Genius. Es wäre der rechte Ort, um über das Leben dieses Prinzen nachzudenken, doch die dicht daran vorbeiführende, viel befahrene Straße läßt nur wenig Muße aufkommen. Lange hat pathetische Heldenverehrung den Blick auf den Menschen Louis Ferdinand verstellt. Deshalb soll das Schlußwort dieser Biografie Pauline Wiesel haben, die große Liebe des Prinzen. Noch Jahre nach seinem Tod verfaßte sie kaum einen Brief an Rahel Levin, ohne Louis Ferdinand zu erwähnen. So schrieb sie am 14. Dezember [- der 14. 12. 1949 ist mein, WGLs, Geburtstag… -] 1808: „…seit 2 Tagen lese ich Louis’ Briefe durch. Das Wetter ist horrible. Mein hümeur [„Humor“] ebenso traurig. Gott, die Briefe von Louis sind wirklich liebend. Gott, wie hat der geliebt…“; und am 26. Mai 1811: „…Louis seine Briefe lese ich fleißig. Ich nehme welche mit, auf einsame Promenaden. O Gott, wie unglücklich war der auch. Wo mag er sein, wo uns sehen oder hören. Liebe Ralle, was ist der Mensch? Wie wenig, wie unbedeutend in der Welt, und wie vieler Empfindung fähig ... Warum stirbt man nicht mit der Liebe - Louis ist wirklich mit der größten Liebe im Herzen gestorben … Glücklich wäre er nie geworden, nie. Es fehlte ihm an Ruhe. Keiner Ruhe war er fähig!“…“ --- Leise weint melancholisch der Herbstwind im bleichenden Spätlilarot vor sich hin (- es ist, als wolle er Gustav Mahlers Lieder singen: „…Des Morgens zwischen drei’n und vieren,

da müssen wir Soldaten marschieren
das Gäßlein auf & ab - tralali, tralaley, tralalera - ,
mein Schätzel sieht herab!
„Ach, Bruder: jetzt bin ich geschossen;
die Kugel hat mich schwere, schwer getroffen.
Trag’ mich in mein Quartier - tralali, tralaley, tralalera - ;
es ist nicht weit von hier!“ –
„Ach, Bruder, ach, Bruder: ich kann dich nicht tragen!
Die Feinde haben uns geschlagen;
helf’ dir der liebe GOTT! - tralali, tralaley, tralalera –
ich muß marschieren bis in’n Tod!“
– „Ach Bruder, ach Bruder! Ihr geht ja mir vorüber,
als wär’s mit mir schon vorbei - tralali, tralaley, tralalera –
Ihr tretet mir zu nah’!“
„Tralali, tralaley, tralalera – ich muß meine Trommel wohl rühren, -
tralali, tralaley, tralalera - sonst werd’ ich mich verlieren!
Die Brüder, dick gesät:
sie liegen wie gemäht…“;
er schlägt die Trommel auf-&-nieder,
erwecket seine stillen Brüder - tralali, tralaley, tralalera - ;
sie schlagen und sie schlagen ihren Feind-Feind-Feind - tralali, tralaley, tralalera - ,
ein Schrecken schlägt den Feind!

Er schlägt die Trommel auf-&-nieder:
da sind sie vor dem Nachtquartier schon wieder - tralali, tralaley, tralalera –
in's Gäßlein hell hinaus!
Sie zieh'n vor Schätzleins Haus - tralali, tralaley, tralalera!
Des Morgens stehen da die Gebeine
in Reih'-&-Glied; sie steh'n wie Leichensteine
in Reih'-&-Glied! Die Trommel steht voran,
daß sie ihn sehen kann - tralali, tralaley, tralalera… --
Wenn alle Leute schlafen, so muß ich wachen!
Muß traurig sein!
„Ach, Knabe: du mußt nicht traurig sein!
Will deiner warten
im Rosengarten
im grünen Klee…" –
„Zum grünen Klee, da komm' ich nicht!
Zum Waffengarten
voll Helleparten
bin ich gestellt!" –
„Stehst du im Feld,
so helf' dir GOTT! An GOTTes Segen
ist Alles gelegen, wer's glauben tut…" –
„Wer's glauben tut, ist weit davon: er ist ein König, ein Kaiser; er führt den Krieg! –
Halt! Wer da? Rund'! Bleib' mir vom Leib! Wer sang es hier? Wer sang zur Stund'?
Verlorene Feldwacht
sang es um Mitternacht…" –
„Wer ist denn draußen und wer klopfet an,
der mich so leise wecken kann?" –
„Das ist der Herzallerliebste dein!
Steh' auf und laß mich zu dir ein!
Was soll ich hier nun länger steh'n?
Ich seh' die Morgenröt' aufgeh'n,
die Morgenröt': zwei helle Stern'!
Bei meinem Schatz, da wär' ich gern,
bei meinem Herzallerlieble!" –
Das Mädchen stand auf und ließ ihn ein,
sie heißt ihn auch willkommen sein:
„Willkommen, trauter Knabe mein!
So lang' hast du gestanden!";
sie reicht ihm auch die schneeweiße Hand.
Von ferne sang die Nachtigall; da fängt sie auch zu weinen an!
„Ach: weine nicht, du Liebste mein!
Auf's Jahr sollst du mein eigen sein!
Mein Eigen sollt du werden g'wiß,
wie's Keine sonst auf Erden is'!
O Lieb' auf grüner Erden! Ich zieh' in'n Krieg auf grüne Haid';
die grüne Haid',
die ist so weit!
All-wo dort die schönen Trompeten blasen,
da ist mein Haus vom grünen Rasen…"…"; so scheint es aus dem Wind herauszutönen… -);
die Abenddämmerung, aus der scheu-fern des abnehmenden Mondes schmale Sichel hervorlugt, seufzt kläglich in den Gehölzgruppen und spannt ihre dunkelgraubraunvioletten

Riesenflügel über den ganzen Himmel aus, von dem nun die ersten Tropfen wie blutige Tränen auf das Herz der Erde fallen… --- Die Vision: Herbstwind; nachts marschiert Napoleon, das Ungeheuer; er kommt nicht von Kassel, nein, er kommt von Bayreuth…: bei Saalfeld ist er bereits auf den Höhen des Thüringer Waldes! LF spielt noch einmal auf der Heidecksburg, dem wundervollen Rokokoschloß in Rudolstadt, die blanken schönen Augen der duftenden schönen Damen werden glänzend-feucht… und er macht sich auf den Weg in den Tod. Parade („Defilade"…) diverser Preußen-Melodieen (- LF komponierte 2 der Musikwelt bis heute ('06) unbekannte schöne Märsche: B-Dur (im Todesjahr 1806, vermutlich letztes Werk(?)…) und A-Dur („Geschwindmarsch")) aus alter und neuer Zeit im Geiste: da kommt er, L.-F., sehr real & sehr schön, die blaue Uniform leuchtet im Herbstlicht, der Säbel glänzt, Geschwindmarsch (Musik von LF und von 1806 in Gänze, alles Andere (preußische Märsche vor (z.B. von Onkel „Fritz dem Großen") und nach 1806) in (Teil-)Zitaten), Kavallerie, Begrüßungsfanfaren (Originalmusik von ihm selbst (und seinem Onkel Fr. II.)!); „absitzen"! Abendgebet & Zapfenstreich, Geister der Dunkelheit (- noch-ein(letztes)mal die mystische, geheimnisvoll-unheimliche Apparition der seltsam-rätselhaften „Weißen Frau von der Heidechsburg" aus dem fern drohenden dunkelheitfinster'n RUDOLSTADTer Hainbergwald durch die hohe Purpurschwärze der unheilschwangeren Nachtlüfte wie ein „Walküre"-Phantom… -), Angst, ferne Schritte in der Finsternis? War das Geräusch da eben Nachtgetier oder ein Franzos'-Spion? Drohend liegt das schwarze Gehölz düster vor uns…; was klingen da ferne Glocken? Kriegsglocken? (Edgar-Allan-Poe's) Todesglocken? Die Sterne gefrieren im ersten Morgenlüftchen, „Ulalume", im Osten graut's, Allen graut's: Morgenwind erhebt sich; ein seltsam grünliches Un-Gestirn erscheint in merkwürdig schmelzendem Glanze wie ein diamantig böses Auge am bleich-fahlen Oktobernachtmorgenhimmel, leise weint der herbe Wind durch die bleierne Dämmerung in den Zweigen des Schlehdorns und im dürren Laub der Gehölzgruppen: Die Sonne geht zum letzten Mal, alle Tautropfen zu festlich-buntem Erblinken verzaubernd, purpurblutig auf – da ist er, der Tod: französisch: Attacke! Angriff (mutig? übermu(e)tig?), blutiges Gefecht, mörderisches Handgemenge „Mann-gegen-Mann": grausamer Nahkampf, „kein Pardon": ein Preußenprinz ergibt sich nicht! LF fällt, sein Auge bricht (- „…c'est la Guerre!…"); Trauermarsch, sehnsuchtsvolles Siegesleuchten in der Ferne, letzter Gruß („Preußens Gloria"), die Herzen werden zu Asche, Oktobernacht (- in SAALFELD läutet es unheimlich erzen kreischend/gellend „Sturm" vom „Johannis"-Kirchturm und die große Orgel erbraust düster in spätklassisch-beethoven'schem „Do Mineur"; in RUDOLSTADT auf dem Heidecksburg-Rokokoschloß löscht, nachdem eben die Uhr plötzlich stehenblieb(…?), eine junge, in wundervoll glänzender Lockenpracht weithin duftende und im letzten Kaminfeuerschein geradezu mystisch rosalila leuchtende bildschön-bleiche Dame (- oder sind es gar Mehrere…? -) angstvoll weinend-ahnend die letzte, gerade noch brennende/glimmende, wie eine erste und lange nicht letzte Träne schluchzend tropfende Soiree-Kerze für immer aus und beginnt am perlmuttverzierten Hammer-Clavir eine frühromantisch-(prae)chopinesque „Marche funebre" (- „si bemol mineur"? -) als letzten Scheidegruß („Les Adieux") zu improvisieren...), Angst & Trauer: „o Preußen! Was wird aus dir? Was wird übermorgen in JENA/AUERSTEDT? Was wird danach…?", Herbstwind…, die Saale fließt plötzlich langsamer und färbt sich rötlich? Eine Krähe krächzt (- „…c'est le prince Louis-Ferdinand qui se croyait un géant, ah! l'imprudent! Un houssard, bon là, lui dit: - N'allez pas si vite, ou bien, sinon ça, je vous lance une mort subite, a la papa…" -) das Dysangelium: „Nimmermehr!" und fliegt über bröckelndes Gemäuer nach WÖHLSDORF, dem kleinen Nachbardörfchen zwischen SAALFELD & RUDOLSTADT am majestätischen „Saale"-Flußufer hin… --- Sechs (- nein: elf! -) Messerstiche in die Eingeweide, ein Säbelhieb durch's Gehirn und (entscheidend) der Degen eines sehr jungen Franzosen töteten den 34jährigen Schönen - leise wimmert der Oktoberwind in den Zweigen…; mein Dank gilt sowohl dem Institut für Musikwissenschaft der Universität JENA & der „Franz Liszt"-

Hochschule für Musik WEIMAR (Direktor: Prof. Dr. D. Altenburg) mit zum Einen der Teilbibliothek Musikwissenschaft „Am Horn“ (Susanne Spiegler / Sabrina Roschlau / … / Hildegard Haltrich-Hazard / Christiane Scherbaum) und zum Anderen dem Thüringischen Landesmusikarchiv (Dr. Irina Kaminiarz-Lucke (Leitung) / Esther Schönberger / … / Thomas Wiegner) als auch der Hauptbibliothek der eben-genannten Hochschule (Anneliese Uhlig (&C.)) sowie (- ganz lieb! -) Angelika von Wilamowitz-Moellendorf („Herzogin „Anna Amalia“„-Bibliothek zu Weimar) und vielen anderen Bekannten (z.B.: Stephan Hirsch (Uni-Bibl. Frankfurt („RISM“-Zentrale)), Frau Rebmann & Eva Zilova (Badische Landesbibliothek KARLSRUHE)), Freundinnen-&-Freunden (z.B.: Hans Lucke) und (- last, but not least: -) meine Tante Isolde Berger-Kalb (ROTTENBACH). Leise weint und klagt der sanfte Oktober/November-Wind am Saaleufer entlang, unheimlich weißlich/gelblich-fahl stiert die Herbstsonne vom Himmel; es wird langsam Nacht… - das wunderbare LF-Buch von E. Kleßmann sei nun hier, da vergriffen und nicht wieder aufgelegt (- o GOTT: was ist unsere Nation/Welt anno 2006 doch schon total verblödet, so ein Buch nicht griffbereit zu haben…! -), jetzt in Gänze zitiert: „„Prinz Louis-Ferdinand von Preußen – Soldat/Musiker/Idol“ - von Eckart Kleßmann („Diederichs“ 1995 – „Die Deutsche Bibliothek“ „CIP-Einheitsaufnahme“ (überarbeitete Ausgabe des erstmals 1972 im „Paul List“-Verlag MÜNCHEN erschienenen Titels)) -- Das nur knapp 34 Jahre währende Leben des Prinzen Louis-Ferdinand von Preußen haben Mit- & Nachwelt mit der Erscheinung eines Meteors verglichen. Nur von wenigen Menschen ist eine solche Faszination ausgegangen wie von diesem Mann, den Dichter wie Goethe, Fouqué, Arnim, Freiligrath und Fontane bewunderten, zu dessen Freunden Beethoven, Rahel, Stein, Clausewitz und Fürst deLigne zählten und den Robert Schumann den „romantischsten aller Fürstensöhne“ nannte. Die Diskussion um seinen Charakter und seine Ziele setzte unmittelbar nach seinem Tod ein, den er 1806 im Kampf gegen Napoleon fand. Man hat eine preußische Galionsfigur aus ihm gemacht, einen „preußischen Orleans“ in ihm gesehen, dem man revolutionäre Leidenschaften nachsagte, hat seine erotischen Freizügigkeiten gerügt und ihm jegliche Moral abgesprochen. Louis-Ferdinand, einer der begabtesten Musiker seiner Zeit, dem Beethoven sein 3. Klavierkonzert op. 37 widmete, hat von Alledem etwas gehabt. Dieses Buch, das bisher unpubliziertes Aktenmaterial verwendet, schildert den Werdegang eines Mannes, der zeitlebens auf der Suche nach der ihm gemäßen Bestimmung war. Es entwirft das Bildnis eines reich begabten Menschen zwischen zwei Zeitaltern, deren Dualismus er spürte, unter dem er litt, den er aber nicht austragen konnte. In den Anmerkungen werden erstmals Romane, Erzählungen, Dramen und Gedichte aufgeführt, die sich mit Louis-Ferdinand beschäftigen. Kindheit und Jugend: Fünf Jahre nach dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen schickte Rahel Levin einige Hinterlassenschaften des ihr befreundet gewesenen Prinzen an Friedrich de la Motte Fouque, den Dichter der Undine, und schrieb dazu: „…er ist ein geschichtlicher Mann. Er war die feinste Seele: von beinahe niemandem gekannt, wenn auch viel geliebt; und viel verkannt…“ Als den „menschlichsten Menschen“ charakterisierte sie den Prinzen: „Das Menschlichste im Menschen faßte er auf; zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüt jede Handlung, jede Regung der anderen zurückzuführen. Der war sein Maßstab, sein Probierstein; in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß.“ Als Fouque dann später Erinnerungen an den Feldzug von 1794 veröffentlichte, gedachte er darin auch Louis Ferdinands und schloß schwärmerisch: „Ob irgend jemand wagen darf, sein Leben zu beschreiben, weiß ich nicht. Am wenigsten weiß ich, wo er die Farben dazu hernehmen sollte: es sei denn, Wolkenschatten und Blitzeslichter und Nacht und Frührot und andere ähnliche unmalbare Dinge gäben sich ihm zur Ausführung seines Werkes dienstbar her. Aber so wird es wohl unabgebildet bleiben durch Worte, jenes früheste Heldengestirn meines Lebens, und so vieler anderer Leben gewaltig vorleuchtende Gestirn: Prinz Ludwig Ferdinand!“. Heldengestirn - auf diesen enthusiastischen Ton waren schon früh die Charakteristiken des Prinzen gestimmt, und die seltenen kritischen Stimmen verloren sich rasch in einer Nachwelt,

die den Menschen Louis Ferdinand immer mehr zu einer Art preußischen Nationalgottheit zurechtstilisierte, zumeist in der Dichtung, selten in biographischer Studie. Das lag weniger daran, daß man Fouques Warnung beherzigt hätte, vielmehr fehlte es an Material, und so mußten liebevoll ausgemalte Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen - so der Titel des bereits ein Jahr nach dem Tode des Helden erschienenen ersten biographischen Versuchs - dazu herhalten, ein Leben zu illuminieren, das sich dem Zugriff historischer Forschung zu entziehen schien. Das war 1807 wohl nicht anders möglich, aber auch 1820 hatte es der anonyme Verfasser der Biographischen Skizze über den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen noch nicht weiter gebracht. Erst Varnhagens Portrait (1836) lieferte ausführlich Material. Die exakte Forschung setzte aber erst ein mit dem bahnbrechenden Aufsatz von Paul Bailleu (1885), der die Akten einsah und auswertete. Es wird im ferneren Verlauf dieses Buches noch davon zu handeln sein, welches Bild Forschung und - vor allem - Dichtung von dem Manne entwickelten, der mit knapp 34 Jahren den Tod im Gefecht von Saalfeld fand und den schon seine Zeitgenossen in einem solchen Maße vergötterten, daß Fouques Warnung berechtigt zu sein scheint, denn es ist freilich schwierig, der Person und dem Leben eines Mannes gerecht zu werden, wenn beständig reichlich gespendete Weihrauchwolken den prüfenden Blick zu vernebeln trachten. Selbst ein so kritischer Geist wie der Fürst de Ligne kommt in seinen Memoiren nicht darum herum, Louis Ferdinand als „Held für einen Roman, die Weltgeschichte und die Sage“ zu bezeichnen: „Durch seine Liebenswürdigkeit, seine Anmut und seinen Leichtsinn ist er Mars, Adonis und Alkibiades in einer Person.“ Fügt man hinzu, daß anderen Zeitgenossen noch Namen wie Achill oder Leonidas zum Vergleich einfielen, so hat man fast den ganzen antiken Heroenhimmel beieinander. Grund genug für den Biographen, das gebotene Mißtrauen nicht einschläfern zu lassen. Dennoch tut der Verfasser gut daran, von vornherein zu gestehen, daß er bei aller Distanz nicht umhin kann, seinen Helden faszinierend zu finden. Als Louis Ferdinand am 18. November 1772 morgens um 9 Uhr sein Leben begann, kam ein Mensch zur Welt, der manchen Zeitgenossen schon früh ein rechtes Glückskind zu sein schien, den die Dichter als Götterliebling priesen, über dessen kurzem Leben sich ein heiterer olympischer Himmel spannte, dessen gelegentliche Eintrübungen nur den makellosen Glanz dieses Daseins förderten. Aber ein Götterliebling ist Louis Ferdinand nur scheinbar gewesen, in Wahrheit war er ein Mensch zwischen zwei Zeitaltern, deren Dualismus er gespürt und auszutragen gesucht hat wie nur wenige, und es ist nicht abwegig, zu vermuten, daß er recht eigentlich an diesem Dualismus zugrunde gegangen ist, auch wenn es ein Säbelstoß war, der seinem Leben am 10. Oktober 1806 ein Ende setzte. Er entstammte einer berühmten Familie. Sein Vater, Prinz August-Ferdinand, war eines der vierzehn Kinder des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I., des „Soldatenkönigs“, jenes berserkerhaften Monarchen mit stark pathologischen Zügen, der Preußens Staats- und Militärhaushalt mit brutaler Gewalt saniert und auf einen Höchststand gebracht hatte. Der 1730 geborene Ferdinand (dies sein Rufname) war der Bruder des 1712 geborenen Thronfolgers Friedrich II., der Bruder des 1726 geborenen Prinzen Heinrich, der Bruder der 1723 geborenen Prinzessin Anna-Amalia, um nur diese zu nennen, weil sie auf diesen Seiten häufiger vorkommen werden. Aber Ferdinand besaß weder die militärische Begabung dieser Brüder noch die musikalische von Friedrich oder Anna Amalia; es mangelte ihm überhaupt an jedem Anflug von Genialität oder Charaktergröße. Als preußischer Generalmajor im Siebenjährigen Krieg hielt er sich wacker; seit 1758 schon kränkelte er mehr oder minder schwer vor sich hin, und wenn er überhaupt eine auffallende Charaktereigenschaft besaß, so war es eine Sparsamkeit, die dem Geiz zum Verwechseln ähnlich sah. Er hatte 1755 seine Nichte geheiratet, die Markgräfin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt, und sein Bruder, König Friedrich II., hatte seiner Schwester Wilhelmine prophezeit: „Du wirst sehen, daß aus dieser Ehe eine ganze Völkerschaft hervorgeht.“ Worauf der König diese Meinung gründete, ist nicht bekannt. Die Völkerschaft ließ zunächst auf sich warten. Erst 1761 wurde das erste Kind geboren:

Friederike. Nach acht Jahren folgte dann Friedrich (der Einfachheit halber werden hier nur immer die Rufnamen genannt), ein Jahr später (1770) Luise, dann 1771 Heinrich, 1772 Louis Ferdinand, 1776 Paul und endlich 1779 das letzte der sieben: August. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser sich zwischen 1769 und 1779 in schöner Regelmäßigkeit einstellende Kindersegen Mißtrauen weckte, war doch Prinz Ferdinand ständig kränklich und nörgelig und alles andere als das Bild strotzender Manneskraft, im Gegensatz zu seinem Adjutanten, dem General Carl Graf von Schmettau, Hausfreund und Berater und auch Vertrauter von Prinzessin Ferdinand. Sorgte Schmettau für die vom König prophezeite Völkerschaft? Man weiß es nicht, das Gerücht kam schon früh auf. Auszuschließen ist es nicht, aber solange die Beweise fehlen, müssen wir die Vaterschaft Ferdinands akzeptieren. Der meldete die glückliche Geburt des fünften Kindes in seinem Schloß Friedrichsfelde bei Berlin (heute Teil des Tierparks Berlin) seinem Bruder, dem König, noch selbigen Tags und bat ihn zu Gevatter. Friedrich willigte ein und ließ dem Brauch gemäß sogleich alle Potentaten Europas über die Geburt informieren. Dem Zeremoniell entsprechend antworteten diese mit Glückwünschen, wie sie gleichfalls bis in die Formulierungen hinein der Brauch. So ließ ein deutscher Duodezfürst, Ludwig Günther Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt, wissen, er sei „ganz von teilnehmender Freude über dieses Ew. Königl. Majestät und Dero Königl. Haus so vergnügte Begegnis durchdrungen“, und er erbittet „die auserlesensten Segen und alle hohe Wohlfährigkeiten, sowie für den neugeborenen Prinzen die glücklichste Erziehung von der Güte Gottes“. Aus dem Ausland gratulierten Katharina II. von Rußland, Ludwig XV. von Frankreich, Georg III. von England, Gustav III. von Schweden, Karl III. von Spanien, aber auch „Bürgermeister, Schultheiß, Landammann und Räthe der XIII Städten und Ohrten der Eydtgenossenschaft“. Ein Glückwunschschreiben verdient vollständig zitiert zu werden, kam es doch von Kaiserin Maria Theresia, die sonst kaum Anlaß hatte, ausgerechnet mit König Friedrich II. von Preußen, den sie sonst den „bösen alten Mann“ nannte, Briefe zu wechseln. Sie, die Mutter von sechzehn Kindern, schrieb unter dem 5. Dezember 1772 aus Wien: „Durchlauchtigster Großmächtigster Fürst, besonders lieber Bruder und Vetter! Mit besonderem Vergnügen habe jene Nachricht erhalten, welche Mir Euer Maj. von der abermaligen glücklichen Entbindung der Gemahlin Dero Herrn Bruders des Prinzen Ferdinand von Preußen Hoheit und Liebden mit einem wohl gestallten Prinzen zu ertheilen beliebet; Ich gratulire von Herzen Euer Maj. zu dieser erfreulichen Vermehrung Dero Königlichen Hauses, und wünsche zugleich aufrichtigst, daß der neu-gebohrene Prinz zu Euer Maj. vollkommenstem Trost und Zufriedenheit, im besten Wohlstand erwachsen, und in einem so beglückten als langwierigen Lebens-Lauf sich eben erhalten möge; Verbleibe Euer Maj. mit Freund-Schwesterlichem und Muhmlichem Willen, Lieb, und allem Guthen beständig wohl bey gethan; Euer Maj. freundwillige Schwester und Muhme Marie Theresia.“ Als die Kaiserin diesen Brief schrieb, war die Taufe des „wohlgestallten Prinzen“ bereits vollzogen worden, allerdings unter Umständen, welche die fromme Katholikin scharf mißbilligt haben würde: Es war am 28. November 1772. In Schloß Friedrichsfelde hatte sich nachmittags um drei Uhr eine illustre Gesellschaft eingefunden. Zugegen waren: Der König und die Königin von Preußen; die Königin von Schweden (Schwester Ferdinands); Prinz Heinrich, der Bruder; Prinzessin Anna Amalia, die Schwester; die Herzogin von Braunschweig, ebenfalls eine Schwester; Prinz und Prinzessin von Oranien; Prinz und Prinzessin Eugen von Württemberg. Hofprediger Peltre nahm die Taufe vor, die allerdings anders verlief, als es die Berlinische Privilegierte Zeitung ihren Lesern mitteilte. Peltres Taufpredigt wollte nämlich kein Ende nehmen; das war zwar damals bei Predigten allgemein üblich, der König indes fand es nicht nach seinem Geschmack, und so ließ er denn zur Verblüffung der Anwesenden den Täufling kurzerhand hinaustragen. Weder konnte Peltre die Taufformel sprechen noch den Kopf des Täuflings mit geweihtem Wasser benetzen, und die Theologen mögen ausmachen, ob demnach Louis Ferdinand je gültig getauft worden ist. Dennoch war Friedrich II. bereit, „mit der ganzen Weiblichkeit der Familie dort zu Mittag zu

essen“, wie die Königin berichtete, deren Nähe der Monarch bekanntlich sonst nicht suchte, ehe er sich um 17 Uhr nach Potsdam zurückbegab, begleitet von Generalleutnant von Lentulus. Außergewöhnlich wie die Taufe war auch die Namensgebung. Der Prinz erhielt nämlich offiziell die Namen Friedrich Ludwig Christian, aber ein Zettel von der Hand des Vaters, anläßlich der Taufe geschrieben, verzeichnet Friedrich Louis Christian, und Louis wurde er auch gerufen. Als dann im Jahr darauf der zweite Sohn des Kronprinzen den Namen Ludwig (oder Louis) erhielt, wurde der Sohn Ferdinands, um Verwechslungen zu vermeiden, künftig Louis Ferdinand genannt, unter welchem Namen er dann zwar bekannt und berühmt worden ist, der aber nie wirklich der seine war. In den folgenden Jahren dominierte der Tod im Hause Ferdinand: Es starben die Erstgeborene - Friederike - und der Zweitgeborene - Friedrich - innerhalb von vier Monaten (1773); es folgte 1776 der nur vier Tage alte Paul - kein ungewöhnliches Schicksal in einer Zeit, in der die wenigsten Kinder ihre Eltern überlebten. Louis Ferdinand war noch nicht ganz vier Jahre alt, als er im Sommer 1776 zum erstenmal öffentlich als Prinz auftreten mußte. Großfürst Paul von Russland, der spätere Zar Paul I., war nach Berlin gekommen, um die Prinzessin von Württemberg zu ehelichen. Beim Empfang wurde nun Heinrich, der um ein Jahr ältere Bruder, vom König befragt, wer denn der hohe Gast sei. Heinrich, nicht unbedingt der hellsten einer, antwortete naiv - die repräsentative Erscheinung des Großfürsten mit Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten verwechselnd -: „Der Kurfürst von der Langen Brücke.“ Louis machte die Schlappe wett. Im Gefolge des Großfürsten befand sich Pjotr Alexandrowitsch Rumjanzew. Der hatte im Krieg Rußlands gegen die Türken (1768-1774) den Oberbefehl geführt und 1774 die Türken zum Frieden von Kütschük-Kainardshi gezwungen. Soeben unterhielt er sich mit dem preußischen König. Das Kind trat auf den einundfünfzigjährigen Feldmarschall zu, wies auf dessen Waffe und fragte: „Ist das der Säbel, womit du die Türken geschlagen hast?“ Rumjanzew war gerührt. Seinen Ruhm kannten also schon die Kinder in Berlin! Für den König war damit die Scharte Heinrichs ausgewetzt; der kluge Neffe fand seine Sympathie. Als der Vater ein Jahr später um die Erlaubnis bat, man möge seinem Sohn Louis Ferdinand erlauben, künftig die preußische Armee-Uniform mit Portepee zu tragen, willigte der König sofort ein. Louis Ferdinands militärische Karriere hatte damit im Alter von fünf Jahren begonnen, aber das war damals an europäischen Fürstenhöfen nicht außergewöhnlich. Fürstenkinder trugen schon früh die Uniform, Kind sein durften sie kaum, aber auch das Bürgerkind wurde ja schon früh in die Rolle des kleinen Erwachsenen gedrängt, denn in dieser Zeit war das Kind noch nicht Kind in seinem besonderen Status, wiewohl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Kinder- und Jugendliteratur sich auszuprägen begann. Immerhin waren aber Kinder von Fürsten, Aristokraten oder Bürgern weit besser gestellt als Kinder von Arbeitern, Handwerkern oder Bauern, aber davon später. Louis Ferdinand war noch nicht ganz sieben Jahre alt, als am 19. 9. 1779 sein letztes Geschwister, der Bruder August, zur Welt kam. Wieder erschien der König zur Taufe. Dabei erlaubte er sich einen jener groben Scherze, die dem König als „Alten Fritz“ Popularität sicherten. Nach der Taufe, die er diesmal nicht störte, rief der König seinen Neffen Louis Ferdinand zu sich an den Hausaltar und sagte: „Mein kleiner Mann, als ich dich über die Taufe hielt, hat der Prediger eine so lange Rede gehalten, daß ich dich wegschickte, ehe sie zu Ende war. Dies Unrecht muß ich heute wiedergutmachen.“ Sprach’s und „goß dem Jungen den ganzen Rest des Taufwassers über den Kopf“, wie sich dessen Schwester Luise erinnerte: „Mein Bruder gab eine sehr heitere und artige Antwort und wurde wegen seiner Geistesgegenwart und Tapferkeit belobt.“ Wie es damals üblich, wurden den Kindern Hauslehrer bestellt. Für die Prinzessin Luise eine Frau von Bielfeld, für Heinrich und Louis Ferdinand ein Geheimrat Bärbaum. Über ihn wissen wir leider gar nichts. Erzählt wird, er habe einmal im Vorzimmer Louis Ferdinands die Hände im Gebet zum Himmel gereckt und gerufen: „Gott verleihe mir Kraft!“, bevor er zu seinem Zögling ging. Möglich, daß Louis Ferdinand die Nerven des Geheimrats arg strapazierte. Auch über die Art des Unterrichts wissen wir nichts. Wir kennen nur drei Briefe, die Louis

Ferdinand an seinen Vater schrieb und die ganz zweifellos den Einfluß des Erziehers in der Diktion verraten. Der erste, vom 15.10. 1779, lautet: „Theuerster bester Vater, Befindest Du Dich wohl? Bist Du Glücklich bey unserem Oncle in Rheinsberg [gemeint ist Prinz Heinrich] angekommen und Ihn vergnügt gefunden? Dies alles wünsche ich von ganzem Herzen. Unsere Liebe Mutter und wir alle befinden uns wohl, nur unser lieber Bruder August war gestern nicht wohl, jetzt ist er aber wieder besser. Seitdem Du weg bist, scheint mir alles zu fehlen, denn ich kann ja bloß an Dich denken, aber Dich nicht selbst sehen, kein Wörtchen mit Dir sprechen. Könnte ich reiten, so würde ich Dir bald nacheilen, um selbst zu sehen, was Du möchtest; aber so muß ich Dir bloß mit meinen Wünschen folgen und den Himmel bitten, daß er Dich gesund erhalte und Dich bald wieder zu uns führe. Meinem Lieben Oncle sage, daß ich ihn recht oft in Gedanken küsse und Ihn bitte mich Lieb zu behalten. Meinen guten Kamerad grüße ich herzlich. Komm bald wieder, bester Vater, damit Dich Dein Louis in seine Arme schließen und Dir sagen kann, daß er Dich wie seine Seele liebt und daß es seine Freude sey, Dir Freude zu machen. - Dein gehorsamster Sohn Ludwig - Friedrichsfelde, den 15. October 1779. - Unser Bärbaum legt sich dir zu Füßen.“ Der zweite Brief ist in französischer Sprache abgefaßt, ein Gratulationsschreiben zum Geburtstag des Vaters: „Lieber Vater! Ich wünsche Ihnen aufrichtigst Glück zu Ihrem Geburtstag und bitte den Himmel von ganzem Herzen, daß er Ihnen ein langes und glückliches Leben schenke, damit ich noch recht oft den meinem Herzen so interessanten und teuren Tag feiern kann. Vergangenen Freitag war ich mit meinem Bruder Heinrich beim Manöver. Die Zieten-Husaren machten zwei General-Attacken und die Gensdarmes desgleichen. Worauf die in Schlachtordnung aufgestellte Infanterie mehrere Peloton- und Bataillons-Salven abgab. Man hat auch mit Kanonen geschossen. Dann hat die Infanterie einen Rückzug gemacht, wobei sie abfeuerte. Um alles dies zu sehen, sind wir um 5 Uhr morgens aufgestanden, und es war ein sehr schönes Schauspiel, das uns viel Vergnügen gemacht hat. Adieu, mein lieber Vater, lassen Sie es sich gut gehen und kommen Sie bald zurück. Ich liebe Sie von ganzem Herzen und bin mit der vollkommensten Zärtlichkeit Ihr, geliebter Vater, Berlin, den 22. Mai 1780. gehorsamster Sohn Louis“. Der dritte und letzte ist wieder nach Rheinsberg adressiert, wo der Vater beim Onkel Heinrich zu Besuch war. Auch dieser Brief ist in französischer Sprache geschrieben und entspricht in seiner empfindsamen Terminologie ganz dem Geschmack der Zeit: „Sehr lieber Vater, Damit Du gut von mir denkst, bitte ich Dich, meinen respektvollsten Dank entgegenzunehmen. Ich bin erfreut, daß Du wohlbehalten bei unserem lieben Onkel angekommen bist, und ich zweifle nicht daran, daß dieser Aufenthalt für Dich höchst angenehm ist. Es ist nur schade, daß Dich das fern von uns sein läßt! Das ist ein Opfer, das dennoch für mich nicht ohne Süßigkeit ist, denn es ist zu Deiner und meines lieben Onkels Freude, und ich stelle mir vor allem Deine glückliche Heimkehr in unsere Mitte vor. Wüßtest Du, welche Leere mich Deine Abwesenheit empfinden läßt! Seit ich abends nicht mehr mit Dir spazieren-gehen kann, finde ich das Ende des Tages weniger angenehm. In der Hoffnung, diese lieben Augenblicke wiederzufinden, entschädige ich mich, indem ich mir vorstelle, Dir nahe zu sein, indem ich glaube, Dich zu sehen, und ich bin zufrieden. Ich bitte Dich, meinem sehr lieben Onkel tausend Grüße zu sagen. Ich bin von Herz und Seele, sehr lieber Vater, Dein sehr gehorsamer Sohn Louis - Friedrichsfelde, den 5. August 1780 - Meinem lieben Kameraden viele Grüße. Herr Bärbaum legt sich dir zu Füßen.“ Diese Briefe sind in zierlicher Kalligraphie auf winzigem Format (6,5 x 9, 5 cm) niedergeschrieben; zum Teil sind die Briefbogen mit handgemaltem, grüngrotem Rankenwerk umrandet. Das Französisch ist noch holprig, die Akzentsetzung recht beliebig, und daran sollte sich während seines ganzen Lebens nichts ändern. Bärbaums Kunst des Briefschreibens erprobte sich so recht, wenn es galt, dem König zum Geburtstag zu gratulieren. Das hatte natürlich in der abgezirkelten Hofsprache zu erfolgen, die jede persönliche Note a priori ausschloß. Ein solcher Brief - Louis Ferdinand schrieb ihn in Berlin am 24. Januar 1783 - liest sich so: „Sire, Erlauben Sie, daß bei Gelegenheit des Geburtstages Eurer Majestät ich Ihr die aufrichtigsten Wünsche für

Ihr kostbares Wohlergehen darbringe. Wenn es ein Glück gibt, das ich mir glühend wünsche, so ist es das, daß es mir vergönnt sein möge, bald Eurer Majestät dienen zu können, und Ihr durch meinen Eifer, meinen Fleiß und meine Tätigkeit die Hingebung zu beweisen, deren Sie so würdig ist. Ich bin mit der tiefsten Hochachtung Sire, Euer Majestät ergebenster, gehorsamster und untertänigster Neffe und Diener Louis.“ Selbstverständlich hatten die jungen Prinzen frühzeitig zu repräsentieren. Als im September 1783 der Herzog Friedrich von York in Berlin eintraf, erwartete man, daß der elfjährige Louis Ferdinand an einem dem Herzog zu Ehren gegebenen Fest teilnehme; eine der vielen Verpflichtungen, die den Geheimrat Bärbaum, der die Kontinuität seines Unterrichts zu Recht gefährdet sah, in stille Verzweiflung brachten. Der neue Hauslehrer, Professor Großheim, bekam von seinem Zögling in solchen Fällen die ebenso entwaffnende wie bezaubernde Antwort: „Ich muß jetzt ein bißchen der Prinz sein, die Leute wollen es durchaus so haben.“ Im übrigen legte er es gar nicht darauf an, der Prinz zu sein. Zunächst war er - glauben wir den Anekdoten - ein widerspenstiger Schüler, nicht aus Bosheit, sondern aus Widerspruchsgeist, was den alten Herrn Bärbaum weidlich schwitzen machte. Der neu hinzugezogene Professor Großheim soll geurteilt haben: „Ich fand einen jungen Menschen an ihm, der mit einer ungewöhnlichen Selbständigkeit und Selbsttätigkeit ausgerüstet mir übergeben wurde. Eine für seine Jahre bewundernswürdige seltene Festigkeit war ein Hauptzug in seinem Charakter. Er befolgte auf der Stelle die Weisung des Lehrers, wenn dieser ihn überzeugte. Er handelte niemals ohne Überzeugung. In seinem Gemüte war nichts von der jetzt so alltäglichen Sucht, andern nachzubeten, nachzutun. Groß war das ihm zugeteilte Maß von Tatkraft und unerschütterlichem Willen, aber sollte er handeln, so mußte er zuvor die Gründe wissen, warum es so und nicht anders geschehen müsse; scharfsinnig prüfte er diese Gründe und: wehe dem, der ihm keine zureichenden angegeben hatte: er erlebte das Unglück, das Gegenteil von dem, was er wollte, getan zu sehen.“ Hinzu kam das Bedürfnis des Kindes, Gutes zu tun. Eines Tages teilte ihm die Mutter mit, er werde künftig auf seine alte Kinderfrau Tilling verzichten müssen, da nun der Hauslehrer ihre Stelle versehe. Worauf das Kind die Mutter fragte: „Aber was wird denn mit jener guten Frau?“ „Wieso?“ „Nun, ich meine, sie muß doch leben.“ „Dafür werde ich schon sorgen.“ „Aber auch so, daß sie gar keinen Mangel leidet. Bitte, bitte.“ Nach diesem Gespräch wandte er sich an Frau Tilling: „Du sollst fort, aber sei nicht bange, die Mutter wird für dich sorgen. Und wenn das, was du erhältst, nicht zureicht, so komm nur des Abends und klopfe an mein Fenster. Da will ich dir immer mein Taschengeld hinausreichen!“ Diesem Gespräch war ein anderes vorausgegangen, bei dem ihn die Kinderfrau gefragt hatte, was Louis Ferdinand einmal als Erwachsener mit dem von ihm ererbten Vermögen des Vaters tun würde. Antwort: „Ich werde solchen Leuten geben, welche gar keines haben!“ „Und wenn ich zu dieser Zeit nicht mehr um Sie wäre, könnte alterswegen nichts erwerben und hätte kein Brot?“ „Ich würde dir schon welches geben. Wenn du einst kein Brot hast, so komm zu mir, ich werde mir ein großes Stück geben lassen, um es dir zu reichen.“ Gewiß, Anekdoten post festum, aber in dem, was sie aussagen wollen, sind sie zuverlässig. Umgang mit Geld freilich war in dem knausrigen Haushalt Ferdinands nicht zu lernen. Als sich unter den Domestiken erst einmal die Großherzigkeit des Jungen herumgesprochen hatte, reagierten die Eltern nicht mit vernünftigen pädagogischen Maßnahmen, sondern sie untersagten schlicht allen Angestellten, irgend etwas von dem Kind anzunehmen, sei es nun Geld oder Nahrung. Eines Tages hatte Louis Ferdinand dem Küchenmeister Brot und Braten abgelistet, um es einem der vor Friedrichsfelde postieren Wachen zuzustecken. Der Soldat winkte ab: „Ich darf es nicht annehmen, lieber gnädiger Prinz, es ist mir untersagt.“ „Nicht?“ Kurzes Nachdenken. Dann: „Er soll es auch nicht nehmen, ich stecke es Ihm in seine Patronentasche, dann sieht Er es nicht und hat es nicht genommen!“ Sah er eine hungernde Soldatenfrau - und die gab es damals in Preußen genug zu sehen - , so lieh er sich von seinem Diener 8 Groschen: „Geschwind gib, ehe sie fort ist. Ich gebe sie dir von meinem Taschengeld zurück.“ Die Frau bekommt ihr Geld mit der

Auflage, in einer Woche wieder vorzusprechen, dann habe er wieder Geld: „Sie muß es ja niemandem sagen, denn ich habe das Geld geliehen und meine Eltern sprechen: ich gebe zuviel!“ Und der Zehnjährige sagte einem Freunde: „Ich wünschte wohl, einst jährlich eine Million zu meiner Disposition zu haben, um alles um mich her recht glücklich und sorgenlos zu wissen!“ Über den Unterricht, den dieses Kind erhielt, wüßte man gerne Genaueres, aber die Quellen lassen uns im Stich - bis auf eine. Dabei handelt es sich um ein kleines Heft mit der Aufschrift: Livre de Lecture et d’extrait pour le P. Louis 1780. Auf dem Etikett sind Noten und eine Schlachtenreihe eingezeichnet, Abbreviaturen jener beiden Neigungen, die sein ganzes Leben bestimmen sollten. Dieses Heft unterrichtet uns detailliert über die Lektüre des Prinzen zwischen 1780 und 1787, und man muß sagen, Großheims Unterricht war der schlechteste nicht; was er an Literatur vermittelte, entsprach ziemlich genau dem Geschmack der Aufklärung. Das Französische war die einzige Fremdsprache. Griechisch-lateinische Literatur ist nur in Übersetzungen verzeichnet, also wurden diese beiden Sprachen im Hause Ferdinand nicht gelehrt. Die dem Kind zunächst vermittelte Lektüre war sorgfältig gewählt; aus der Perspektive von heute muß man sagen: Es war die erste Garnitur. Da stehen gleich zu Anfang verzeichnet Neues ABC-Buch nebst einigen kleinen Übungen und Unterhaltungen für Kinder (1772) von Christian Felix Weiße, sodann Der Kinderfreund (1776) von Friedrich Eberhard von Rochow. Dieses Buch erregte damals viel Aufsehen; genau sechzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen wurde die 138. Auflage gedruckt. Das hatte seinen Grund: Rochow ging nämlich erstmals von dem pädagogischen Aberglauben ab, es genüge, dem Landvolk einige Erbaulichkeiten der christlichen Religion zu vermitteln. Rochow hielt es für wichtiger, der bäuerlichen Jugend Sachwissen aus ihrem Alltag in Gestalt kleiner Geschichten mitzugeben. Das war lobenswert, aber man sollte dieses Unternehmen nicht für sehr progressiv halten, denn der Tenor aller Geschichten hieß - in einem Satz bündig formuliert: „Bleibt fromm und redlich [„.] fleißig in eurem Beruf und ehrerbietig und gehorsam gegen eure Obrigkeit!“ Ein Grundsatz, den die Kinder- und Jugendliteratur jener Epoche stets mit Nachdruck ihren Lesern einbläute. Unter den ersten 66 Büchern, die Louis Ferdinand gelesen (und durchnumeriert) hat, erscheint außer den zuvor genannten des Joachim Heinrich Campe Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen (mehrfach aufgelegt) sowie das Leipziger Wochenblatt für Kinder, gegründet 1772, die erste selbständige Jugendzeitschrift in deutscher Sprache. Im Hause Ferdinand war man offenbar darauf abonniert und ließ die Jahrgänge binden, denn das Büchertagebuch vermerkt: „Dieses Buch besteht aus 9 Bänden.“ Die 1778 erschienenen Unterhaltungen für Kinder und Kinder-Freunde von Christian Gotthilf Salzmann gehörten zu den populären Schriften dieses tüchtigen Pädagogen, der zwar wie alle anderen Untertanengehorsam predigte, aber einer der ersten Publizisten war, der den Mut besaß, auf die unmenschlichen Zustände der Kinderarbeit hinzuweisen. Selbstverständlich hatte Louis Ferdinand auch den Jugendbuchklassiker seiner Zeit gelesen, den soeben erst (1779/80) erschienenen Robinson der jüngere von Joachim Heinrich Campe mit den Kupfern von Daniel Chodowiecki. Das war eine Bearbeitung von Daniel Defoes Robinson Crusoe (1719) für Kinder, und erst in dieser Fassung wurde der Roman, der ja keineswegs für Kinder gedacht war, zum Jugendbuchklassiker. „Ich halte große Stücke auf Campe; er hat den Kindern gute Dienste geleistet, er ist ihr Entzücken, ihr Evangelium“, sagte Goethe Jahrzehnte später zu Eckermann. Auffallend ist an Louis Ferdinands Büchertagebuch, daß meist Neuerscheinungen verzeichnet sind; der Büchermarkt wurde offenbar im Hause Ferdinand stets aufmerksam beobachtet. Die Belletristik hat bei der Erziehung des Kindes kaum eine Rolle gespielt. Abgesehen von dem Roman Les veillees du chateau (1784) der damals viel-gelesenen französischen Erfolgsautorin Comtesse de Genlis werden von Dichtungen nur die Dramen der französischen Klassiker Racine, Moliere und Voltaire genannt, aber die gehörten damals zum festen Kanon des Literaturunterrichts. Sonst finden sich verzeichnet die 1775 erschienenen Bände von Johann Andreas Cramer Christian Fürchtegott Gellerts Leben und Christian Fürchtegott Gellerts Briefe (hingegen keine Poesie von Gellert), dann das 1785 veröffentliche

Moralische Elementarbuch von Christian Gotthilf Salzmann, dessen Ziel darin lag, „in sechs- bis achtjährigen Kindern dasjenige zu erzeugen, was man gute Gesinnung zu nennen pflegt“ (nämlich die des braven Untertanen), ferner Historisch-kritische Nachrichten von Italien (1777) von Johann Jakob Volkmann und Der Philosoph für die Welt (1775) von Johann Jakob Engel. Absolut dominierend ist die Geschichtsliteratur. Natürlich steht an der Spitze Plutarch, Lieblingsautor jener Zeit, in der sich der klassizistische Stil entwickelte: 1785 entstand Jacques Louis Davids berühmtes Gemälde Der Schwur der Horatier, das gleichsam wie ein Fanfarenstoß die neue Stilrichtung einleitete. Und ähnlich programmatisch wirkt es, wenn es in Schillers Räubern heißt: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.“ Von großen Menschen: Die glaubte man in Plutarchs Lebensbeschreibungen großer Griechen und Römer geschildert zu finden, in diesen vergleichenden, essayistischen Kurzbiographien, die Louis Ferdinand - wie alle Welt damals - natürlich nicht im griechischen Original, sondern in französischer Übersetzung las. Sein Büchertagebuch enthält für 1785/86 den Zusatz, er habe das Werk „les plusiers fois“ (mehrmals) gelesen. Und nicht nur gelesen: In französischer Sprache füllte er Seite um Seite mit Auszügen aus Plutarch, wobei er über die Lebensgeschichte des Alkibiades notiert: „Je prefere le grec.“ Von April 1786 an beginnt der Vierzehnjährige, seine Lektüre zu datieren. Auf Plutarch folgt Cornelius Nepos und des Marschalls Moritz von Sachsen Les Reveries ou Memoires sur l’art de La guerre (1756), dazu Anekdotisches über Karl XII. von Schweden und Peter den Großen von Rußland, dann wieder Auszüge aus einer Biographie des Prinzen Eugen von Savoyen in französischer Sprache. Besonders eingehend beschäftigt ihn in den Sommermonaten 1786 das soeben erschienene neunbändige Werk Elemens d’Histoire generale p. Mr. Abbe Millot, eine Weltgeschichte, aus der er sich für jede Epoche gewissenhaft Auszüge macht. Drei Monate ist er damit beschäftigt, und man spürt den Notizen an, wie sehr er bemüht ist, für sich ein übersichtliches System der Weltgeschichte anzulegen und so sich anzueignen. Daß er als Neffe Friedrichs II. natürlich ausgiebig Literatur über die friderizianischen Kriege studiert - so das dreibändige Werk des britischen Generals Henry Humphry Evans Lloyd Geschichte des Siebenjährigen Krieges, das 1783/87 in deutscher Übersetzung erscheint - , ist bei seinem Interesse für alles Historische und Militärische kaum zu verwundern. Erst im Oktober 1786 wendet er sich anderer Lektüre zu. Jetzt ist es - zum zweitenmal - Der Philosoph für die Welt von Johann Jakob Engel, das er in der soeben erschienenen zweiten Auflage liest. Und er notiert (- die Verwechslung von Dativ und Akkusativ war damals allgemein; sie ist nicht etwa, wie heute gern unterstellt wird, etwas spezifisch Berlinisches. Alle folgenden Zitate sind heutigem Sprachgebrauch angeglichen -) dazu: „Das was mich [sic] am meisten gefällt ist die Bestimmung zum Tode.“…; dieses Buch ist eine Sammlung buntgemischter Aufsätze populär-philosophischer Art, ganz von der Aufklärung geprägt. Neben Abhandlungen über Goethes Werther und Lessings Emilia Galotti handelt es Von den Freuden der Erkenntnis oder Über die menschliche Glückseligkeit oder Proben Rabbinischer Weisheit, beigesteuert von Moses Mendelssohn. Louis Ferdinands Bemerkung zielt auf den Beitrag „Über den Tod“, den er allein dreimal gelesen hat. Der Tod wird hier als unabdingbarer Kontrapunkt des Lebens vorgestellt, von dem aus alles Leben erst seinen Sinn erhält: „Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nun voran und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit, die stets tief in der Zukunft ist, machen uns das Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns desto schrecklicher fasse. [„.] Tod ist die Bedingung des Lebens; gegründet mit allein seinen Schrecknissen, mit allem ihm vorangehenden Elende, in eben der Natur, worin auch unsre Freuden sich gründen. [„.] Das Leben hat also seine Freuden, seine größten überschwenglichen Freuden: wir Undankbaren vergessen den größten Teil derselben bei der Berechnung; eben die Natur, die uns diese gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich; es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, daß sie uns diese Natur gab und keine andre, daß

sie den Menschen zum Menschen schuf, nicht zum unsterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes - O wie konnt' ich bis jetzt diesen größten Gedanken vergessen! - sie werden uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüßt, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntnis unserer selbst, die Erkenntnis der Welt und des Schöpfers. Und wenn nun das alles so ist, wie es ist; wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen und in dem Plan seines Lebens nur Spuren einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden?" Muß man hinzufügen, daß der junge Mensch im Stadium der Pubertät für den Begriff des Todes empfänglicher ist als in jedem anderen Lebensabschnitt? Daß er über den Tod nachzudenken beginnt, ihn zu enträtseln sucht, daß die weltschmerzlichen Empfindungen jenes Alters immer zugleich auch ein gut Teil Todessehnsucht umschließen? Es ist interessant, daß der Junge zwischen dem 17. September 1786 und dem 11. März 1787 seine Lektüre plötzlich ganz anders wählt. Er liest fünf Dramen Voltaires und vermerkt, daß ihm dessen Mahomet am meisten zugesagt habe, wie er jetzt überhaupt beginnt, seine Lektüre zu kommentieren. Er schafft es sogar, Klopstocks Messias ganz zu lesen („dies Buch, welches mir außerordentlich gefällt, scheint mir ein wahres Meisterstück, vornehmlich gefällt mir der 5. Gesang"), und das in einem Zeitraum von nur siebzehn Tagen. Abschließender Kommentar: „Die vier letzten Gesänge haben meines Erachtens weder soviel Feuer noch sind sie so schön wie die ersteren, überhaupt sind die letzteren Gesänge so sehr gezogen. Unter den achten, die ich diese Woche gelesen habe, gefiel mir der 13. am besten." Vom Messias geht er über zum Magazin zur Erfahrungsseelenkunde (1783) von Karl Philipp Moritz, dann folgt wieder der geliebte Philosoph für die Welt. Diesmal hat es ihm das Stück Der Bienenkorb angetan. Darin wird recht amüsant geschildert, wie ein (fiktiver) französischer Modephilosoph einem deutschen Besucher eine recht abstruse Theorie entwickelt, die dieser - „ohne den mindesten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutschen eine viel zu kühne Figur schien", heißt es von dem Franzosen spöttisch - mit einem noch größeren pseudophilosophischen Galimathias zu übertrumpfen sucht, ganz bewußt und um sein Gegenüber aufs Glatteis zu führen. Am Ende urteilt die französische Gesellschaft über den Deutschen: „Gestehen Sie mir, meine Herren, daß eine so ungeheure Stupidität doch nirgend als jenseits des Rheins erhört ist. Denn hier in Frankreich, dem Himmel sei Dank! sind wir doch eine ganz andere Menschenart; haben doch ganz anders organisierte Gehirne." Mit solchen Stücklein suchte man sich damals in deutschen Landen der übermächtigen französischen Vorherrschaft zu erwehren, und es wäre interessant zu wissen, ob der Vierzehnjährige damals sein Vergnügen darin fand, französische Arroganz verspottet zu sehen oder ob es einfach nur der Spaß an der geistreichen Parodie war. Ovids Metamorphosen liest er dann in französischer Übersetzung, und da er bemerkt, er halte die Übersetzung nicht für gut, das Original müsse hübscher sein („plus joli"), darf man schließen, daß er entweder überhaupt keinen Unterricht im Lateinischen bekommen hat oder zuwenig, um Ovid lesen zu können. Die Eintragungen in das Büchertagebuch enden mit dem 17. 6. 1787 (- eine von Kammerdiener Stoltze quittierte Rechnung vom 1. 6. 1787: betr. Anschaffungen für L.-Ferdinand. Gekauft wurden: Pomade (16 Groschen), Zahnpulver (6 Gr.), neue Zahnbürste (3 Gr.), Zopfband (16 Gr.), Schuhwichse (4 Gr.), Seidenstrumpfe (6 Gr.), Räucherpulver (1 Gr.), Waschseife (4 Gr.). Die Erwähnung von Zahnbürste und Zahnpulver ist für die damalige Zeit noch ganz ungewöhnlich. Felix Eberty schreibt in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Berliners" (Berlin 1925): „Auch Zahnnpulver war ein in der Anstalt unbekannter Artikel (der Bericht bezieht sich auf das Jahr 1820), wie denn die jetzt allgemein übliche Pflege der Zähne in Deutschland überhaupt noch nicht so alt ist und vielleicht als eine aus England eingeführte gute Sitte betrachtet werden muß." Aber „allgemein üblich" ist die Zahnpflege auch heute noch nicht: 1971 besaßen nur 50 Prozent der Bundesrepublikaner eine eigene Zahnbürste… -). Verzeichnet sind zum Schluß eine Geschichte des Johanniter-Ordens in französischer Sprache (der Vater war Herrenmeister der Johanniter), Voltaires Henriade und Der Brittische Plutarch oder Lebensbeschreibung der großen Männer in England seit Heinrich III. bis unter

Georg II. in drei Bänden (1764/69), aus dem er wieder Auszüge macht, um sich die wichtigsten Gestalten der britischen Geschichte besser einprägen zu können. „Aus Büchern lernte er wenig“, hat Varnhagen von Louis Ferdinand behauptet, ein gelegentlich nachgeschriebener Satz. Das hier zum erstenmal ausgewertete Büchertagebuch zeigt es anders. Natürlich läßt die Lektüre, die einen Menschen im Alter von acht bis vierzehn Jahren beschäftigt, keine gültigen Rückschlüsse auf den Erwachsenen zu, aber es ist gar keine Frage, daß gerade in diesem Alter der Mensch ganz entscheidende Eindrücke aus Büchern empfängt. Freilich, ein Kenner von Belletristik ist Louis Ferdinand nie geworden; ihn faszinierten die Geschichtsschreibung und die militärwissenschaftlichen Abhandlungen, und dazu wurden die Fundamente in diesen Jahren gelegt. Der Unterricht, den Louis Ferdinand genoß, und die Möglichkeit, sich durch ausgewählte Lektüre zu bilden, war damals das Privileg einer begüterten Minderheit. Die Masse der Bevölkerung kannte solche Segnungen nicht. Bauern, Arbeiter, Handwerker mußten ihre Kinder mitarbeiten lassen, wollten sie nicht hungern. Kinder - schon sechsjährige - mußten bis zu fünfzehn Stunden am Tag arbeiten. Schulbildung gab es für sie meist nicht, und wenn, dann bedeutete Schule nur den Erwerb einiger Grundkenntnisse in Schreiben, Lesen, Rechnen, dazu vor allem viel Katechismus, und das hieß: Einübung im blinden Gehorsam gegen eine von Gott verordnete Obrigkeit. Dieser Untertanengehorsam wurde den Kindern buchstäblich eingebleut, nämlich mit dem Stock, der dem Lehrer (meist ausgediente, invalide Feldwebel) die Autorität verlieh. Übertreibung? Der Direktor des Königlichen Gymnasiums in Hamm (Westfalen) schrieb 1798: „Die in den meisten Schulen eingeführte Disziplin gründet sich, außer den gewöhnlichen Ohrfeigen, auf die Allgewalt des Stockes, oder auch je nachdem der Scharfsinn des Lehrers in Erfindung schmerzhafter Strafen geübt ist, auf andere sinnreiche Mittel, den „ armen Kindern das Leben zur Qual machen, z.B. auf Erbsen neben einen warmen Ofen knien oder dergleichen eines Unmenschen würdige Martern, wobei dann noch wohl der Lehrer, so bald der Schmerz sich in allen Muskeln des Gesichts eines solch armen Geschöpfes ausdrückt und es vor Pein winselt, gewöhnlich der erste ist, der seiner spottet, und die ganze Schule auffordert, einmal die lächerlichen Gebärden des Affengesichts.anzusehen! - Und warum wird es so hart gestraft? Weil es vielleicht die Katechismusfrage, oder richtiger, Antwort nicht wußte, oder sonst ein Verbrechen der Art begangen hatte. In manchen Schulen ist es üblich, daß wenn die Knaben den Katechismus bei aller Mühe sich nicht in den Kopf arbeiten können, sie des sonnabends, wenn er hergesagt wird, die Posteriora entblößen und - um sie desto mehr zu beschimpfen - gerade den Mädchen zuwenden müssen, in welcher aller Schamgefühl empörenden Stellung sie von dem Lehrer gegeißelt werden.“ Ein Jahr später ließ sich ein F. S. G. Sack über die Verbesserung des Landschulwesens, vornehmlich in der Churmark Brandenburg, zu der Frage vernehmen: „Was soll das Bauernkind lernen, und was soll es nicht lernen?“ Schreiben? Ja: „Mehr wegen der Übung im Aufmerken, in Beobachtung von Regeln und in geduldiger Ausharrung bei einerlei Beschäftigung, als wegen des Vorteils, den eine Geschicklichkeit darin dem Landmann bringen könnte. Den Schulzen und den Krüger des Dorfes ausgenommen, sehe ich nicht, wozu die Kunst zu schreiben den Bauern so durchaus notwendig sei.“ Lesen? „Es wird immer nötig bleiben, daß auch auf dem Lande Unterricht im Lesen erteilt werde, und daß, zumal die Knaben, zu einer Fertigkeit darin gebracht werden. Einige der Bauernsöhne sollen dem Staate als Soldaten dienen; andre werden einst als Schulzen oder Gerichtsmänner im Dorfe angestellt werden. Es ist nötig und nützlich, daß alle diese die Geschicklichkeit erlangen, sowohl Gedrucktes als Geschriebenes lesen zu können. Übrigens aber wage ich es, den großen Nutzen zu bezweifeln, welchen das Lesenkönnen dem Landmanne und insbesondere dem weiblichen Geschlechte bringt. Der ganze Bücherkram gehört nicht für diese ehrwürdige, ganz in den Kreis des praktischen Lebens eingeschlossener Klasse.“ Geschichte? „Aber ja nicht Weltgeschichte; nicht Geschichte dieses oder jenes Volks - auch nicht Naturgeschichte, aber Erzählung von dem, was die Regenten des Vaterlandes Großes und Gutes getan haben; von den wohltätigen Einrichtungen, die sie gemacht, von den

weisen Gesetzen, die sie gegeben; von der Aufmerksamkeit, die sie auf den Ackerbau angewandt, oder auf die Erweiterung des Erwerbfleißes; von den Städten, die sie erbauet, von den Brüchen, die sie urbar gemacht haben; dann von den tapferen Taten der Vorfahren, wie sie hier und da und dort mutig gegen überlegene Feinde gekämpft, Weib und Kind und Freund beschützt und glorreich gesiegt haben; dann von edlen Handlungen, die im Dorfe oder in der Provinz verrichtet worden und im Andenken erhalten zu werden verdienen; wie einer seinen alten Eltern Gutes getan; wie ein anderer seinem Nachbar geholfen, wie einer in Feuers- oder Wassers-Noth mit edler Selbstaufopferung Retter der Gemeinde geworden ist, wie ein anderer durch vernünftige Vorstellungen erbitterte Gemüter beruhiget und durch guten Rat von verderblichen Schritten zurückgehalten hat; wieder ein anderer aber sich durch Verbrechen unglücklich gemacht und durch unvernünftigen Trotz gegen Gesetz und Obrigkeit oft über sein ganzes Geschlecht Verderben gebracht hat u. dgl. Was ein Kind durch Geschichte überhaupt für seine Ausbildung gewinnen kann, das kann es gewiß auch aus dieser speziellen und ihm interessantesten Geschichte gewinnen - und der patriotische Sinn, der ihm zugleich mit eingeflößt wird, ist eine Zugabe, die ihm sein Vaterland werter und seinen Stand noch um so viel ehrwürdiger machen wird.“ Abrichtung also zum Untertanen, der nicht räsonniert, sondern „Order pariert“, so der Wortschatz preußischer Staatsraison. Den stärksten Einfluß auf die Kinder hatte man in den Waisenhäusern, den billigen Arbeitshäusern des Staates, zu dessen Glaubenssätzen es gehörte, daß man Kinder zuvörderst vor Müßiggang bewahren müsse - durch harte körperliche Arbeit. Der Pädagoge Salzmann, von dessen zahlreichen Schriften Louis Ferdinand das ein und andere las, hat in seinem 1783 veröffentlichten Buch „Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend“ einen besonders krassen Fall des Waisenhausmartyriums geschildert: „Nie habe ich so ein anschauliches Gemälde vom menschlichen Elende gehabt als in dieser Stube. Ein ganzes Herdchen Kinder, deren Versorger im Grabe moderten, die hier sollen versorget sein und doch so schlecht versorget waren! Alle sahen sie bleich aus wie die Leichen, hatten matte, viele triefende Augen, kein Zug von Munterkeit war an ihnen sichtbar, einige hatten verwachsene Füße, andere verwachsene Hände, und alle starrten von Krätze, die alles Mark auszusaugen schien. Die Stube war schwarz vom Öldampfe, und an den Wänden flossen die Ausdünstungen herab, die diese Elenden von sich gaben. Sie waren auf ihre Arbeit. so erpicht, daß unsere Gegenwart sie gar nicht störte. Und alle Ihre Arbeit war Spinnen. Einige, besonders die kleinen, sponnen sitzend, die andern stehend. Mein Herz hatte über den Anblick springen mögen, wie ich sehe, daß so viele Keime, die der Schöpfer gepflanzt, zerknirscht, und diese Elenden in so schreckliche Lagen versetzt wurden, daß sie am Geist und Leibe gebrechlich und klein werden mußten. Unterdessen, daß andere Kinder springen, scherzen und lachen und in der Natur einen Schatz von Kenntnissen sich sammeln, sind diese Elenden an das Rad gefesselt, und der einzige Gegenstand ihrer Betrachtung ist die Spindel.“ Auf die Frage, wie es möglich sei, „eine solche Menge Kinder zu einem so erstaunlichen Fleiße zu bringen“, wird dem Autor gezeigt, mit welchen Methoden man die Waisen zu fleißiger Arbeit anspornt…: „Da öffnete er die Tür zu einem Zimmer, in welchem ich einen Auftritt sahe, vor dem die Menschheit zurückschaudert, und den ich gewiß nicht glauben würde, wenn ich ihn nicht mit meinen eignen Augen gesehen hätte. Fünf Kinder waren hier auf die Folter gespannt. Dreien waren die Arme ausgedehnt und die Hände an eine Stange gebunden, so daß sie in einer Stellung waren, die mit der Stellung des Gekreuzigten eine große Ähnlichkeit hat, und zwei Knaben lagen auf der Erde, so daß der vordere Teil des Körpers durch die bloßen Ellenbogen, der Kopf durch die Hände und der hintere Teil des Körpers durch die entblößten Knie unterstützt wurde. Auf den entblößten Rücken war ein schweres Stück Holz gelegt. Ich fragte erschrocken, was diese Kinder verbrochen hätten? und erfuhr, daß ihr ganzes Verbrechen darinne bestünde, daß sie ihr bestimmtes Gewicht an Wolle und Baumwolle nicht aufgesponnen hätten. In der Angst rief ich die Waisenväter herbei und fragte, ob sie schon wüßten, was für himmelschreiende Grausamkeiten in ihrem Waisenhaus getrieben wurden?

Selbst diese erschraken, versicherten, daß sie von dieser barbarischen Behandlung nichts gewußt hätten, gaben dem Wollenkämmer einen Verweis und befahlen, die Kinder freizumachen. Diese stunden sinnlos da und gingen so wankend wie ein Missetäter, der von der Folterbank ist abgespannt worden. Der Wollenkämmer entschuldigte sich und sagte: Ich kann Ihnen ja immer nicht Garn genug liefern. Wenn ich es nicht so mit den Kindern machen soll, so werde ich sie nimmermehr dahin bringen, daß sie soviel liefern als Sie verlangen.“ Wir wissen nicht, ob Louis Ferdinand von solchen Zuständen gewußt hat, wahrscheinlich ist es nicht. Die herrschende Klasse wurde sehr sorgfältig vor solchen widrigen Eindrücken abgeschirmt. Aber wir wissen, daß schon früh in dem jungen Prinzen das Mitgefühl für die Entrechteten wach war, und dieser Charakterzug hat das ganze Leben dieses Mannes entscheidend bestimmt. Wo immer er der Not und dem Unrecht begegnete, hat er versucht, durch persönlichen Einsatz zu helfen. Daß die Unmenschlichkeit in den sozialen Gegebenheiten, also im System, sich gründete, das zu erkennen war er freilich nicht imstande, dazu war doch zu sehr der Sohn seiner Klasse, aber darin sah auch der philanthropische Salzmann nicht weiter, obwohl er in seiner Schilderung den Ursachen der Misere nahe genug gekommen war. Über die Kindheit Louis Ferdinands wissen wir nur wenig. Schloß Friedrichsfelde, damals noch außerhalb Berlins gelegen, bot kaum Abwechslung, vor allem für lebhafte Kinder. Die Briefe, die Hausfreund Schmettau von einer Reise durch England und Frankreich 1783 ins heimatliche Preußen schickte, wurden eifrig gelesen, und als ständiger Besucher erschien ein Herr Michel, einst britischer Gesandter, über den man sich lustig machte, und ein holländischer Ex- Offizier von Kleist, der wenigstens mit den Kindern spielte. Im übrigen aber bestand der Ferdinandsche Hofstaat aus alten Damen. Kein Wunder, daß sich in dieser isolierten Sphäre die Menschen vielfach auf die Nerven gingen. Der Hofkavalier Neale terrorisierte seine Frau dermaßen, daß er sich allgemein verhaßt machte; die Mutter hatte nur Sinn für das Nesthäkchen August, der stets verhätschelt und bevorzugt wurde, und da man die älteren Geschwister zwang, sich mit dem Jüngsten abzugeben, verabscheuten ihn die größeren bald von ganzem Herzen. Luise, die ältere Schwester Louis Ferdinands erinnerte sich später, daß die Sonntage darum „niemals ohne Tränen“ für die Kinder vergingen. Wenigstens Hauslehrer Großheim brachte Verständnis für sie auf und beschäftigte sich viel mit ihnen, was sie ihm auch hoch anrechneten. Die Eltern unternahmen mit den Sprößlingen Spaziergänge, und da im Hause des Pedanten Ferdinand alles aufs genaueste geregelt war, oblag es der Mutter, nachmittags vor dem Tee die Kinder auszuführen, während der Vater abends mit ihnen durch die umliegenden Felder streifte, was er sogar so gern tat, daß - so Luise - „die Befangenheit, die sonst im Verkehr mit unseren Eltern vorherrschte, dabei vollständig verschwand“. Im Winter las man gemeinsam Tragödien von Racine und Voltaire, zur Freude von Luise und Louis Ferdinand, zum Verdruß von Heinrich, der dabei einschlief. In der Musik hingegen verstanden sich die beiden Brüder: exzellierte Heinrich auf der Geige, so entwickelte sich Louis Ferdinand zum beachtlichen Klavierspieler. Da die Musikgeschichte dem Prinzen einen ehrenvollen Platz gegönnt hat, wäre es wichtig, etwas über seine Ausbildung zu erfahren. Aber die überlieferten Akten aus Ferdinands Haushalt erwähnen nichts von der Existenz eines Musiklehrers; nach dem Etat von 1784/85 wurden vier Musiker besoldet. Einen gab es in der Familie, mit dem sich Louis Ferdinand aufs beste über Musik verständigen konnte: Tante Amalie. Prinzessin Anna Amalia, die Schwester Friedrichs 11., war der Schrecken der Familie. Die alte, ledig gebliebene Dame, kurzsichtig, partiell gelähmt und von strenger Physiognomie, war ob der Schärfe ihrer Zunge allenthalben gefürchtet. Überdies stand sie im Ruf einer orthodoxen, intoleranten und lieblosen Christin, die für die allgemeine Verweltlichung jener Jahre weder Verständnis aufbrachte noch überhaupt aufbringen wollte. Prinzessin Anna Amalia kannte nur eine Passion: die Musik. Ihr Lehrer war der Bach-Schüler Kirnberger, der sie vor allem im Kontrapunkt unterwies und in strenger Satztechnik, ihr aber auch jegliches Verständnis für neuere Musik verbaute. So urteilte die gallige Dame anläßlich Christoph Willibald Glucks

Oper Iphigenie in Tauris, Gluck habe „1. gar keine Invention, 2. eine schlechte elende Melodie und 3. keinen Akzent, keine Expression, es gleicht sich alles. [„.] Endlich und Überhaupt“, schrieb sie an Kirnberger, „ist die ganze Oper sehr miserabel, aber es ist der neue Gusto, der sehr viele Anhänger hat. Indes dank ich ihm, daß Er sie mir geschickt hat. Durch anderer Fehler lernt man die seinigen kennen.“ Das war noch milde. Als ihr aber 1785 der Hofkapellmeister ihres Bruders Heinrich - Johann Abraham Peter Schulz, heute noch als Komponist des Liedes „Der Mond ist aufgegangen“ unvergessen - einige Chöre zuschickte mit der Bitte, ihr die Komposition widmen zu dürfen, bekam der arme Mann von der Zweiundsechzigjährigen schonungslos den Kopf gewaschen: „Ich stelle mir vor, Herr Schulz! daß Er sich versehen und statt seiner Arbeit mir das musikalische Notengekleckere seines Kindes geschickt hat, dieweil ich nicht die allergeringste wissenschaftliche Kunst darin bemerket, hingegen von Anfang bis zu Ende durchgängig fehlerhaft sowohl in dem Ausdruck, Sinn und Verstand der Sprache als auch in dem Rhythmus. Der Modus contrarius ganz hintenangesetzt, keine Harmonie, kein Gesang, die Terze genau ausgelassen, kein Ton festgesetzt, man muß raten, aus welchem es gehen soll, keine kanonische Nachahmungen, nicht den allergeringsten Kontrapunkt, lauter Quinten und Oktaven, und das soll Musik heißen. Gott wolle diejenigen, welche eine solche heftige Einbildungskraft von sich selbst besitzen, die Augen öffnen, den Verstand erläutern und erkennen lehren, daß sie nur Stümper und Pfuscher sind. Ich habe hören sagen, daß das Werk den Meister rühmen müßte, anitzt ist alles verkehrt und verworren, die Meister sind die einzigen, die sich loben, wenn auch ihre Werke stinken, hiermit genug.“ Das war echt Anna Amalia. Diese Prinzessin, die auch etliche - übrigens geradezu graziöse - Militärmärsche komponierte, erwies sich auch als eine Art Totenvogel. Als ihr Bruder Ferdinand 1785 ernstlich erkrankte, ließ sich Amalie in Friedrichsfelde häuslich nieder und versicherte jedem, mit ihrem Bruder sei es nun aus. Um diese Diagnose zu stellen, verschmähte es die gläubige Christin nicht, arg heidnische Vorzeichen zu bemühen, und schließlich erklärte sie kategorisch, Ferdinand werde des andern Tages sterben. Als ihr der Bruder diesen Gefallen nicht tat, wurde Anna Amalia ernstlich böse. Hinzu kam, daß man wegen des Zustands Ferdinands auch Bruder Heinrich zu kommen gebeten hatte, den Amalie nicht ausstehen konnte. Als nun Graf Schmettau, der sich über die Alte herzlich amüsierte, ihr Heinrichs Auskunft avisierte, kassierte er von der resoluten alten Dame einen Hagel von Schimpfworten. Der verzweifelte Ferdinand gab Befehl, die Schwester nicht an sein Krankenlager zu lassen. Dennoch war Anna Amalia beileibe kein Drachen. Diese Frau, die in ihrem Leben wohl nie geliebt worden war (die vielzitierte Episode mit Trenck gehört ins Reich der Fabel) und die ihr Liebebedürfnis hinter Grobheit und Galligkeit verbarg, hatte eine geradezu rührende Neigung: Sie kaufte Kunstreitern und Seiltänzern - „unehrliches Volk“ nannte man damals solche Leute - die Kinder ab, um ihnen auf dem Joachimstaler Gymnasium auf eigene Kosten eine christliche Erziehung angedeihen zu lassen. Und zweimal die Woche durften die armen Geschöpfe sich in Anna Amalias Palais verlustieren, und da die sonst so bärbeißige Prinzessin dabei diese Kinder nach Kräften verwöhnte und verzog, tanzten sie ihr bald auf dem Kopf herum. Nicht nur sie. Ihr bevorzugter Liebling war Louis Ferdinand, der ihr auf der Hausorgel die von ihr komponierten Fugen vorspielen mußte. Dafür durfte der muntere Knabe seine Tante ungestraft „Alte Hexe“ titulieren: Sie verwöhnte und verhätschelte den geliebten Neffen, schenkte ihm Bücher und erklärte, er würde einmal ihr Alleinerbe. Übriggeblieben ist von dieser Beziehung nicht mehr als ein Notenblatt, das die Prinzessin am 14. Juli 1780 als Mitbringsel nach Friedrichsfelde brachte, ein Lied An den Schöpfer mit der Überschrift „Vor die zwei junge printzen“, womit Heinrich und Louis Ferdinand gemeint waren. Daß Anna Amalia sich auf ihre Weise der Kinder von Artisten annahm, war eine soziale Regung, die sich die beherrschende Klasse gelegentlich gönnte, wenn auch das Wort sozial damals noch nicht im Schwange war. Vor dem Gesetz galt dieses Wort sowieso nicht, wie der Fall Azor beweist, der Ferdinands Haushalt 1785 in Aufregung versetzte. Ferdinand beschäftigte

nämlich einen Kammermohren - sich einen Neger zu halten galt damals als schick, sei es im Haushalt, sei es als Paukenschläger bei der Militärmusik - namens August Heinrich Ludwig Philipp Azor (bis auf Philipp die Namen der Ferdinands-Söhne). Azor war mit einer Deutschen verheiratet, und das war die Ursache folgenden Ungemachs. Am 7. August 1785 mittags zwischen 12 und 13 Uhr traf Azor in der Zimmerstraße zu Berlin auf den Herzogl. Braunschweigischen Kammerherrn Carl Anton von Pennavaire, stellte ihn - nach dessen Aussage - „nicht nur mit dem beschimpfenden Ausdruck Er zur Rede“, sondern besaß auch noch die Frechheit, „sogar ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu antworten, sich tätlich vermittels eines starken Faustschlags an den Hals an mich zu vergreifen und die gröbsten Schimpfworte zum Beispiel Niederträchtiger Kerl auszustoßen“. Das war zuviel. Vor allem hatte sich Azor „erdreistet“, dergleichen „ohne Rücksicht auf die Achtung, die er meiner Geburt und meinem bekleidenden Posten schuldig ist“ zu tun. Die Ursache: Frau Azor hatte ihre Verwandte, die Köchin Pennavaires, besucht und dabei hatte ihr Pennavaire - so seine Aussage - „im Scherz“ gesagt, „wie sie darauf gekommen wäre, einen Mohr zu heiraten und fügte hinzu, wie ich glaubte, daß sie sich dafür wohl mit andern würde schadlos halten, und wenn ich sie darum bäte, sie mir ebenfalls einen solchen Gefallen tun würde, worauf sie antwortete: Nein! das würde sie nicht erlauben“. Diese Flegelei hatte Azor erfahren und darauf mit einer Handlung reagiert, die der Kammerherr nicht nur als „Störung der allgemeinen Straßensicherheit“ bezeichnete, sondern die in seinen Augen noch etwas viel Schlimmeres war, nämlich „die gröbste und unverschämteste Verletzung der Achtung, so ein Mann von so niedrigem Stand einem Kavalier, welcher außerdem noch einen ansehnlichen Posten bekleidet, schuldig ist“; dergleichen verdiente „exemplarische Betrafung“. Dem Hause Ferdinand war der Vorfall sehr peinlich, und man versuchte, den Kammerherrn zu einer gütlichen Regelung zu bewegen, und schlug vor, den Mohren einige Wochen Arrest in der Berliner Hausvogtei absitzen zu lassen. Davon aber wollte Pennavaire nichts wissen. Der Fall ging vor das Kammergericht, und das verurteilte Azor zu einem Jahr Festungshaft. Da aber Azor krank und damit haftunfähig war, konnte er die Strafe nicht antreten. Er kündigte Berufung an und lehnte die mit dem Urteil verbundene Auflage ab, öffentlich zu erklären, „daß es ihm sehr leid tue“ und er den Kammerherrn „gebührend um Verzeihung bitte“. Wegen seiner Krankheit hatte er sich der täglichen Observanz durch die Polizei zu unterwerfen. Wie die Geschichte dann weitergegangen ist, wissen wir nicht; die Akte bricht leider vorzeitig ab. Natürlich ist der Fall Azor keine Affaire von Rang, aber er wirft ein Licht auf die Klassenjustiz jener Zeit. Interessant ist, daß der Kammerherr nicht rassistisch argumentiert. Zwar pöbelt er die Frau Azors an, weil sie mit einem Neger verheiratet ist und daher sexuell unbefriedigt sein müsse (das amerikanische Trauma von der angeblichen sexuellen Überlegenheit des Negers war noch nicht geboren), aber die wahre Ursache des Konflikts liegt darin, daß sich ein Kammerherr von einem standesmäßig Untergeordneten beleidigt fühlt. Die der Frau des Unterprivilegierten angetane Kränkung hat diese selbstverständlich als „Scherz“ hinzunehmen. Auch wenn die von Azor geäußerte Vermutung, Pennavaire habe „mit seiner Ehefrau ein unerlaubtes Verhältnis haben wollen und ihr daher unanständige Dinge zugemutet“, so nicht zutraf, war seine spontane Reaktion doch verständlich. Zwar wäre Azor auch nach heutigem Recht nicht straffrei ausgegangen, doch ein volles Jahr Festungshaft galt auch damals als harte Strafe. Aber Gleichheit vor dem Gesetz: Das war damals in Preußen unvorstellbar und sollte es noch lange bleiben. Am 17. August 1786 starb Friedrich II., der „Alte Fritz“. Er war es „müde, über Sklaven zu herrschen“, die sein menschenverachtendes Regime doch erst herangezüchtet hatte. Louis Ferdinand beeilte sich, mit einem artigen Brief dem Thronfolger, seinem Vetter Friedrich Wilhelm II., zu gratulieren, worauf ihm schon am 18. August Preußens höchste Auszeichnung, der Schwarze Adlerorden, verliehen wurde. Mit dem neuen König zog ein munteres Leben in Preußen ein. Dem frauenfeindlichen Vorgänger folgte ein Monarch, dessen Hofleben von freizügiger Mätressenwirtschaft bestimmt wurde. Überall machte sich nun eine Libertinage breit, die nur als exzessive Gegenreaktion auf den

lebensfeindlichen Lebensstil des verstorbenen Königs zu begreifen ist. Unter dem neuen König wurde das Leben jetzt, wie es noch nie in Preußen gewesen war: fröhlich und ausgelassen. Hatte Lessing noch zuvor schreiben können, die „Berlinische Freiheit zu denken und zu schreiben“ reduziere „sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will“, so änderte sich auch das, denn der neue Herrscher hatte die Religion wiederentdeckt, genauer: den Mystizismus des Rosenkreuzerordens, dem seine engsten Berater - die Minister Bischoffwerder und Woellner - angehörten, wie auch der König selbst. Künftig bestimmte ein seltsames Gemisch aus verklemmter Frömmigkeit, Mystizismus und großzügig geduldeter Libertinage das Gesicht Preußens, das bedeutet natürlich der herrschenden Schicht. Für die arbeitenden Massen änderte sich nicht viel. Anna Amalia überlebte den Königsbruder nur um wenige Monate. Im Frühjahr 1787 erkrankte sie plötzlich, aber es schien nichts Ernstes zu sein. Und da die Verwandtschaft die Zählebigkeit der streitbaren Dame kannte, machte niemand sich Sorgen. Am Morgen des 30. März fragte die Prinzessin ihre Kammerfrau, welcher Wochentag sei. Die Antwort „Freitag“ verfehlte nicht ihren nachhaltigen Eindruck auf die Kranke, die immer die Meinung verkündet hatte, die Menschen stürben nur freitags. Und als nachmittags um drei Uhr die ganze Ferdinandsche Familie das Krankenzimmer betrat - denn man hatte es doch für richtiger gehalten, die Angehörigen zu benachrichtigen -, tat die Vierundsechzigjährige den letzten Atemzug. Unberechenbar, wie sie ihr ganzes Leben gewesen war, erwies sie sich auch in ihrem Testament, das sie - wohl in einer Ahnung - einige Monate zuvor aufgesetzt hatte. Ihr Lieblingsneffe Louis Ferdinand wurde keineswegs Allein- oder Haupterbe: er bekam gar nichts. Und der verhaßte Bruder Heinrich fand sich zu gleichen Teilen bedacht wie der ihr sympathische Ferdinand. Ihre kostbare Musikaliensammlung und Bibliothek vermachte sie dem Joachimstaler Gymnasium zu Berlin, das ihre Artisten-Kinder betreute. Und selbst in ihrem Letzten Willen gab sie eine Probe ihres besonderen Humors. Sie hatte nicht nur Louis Ferdinand, sondern auch dem Herzog von Braunschweig-Oels Hoffnungen auf eine Erbschaft gemacht. Als das Testament verlesen wurde, konnte der Herzog seine Ungeduld so wenig bezähmen, daß er darum bat, den Text weiter vorlesen zu dürfen, da er mit der Handschrift der Verblichenen vertraut sei. Und der Herzog las laut unten am Blattende: „Ich vermache meinem lieben Neffen von Braunschweig…“ - und der wendete die Seite – „meinen ganzen Spanioltabak.“ Schloß Friedrichsfelde schien seinem Besitzer allmählich zu unwirtlich, auch sehnte man sich danach, das Domizil in Berlin aufzuschlagen. Friedrichsfelde wurde daher an den Herzog von Kurland verkauft, und Familie Ferdinand zog 1788 in das soeben vollendete Schloß Bellevue. Dort wurde Louis Ferdinand am 10. September konfirmiert. In diesen Herbst fiel die erste große Liebe des knapp Sechzehnjährigen. Die Erwählte war Eberhardine Charlotte Justine von Schlieben, seit 1779 Hofdame der Prinzessin Ferdinand und neun Jahre älter als ihr jugendlicher Verehrer. Dieser Altersunterschied hinderte sie aber nicht, im November der Werbung des ebenso hübschen wie temperamentvollen Jungen in jeder Weise zu erliegen. Als einige Monate später die Folgen nicht mehr zu übersehen waren, quittierte das Hoffräulein mit 500 Talern Pension den Dienst und gebar am 4. August 1789 in Kolmar eine Tochter Caroline-Henriette (- zu Eberhardine-Charlotte-Justine von Schlieben: Priesdorff erwähnt zwar das Verhältnis Louis Ferdinands mit dieser Hofdame, verschweigt aber die Existenz des Kindes. Justine von Schlieben heiratete später den bayerischen Stallmeister Heinrich von Drechsel und starb schon 1811. Als „Caroline Bentley“ wuchs das „malheureuse enfant“ (so die Schlieben an Prinzessin Ferdinand) zunächst bei einem Bauern in der Nähe von Genf auf. Beim Tode ihrer Mutter lebte Caroline in Hanau; sie wurde nicht im Testament ihrer Mutter bedacht. Deswegen wandte sich Drechsel, der Stiefvater, an Ferdinand um Unterstützung. Zwischen 1812 und 1817 wurden ihm 1700 Taler in Raten überwiesen. Caroline heiratete 1817 einen Heinrich Sigguello. Ihr weiteres Schicksal ist nicht bekannt -). Eine solche Affaire regte damals niemanden auf, in den Kreisen des Offizierskorps und des Adels war dergleichen gang und gäbe. Ob ein General drei Frauen

hatte oder ein anderer seine Haushälterin Jahr um Jahr pünktlich mit einem Kind versah, was verschlug's? Der König selbst ging ja mit solchen Beispjelen voran, und die Diffamierung des unehelichen Kindes war unbekannt in einer Epoche einer so fröhlich wie fleißig praktizierenden Erotik. Nach den letzten Jahren der Herrschaft Friedrichs II., dessen grämliche und erkaltende Aura auf Preußens Gesellschaft wie ein Alp gelegen hatte, glaubten die Menschen, das Versäumte doppelt und dreifach nachholen zu müssen. Der alte König hatte das kurz vor seinem Ende alles kommen sehen: „Ich werde Ihm sagen", hatte er seinen Minister Hoym wissen lassen, „wie es nach meinem Tode gehen wird. Es wird ein lustiges Leben bei Hofe werden. Mein Neffe wird den Schatz verschwenden, die Armee ausarten lassen. Die Weiber werden regieren, und der Staat wird zugrunde gehen." Aber mit dem Zugrundegehen sollte es noch gute Weile haben, und gerade das fiel nicht in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II., sondern in die seines puritanischen Nachfolgers. Louis Ferdinand avancierte unterdessen zum Hauptmann und wurde am 1. März 1789 im Infanterie-Regiment von Möllendorff (Nr. 25) eingestellt. Im Mai kam Mozart zu Besuch nach Berlin. Anna Amalia hatte das Wunderkind 1763 in Aachen erlebt („Wenn die Küsse, so sie meinen Kindern, sonderheitlich dem Meister Wolfgang gegeben, lauter neue Louisdor wären, so wären wir glücklich genug", hatte damals Vater Leopold Mozart gemurrt.) Die Musik des Erwachsenen hätte sie gewiß abscheulich gefunden, im Gegensatz zu ihrem Neffen, dem König. Denn der, ein begabter Cellist, beschenkte Mozart nicht nur mit 100 Friedrichsdor, sondern bestellte für sich sechs Streichquartette und leichte Klaviersonaten für seine älteste Tochter Friederike. Mozart lieferte dann aus Wien drei - nicht sechs - Streichquartette (es sind die „Preußischen", KV 575, 589 und 590) mit besonderer Betonung des Violoncells und - statt mehrerer - die Klaviersonate D-dur (KV 576). Es ist unwahrscheinlich, daß der musikalisch so hochbegabte Louis Ferdinand Mozart damals nicht kennengelernt haben soll, aber wir wissen nichts darüber. Dafür verzeichnen zeitgenössische Berichte die Teilnahme Louis Ferdinands an einem glanzvollen Kostümfest am 7. August zu Ehren der Prinzessin von Oranien, der Schwester des Königs. In einer im Olymp spielenden Vorführung durfte der Prinz den Götterliebling Endymion verkörpern, eine ihm zweifellos adäquate Rolle. Solche Maskeraden, bei denen sich der preußische Hof zu Olympiern überhöhte, waren sehr beliebt; es war Louis' erster Auftritt in dieser Szenerie, ähnliche sollten später folgen. Politische Verstimmungen mit Österreich verdüsterten bald die politische Lage. Louis Ferdinand und sein Bruder Heinrich hatten kaum die Masern hinter sich, die sie im Februar 1790 befielen, als der König am 7. April gegen Österreich mobilmachte. Zwei Tage später wurde Louis Ferdinand zum Oberstleutnant beim Regiment Jung Schwerin (Nr. 26) ernannt. Heinrich war niedergeschlagen, Husten und Fieber waren als chronische Erscheinung nach den Masern zurückgeblieben; an eine Teilnahme am Feldzug war nicht zu denken. Aber wenigstens konnte er seinen Bruder mit Geld unterstützen, denn - bezeichnend genug - Heinrich erhielt bereits die einem königlichen Enkel zustehende Monats-Apanage von 600 Talern, während die Eltern Louis Ferdinand diese Summe reduzierten; er bekam monatlich nur 165 Taler und 12 Groschen. Denn dieser Sohn war ihnen eher unheimlich, seine Großzügigkeit gegenüber sozial benachteiligten Menschen mißfiel, und das Ergebnis war, daß er seine Feld-Equipage, deren Aufwand von einem preußischen Prinzen als selbstverständlich erwartet wurde, nicht bezahlen konnte. Feld-Equipage: Das bedeutete, daß man als Angehöriger des regierenden Hauses standesgemäß aufzutreten hatte, natürlich auch im Feld. Und was hieß standesgemäß? Das bedeutete zunächst einmal Personal, nämlich: einen Kammerdiener - das war der alterprobte Stoltze, der seit Kindertagen um Louis Ferdinand gewesen war -, vier Lakaien, einen Koch, eine Küchenfrau, einen Küchenjungen, vier Packknechte, einen Schirrmeister, drei Reitknechte, zwei Kutscher. In den persönlichen Dienst des Prinzen trat jetzt der Leibjäger Carl Ludwig Ohrdorff. Endlich kam noch der Hauptmann Rahleke hinzu, der für Louis Ferdinand bestimmte „Gouverneur", ein Mittelding aus Aufpasser und Hofmeister, der auch die spärlichen Finanzen zu überwachen hatte. Natürlich bedurfte es auch der

transportablen Unterkunft für diese Leute. Der Prinz hatte selbstverständlich ein Zelt für sich, ausgestattet mit eisernem Feldbett, eisernem Ofen, zwei zusammenklappbaren Feldtischen, drei Feldstühlen, ein „Tabouret Felstuhl mit einer Brille auch zum Nachtstuhl zu gebrauchen“, dazu eine Feldtoilette, „worin alles zum Anziehn nötig, Kaffee-, Tee- und Trinkgeschirr, Leuchter pp“. Das neunzehnköpfige Personal (ohne Rahleke) verteilte sich auf fünf Zelte, dazu kam noch ein Küchenzelt, worin der mit zwanzig Talern monatlich besoldete Koch amtierte (im Salär übertroffen nur von Stoltze, der zwanzig Groschen mehr verdiente). Auf einem vierspännigen Küchenwagen führte der Koch außer einem „kleinen Vorrat von Wein“ bei sich Essig, Senf, Kaffee, Tee, Zucker, Mehl, Butter, Graupen, Reis, Sago, Speck, Schinken, Dörrobst und Wachslichter. Die Küchenfrau war zugleich Waschfrau; zu ihrer Verfügung stand „ein Gefäß zum Waschen“, „eine Maschine um Seife fortzubringen“ und „eine Maschine zum Pletten“ (Bügeln). Mit dem Küchenjungen teilte sie ein kleines Schlafzelt, woraus man wird schließen dürfen, daß sich der Knabe noch im unschuldigen Alter befand, denn Promiskuität unter den Domestiken schätzte jene Zeit gar nicht. Entlöhnt wurden beide mit monatlich vier Talern, das war auch das Salär der Packknechte. Die Reitknechte bekamen drei Taler mehr, dafür mußten sie aber auch für 27 Pferde sorgen (sechs Reitpferde besaß allein Louis Ferdinand). Zu den Pflichten des Prinzen gehörte es selbstverständlich, gelegentlich einige Gäste zu sich zu bitten, wenn auch nicht mehr als drei, denn der größere der ausklappbaren Tische war nur für vier Personen bestimmt. Dazu gehörte auch das nötige Tafelgeschirr, und für „nötig“ erachtete man 1790: eine Suppenterrine, drei Schüsseln, sechs Suppenteller, zwölf flache Teller, eine Sauciere, eine Butterbüchse, eine Suppenkelle, sechs Löffel, sechs Gabeln, sechs Messer, ein Tablett mit Salz, Pfeffer, Öl, Essig und Senf, drei Wasserkaraffen, zwölf kleine Tischtücher, vierundzwanzig Servietten, sechs Servietten „zum Abtrocknen“, zwölf Wein- und zwölf Biergläser, zwölf Kaffeetassen und ein Korb mit Küchengeräten. Für den Feldzug wurde das Personal neu eingekleidet. Die beiden Kutscher und die vier Packknechte trugen einen weiten blauen Überrock, darunter eine rote Ärmelweste, Lederhosen, Stiefel und den runden Postillionshut. Die - feineren - Reitknechte trugen auch einen weiten blauen Überrock, aber mit rotem Kragen und gelben Knöpfen, und ihre rote Ärmelweste war mit blauen Rabatten verziert; sie besaßen ebenfalls die strapazierfähigen Lederhosen, und auf ihren runden Hüten schwankten Federbüsche, die ihr erhöhtes Prestige - gegenüber den Packknechten - gebührend betonten. Schließlich verdienten sie ja auch drei Taler mehr. Am feinsten aber waren die Lakaien, obwohl sie einen Taler weniger verdienten als die Reitknechte. Sie trugen eine blaue Livree mit rotem Kragen und roter Weste, Lederhosen, Stiefel und einen Hut mit großer Kokarde und goldener Agraffe. Für die Bekleidung des Personals veranschlagte man monatlich 52 Taler, an Löhnen waren 201 Taler und 12 Groschen aufzubringen, und die Küche verbrauchte 243 Taler. Für heutige Verhältnisse erscheint dieser Aufwand ganz außerordentlich; damals aber, im Mai 1790, fand man das angemessen. König, Kronprinz, aber auch so mancher Feldmarschall in jener Epoche zog weit üppiger ins Feld. Denn noch führte man den Krieg bedächtig und nach Regeln, man suchte einander durch kunstvolle Märsche auszumanövrieren, verfolgte einander nicht etikettewidrig nach geschlagener Schlacht, und den Winter verbrachte man im Winterquartier. Da ruhten die Waffen, da begann das gesellige Leben, und zuweilen pflegte man sogar gesellschaftlichen Umgang er mit dem Gegner. Wurden im Frühjahr die Straßen wieder passierbar, so konnte der Krieg wieder beginnen. All diese löblichen Gepflogenheiten hatten allerdings schon im Siebenjährigen Krieg gelitten, die gänzliche Zerstörung dieser liebenswürdigen Etikette würde in wenigen Jahren ein Mann vollbringen, der zu diesem Zeitpunkt als französischer Artillerieleutnant in Ajaccio auf Korsika agierte. Für Louis Ferdinand war der Feldzugsaufwand eine bedeutende finanzielle Belastung, wiewohl er selbst nur 69 Taler aus seiner Apanage beizusteuern hatte. Aber mit den verbliebenen 96 Talern und 12 Groschen monatlich kam man als preußischer Prinz nicht weit. Es war ein Trost, daß wenigstens die Geschwister eng zusammenhielten. Als sie sich am Vorabend von Louis’

Ausrücken trafen, schenkte Heinrich dem Bruder 100 Friedrichs-d'or: „Nimm das! Es ist alles, was ich habe - ich brauche es nicht." Gerührt lagen sich die Brüder in den Armen. Mit dem Versprechen, sich noch vor dem morgendlichen Ausmarsch zu sehen, trennten sie sich. Aber die Familie beredete Louis Ferdinand, man müsse Heinrichs Gefühle angesichts seines derzeitigen Zustands schonen, und so verließ er Bellevue morgens zwischen vier und fünf Uhr, ohne den Bruder noch einmal zu sehen. Aber als Luise nach dem Abschied ins Schloß zurückkehrte, fand sie Heinrich wach und mit geröteten Augen, und beide Geschwister „weinten lange zusammen", während draußen die Hufschläge verhallten. Am 24. Juli beendete die Reichenbacher Konvention die Streitigkeiten zwischen Preußen und Österreich, ohne daß ein Schuß gefallen er war, und der König lud Louis Ferdinand am 17. August ein, für vierzehn Tage in Breslau sein Gast zu sein. Heinrichs Gesundheitszustand hatte sich inzwischen so verschlechtert, daß die Eltern am 4. Oktober eine Stafette schickten, Louis Ferdinand solle sofort nach Berlin kommen. Heinrich starb einen Tag später; bis zuletzt hatte er von seinem Bruder gesprochen und dessen Rückkehr ersehnt. Als dieser Berlin erreichte, erfuhr er schon am Stadttor die Nachricht. Auch der alte Prinz Heinrich war zur Beisetzung seines Neffen in Berlin erschienen, und vielleicht geschah es unter dem Eindruck des Memento mori, daß er dem Neffen Louis Ferdinand die Anwartschaft auf die Stelle eines Dompropstes in Magdeburg (einer seiner Würden) zusicherte, nachdem der König dazu seine Genehmigung gegeben hatte. Das geschah am 15. November. Nachdem die Armee wieder auf Friedensfuß gesetzt worden war, kehrte auch Louis Ferdinand am 20. Dezember zu seinem alten Regiment von Möllendorff zurück. Im folgenden Jahr kam es zu so ernster Verstimmung mit Rußland, daß ein Krieg ins Haus zu stehen schien. Aber wieder retteten die Diplomaten die angespannte Situation: Die Armeen konnten nach Hause geschickt werden. Louis Ferdinand kehrte am 9. Juni 1791 zurück, frisch ernannt zum Oberst. Nach seiner Rückkehr zeigte sich Vater Ferdinand auf einmal spendabel: Er reiste mit seiner ganzen Familie unter großem Aufwand nach Aachen und Spa ins Bad. Um das Wohl der fünfköpfigen Familie sorgten sich sechsundzwanzig Domestiken, vom Regierungsrat bis zum Silberburschen (für das Tafelsilber verantwortlich). Man reiste unter dem Namen eines Grafen Valengin, aber natürlich war es kein Geheimnis unter Personen von Stand, wer sich hinter diesem Namen verbarg. Über Braunschweig, Münster und Düsseldorf erreichte man am 21. Juni Aachen. Seit dem 14. Juli 1789 herrschte in Frankreich Revolution, und Aachen und Spa waren voll von französischen Emigranten. Außer ihnen war dort noch eine fürstliche Gesellschaft zu Gast. König Gustav III. von Schweden, der Kurfürst von Köln, Herzog Albert von Sachsen- Teschen, Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, Landgräfin Wilhelmine von Hessen; dazu die Franzosen: Baron de Breteuil, der Minister Ludwigs XVI., Gräfin de Matignon, Prinzessin von Lamballe, Baronin de Montmorency, Marquis de Bouille, dazu die Familien Mortemart und Caraman, all die „illustren Heimatlosen", wie Gustav III. sie nannte. Diese waren in Aachen und Spa anfangs noch guten Muts gewesen. Die Flucht Ludwigs XVI. aus Frankreich galt bei ihnen als eine sowohl beschlossene wie geglückte Sache, und groß war das Entsetzen, als bekannt wurde, daß man den König und seine Familie am 22. Juni in Varennes gestellt und zur Rückkehr nach Paris gezwungen hatte. Courage bewies allein die Prinzessin Lamballe, die dem Hof die Treue halten zu müssen glaubte. Sie war die einzige, die nach Paris zurückkehrte. Ihr Edelmut nützte nichts: Ein Jahr später gehörte die Gesellschafterin Marie-Antoinettes zu den über tausend Opfern der Septembermorde. Für Louis Ferdinand bedeutete der Aufenthalt in Aachen und Spa den ersten näheren Kontakt mit den französischen Emigranten. Was er kennenlernte, war eine Gesellschaft zumeist oberflächlicher, dümmlicher und aufgeblasener Menschen, denen es gelungen war, bei ihrer Flucht soviel zu retten, daß sie aufwendig leben konnten, und das taten sie denn auch ausgiebig. Was in ihrer Heimat seit zwei Jahren vorging, begriffen sie nicht. Sie redeten sich vielmehr ein, die „Pöbelherrschaft" würde plötzlich wieder verschwinden, es würde alles wieder ganz wie früher, und dann würde man mit den aufsässigen Bauern und Arbeitern

gründlich abrechnen. Wie und was Louis Ferdinand zu diesem Zeitpunkt darüber dachte, wissen wir nicht. Er dachte vermutlich gar nichts, genoß die erotischen Freizügigkeiten dieser Gesellschaft, suchte seinen preußischen Provinzstil a la mode zu verfeinern und wußte von dem, was er wirklich in Frankreich vorging, überhaupt nichts. Einige Wochen führte er das Dasein eines Stutzers. Erst am 31. Oktober meldete er sich in Berlin beim König zurück… - Krieg gegen Frankreich: Ein Jahr vor dem Ausbruch der Französischen Revolution erschien in Frankfurt am Main eine von Nicolaus Vogt verfaßte Schrift über die europäische Republik. Darin heißt es: „Wenn aber der größte Teil des Volkes nicht satt zu essen hat, indes der Fürst den Schweiß seiner Arbeit mutwilligerweise verschwelget, wenn der Fürst über dem unmäßigen Genuß aller Wollüste und bei kindischen Tändeleien die Verwaltung des Staates gänzlich hintansetzt oder das Volk den Bedrückungen und Ungerechtigkeiten seiner Lieblinge und Minister überläßt, dann sollte das Volk doch auch eine Stimme haben: Herr, du bist nicht mehr unser Fürst; wir sind nicht mehr deine Untertanen.“ In diesem Sinne sollte sich das 1,5 Millionen Menschen zählende französische Volk entscheiden. Deutschlands Intelligenz begrüßte die Revolution enthusiastisch und fast einmütig. Friedrich Gottlieb Klopstock in einer Ode: „Gallien krönet sich / Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war! / Der glänzet heller, und verdient es! / Schöner, als Lorbeer, die Blut entschimmert.“ Blut schimmerte jetzt freilich auch in Frankreich; aber denen, deren Gemüt die Ausbeutung und Menschenschinderei ungerührt ertrugen, die sich nun aber über die Hinrichtung von Feudalherren entrüsteten, rief der Göttinger Historiker August Ludwig von Schlözer zu: „Bei dieser Revolution gingen Exzesse vor: und wo läßt sich eine Revolution ohne Exzesse denken! Krebsschäden heilt man nicht mit Rosenwasser. Und wäre auch unschuldiges Blut dabei vergossen worden (doch unendlich weniger als das, was der völkerräuberische Despote Louis XIV. in einem ungerechten Krieg vergoß): so kommt dieses Blut auf euch, Despoten, und Eure infamen Werkzeuge, die Ihr diese Revolution notwendig gemacht habt!“ Joachim Heinrich Campe, der Verfasser des Neuen Robinson, war nach Paris geeilt, „dem Geburtsorte und der Wiege der neugeborenen französischen Freiheit“, und berichtete in ausführlichen Briefen über die August-Ereignisse des Jahres 1789: „Man fühlt sich hier, auch als bloßer Zuschauer schon, in allen seinen Empfindungen, an allen seinen Kräften und Fähigkeiten - ich weiß nicht wie - zugleich erhöht, zugleich mit veredelt, und wenn ich nicht merklich besser, nicht mit einem merklichen Zuwachs an Gemeingeist, an Mut, Kraft und Trieb zu jeder Handlung, welche Selbstvergessenheit und Aufopferungen erfordert, zu Euch zurückkehrte, so hat die Schule, in der ich mich jetzt befinde, keine Schuld daran.“ Und der sechsundzwanzigjährige Preuße Friedrich Gentz schrieb Ende 1790 einem Freund: „Das Scheitern der Revolution würde ich für einen der härtesten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht getroffen haben. Sie ist der erste praktische Triumph der Philosophie, das erste Beispiel einer Regierungsform, die auf Prinzipien und auf ein zusammenhängendes konsequentes System gegründet wird. Sie ist die Hoffnung und Trost für so viele alte Übel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehen, so würden alle diese Übel zehnmal unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz, eingestehen würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können, und wie alle großen und kleinen Tyrannen dieses furchtbare Geständnis nutzen würden, um sich für das Schrecken zu rächen, was ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hat.“ Diese Rache ließ nicht auf sich warten. Denn als aus Baden und aus der Pfalz gemeldet wurde, die Bauern zögen vor die Schlösser ihrer Unterdrücker, um den Verzicht aller Feudallasten zu erzwingen, als im Sommer 1790 in Sachsen gar Schlösser gestürmt und Gutsbesitzer und Beamte verprügelt wurden, da waren sich die deutschen Fürsten einig, es müsse nun schleunigst gehandelt werden. Zwar hatte man die Bauernaufstände noch unter Kontrolle, aber es blieb ja der Ansteckungsherd Frankreich, wo man den Monarchen nach gescheiterter Flucht in Paris gefangenhielt und - am 3. September 1791 - auf die neue Verfassung hatte schwören lassen, die Frankreich zur

konstitutionellen Monarchie erklärte. Am 27. August 1791 gaben Friedrich Wilhelm II. von Preußen und Leopold III. von Österreich bei einem Treffen in Pillnitz die öffentliche Erklärung ab, worin sie die Wiederherstellung der unumschränkten Monarchie in Frankreich forderten. Daraufhin drohte Paris am 25. Januar 1792 mit Gegenmaßnahmen, falls Österreich und Preußen bis zum 1. März nicht versicherten, sich jeglicher Einmischung in französische Belange zu enthalten. Die Antwort war ein am 7. Februar 1792 geschlossenes Militärbündnis zwischen Österreich und Preußen. Daraufhin erklärte Frankreich am 20. April 1792 den Krieg. Eine österreichisch-preußische Armee überschritt die französischen Grenze. Ehe uns der Verlauf dieses Krieges und die Rolle Louis Ferdinands dabei eingehender beschäftigt, lohnt ein Blick auf die Beschaffenheit der preußischen Armee, die damals - dank ihrer Erfolge in den drei Schlesischen Kriegen - in Europa einen geradezu legendären Ruf besaß. So militarisiert der Staat Preußen auch geworden war, seit „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. eine beispiellose Aufrüstung betrieben und sein Sohn Friedrich II. der Welt die Schlagkraft seiner Armee bewiesen hatte: Der Soldat wurde in Preußen und anderswo verachtet. Soldat wurde nur der Bodensatz der Bevölkerung: verkrachte Existenzen, denen sonst nur noch als Alternative der Selbstmord blieb; arbeitslose Handwerker oder Lakaien; durch Erbfolge besitzlose Bauernsöhne; fahrendes Volk; Flüchtlinge; von skrupellosen Werbern durch Alkohol und Versprechungen gefügig Gemachte oder sonst zum Wehrdienst Gepreßte (eine allgemeine Wehrpflicht gab es nicht). Kommandiert wurden diese „Asozialen“ - nach den Gründen ihrer „Asozialität“ fragte niemand - von einem Offizierskorps, das in Preußen fast nur aus Adeligen bestand. Diese Masse Uniformierter wurde in Preußen mit einer Brutalität behandelt, für die es in Deutschland nur Parallelen in Württemberg oder Hessen gab, wo man die Landeskinder gegen klingende Münze an England verhökerte, um den aufwendigen Lebensstil des Landesvaters bezahlen zu können. So etwas gab es in Preußen zwar nicht, aber barbarisch traktieren - darauf verstand man sich in Berlin. Bei den geringsten Vergehen bezogen die Soldaten Stockprügel oder die Fuchtel (Schläge mit flacher Säbelklinge), größere Vergehen wurden mit Spießrutenlaufen geahndet. Dabei hatte der Delinquent mit entblößtem Oberkörper durch eine Gasse von einigen hundert Soldaten zu laufen, die ihn dabei mit Ruten peitschten, die vorher in Salzwasser getaucht worden waren. Unteroffiziere kontrollierten dabei, ob auch mit Nachdruck zugeschlagen wurde. Einige Male Spießrutenlaufen bedeuteten den sicheren und qualvollen Tod des Opfers. War ein Knopf schlecht geputzt, ein Rostflecken auf dem Gewehr, hatte der Zopf (vorgeschriebene Haartracht) nicht die richtige Länge, so setzte es Prügel, oder der Offizier strafte mit Ohrfeigen, Faustschlägen und Fußtritten. Krummschließen (in gekrümmter Haltung anketten) oder Eselreiten (stundenlanges Sitzen auf einem hölzernen, in der Oberkante scharf zulaufenden Bock) waren weitere Empfehlungen, um die „Raison“ zu sichern. Bezahlt wurde ein Sold - meist unregelmäßig -, der ohne Nebenverdienst zum Hunger verurteilte, und war der Soldat gar verheiratet, mußten Frau und Kinder betteln gehen, indes sich der Soldat ein Zubrot verdiente mit handwerklichen Arbeiten oder indem er beim Bürger Holz hackte oder Jauche pumpte. Im Krieg blieb die Familie unversorgt, und was aus dem zum Krüppel geschossenen Soldaten wurde, war seine Sache. Kein Wunder, daß die Selbstmordquote unter diesen geschundenen Kreaturen hoch war. Aber wenn der Selbstmord mißlang, wurde zu Tode gefoltert: Zwölfmal Spießrutenlaufen. Um wenigstens sicher sterben zu können, entwickelten Soldaten in Berlin das Verfahren, Kinder umzubringen, um so als Mörder wenigstens sofort und schnell hingerichtet zu werden. Desertieren? Das glückte selten. Die Preußen hatten sich dagegen ein treffliches System erdacht. Zwei Soldaten schliefen gemeinsam in einem Bett, jeder für den anderen verantwortlich. Galt da einer als „unsicherer Kantonist“ (das Land war in Militärkantone eingeteilt, daher der Name), so durfte sein Bettgefährte ihm die Schuhe wegnehmen und die Tür verschließen. Entkam der andere aber trotzdem, so mußte sein Bewacher „Gasse“ (Spießruten) laufen. Das Offizierskorps titulierte die Untergebenen nie anders denn „Hunde, Schweine, Bauernlümmel und Grobzeug“ und sorgte dafür, daß getreu die Maxime Friedrichs

II. befolgt wurde, wonach der Soldat seinen Offizier mehr zu fürchten habe als den Feind. Gewiß, daß man Untergebene (der Handwerksmeister die Gesellen und Lehrlinge, der Hausvater die Kinder und die Ehefrau) derb züchtigte und psychisch demütigte, war im 18. Jahrhundert selbstverständlich, und daher war die körperliche Mißhandlung allen Soldaten nichts Ungewohntes. Denn irgendwo mußte sich das geschundene und entehrte Volk gegen den Nächstniederen ja Luft machen. Aber die Mißhandlungen in der preußischen Armee waren so extrem, daß sich sogar Herzog Carl Eugen von Württemberg („Schillers Herzog“, der seine Soldaten verkaufte) darüber entrüstete: Wie auch nicht? In Magdeburg ereignete sich 1785 folgende Geschichte: „Vater und Sohn dienen unter einem Hauptmanne; der sechzigjährige Vater ist Unteroffizier, der einundzwanzigjährige Sohn Gemeiner. Dem Unteroffizier desertiert ein Mann, und er wird degradiert, der Sohn aber in seine Stelle zum Unteroffizier gemacht, und nun wird es ihm übertragen, dem Vater Stockprügel zu geben. Der Sohn wirft sich voller Angst dem Offizier zu Fuß, beteuert, daß er seine Hand nicht an seinen Vater legen könne, verweist ihn auf sein graues Haar, auf seine Unschuld an der Desertation. Mit einem höhnischen Lächeln bleibt der Hauptmann auf seinem Sinne. Endlich ergreift der Sohn mit zitternder Hand den Stock, gibt seinem Vater einen Hieb, stürzt darauf mit dem Stocke zu des Offiziers Füßen und beschwört ihn um seiner Seligkeit willen, ihn des Amtes zu entladen oder ihn selbst statt des Vaters strafen zu lassen. Als der noch auf seinem Sinne besteht, und zwar mit der Miene der Schadensfreude, springt der junge Mensch voll Verzweiflung auf und wirft seinen Stock unwillig vor die Füße des Tyrannen. Der gibt es an, und der junge edle Mann wird erschossen, der Offizier aber nur, und zwar weil er den Unteroffizier seiner Weigerung halber öfter gefuchtelt hatte, als nach den Gesetzen erlaubt ist, der Offizier kommt nur einige Wochen auf die Festung.“ Ungeachtet der Preisentwicklung zahlte man in Preußen 1790 noch den gleichen Sold, der schon 1770 bezahlt worden war: alle fünf Tage acht Groschen. Die dienstpflichtigen Bauern entließ man für elf Monate des Jahres in die Heimat, von 76 Ausländern pro Kompanie wurden 26 beurlaubt. Ihr Sold floß während dieser Zeit in die Privatschatulle des Hauptmanns; in der Kompanie blieben daher nur etwa vierzig Mann. An Exerzieren war also kaum zu denken, aber der Herr Hauptmann - der ebenfalls in seinen Grundbezügen schlechter bezahlt wurde - lebte wenigstens leidlich. Mit dieser Armee - geprügelt, gedemütigt, unterernährt, unterbezahlt und unzulänglich ausgebildet - zog Preußen gegen das revolutionäre Frankreich ins Feld. Die Folgen blieben nicht aus. Louis Ferdinand bekam den Mobilmachungsbefehl, der ihn dem Regiment von Woldeck zuwies, am 23. April 1792. Da aber zu diesem Termin die prinzliche Feld-Equipage noch nicht instand-gesetzt war - Vater Ferdinand mußte wohl oder übel dreitausend Taler dazu aus eigener Tasche bezahlen -, wurde es der 21. Mai, ehe der Prinz Berlin verlassen konnte. Als „Gouverneur“ begleitete ihn wieder der zum Major beförderte Rahleke. Man reiste über Brandenburg, Magdeburg und Braunschweig. Dort lernte Louis Ferdinand den Kronprinzen Georg von England kennen (der spätere Georg IV.), der damals gerade um Prinzessin Caroline von Braunschweig warb, zunächst aber abgewiesen wurde. Im ersten Brief, den er von unterwegs schrieb, berichtet Louis Ferdinand seiner Schwester: „Als ich am ersten Tage zum Diner komme, eilt ein kleiner Mensch, ganz in Schwarz gekleidet wie der Page in Marlborough…“ (- gemeint ist die Zeile „Da kam ein schwarzer Page“.“ aus dem Lied „Marlborough s’en va-t-en guerre…“ -) „…auf mich zu, drückt mir die Hände und sagt: „Durchlaucht, Durchlaucht“, macht ein paar Schritte, um dasselbe zu sagen, bis zu dem Zimmer, in dem die Gesellschaft war. Ich, der ihn für einen Kammerherrn hielt, hatte aufrichtig Lust, als Parallele seines Epithetons zu ihm zu sagen: „Kammerherr, Kammerherr“; schließlich erfuhr ich, als ich mittags die Äbtissin fragte, daß es Prinz Georg wäre; ich entschuldigte mich bei ihm, ohne ihm jedoch andere Worte zu entlocken als die erwähnten Phrasen.“ Man ließ sich Zeit. Erst am 21. Juni - einen Monat nach dem Abmarsch aus Berlin - gelangten Prinz und Equipage in Minden an; von dort ging es gemeinsam mit dem Regiment Woldeck, das geduldig gewartet hatte, weiter. Am 9. Juli trafen sie in Koblenz ein. Daß man

das militärische Debut des zwanzigjährigen Prinzen aufmerksam beobachtete, ist verständlich. Der Freiherr vom Stein gab diese Prognose: „Er ist ein junger Mensch von Anlagen und großen Vorsätzen, der Kleinlichkeit und Weichlichkeit des Zeitalters wird er aber nicht widerstehen, wenn ihn nicht große Situationen, in welche er in Zukunft kommt, dagegen schützen. Sollte der Krieg lange dauern, so wäre dies gewiß ein Bildungsmittel für diesen jungen Mann, und gibt es bald Friede, so wäre eine Entfernung von Berlin und ein Aufenthalt in der Provinz für ihn sehr nützlich.“ Sechs Wochen später ergänzte Stein: „Prinz Louis habe ich auf dem Marsch und im Hauptquartier gesehen, er scheint mir mehr mit seinen Vergnügungen und Zerstreuungen beschäftigt zu sein, als es ein Mann von großen Anlagen und großem Charakter in der gegenwärtigen Situation sein würde; ich fürchte, der widersteht nicht dem Geist der Persönlichkeit und Weichlichkeit seines Zeitalters.“ Mit Vergnügungen und Zerstreuungen war damals alle Welt beschäftigt, zumal in Koblenz, wo sich die französischen Emigranten konzentrierten und amüsierten. Frankreichs entkommene Adlige hatten sich hier inzwischen recht unbeliebt gemacht. Sie verärgerten die preußischen Soldaten durch ihre Arroganz und durch die deutlich herausgekehrte Verachtung, die sie für alles Deutsche bezeigten, besonders für die deutsche „Pferde- und Schweinesprache“ [jargon de cheval, de cochon], mit der sie nicht zurechtkamen. Die einheimische Bevölkerung sah die finanzkräftigen Gäste mit geteilten Gefühlen. Natürlich verdiente man an ihnen prächtig und neppte sie, wo man konnte. Da sie eine eigene Emigranten-Armee aufstellten, brachte das eine Hochkonjunktur für die Koblenzer Waffenschmiede mit sich. Die Kehrseite aber war nicht nur eine allgemeine Verteuerung der Lebenskosten, sondern eine Lockerung der Moral, die den biederen Rheinländern zu schaffen machte. Mit den Worten eines deutschen Soldaten: „Hier in Koblenz gibt’s vom zwölften Jahr an keine Jungfer mehr; die verfluchten Franzosen haben hier weit und breit alles zusammengekirrt, daß es Sünde und Schande ist.“ Das hatte zur Folge, daß überall dort, wo die Emigranten lebten und leben ließen, die venerischen Krankheiten grassierten und natürlich auch die preußische Armee infizierten. Allein in Koblenz will man damals mehr als siebenhundert Frauen registriert haben, die sich die „Emigrantengalanterie“ geholt hatten, wie man die Syphilis dort nannte. Die preußische Heeresleitung sah das ungern, und als man eines Tages noch entdeckte, daß republikanische Agenten sich unter die Emigranten gemischt hatten, ließ der Herzog von Braunschweig - er hatte den Oberbefehl über die preußisch-österreichische Armee - alle Refugiés aus den Orten ausweisen, wo preußische Truppen standen; zur größten Erbitterung der Einheimischen, die damit um eine gute Pfründe gebracht wurden. Alles in allem war dieser Feldzug unpopulär. Das preußische Volk sah nicht ein, warum die Landeskinder für monarchistische Interessen die Haut zum Markte tragen sollten. Die Armee selbst fragte sich, ob man Leben und Gesundheit opfern sollte, um Menschen in ihre alten Privilegien zurückzuversetzen, die man als „Auswurf der Menschheit“ sehr schnell hassen gelernt hatte. Und so sah es nicht nur der einfache Soldat, auch der preußische General von Kalkreuth verhehlte nicht in der Öffentlichkeit, wie unsympathisch ihm dieser Feldzug war. Man konnte sich allenfalls trösten, daß der ganze revolutionäre Spuk in einigen Wochen hinweggefegt sein würde, wenn erst einmal die preußischen Waffen sprächen, und voll dieses Glaubens erließ Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig am 25. Juli ein Manifest an die Franzosen, das mit den Worten endete: „…Die Stadt Paris mit allen ihren Einwohnern ohne Unterschied soll sich sogleich und ohne Zögern dem Könige unterwerfen und ihn in volle Freiheit setzen; für jede neue Beleidigung der königlichen Familie sollen alle Mitglieder der Nationalversammlung sowie die Staats- und Gemeindebehörden mit ihrem Leben verantwortlich gemacht, die Stadt Paris soll einem militärischen Strafgericht und gänzlicher Zerstörung, die widerspenstige Einwohnerschaft der furchtbarsten Rache ausgeliefert werden.“ Dümmer konnte man wohl kaum handeln, denn diese unbeherrschten Drohungen trugen nun mehr als alles andere dazu bei, Frankreichs Kräfte gegen den äußeren Feind zu einigen. Die unmittelbare Antwort darauf aber war der Tuileriensturm vom 10. August. Von nun an war der König von Frankreich

wirklich ein Gefangener. Am 19. August überschritt die Koalitionsarmee die französische Grenze. Schon am 23. kapitulierte die Festung Longwy, deren Kommandant LaVergne die Übergabe später auf der Guillotine büßen mußte. In Berlin wartete man unterdessen auf Post von Louis Ferdinand. Aber der tat sich an der Front um und überließ die Korrespondenz seinem alten Kammerdiener Stoltze. Der konnte zwar nicht viel von militärischen Operationen berichten, wohl aber von dem, was so täglich um ihn herum geschah. Nach der Kapitulation Longwys schrieb er: „Es kommen hier alle Tage Fuhren gefahren an, welche man den Bauern in den Dörfern abnimmt: Diese armen Leute sagen, sie sind gezwungen, sich zu verteidigen. Wenn sie denn sahen, daß sie nichts machen können, so bitten sie um Verschonung ihrer Habseligkeiten, und wen sie erst kennen, den lassen sie gerne alles zukommen an Lebensmitteln, was sie nur haben. Unser Jäger holt uns aus einem dieser Dörfer Lebensmittel, welches er ihnen aber alle bezahlt, und wenn sie diesen nur kommen sehen, so schließen sie alles auf und bieten ihm an von allen Lebensmitteln, die er ihnen dann auch gerne bezahlt, und wir sind nur froh, wenn wir es für Geld haben könnten. „Braver Kamerad“, „Bon Ami Allemand“ sind seine Titel und setzen sich mit ihm hin und essen mit ihm. Diese armen Leute sind von Natur gut, nur schade, daß sie verwirrt gemacht sind. Sie wissen auch schon recht gut, daß sie von S.K.H. so menschenfreundlich behandelt werden und wünschen Höchstdemselben alle Glückseligkeit, die nur ein Mensch auf Erden genießen kann. Daß sich aber unter diesen Leuten auch noch viele Böse finden, ist auch wahr, und man muß alle Vorsicht gebrauchen, um sie [sic] nicht in die Hände zu fallen, und ich wollte keinem raten, daß er sich irgend in diese Dörfer verfügte, wenn unser Militär nicht aufgeräumt hat. So war ein Fall: Ein Schmied vom Regiment geht nahe an ein Dorf auf ein Erdäpfelfeld, sogleich kommen einige, rufen ihn französisch, er antwortet nicht und läuft davon, er berichtet es an die Reiter, die gleich drüben auf dem Berge halten, diese schicken ein Kommando ins Dorf. Diese heben 20 Mann auf und eine Nationalfahne [gemeint ist die von der Revolution eingeführte Trikolore], welche gestern hier durchgebracht wurde. Gestern abend hatten S. K. H. einen alten Bauern im Zelte, es waren noch einige Stabsoffiziere zugegen. Dieser alte Mann hatte auch Schläge bekommen, weil sie in seinem Dorfe auf unsere Leute geschossen hatten. Dieser alte Mann war aber unschuldig, und er wollte gar nicht wieder weggehen, weil er sich vor Schlägen fürchtete: S. K. H. schützten ihn aber, schickten ihn in die Brandwache mit dem Befehle, daß ihm niemand ein böses Wort sagte. Höchstdieselben schickten ihm noch ein Glas Wein und Stück Brot, und der Alte brach in Freudentränen aus und dankte sehr inbrünstig Gott und seinem Beschützer. „Monseigneur“, sagte er, „Sie müßten viele Völker regieren und sie würden glücklich unter Ihnen sein, weil Sie menschenfreundlich sind und die Menschen lieben.“„ Der Spaziergang nach Paris, von dem man geträumt hatte, ließ sich trotz einiger Anfangserfolge schlecht an. Hatte bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten eine unerträgliche Hitze geherrscht, so regnete es sich jetzt ein. Stoltze klagte: „Es ist fast nicht mehr auszuhalten wegen des schlechten Regenwetters, man bleibt fast im Morast stecken, und wir haben unsere Not, daß wir S. K. H. trocknes Holz anschaffen, sie müssen sich des Tages 5 bis 6 mal trocken anziehen: Aber Höchstdieselben befinden sich recht wohl, weit munterer und stärker als wir alle zusammen. Sie sehen auch so wohl aus, wie sie fast noch nie ausgesehen haben.“ Ahnungsvoll schreibt er einen Tag später nach Berlin: „Man weiß nicht, wie man das Zeug trocknen soll: es faulet den Leuten alles vom Leibe, und viel Soldaten haben schon die rote Ruhr. Gott gebe, daß wir bald gut Wetter bekommen, sonst möchte die Witterung wohl der ärgste Feind sein.“ Auch den braven Rahleke hatte es erwischt, er lag mit einer „üblen Diarrhoe“ darnieder, und es schien, als sei die Unerträglichkeit der Lage kaum zu überbieten, dabei war es erst der Anfang. Zwar kapitulierte am 2. September auch Verdun (dessen Kommandant BeauRepaire erschoß sich), aber Stoltze irrte sich, wenn er meinte: „Es heißt nun, wenn wir von hier weggehen, so können wir in 14 Tagen in Paris sein. Es sollen noch 2 unbedeutende Örter auf diesem Wege sein, die leicht zu überwinden sind.“ Am Tag nach der Übergabe Verduns fand Louis Ferdinand endlich Zeit, den Eltern persönlich zu

schreiben. In einem Brief an die Mutter schildert er die wetterbedingten Strapazen und seine Feuertaufe am Tage vor der Kapitulation: „Wir kamen bis auf zweihundert Schritt an die Festung heran und überlegten gerade, ob wir uns in ein Gefecht mit den feindlichen Truppen einlassen könnten, wir zogen den Rest der Kompanie des Majors von Spitznas nach, aber es war zu spät. Die Überrumpelung konnte nicht mehr glücken, sie richteten ihre Geschütze aus der Festung auf uns, und wir mußten uns deshalb auf das Dorf Bellevue zurückziehen, wo sie uns weiter unter Feuer nahmen, ohne uns Verluste beizufügen. Das war also das erste Mal, daß ich die Musik der Kanonen hörte. Sie hat in mir nur den Wunsch rege werden lassen, unsere Feinde mir noch näher anzusehen, eine Hoffnung, die ich im Herzen trage und die um so süßer ist, als ich sie mit allen braven Preußen, die nur den Gedanken des Sieges haben, teile.“ Die Schlacht von Valmy am 20. September brachte die Wende. Zwar war sie militärisch gesehen ohne Wert, aber angesichts des sich hier manifestierenden zähen französischen Widerstands (beflügelt durch die revolutionäre Idee) und angesichts der katastrophalen Wetterlage, die mit zur Demoralisation der preußisch-österreichischen Truppen beitrug (vor allem durch die grassierenden Ruhrerkrankungen), befahl die Heeresleitung am 29. den Rückzug. Goethe, der in Begleitung seines Herzogs (der als General in preußischen Diensten stand) den Feldzug als Schlachtenbummler miterlebte, will damals den berühmt gewordenen Ausspruch getan haben: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen“ - ein Satz, der freilich erst dreißig Jahre später ex eventu aufgeschrieben wurde. Die Bekanntschaft mit Louis Ferdinand hatte er einige Tage vorher Grandpré gemacht: „Wir trafen auf einen Husarenposten und sprachen mit dem Offizier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpre hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Not eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Widerreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen sollte. Dieser tat dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn nun folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von ferne sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und sodann umkehrend ebenso schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß seine Büchse ganz deutlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unseren Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl, in meinen Blicken etwas Teilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn, zurückzugehen, er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grand-Pré in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in kurzem die ganze Vorpostenkette alarmiert, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen soll, und der Verdruß ergeht über mich ohne meine Schuld!“ Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: „Man erzeigt mir soeben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihre Hoheit zuzutrauen, deshalb ich um geneigtes Gehör bitte.“ Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nötig gewesen wäre: denn er sah selbst alles vor sich und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten.“ Am 22. trafen sie sich in der Nähe von Valmy wieder. Zur deprimierenden Witterung hatte sich inzwischen auch der Hunger gesellt, denn in den verwüsteten Dörfern war nichts mehr zu holen, und der unzulängliche Lebensmittelnachschub blieb im Schlamm stecken. Goethe traf den Prinzen „im freien Felde auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe herausgeschafft; zugleich schleppten einige

seiner Leute einen schweren verschlossenen Küchenschrank herbei: sie versicherten, es klappere darin, sie hofften, einen guten Fang getan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein stark beleibtes Kochbuch, und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert“. Unter dem Lebensmittelmangel hatte nicht nur der einfache Soldat zu leiden, sondern auch die „großen Herren“, und man labte sich an einer Delikatesse, als Herzog Carl August von Weimar am 2. Oktober bei Vaux an der Aisne den preußischen Kronprinzen, Louis Ferdinand und Goethe zu einem bescheidenen Linsenessen einlud. Am 30. Oktober meldete sich Stoltze wieder mit einem Lagebericht aus Trier: „Wir sind gestern abend hier angekommen bei vollen Regengüssen. Auch hatte es den ganzen Tag geregnet. Es ist nun unser 2. Nachtquartier unterm Dache. Morgen marschieren wir wieder von hier weg, und es heißt, auf Koblenz zu. Die Wege sind so schlecht, daß wir täglich seufzen nach dem Orte, wo wir Winterquartier bekommen werden. Viele von unseren Leuten sind krank und wünschen es noch sehnlicher. Der H. v. Rahleke klagt auch noch sehr, aber er reitet doch wieder auf den Märschen, weil ihm die Ärzte die längerliche [sic] Bewegung als ein vorzügliches Heilungs-Mittel angeraten haben. Se. K. H. befinden sich recht wohl. Sie haben jetzt wieder etwas Diarrhoe, aber Höchstdieselben sind recht wohl dabei. Die mehresten Menschen haben diese Krankheit, und es kommt vielfältig vom Wassertrinken und von der nassen Witterung: Wir haben nun vom 19. Juli bis den 28. Oktober unter Zelten zugebracht.“ In diesem Brief bittet er auch um Kleidung für einen neuangeworbenen Kammermohren namens La Grenade. Den hatte man in Verdun entdeckt, wo er sich mit Sticken durchschlug. Stoltze rühmt ihm „eine recht hübsche Figur und eine sehr leidliche Physiognomie“ nach, er verstünde sich auf das Frisieren von „Damen und Chapeaus“, spreche „sehr gut französisch und ziemlich gut engländisch, und Deutsch fangt er jetzt erst an zu lernen“. Auch scheine er „von sehr gutem Herzen und Gemüte zu sein“. Den Leibjäger Ohrdorff und Rahlekes Lakaien Gruner hatten ebenfalls die Ruhr befallen; Ohrdorff mußte man in Luxemburg zurücklassen. Daß diese Leute ordentlich gepflegt wurden, war selbstverständlich. Für den einfachen preußischen Musketier sah das freilich anders aus. Friedrich Christian Laukhard, ein ehemaliger Theologe, der seine Zuflucht beim preußischen Militär gefunden hatte, hat in seiner Lebensbeschreibung uns detailliert über die entsetzliche Misere informiert, der sich die preußische Armee damals ausgesetzt sah. Er berichtet: „Nichts nahm unsere Leute ärger mit als der Durchfall, der allgemeine Durchfall und die darauf folgende fürchterliche Ruhr. [. . .] Die Abtritte, wenn sie gleich täglich frisch gemacht wurden, sahen jeden Morgen so mörderisch aus, daß es jedem übel und elend werden mußte, der nur hinblickte. Alles war voll Blut und Eiter, und einigemal sah man sogar Unglückliche darin umgekommen. Ebenso lagen viele blutige Exkremente im Lager herum, von denen, die aus nahem Drange nicht an den entfernten Abtritt hatten kommen können.“ Noch schlimmer ging es in den Lazaretten zu. In Longwy verfaulten die Kranken in ihrem eigenen Kot, aufgefressen vom Ungeziefer bei lebendigem Leibe. In Trier lagen 280 Kranke auf offener Straße; es fehlte an Raum. Da in den kalten Oktobernächten täglich dreißig auf dem Pflaster starben, bekam man so allmählich Platz. Das Lazarettpersonal war korrupt, an regelmäßiges Verbinden der Verwundeten war nicht zu denken. Wer von den Kranken und Verwundeten kein Vermögen besaß, dem blieb wenig zu hoffen. In der preußischen Armee kursierte der Satz: „Wer in dem Lazarett nichts zuzusetzen hat, muß rein krepieren.“ Und das war die lautere Wahrheit. Der Menschenverächter von Sanssouci hatte nie anderes geglaubt oder praktiziert. Sein Nachfolger versuchte zwar die Invalidenversorgung zu reformieren, in dieser aktuellen Situation verschlug das aber gar nichts. Zwar: Friedrich Wilhelm II. war eine eher gemütliche, humanere Natur, den erotischen Affairen weit mehr zugetan als den militärischen, auch war er nicht mit jener Lust ins Feld gezogen, mit der sein Onkel dreimal Österreich überfallen hatte. Aber: In der Behandlung des Soldaten änderte sich praktisch allzuwenig; die Infanterie war immer noch nicht mit Mänteln versehen, und die Menschen

kamen aus ihren durchnäßten und faulenden Uniformen überhaupt nicht mehr heraus. Entsprechend waren die Krankheiten, entsprechend die Demoralisation, zumal eine moralische Rückenstärkung aus der Heimat nicht zu erwarten war. Denn in der Heimat dachten viele ähnlich wie Ludwig Tieck, der am 28. Dezember seinem Freunde Wackenroder schrieb: „Du sprichst ja gar nichts von den Franzosen? Ich will nicht hoffen, daß sie Dir gleichgültig geworden sind, daß Du wirklich Dich nicht dafür interessierst? Oh, wenn ich jetzt ein Franzose wäre! Dann wollt' ich hier nicht sitzen, dann - Doch leider bin ich in einer Monarchie geboren, die gegen die Freiheit kämpfte, unter Menschen, die noch Barbaren genug sind, die Franzosen zu verachten. Ich habe mich sehr geändert, ich bin jetzt nicht glücklich, wenn ich keine Zeitungen haben kann. Oh, in Frankreich zu sein, es muß doch ein groß Gefühl sein, unter Dumouriez zu fechten und Sklaven in die Flucht zu jagen, und auch zu fallen -, was ist ein Leben ohne Freiheit? Ich begrüße den Genius Griechenlands mit Entzücken, den ich über Gallien schweben sehe, Frankreich ist jetzt mein Gedanke Tag und Nacht -, ist Frankreich unglücklich, so verachte ich die ganze Welt und verzweifle an ihrer Kraft, dann ist für unser Jahrhundert der Traum zu schön, dann sind wir entartete, fremde Wesen, mit keiner Ader denen verwandt, die einst bei Thermopylä fielen, dann ist Europa bestimmt, ein Kerker zu sein." Im Krieg trat jetzt eine Pause ein. Nachdem es Anfang Dezember gelungen war, Frankfurt am Main, das die Franzosen eingenommen hatten, wieder zurückzuerobern, bezogen die Truppen von Koblenz bis Frankfurt Winterquartiere, und die Kampfhandlungen kamen einstweilen zum Stillstand. Louis Ferdinand war in Frankfurt einquartiert, besuchte das Theater und amüsierte sich bei Komödien wie Die Quälgeister (eine Bearbeitung von Shakespeares Viel Lärm um nichts von Heinrich Beck) und Doktor und Apotheker (das populäre Singspiel von Karl Ditters v. Dittersdorf). Kammerdiener Stoltze, der nach wie vor den Briefkontakt mit der Familie Ferdinand hielt, wußte am 14. Januar 1793 zu berichten, der erbetene Anzug für den Kammermohren LaGrenade sei „recht gut hier angekommen" und als erster habe ihn der Prinz angezogen. Dann wurde La Grenade damit bekleidet, der darin eine propere Figur machte: „Zu Mittage bei der Aufwartung hat ihn alles bewundert, und alle äußerten großen Beifall!", schreibt Stoltze. „Sogar unsere beiden Wirtinnen, zwei alte Demoisellen, die eine von 60 und die andere 79 Jahr, die nicht viel von der Welt mehr wissen wollten, scheinen auch ihren Gefallen daran zu haben. Sie lassen ihn bei sich in ihre Zimmer kommen, um ihn zu betrachten, und bewirten ihn mit Kaffee und schicken ihn bei ihren Anverwandten, welches hier sehr angesehene reiche Häuser sind. Diese Leute sehen ihn alle sehr gern, weil, wie sie sagen, er sehr artig und modest wäre." Der Frankfurter Müßiggang war nun nicht eben, was sich der Prinz gewünscht hatte. Er wollte etwas erleben, und er hatte im Dezember den König ersucht, sich „zur österreichischen Armee zu begeben, welche sich bei Jülich und Köln befindet, um dort den Operationen beizuwohnen", denn dort gab es noch einige militärische Aktivität. Aber der König lehnte ab, er fand, es sei „nicht angebracht, daß die Offiziere sich von ihren Korps entfernen", eine richtige Entscheidung, denn der Frankfurter Frohsinn verführte die Soldaten, die endlich wieder menschenwürdige Zustände kennenlernten, zu einigem Schlendrian. Der Unterschied zu den früher in Frankfurt einquartierten Franzosen war nicht zu übersehen. Goethes Mutter war zwar froh, die „Neufranken" vom Halse zu haben, zeigte sich aber von den neuen Logiergästen wenig erbaut: „Nur ist mir unter uns gesagt die deutsche Einquartierung sehr lästig. Bei den Franzosen, wenn man da Gemeine hatte, hatte man keine Offiziere und umgekehrt. Jetzt habe ich zwei Offiziere und zwei Gemeine, da werden nun statt einer Stube zwei geheizt, das bei dem teuren Holz eine garstige Spekulation ist, ferner hatten die gemeinen Franken Fleisch, Reis und Brot im Überfluß, diese haben nichts als elendes Brot. Die französischen Offiziere wären lieber Hungers gestorben, als daß sie was gefordert hätten, diesen muß man es sogar auf die Wache schicken." Im übrigen aber: „Jetzt hängt hier der Himmel voller Geigen - alle Tage wird getanzt." Die Musik spielte in Frankfurt eine bedeutende Rolle, und Louis Ferdinand stand bald mit führenden Musikern in

freundschaftlichem Umgang. Bei seiner Passioniertheit für alles Musikalische und seiner allgemein bekannten Gutherzigkeit (die Vater Ferdinand im fernen Berlin wegen der steigenden Schulden seines Sohnes inständig verfluchte) konnte es nicht ausbleiben, daß man ihn mit Bittgesuchen aller Art traktierte. Eines Tages bat ein durch Krankheit in Not geratener Musiker den Prinzen um Unterstützung. Es ging um ein Benefizkonzert, zu dem der Prinz einige Friedrichsd'or spenden sollte. Das geschah, aber Louis Ferdinand wußte Besseres: Er werde, so ließ er wissen, selbst in diesem Konzert auftreten und eine Klaviersonate vortragen, dies möge man bekanntmachen. Natürlich war der Saal brechend voll. Ein preußischer Prinz als Pianist, das mußte man erlebt haben! Der Musiker spielte, der Prinz gab seine Zugabe, und das Haus jubelte. Die Kasse quoll über, und der überglückliche Mann beeilte sich, seinem Gönner zu danken. Die Antwort, die er bekam, war charakteristisch: „Lassen Sie es gut sein, ich bin erfreut, Ihnen nützlich gewesen zu sein; übrigens habe ich auch noch das Vergnügen zu sehen, daß meine Logik nicht unrichtig ist. Das volle Haus befriedigt meine Erwartung; ich setzte nämlich voraus, daß die Leute glauben, ein Prinz müsse alles besser verstehen als andere ordinäre Menschenkinder und folglich auch ein gewaltiger Musikus sein: Sie haben mir Gelegenheit verschafft, mich von der Wahrheit meiner Hypothese zu überzeugen, dafür bin ich Ihnen Dank schuldig, und so lassen Sie uns abrechnen." Daß ein Prinz ein höheres Wesen sein müsse: Louis Ferdinand fand das lächerlich genug. Während der vergangenen Kampagne hatte er einmal - es war noch im Hessischen - in einem Bauernhaus um Essen gebeten. Die Bäuerin versicherte, zwar wären Nahrungsmittel vorhanden, aber davon etwas „für so einen vornehmen Herrn" zuzubereiten: „Gott behüte!" Louis Ferdinand, so erzählt uns die Anekdote, bat um Butter, Eier und Mehl, um sich selbst einen Eierkuchen zu bereiten: „Ein guter Soldat muß sich zu helfen und im Notfalle selbst seine Küche zu machen wissen. Ich habe zuweilen zugeschaut, wie die Soldaten bei dieser Gelegenheit verfahren. Her damit, ich backe mir einen Eierkuchen." Nach vollendetem Werk meinte die Hausfrau, man sollte „doch nicht daran denken, daß so hoher Leute Kind sich auf solche Kleinigkeiten verstände". Antwort: „Meine gute Frau! ein echter Prinz muß alles verstehen. Er muß im Geheimen Rat präsidieren, eine Armee kommandieren und einen Eierkuchen fabrizieren!" Solche Geschichten erzählte man sich in der Armee, bewundernd. Rahleke, dem der regenreiche Feldzug gesundheitlich stärker zugesetzt hatte, als er verkraften konnte, wurde am 8. Januar von seinem Gouverneursposten entbunden. An seine Stelle trat ein junger Stabsoffizier, Friedrich Wilhelm von Bülow, der sich mit dem jungen Prinzen sofort verstand. Allerdings weigerte sich Bülow von vornherein, auch die Rolle eines Buchhalters zu spielen; Louis Ferdinands Schulden interessierten ihn nicht, mochte das Haus Ferdinand, mit dem er gut zurechtkam, selbst zusehen. Das war klug von Bülow, zumal er nicht wußte, daß sein Prinz inzwischen Schulden in Höhe von 70000 Talern hatte. Der Winter in Frankfurt kostete Geld, schließlich erwartete jedermann von einem preußischen Prinzen standesgemäßes Auftreten, und dazu reichten ihm die bewilligten Mittel nicht aus. Und da andererseits die Großzügigkeit Louis Ferdinands bekannt war, wurde er ausgenutzt, zumal von den Emigranten. Die Bankiers waren spendabel: Eine kleine Schuldverschreibung, vom Prinzen unterzeichnet, und jeder gewünschte Kredit war verfügbar. Da Louis Ferdinand nie gelernt hatte, mit Geld umzugehen, unterzeichnete er alles bereitwillig…; vom nahen Darmstadt aus machten in diesem Winter 92/93 die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz in Frankfurt Besuch. Friedrich Wilhelm II. schrieb entzückt nach Berlin: „Wie ich die beiden Engel zum erstenmal sah, war ich so frappiert von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war, als die Großmutter sie mir präsentierte. Ich wünsche sehr, daß meine Söhne sie sehen möchten und sich in sie verlieben." Die Söhne zeigten sich nicht abgeneigt: Kronprinz Friedrich Wilhelm und sein Bruder Louis verlobten sich mit den Prinzessinnen am 24. April 1793, allerdings Louis ohne rechte Begeisterung. Er hatte sich seinem Bruder aus Bequemlichkeit nur angeschlossen. Im Frühjahr begann wieder der Krieg. Zwar murrte im Hauptquartier Lombard, Kabinettssekretär des Königs: „Der ganze Feldzug ist verfehlt; die Franzosen Sieger, ohne einen Schuß getan zu

haben, ein Teil unserer schönen Truppen ist zugrunde gerichtet, und alle unsere Eroberungen sind verloren“ - aber der Krieg ging dennoch weiter. In Frankreich hatte sich inzwischen die Lage verändert. Am 21. Januar wurde Ludwig XVI. geköpft. Die Erfolge des Herbstfeldzuges hatten Nation und Armee selbstsicherer gemacht, und die Ideeen der Revolution beflügelten zusehends die Truppen, indes die Gegenseite sich nur lustlos schlug. Für die Preußen kam hinzu, daß man am 23. Januar die zweite polnische Teilung unterzeichnet hatte und dringend Soldaten brauchte, um den Polen die Segnungen des preußischen Regimes aufzunötigen. Erste Aufgabe der Alliierten im Westfeldzug war die Rückeroberung von Mainz. Diese Stadt war am 21. Oktober 1792 von den Franzosen eingenommen worden; den regierenden Kurfürsten hatte man zum Teufel gejagt und die erste auf Volkssouveränität beruhende Republik auf deutschem Boden gegründet. Unter Aufsicht der französischen Besatzung etablierten hier deutsche Intellektuelle - der Prominenteste unter ihnen war der Naturforscher und Schriftsteller Georg Forster - eine als „Jakobinerklub von Mainz“ bekannt gewordene „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit“, die bestrebt war, die Ideen der Revolution der Bevölkerung zu vermitteln und die zur Zeit ihrer höchsten Aktivität 450 Mitglieder zählte. Durch Briefe informierte man über die revolutionäre Praxis auch ausführlich die Bevölkerung der anderen deutschen Staaten. „Es geht wie ein Lauffeuer“, schrieb damals eine Hamburgerin, „und verbreitet sich wie ein Wunder; der langsame Deutsche fängt an zu begreifen, daß auch er es besser haben könnte.“ Ein Mainzer Jakobiner richtete eine Offenherzige Zuschrift an Friedrich Wilhelm Hohenzollern, damals König aus Preußen. Schon diese Titulatur war schmerzlich, aber dann lesen zu müssen, daß „man schon die Gesellschaftsorganisation für die Freunde der Freiheit und Gleichheit ausfertige, die sich künftigen Sommer in Deinem Schlosse zu Berlin unter dem Schutze einer zahlreichen Frankenarmee öffentlich versammeln werden“ mit der Unterschrift: „König! Dein und aller Könige Feind, der Republikaner Pape, Mitglied der Gesellschaften der Freiheit und Gleichheit zu Mainz, Straßburg, Schlettstadt, Kolmar und Münster, auch Korrespondent der heimlichen Klubs in den preußischen Staaten“ - das war zu arg. Die Eroberung von Mainz war daher nicht nur ein militärisches, es war ein eminent wichtiges politisches Problem. Ließ man diese Giftbeule weiterschwären: demokratisches Gedankengut hätte alle Nachbarlande unheilbar verseucht, zeigten sich doch schon in den süddeutschen Staaten bedenkliche Symptome. Aber Mainz zu erobern erwies sich als schwieriger, als die Alliierten gedacht hatten. Die Kämpfe konzentrierten sich auf den Raum Marienborn, Sitz des preußischen Hauptquartiers. In der Nacht vom 7. zum 8. Mai 1793 kommandierte Louis Ferdinand seine erste militärische Aktion, aber erfolglos. Zwei Mainzer Festungswerke wurden zerstört, aber Bülow meldete deprimiert an Vater Ferdinand: „Ich befürchte, Mainz verdirbt uns diese ganze Kampagne.“ Louis Ferdinand gab die Schuld seinen Vorgesetzten. Erbittert schrieb er an seine Schwester: „Diese verwünschten Generale, die einen übel erworbenen Ruf zu verlieren fürchten, tun bei ihrer Furchtsamkeit und bei ihrem Mangel an wahrer Kenntnis tausend Dinge, die einen Menschen von Ehrgefühl rasend machen können. Kalckreuth hat mich verhindert einen Schlag auszuführen, den ich mit Oberst Rüchel verabredet hatte und wobei ich sechs Kanonen hätte erobern können. Die Soldaten und fast alle Offiziere sind mir außerordentlich wohlgesinnt, ebenso auch die Österreicher, besonders das Infanterie-Regiment Pellegrini, welches ich neulich bei einer kleinen Unternehmung befehligte, und die Wurmser Husaren lassen sich alle für mich in Stücke hauen. Ich habe neulich einem ihrer Offiziere das Leben gerettet, indem ich einen Franzosen tötete, der das Bajonett in den Leib seines Pferdes gebohrt hatte, und an einem anderen Tage habe ich einen gemeinen Husaren gerettet, den ich mit Hauptmann von Trenck vom Regiment des Königs auf unseren Pferden davontrug. Dazu kommt, daß ich ihnen auf ungarisch guten Tag und guten Abend sagen und ungarisch mit ihnen fluchen kann.“ Daß er bei diesem Gefecht selbst in Lebensgefahr geriet, erwähnte er nicht. Aber es sollte noch schlimmer kommen: Die Franzosen beschlossen, durch einen Handstreich den kommandierenden preußischen General Kalckreuth und Prinz Louis

Ferdinand gefangenzunehmen. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai wird Louis Ferdinand durch heftiges Geschützfeuer wach. Ehe er sich informieren kann, hört er die Franzosen bereits an seiner Haustür. Er kriecht aufs Dach: Marienborn ist eingeschlossen! Aber ein preußischer Gegenstoß wirft die Franzosen zurück. In der Finsternis entlädt sich ein wütender Geschoßhagel; keiner kann den anderen erkennen. An der Spitze seiner Truppen dringt der Prinz vor: Er fordert eine Gruppe versprengter Franzosen auf, sich zu ergeben. Die Antwort ist eine Kugel, die ihn am Bein verletzt: „Satan! Das sollst du büßen!“ brüllte Louis Ferdinand. „Eines schrecklichen Todes mußt du sterben!“ Ein Preuße, der den Schützen erwischt, ruft: „Warten Sie, ich will den Hund erwürgen!“ Aber der Zorn des Prinzen ist schon verraucht: „Nein, laß es nur bleiben; ich habe mich anders besonnen. Halt ihn nur fest, daß er mich nicht noch ins andere Bein schießt.“ Als man morgens zur Ruhe kommt, zählt man auf seiten der Alliierten neunzig Tote und Verwundete, und um ein Haar wären auch Herzog Carl August von Weimar und General von Kalckreuth dabeigewesen. Stoltze, der diesen Vorfall wohlweislich verschweigt, meldet am 6. Juni nach Berlin: „Wegen der nächtlichen Überfälle muß des Nachts hier alles munter bleiben, und erst des Morgens, wenn der Tag anbricht, kann man sich niederlegen. Das ist morgens um 3 Uhr.“ Am 1“ Juni traf man sich beim Herzog von Weimar zu einem Essen. „Man“ das heißt: Louis Ferdinand, Goethe, Kalckreuth und Freiherr vom Stein, der sich damals gerade an der Front umsah und die Gesellschaft am nächsten Tage als Gastgeber bewirtete. Er fand „den Herzog von Weimar, mit sich selbst mißvergnügt, geschäftslos, ennuiert und sich alle Tätigkeit wegraisonnierend. Die Truppen waren brav geblieben. Prinz Louis Ferdinand der einzige von den hohen Häuptern, der Enthusiasmus für das Gute zeigte“. Dabei blieb es. Zehn Tage später schrieb er: „Das untätige, planlose, alle Tätigkeit erschlaffende Klagen der meisten war mir unerträglich, nur beim Prinzen Louis fand ich noch eine mit Bildern großer Tätigkeit angefüllte Einbildungskraft, ein lebendiges und sich lebhaft äußerndes Gefühl vom Großen. - Alle übrigen, insbesondere der Herzog von Weimar, schleppten ihre zentnerschwere Langeweile herum und predigten entweder eine alles ertötende, niederdrückende Philosophie oder ergossen sich in bittere Klagen.“ Vor Mainz kam man nicht weiter. Der König ließ attraktive Weiblichkeit kommen, nämlich seine neuen Schwiegertöchter. Goethe: „Gegen Abend war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet, die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Ihro Majestät dem Könige gespeist und besuchten nach Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf- und niedergingen, auf das genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird.“ Louis Ferdinand hatte seine Frankfurter Freundin eingeladen, die zwanzigjährige Vicomtesse de Contades, zwar verheiratet, aber den Wünschen des Prinzen durchaus willfährig…; am 14. Juli kam es wieder zu einem heftigen Gefecht mit den Franzosen. Zwischen den Fronten blieb ein österreichischer Soldat verwundet liegen; trotz seiner Hilferufe wagte sich niemand vor: Das französische Feuer war zu heftig. Als Louis Ferdinand die Soldaten aufforderte, ihren Kameraden zu retten, rührte sich niemand. Da sprang er selber vor, lud sich den Verwundeten auf die Schultern und schleppte ihn zu den eigenen Reihen zurück, die um ihn pfeifenden Kugeln des Feindes nicht achtend. Dies war der Tag, der ihm die einmütige Bewunderung der ganzen Armee für immer sicherte. Man ließ eine Medaille schlagen mit dem Bildnis des Prinzen und der Aufschrift: „Österreichs Krieger danket ihm das Leben.“ In allen deutschen Landen wurde Louis Ferdinands Tat populär. Eine Julie Pelzer aus Neu-Brandenburg (Mecklenburg-Strelitz) schickte dem Vater des Prinzen ein Gedicht auf die Heldentat des Sohnes:

Verehrungswürdiger Greis, du glücklichster der Prinzen
Und Seligster von allen Gütern hier,
Sei stolz auf deinen Sohn!! - Germaniens Provinzen

Wem danken sie den besten Prinzen? - Dir!!!
Sie selbst charakterisierte sich rührend genug:
Zwar bin ich arm und klein, ein armes Dichter-Mädchen
Hat nichts, mein edler würdiger Prinz! allhier,
Als nur mein Saiten-Spiel, mein Strickzeug und mein Rädchen,
Und kummervoll ernähret dies kaum mir.

Am 16. Juli wurde LouisFerdinand bei einem Gefecht von einem Kartäschensplitter am Oberschenkel verwundet (- seinen Leibjäger Ohrdorff traf ein Bajonettstich); zum Glück blieb der Knochen unversehrt. Er ließ sich notdürftig verbinden und kommandierte die Truppen weiter. Der König befahl, ihn zurückzubringen. Erst jetzt konnte die Wunde einwandfrei versorgt werden; Louis Ferdinand wurde dabei ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, wandte er sich an den Prinzen von Nassau: „Gehen Sie zum König und bestellen sie ihm, da ich doch alles, was in meinen Kräften stand, für ihn getan habe und nun eine Weile zu nichts mehr nutze bin, so lasse ich ihn bitten, mich zur schönen Madame de Contades nach Mannheim zu schaffen.“ So etwas war ganz nach dem Geschmack des Königs. Nachdem er seinen Vetter am 17. Juli zum Generalmajor befördert hatte, ließ er ihn tags darauf auf einem Rheinkahn nach Mannheim bringen, wo der Prinz am 19. Juli nachmittags um vier Uhr eintraf und Quartier im Palais Zweibrücken nahm. Trotz der schmerzhaften Wunde war Louis Ferdinand recht vergnügt. Die Langeweile vertrieb ihm Madame de Contades, die ihn in jeder Weise (!) versorgte, und hieß es plötzlich „Der König!“, so „warf er sich da unter das Deckbett, nahm eine ordentliche Lage ein, sein Kammermohr stellte sich zu Häupten und wedelte mit einem Fächer von Pfauenfedern die Fliegen fort. So fand ihn der König, in ernster Würde Teilnahme und Mitleid empfangend und der ernstesten Unterredung beflissen. Sobald jener fort war, fing das vorige Treiben wieder an.“ Auch Goethe, der den Prinzen zwischen dem 1. und 3. August besuchte, fand ihn „ganz wohlgemut auf seinem Sofa ausgestreckt […], nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Liegen eigentlich hinderte, wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, baldmöglichst auf dem Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten.“ Am 22. Juli mußte Mainz kapitulieren. Die siegreiche Armee nahm Rache und plünderte gemeinsam mit der Bevölkerung die Häuser der geflohenen Mainzer Jakobiner. Auch das Haus Georg Forsters blieb davon nicht verschont; er selbst war damals schon in Paris. Als Louis-Ferdinand davon erfuhr, befahl er sofort eine Ehrenwache vor Forsters Haus; er wollte nicht zulassen, daß der Besitz dieses bedeutenden Mannes vom Mob geschändet wurde. Forsters politische Gesinnung interessierte ihn nicht, hier galt es einzig, Haus und Lebenswerk eines großen Mannes zu schützen. Am 14. September, als die Franzosen bei Pirmasens zurückgeschlagen wurden, war Louis Ferdinand wieder genesen und mit von der Partie. Seine Sorge galt jetzt hauptsächlich der Festung Landau, die von den Franzosen erbittert verteidigt wurde. Konnte man sie vielleicht durch Kriegslist gewinnen? Vielleicht gab es einen erfahrenen Mann, der imstande war - einmal in die Festung eingeschleust - , den republikanischen Representant du peuple zu beschwatzen und für die konterrevolutionäre Sache zu gewinnen? Der Prinz hatte gehört, es gebe in der preußischen Armee einen ehemaligen Magister der Theologie, der jetzt als Musketier diente und der einer solchen Aufgabe vielleicht gewachsen wäre. Gemeint war Laukard, der vor den Prinzen geholt wurde und mit dem sich nun folgender Dialog entwickelte: „Guten Tag, Laukhard; ich hab’ ein Wort mit Ihm zu sprechen.“ „Bin immer Ew. Hoheit zu Diensten.“ „Eh bien! Aber jetzt fordere ich keinen Dienst im eigentlichen Sinne; ich fordre was, das Uns und Ihm großen Vorteil bringen soll. Er kennt Dentzel zu Landau?“ „Ja, Ihre Königliche Hoheit.“ „Glaubt er wohl, dem Manne beizukommen?“ „Ich verstehe Sie nicht ganz.“ „Ich werd mich erklären. Seh Er, Dentzel ist Representant du peuple bei der französischen Rheinarmee; der Mann hat also vielen Einfluß, der dann erst recht sichtbar sein wird, wenn von der Übergabe der Festung die Rede sein soll. Diese Übergabe kann nicht lange mehr anstehen, allein sie wird und muß auf alle Fälle noch viel Blut kosten. Wir haben also einen Plan erdacht, wie wir ohne

Blutvergießen zu unserem Zweck gelangen könnten.“ „Das wäre ja herrlich!“ „Ja, sieht Er: Und dazu soll Er nun helfen!“ „Und wenn ich mein Leben dabei aufopfern sollte, gern!“ „Schön! so spricht ein braver Soldat. Laukhard, es ist beschlossen, Ihn nach Landau zu schicken.“ „Nach Landau, mich?“ „Ja, Ihn nach Landau, lieber Laukhard. Sieht er: Er kennt den Repräsentant Dentzel, dieser vermag alles; kann Er ihn gewinnen, so ist Sein und Unser Glück gemacht.“ „Aber auch mein Unglück, Ihre Hoheit, wenn ich entdeckt werde.“ „Ah, Er muß sich nicht fürchten! Pardieu, die Franzosen werden Ihm den Hals nicht brechen!“ „Aber die Franzosen sind Vokativusse, Ihre Hoheit; die Kerls spaßen eben nicht viel!“ „Überleg’ Er die Sache, lieber Laukhard. Findet Er, daß es nicht geht, a la bonne heure, so haben wir gespaßt und alles bleibt entre nous. Findet Er aber, daß Er Mut genug hat, die Gefahr nicht zu achten und Sein Glück zu befördern, so entschließe Er sich und sage mir Bescheid. Adieu. Aber alles bleibt noch unter uns.“ Laukhards Mission scheiterte. Der ehemalige Magister erkannte in Landau die Vorzüge der republikanischen Armee gegenüber der gerade von ihm verlassenen preußischen, ihn überzeugten die Ideale der Französischen Revolution, und so entdeckte er sich Dentzel und verließ Landau als freier Mann: Er ging nach Frankreich. Die Festung Landau wurde von den Preußen nicht erobert. In der Schlacht von Kaiserslautern am 30. November 1793 geriet Louis Ferdinand in ernste Gefahr. Sein Pferd wurde tödlich von einer Kugel getroffen, die dem Reiter die Schärpe und den Schoß des Uniformrocks abriß; der Prinz stürzte, vom Blut des Pferdes überströmt, blieb aber unverletzt. Ende des Jahres heirateten die Söhne des Königs: Der Kronprinz wurde am 24. Dezember mit Luise von Mecklenburg-Strelitz getraut, sein Bruder Louis einen Tag später mit Luises Schwester Friederike. Louis heiratete mit kaum verhehlter Unlust, aber er hatte nun einmal sein Wort gegeben, und die Staatsräson wollte es so. Louis Ferdinand sah den anmutigen Familienzuwachs mit Vergnügen, er machte beiden Prinzessinnen den Hof, zum Unmut von Luises Oberhofmeisterin, der fünfundsechzigjährigen Gräfin Voß, die am 26. Januar 1794 in ihrem Tagebuch notierte: „Früh kam der Prinz’ Louis Ferdinand, der wegen Masken-Kostümen mit der Prinzessin sich verabreden wollte; ich kann die Freundschaft mit ihm nicht gutheißen.“ Louis Ferdinand war bald wieder an der Front: Ihm lag daran, den Krieg gegen Frankreich entscheidend zu Ende zu führen; das aber war weder in der Möglichkeit noch im wirklichen Interesse der preußischen Heeresleitung, die sich im Februar 1794 mit einer französischen Delegation in Frankfurt traf. Als dort zwei französische Kuriere ankamen, ließ Louis Ferdinand die Trikolore von ihrem Wagen abreißen, eine so unreife wie politisch unsinnige Demonstration, die ihm einen scharfen Verweis des Feldmarschalls Möllendorff eintrug. Diese Demonstration war auch insofern so töricht wie unverständlich, als Louis Ferdinand bisher nicht ohne Verständnis für die Belange der Französischen Revolution geblieben war. Denn er, den die französischen Emigranten in ihrem Sinne zu beeinflussen trachteten, hatte aus seiner Sympathie für die Revolution kaum einen Hehl gemacht; er suchte das Gespräch mit den gefangenen Franzosen und „freute sich ihrer oft lebhaften und mutvollen Antworten“ (Varnhagen). Das ging so weit, daß ihm der preußische Hauptmann von dem Knesebeck deutlich sage: „Sie haben einige Orleanssche Regungen, aber die taugen nicht“ - anspielend auf den Herzog von Orleans, den „roten“ Herzog „Philipp Egalite“, der für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, aber dennoch 1793 selbst auf der Guillotine hatte enden müssen. Innerlich also sympathisierte Louis Ferdinand mit der Revolution, zumindest sah er ihre Notwendigkeit ein, nach außen glaubte er eine Verteidigung des Ancien regime schuldig zu sein; man kann freilich auch sagen, der Revolutionskrieg bedeutete ihm eine Art von „höherem Indianerspiel“ (um eine Formulierung Thomas Manns zu benutzen), auf das er ungern verzichten wollte. Im März 1794 fuhr er nach Berlin. „Er war größer und schöner geworden“, schreibt seine Schwester, „und sein ungepudertes Haar und sein äußerst eleganter Reiseanzug verliehen ihm etwas so Fremdartiges, daß ich ihn im ersten Augenblick gar nicht erkannte. Meine Mutter verließ den Ballsaal nur auf einen Moment, um ihn zu umarmen und nach Bellevue zu schicken, wo Louis seinen Vater wiedersah und sehr kühl von ihm

aufgenommen wurde. Seine ungeordneten Geldverhältnisse, denen man auf keine Weise abzuhelfen suchte, verstimmten meinen Vater immer mehr gegen diesen Sohn. Louis dagegen befand sich infolge seiner Leidenschaft für Mme de Contades in hochgradiger Erregung, wie er mir selbst sagte. Er erzählte mir viel von der Victomtesse, und ich fand, daß mein Bruder noch sehr an Liebenswürdigkeit und Charme gewonnen hatte.“ Im Schloß Bellevue machten die Geschwister in diesen Tagen die Bekanntschaft eines neuen Besuchers, des Grafen Jan Potocki, „eines nach Berlin gekommenen Polen, der einige Monate bei meinem Onkel Heinrich verbracht hatte und von diesem an meinen Vater empfohlen worden war. Natürlich wurde er gut aufgenommen und gehörte von nun an zu den stehenden Gästen unseres Hauses. Graf Potozki war nicht nur Gelehrter und Mann von Geist, sondern besaß ein sehr schönes Gesicht, wenn auch eine wenig gute Haltung. Sein kränkliches Aussehen ließ ihn älter erscheinen, als er war. Er mochte wohl ungefähr vierzig Jahre zählen. Der Umstand, daß er soeben von einer afrikanischen Reise zurückkehrte, machte jeden begierig, ihn kennenzulernen. Er war ebenso liebenswürdig wie sein Ruf und hatte unnachahmlich komische Ideen, die er auf originellste Weise äußerte. Mich amüsierte er ungemein, und ich freute mich, ihn jeden Abend in unserem Kreis zu sehen, in dem er sich sehr wohl zu fühlen schien. Er interessierte Louis, und meine Mutter lachte über seine Tollheiten“. Es war jener Graf Potocki, der erst in unseren Tagen zu seinem wahren Ruhm fand durch sein phantastisches Geschichtenbuch „Die Handschrift. von Saragossa“. Louis Ferdinands Schulden waren Gegenstand ernster Gespräche. Herr Stubenrauch, der den Geschäften des Hauses Ferdinand als Kammerdirektor vorstand, räumte ein, dem Prinzen bliebe bei seinen bescheidenen Bezügen gar nichts anderes übrig, als Schulden zu machen, aber damit hatte es auch seine Bewandtnis. Vater Ferdinand war nicht bereit, auch nur einen Taler zusätzlich herauszurücken. Von der auf ihn zurollenden Schuldenlawine des Sohnes machte er sich noch keine rechten Vorstellungen, hatte aber schon die dumpfe Ahnung, es müsse böse enden. Während des Berliner Aufenthalts gab es eines Tages einen heftigen Zusammenstoß mit Bülow, mit dem sich der Prinz sonst bestens vertrug. Beim Mittagessen in Bellevue kam es zu einem Wortwechsel zwischen Louis Ferdinand und seiner Mutter. Dergleichen beizuwohnen ist für einen Dritten, der nicht nur nicht zur Familie gehörte, sondern dazu auch noch im Range niederer steht (und welchen Wert man Standesunterschieden beimaß, lehrte auf anderer Ebene ja der Fall Azor…) - dergleichen also ist für einen Außenstehenden allemal peinlich. Auch wenn wir die Ursache des Streits nicht kennen: Bülow fühlte sich verpflichtet, Prinzessin Ferdinand beizustehen. Louis Ferdinand, der sich von seinem Alliierten unvermutet im Stich gelassen wähnte, reagierte daraufhin mit einer verletzenden Bemerkung; die beiden Männer sprangen auf, und der Prinz ließ sich dazu hinreißen, seinem Gefährten mit einer drohenden Geste unter die Nase zu fahren, als wollte er ihn schlagen. Bülow, gleichfalls von einem hitzigen Temperament, rief daraufhin: „Prinz, unterstehen Sie sich das noch einmal, so greif’ ich zum Degen!“ Das imponierte dem nun überhaupt nicht, und Bülow zog „zum allgemeinen Entsetzen“ blank. Die Anwesenden warfen sich nun zwischen die Kampfhähne; Louis Ferdinand rannte wütend aus dem Zimmer. Minuten später erhielt Bülow von dem tief gekränkten Prinzen eine Aufforderung zum Duell. Doch dann geschah etwas Erstaunliches: Ehe Bülow antworten konnte, ging die Tür auf, und ein weinender Prinz lag an der Brust des Hauptmanns und bat um Verzeihung. Damit war der Frieden augenblicks wiederhergestellt, aber Mutter Ferdinand faßte es nicht. Sie fand diese ganze Szene dermaßen schockierend, daß sie noch Jahre später äußerte: „Wenn ich gekonnt, hätte ich ihm damals gern eine Ohrfeige gegeben!“ Ihrem Sohn? Nein, Bülow, denn unausgesprochen verbarg sich in ihrer Bemerkung der gekränkte Standesdünkel. Wie durfte ein simpler Hauptmann es wagen, sich so gegenüber einem Mitglied des Hauses Hohenzollern zu vergessen? Anfangs Mai reisten beide wieder an die Rheinfront. Der König, der seinen Vetter für einen Tollkopf hielt, den man nicht aus den Augen lassen durfte, schrieb vorsorglich an den Generalfeldmarschall von Möllendorff: „Prinz Louis Ferdinand geht künftigen Donnerstag

wieder zur Armee ab, genaue Aufsicht auf ihn zu haben wird alle Zeit nötig sein, und sollten Sie im geringsten bemerken, daß er einen ton de raisonneur annehmen und Kabalen anfinge, so müssen Sie nur, nachdem Sie ihn zuvor gewarnt, ihn geradewegs in meinen Namen nach Wesel auf die Zitadelle schicken.“ Möllendorff beorderte den Prinzen an den Frontabschnitt bei Meckenheim, wo es verhältnismäßig friedlich zuging, im Gegensatz zum Abschnitt vor Kaiserslautern, wo Möllendorff selbst stand und wo auch ernsthafter gekämpft wurde. Hier bei Meckenheim war es, wo der siebzehnjährige preußische Kürassier-Kornett Fouque erstmals Louis Ferdinand begegnete. Fouque hat zwar seine Erinnerungen erst Jahrzehnte später niedergeschrieben, aber sie geben ganz unmittelbar wieder, wie die Armee damals für den jungen Prinzen schwärmte: „Ich ritt [„.] hinter meinem ehrwürdigen Obristen. [„.] Ich verehrte selbigen Obristen, ob er gleich für meine Begriffe von Eleganz einen viel zu langen Zopf am Hinterhaupte trug, dennoch in ehrerbietiger Scheu als einen donnernden Jupiter. Welche Verwunderung nur, als ein hochschlanker Jüngling auf edlem Rosse - soviel ließ sich in den Nachtumrissen erkennen - an den furchtbaren Zeus heranritt und ihn mit „Lieber Obrist!“ anredete und ihn ganz unbefangen versicherte, an eben dieser Stelle müsse die Infanterie vorgezogen werden, aber, der liebe Obrist, irre sich! - Ein Wetterstrahl meines Jupiters, dachte ich, müsse alsbald den frevelnden Titanensohn in sein Nichts zurückschmettern. Aber dem geschah nicht also, sondern der liebe Obrist kapitulierte ganz liebreich mit ihm. „Wer ist der Mensch?“ flüsterte ich in das Ohr eines Adjutanten und hätte fast hinzugesetzt -, wenigstens in meinem Innern klang es so -: „hat ihn ein Weib geboren?“ „Es ist Prinz Louis Ferdinand!“, kam die ganz einfache Antwort zurück, und nun ward mir auf einmal alles klar und meine Seele lauter Glut. Hatte ich ja doch von diesem jungen Achilles des Heeres schon soviel Herrliches vernommen! Seine kühne Fröhlichkeit, seine siegbringende Verwundung vor Mainz im vorigen Jahr, sein allwärts begeisterndes Voranfliegen auf Sieg und Tod! - Früher noch hatte ich ihn einmal in einer Hof-Umgebung erblickt: ich Knabe damals noch, er ein werdender Jüngling nur. Und nun dem edel aufleuchtenden Gestirn so nah in der uns allen so ernst vorbereiteten Nacht! - Hätte nicht mein Obrist und Zeus dazwischen gehalten -, wer weiß: hätte ich nicht an den preußischen Achilles ein paar kühne Worte gewagt, und wer weiß, wie er sie aufgenommen hätte: vielleicht etwas hochfahrend, vielleicht sehr gut! Wie es nun einmal die Art solcher gewitterdurchblitzten jungen Heldenseelen ist. - Aber nein! Auch ohne meinen Zeus hätte ich wohl geschwiegen. Wohlgezogenheit und Stolz hielten mich gleichermaßen von solchen Übereilungen fern. Hin flog mein fürstlicher Stern vorwärts durch die Nacht, und langsam und ernst rückten unsere Reitergeschwader nach.“ Kornett Fouque begegnete seinem Idol noch einmal. Das war, als sein Regimentschef sich vor Meckenheim mit dem Erbprinzen von Hohenlohe besprach: „Ein Gespräch über die Stellung des Feindes erhub sich, woraus ich wohl abzunehmen vermeinte, wir bestünden hier eigentlich den Feind mehr, um ihn von einer Unterstützung des bei Kaiserslautern vom Feldmarschall Möllendorff angegriffenen Hauptpostens abzuhalten, als um unmittelbar Entscheidendes ins Werk zu richten. Doch wollte der Erbprinz gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen, und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wiesenbach und schmal überhinführenden Damm von uns getrennt. – „Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten“ - hieß es ein- oder ein paarmal. Da erhub sich aus dem schon hochaufgeschossenen Frühlingskorn, worin er bisher schlummernd gelegen hatte, ein hoher schlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gehrock und sprach mit tief wohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterie-Regiment Romberg, und - mein Wort darauf - ich nehme das Dorf!“ - Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vorteil ist nicht entscheidend genug, um so gar vieles dranzusetzen, lieber Prinz.“ - Und unwillig verstummend tauchte die Jünglingsgestalt wieder unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. Es war abermal Prinz Louis Ferdinand gewesen…“ Nachdem Möllendorff am 23. Mai einen Sieg errungen hatte, kam Louis Ferdinand endlich im Juli ins ersehnte

Kampfgetümmel. Am 2. bei Duttweiler und am 13. bei Edighofen, diesmal wirklich an der Spitze des Infanterie-Regiments Romberg. Die Soldaten kannten es von ihm nicht anders. Er ließ sich von ihnen Witze erzählen und Lieder vorsingen, etwa jenes, in dem er selbst vorkam:

Glaubt ihr Franzosen, wir müssen retirieren,
Weil ihr Prinz Louis bei Mainz habt blessiert!
Glaubt nur, so lang das Blut in uns tut wallen,
So müssen auch alle Kanonen frisch knallen!

Er teilte mit ihnen das derbe Kommißbrot und fand nichts dabei, ihre Feldflaschen an den Mund zu setzen, um einen Schluck Schnaps zu nehmen, und die allgemeine Ansicht war: „Der Prinz Louis ist ein Mensch wie unsereiner, gar nicht so hochmütig, wie sonst wohl die Offiziere gegen uns sind. Aber dafür gehen wir auch alle mit ihm in die Hölle, wenn es sein muß. Führt er uns hinein, so bringt er uns gewiß auch wieder heraus; sollten wir aber auch ja einmal drinne bleibe: je nun, in Gottes Namen! Bleibt er doch auch nicht zurück! Und dann, wenn er etwas hat, so haben wir alle was! Er soll leben!“. Die Kriegsführung verlangte damals von den Offizieren, an der Spitze ihrer Truppen voranzugehen, Generale nicht ausgenommen. Zwar ließ man den höheren Chargen, wurden sie verwundet, eine sorgfältigere Pflege angedeihen als dem einfachen Soldaten, aber die Versorgung der Wunde war darum nicht weniger schmerzhaft. Ob es galt, eine Kugel aus dem Fleisch zu schneiden oder ein Bein zu amputieren: Es geschah selbstverständlich ohne Betäubung, denn Narkosemittel gab es nicht, obwohl das schmerzlindernde Opium bekannt war. Man nannte es „Laudanum“, beliebt als Schlafmittel, in Überdosis gelegentlich von Selbstmördern benutzt. Aber Opium wurde auf den Verbandplätzen nicht verwendet. Wer es konnte, betäubte sich mit Schnaps, und die Glücklichsten fielen in Ohnmacht, wenn der Chirurg die Säge ansetzte. Eine Amputation wurde so vorgenommen: „Über der Stelle, wo das Bein oder der Arm abgenommen werden sollte, wurde es mit einem Tuche fest zugebunden, natürlich um den zu starken Zudrang des Blutes zu hindern. Nun wurde ein Schnitt rundum bis auf den Knochen geführt, sofort das Fleisch zurückgedrängt und der Knochen durchgesägt. Dann wurden mit einer Zange die Adern hervorgezogen und unterbunden, auch etliche mit einem Eisen zugebrannt, das Fleisch wurde wieder hervorgezogen und Charpie - gezupfte Leinwand mit Kalk- oder Bleiwasser getränkt - , daraufgelegt. Dies alles war eine Arbeit von etlichen Minuten, und die Operation war geschehen.“ Dieser Bericht stammt zwar von 1813, aber 1794 verfuhr man nicht anders. Das Morphium wurde erst 1803 entdeckt, aber es dauerte noch Jahrzehnte, ehe es auf den Verbandsplätzen in Gebrauch kam. Der Krieg näherte sich seinem Ende, er wurde von beiden Seiten immer lustloser und vorsichtiger geführt. Louis Ferdinand hatte deswegen im Hauptquartier mit Möllendorff eine solche Auseinandersetzung, daß er am 21. Oktober 1794 kurz entschlossen den Kriegsschauplatz verließ. Man hielt ihn nicht, war vielmehr froh, den Hitzkopf los zu sein, der immerfort von Krieg redete, wo doch die preußische Generalität endlich Frieden wollte: Kalckreuth und Möllendorff verhehlten das nicht länger. Der letztere verhandelte bereits zunächst auf eigene Faust, dann aber ganz offiziell mit den Franzosen, und der preußische Gesandte Christian Wilhelm von Dohm, der an den entscheidenden Friedensverhandlungen in Basel mit Frankreich beteiligt war, machte aus seiner so frankophilen wie anti-österreichischen Einstellung gar kein Geheimnis. Den Stand der Verhandlungen wird Louis Ferdinand kaum gekannt haben, aber daß der Frieden in Sicht war, behagte ihm nicht. Wir kennen seine Gründe nicht, zu vermuten steht, daß es ihn kränkte, daß Preußen eigenmächtig aus dem Verband seiner Alliierten scherte, es war eine Frage des point d’honneur und der künftigen politischen Glaubwürdigkeit dieses Staats als Verbündeter. Und in der Tat: Preußens eigenmächtiger Schritt wurde ihm nicht vergessen. Aber andererseits: Das preußische Budget, der von Friedrich II. hinterlassene Staatsschatz von 36 Millionen Talern, war erschöpft. Zudem hatte England am 1. Oktober 1794 den Bündnisvertrag gekündigt und alle Subsidien eingestellt. Ob Preußen wollte oder nicht: Es konnte ganz einfach den Krieg nicht länger führen, und die Kriegsunlust seiner Generale erleichterte nur

den Entschluß. Um genau zu sein: Preußen wollte den Krieg auch nicht länger führen, denn inzwischen hatte es auch an seinen Ostgrenzen kämpfen müssen, und mit den Österreichern war das Verhältnis zunehmend spannungsgeladen. Zarin Katharina II. hatte nämlich die Gunst der Stunde genutzt, da Preußen und Österreich militärisch gebunden waren, und sich auf das arme Polen geworfen, das seit 1791 versuchte, seine innere Anarchie zu überwinden. Im Mai 1792 waren russische Regimenter in Polen eingedrungen und hatten in wenigen Wochen einen großen Teil des Landes besetzt. Aber an dieser Beute wollte Preußen selbstverständlich partizipieren. Im Januar 1793 marschierten die Preußen ihrerseits in Polen ein und sicherten sich ihren Anteil. Begründung: Man müsse „jakobinische Umtriebe“ abwehren. Österreich zu beteiligen war weder Rußland noch Preußen in den Sinn gekommen, und darob war man in Wien zu Recht verstimmt. Nach den Wünschen des polnischen Volks fragte niemand. Am 23. Januar 1793 wurde die zweite polnische Teilung unterzeichnet: Preußen holte sich jetzt Posen, Danzig, Thorn und deren umliegende Gebiete. Aber am 24. März 1794 erhoben sich die Polen unter der Führung des Generals Tadeusz Kosciusko gegen ihre Unterdrücker. Bis in den November dauerten die Kämpfe gegen Russen und Preußen, dann war Polens Widerstand endgültig gebrochen. Die dritte Teilung Polens vom 3. Januar 1795 tilgte diesen Staat von der Landkarte: Preußen holte sich Warschau und Teile Litauens. Noch etwas kam hinzu, was den Preußen den Krieg am Rhein unerquicklich machte. Die offiziellen Verlautbarungen berichteten nur von eitel Jubel der „befreiten“ Deutschen im linksrheinischen Gebiet, und so sehr redete man sich selbst die „Befreiung“ ein, daß der Reichstag sogar einmal erwog, die Bevölkerung gegen die Franzosen zu bewaffnen. Diese Vorstellung entsetzte Möllendorff, der die wahre Stimmung in den umkämpften Gebieten genau kannte: „Daß um Gottes willen nicht die Einwohner bewaffnet werden, das ganze Reich ist verloren, wenn es geschieht, denn wenn ich die Reden höre, die der zweibrücksche, triersche, mainzische und pfälzische Untertan führt und ganz öffentlich über ihre Regierung, Justiz, Ökonomie usw., das ist fürchterlich. Haben sie die Gewalt und Seiner Majestät Truppen sind weg, so bringt man sie nicht wieder in Ordnung, sondern es wird eine französische Geschichte.“ Drei Tage später, am 10. Februar 1794, schrieb er seinem König: „Die pfälzischen, mainzischen, trierschen und zweibrückschen Untertanen sowie diejenigen von den sämtlichen Stiftern - Speyer, Worms usw. - sind nichts weniger als gut gesinnt, daher die Bewaffnung und das Aufgebot dieser Leute eine der gefährlichsten Operationen ist.“ Die Volksbewaffnung unterblieb. Wozu sollte sich Preußen hier noch ernsthaft engagieren? Die polnische Beute mit weit über einer Million neuer steuerpflichtiger Untertanen war gesichert, die Staatskasse leer, und Aussichten, Frankreich zu schlagen, bestanden längst nicht mehr, denn die französische Armee hatte trotz einiger Niederlagen erreicht, daß nicht ein einziger Ausländer mehr auf französischem Boden stand. Prinz Louis Ferdinand wurde am 23. Februar 1795 zum Chef des Regiments Prinz von Baden (Nr. 20) ernannt, das in Magdeburg garnisoniert war. Damit hatte man den Hitzkopf auch endgültig aus Berlin entfernt. Mochte er in der Provinz „ein Mann werden“. Zunächst bezog er Winterquartiere, erst in Daubingen bei Gießen, dann in Lippstadt, und Anfang April erschien er in Osnabrück, wo Dohm amtierte. Der bekam in der Nacht vom 5. zum 6. April von Minister Hardenberg Nachricht, in Basel habe man den Frieden zwischen Preußen und Frankreich unterzeichnet. Die wütende Reaktion Louis Ferdinands befremdete die Umstehenden, denn in seinem Zorn über den Friedensschluß ging der Prinz so weit, lauthals zu wünschen, „daß die Armee sich weigern möge, den Frieden anzunehmen, da er dann selbst sich an die Spitze derselben stellen wolle“. Die Armee! Die war weit davon entfernt, so etwas wie einen eigenen Willen bekunden zu können, wenngleich sie in der Mehrzahl den Prinzen vergötterte. Aber die Armee gehorchte dem König und den kriegsmüden Generalen; einen Putsch des einundzwanzigjährigen Prinzen hätte sie nie mitgemacht. Den Augen- und Ohrenzeugen des prinzlichen Auftritts in Osnabrück blieb ein schales Gefühl zurück; es war das Dümmste, was Louis Ferdinand in dieser Situation von sich geben konnte. Folgen hatte dieser Ausbruch nicht unmittelbar, sehr wohl aber mittelbar, denn für die nächsten Jahre ließ

man den Prinzen ganz bewußt in der Provinz versauern, dort, wo er gewiß keinen Schaden würde anrichten können. In Lemgo, Hoya und Hamburg: Magdeburg also. Aber zunächst reiste Louis Ferdinand nach Berlin. Dort war im April 1795 die Familie des polnischen Fürsten Radziwill eingetroffen, deren Sohn Anton bald Eindruck auf Louis Ferdinands Schwester Luise machte, und das durch eine sehr bezeichnende Episode: Der in Berlin befindliche Graf Walicki gab eines Tages ein Frühstück für Prinzessin Ferdinand. „Die junge Gesellschaft“, so berichtete Luise, „amüsierte sich damit, Apfelsinenschalen und verdorbene Früchte über die Spree hinüberzuschleudern, welche die Schifferkinder mit Lebensgefahr herauszufischen versuchten. Der einzige, der sich darüber entrüstete, war Prinz Anton; er eilte hin, um etwas zu holen, womit er sie entschädigen konnte, wodurch er meine gute Meinung über ihn noch verstärkte.“ Die Polen besuchten auch Prinz Heinrich in Rheinsberg, der seine Sympathie für dieses Volk nie verhehlte und die Polenpolitik seines Bruders stets verachtet hatte, schon deswegen, weil sie ihn hinderte, selbst König von Polen zu werden, was der polnische Adel nicht ungern gesehen hätte. Die Verbindung der Nichte mit den Radziwills - nicht die erste im Hause Brandenburg (der zweite Sohn des Großen Kurfürsten hatte eine Prinzessin Radziwill geheiratet) -, war ganz nach Heinrichs Geschmack, und er förderte sie nach Kräften. So kam die Verlobung zustande. Bei seiner Ankunft in Berlin wurde der neue Schwager von Louis Ferdinand zunächst frostig empfangen, aber schon bald freundeten sie sich an; das musikalische Interesse beider trug entscheidend dazu bei. Der Prinz hatte in Magdeburg Quartier im Frühsommer bezogen; er fand, daß man in dieser „trostlosen und langweiligen Garnison“ nur durch die musikalische Beschäftigung seelisch überdauern konnte. Am 26. September hielt er Einzug in das Haus der Magdeburger Dompropstei am Domplatz. Die große Crux allerdings waren die Schulden, und daß diese erheblich sein mußten, hatte die Ferdinand’sche Hausverwaltung voll böser Ahnungen inzwischen ermittelt. Da man den genauen Umfang nicht kannte und Louis Ferdinand selbst natürlich völlig im Unklaren darüber war, beschloß die Verwaltung, am 3. August 1795 folgende Anzeige in die deutschen Zeitungen einrücken zu lassen: „Es werden alle diejenigen, welche an Se. Königl. Hoheit den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen einige Ansprüche zu haben vermeinen, hiermit aufgefordert, solche bei mir, dem königl. prinzlichen und Ordens-Kammer-Direktor Stubenrauch in Zeit von 3 Monaten und spätestens im Termin vom 2. Nov. dieses Jahres schriftlich anzuzeigen und Abschriften der darüber sprechenden Urkunden einzureichen, widrigenfalls ein jeder sich selbst beizumessen hat, wenn hiernächst auf die nicht angezeigte Schuldforderung weiter keine Rücksicht genommen wird. Berlin, den 3. August 1795.“ Die monatlichen Einkünfte des Prinzen betrugen damals 837 Taler (500 Taler Apanage, 109 Taler und 12 Groschen vom Vater, 30 Taler von der Mutter, 197 Taler und 12 Groschen vom Regiment). Der Lebensstil entsprach den Erfordernissen jener Zeit: Die 18 Bediensteten seines Haushalts (Bülow hatte übrigens seinen Abschied bekommen, da der Krieg zu Ende war) kosteten monatlich 206 Taler, dazu kamen die zusätzlichen Kleiderkosten für das Personal in Höhe von 40 Talern und 18 Groschen. Die Wohnung selbst war für einen Prinzen bescheiden. Sie lag im Erdgeschoß und bestand aus einem Vorraum, einem Eß-, Arbeits- und Schlafzimmer. Es gab dort keine Teppiche, und die Gardinen waren - bis auf zwei aus weißem Musselin - nur aus blau- oder gelbkariertem Leinenbezug, dazu 6 Polsterstühle und 36 Rohrstühle. Als luxuriös mochte gelten, daß Louis Ferdinands Bett von einer grünen Seidendecke überzogen war. Auch das übrige Inventar war schlicht. Aus Porzellan bestanden nur dreißig Kaffeetassen, alles übrige war Fayence. Das Silber beschränkte sich auf je 24 komplette Bestecke und vier Salzfäßchen. Das alles entsprach einem gutbürgerlichen Haushalt, als Luxus konnte das 1795 nicht gelten, trotz des Gläseraufwands von 46 Wein- und 23 Champagnergläsern. Gutbürgerlich war auch die Küche. Bei einem Mittagessen für vier Personen wurden gereicht: 1. Bouillon mit Klößen - 2. Rindfleisch mit Sauce als - a.: gegrillte Koteletts & b.: kleine Pasteten mit Kalbsmilch - 3. Grüne Bohnen mit glacierter Kalbsnuß - 4. Hasenbraten - 5. Pflaumenkuchen und Apfelkompott -- Die Menge von acht Pfund

Rindfleisch, einem Hasen, vier Pfund Kalbsnuß und zweieinhalb Pfund Koteletts entsprach den damaligen Eßgepflogenheiten. Zum Abendessen wurde gereicht: 1. Hecht en fille mit Weinsauce - 2. Junge Hühner mit Champignons - 3. Blumenkohl in Parmesan - 4. Gebratene Lendchen --- Wir empfinden ein solches Menü als üppig und die gereichten Fleischmengen als monströs, aber nach damaligen Vorstellungen fand man daran nichts Ungewöhnliches. Auch der Verbrauch von einem Viertelpfund Kaffee und einem halben Pfund Zucker zum Frühstück des Prinzen entsprach bescheidenem Zuschnitt. Das Haus Ferdinand hatte inzwischen einen Mann gefunden, der bereit war, sich ein wenig um den Prinzen „zu kümmern“, das war Anne-Henri Vicomte des Dampmartin, Schriftsteller, Offizier und Emigrant. Dampmartin und Louis Ferdinand hatten sich durch Alexandre de Lameth kennen gelernt, der damals in Magdeburg interniert war (Alexandre und sein Bruder Charles waren Mitglieder der Nationalversammlung und konstitutionelle Ratgeber des französischen Königspaares gewesen). Man vereinbarte eine Art Probezeit von zwei Wochen. Dempmartin schreibt: „Am 15. August trat ich mit Tagesanbruch bei dem Prinzen Louis Ferdinand an: Sein langer Vormittag war in mehrere Beschäftigungen eingeteilt, von denen keine unbedeutend war. Das Studium der transzendentalen Mathematik förderte seine Arbeiten über Kriegskunst, die er leidenschaftlich liebte. Lektüre, die auf Wissenschaften, Geschichte und Philosophie bezog, zeugte von einem guten Geschmack, einem scharfsinnigen Kopf und einer lebhaften Einbildungskraft. Die Pausen, die der Übergang von einem Buch zum andern entstehen ließ, wurden durch die Musik ausgefüllt: weit entfernt davon; durch die den Dilettanten eigne Unfertigkeit ermüdet zu werden, hatte man Mühe, sich zu überreden, daß das Klavier nicht von einem Künstler ersten Ranges gespielt wurde. Ich konnte nur bewundern und mich tief bewegt fühlen. Gibt es wirklich ein schöneres und interessanteres Schauspiel als das, welches ein auf dem Gipfel irdischer Würden geborener Sterblicher meinen Blicken bot, dem sich die Keime der Wohltaten der Natur und die Früchte der Erziehung zeigen und dessen vollendete Reife einen großen Menschen hervorgebracht hätte? Die Gefahren des Krieges, die Fortschritte der Wissenschaft, die Vervollkommnung der Künste und die Gewohnheit der Großmut erfüllten ihn mit glühender Leidenschaft. Acht Stunden mit starker Spannung auf die geistigen Fähigkeiten verwandt, erwarben einen doppelten Anspruch auf Vergnügen und Leibesübungen. Obgleich ich soeben mein einundvierzigstes Jahr erreicht hatte, eine Epoche, in der sich der Mensch seiner ganzen Kraft erfreut, wurde es mir unmöglich, dem Vertrauen, mit dem das Haus Ferdinand mich beehren wollte, zu entsprechen.“ Inzwischen hatte die Annonce ihre Wirkung getan, und Vater Ferdinand wurde fast vom Schlag gerührt. Auf 18000 Taler hatte Louis Ferdinand selbst seine Schulden geschätzt, es waren aber 115234 Taler. Es war die alte Geschichte: Der Prinz konnte mit dem ihm zugewiesenen Geld nicht auskommen; selbst Stubenrauch mußte zugeben, daß „zu eignen Ausgaben wenig oder nichts übrig“ bleibe. Als Louis Ferdinand zum Weihnachtsurlaub in Berlin eintraf und Onkel Heinrich in Rheinsberg besuchen wollte, konnte er nicht einmal die Postkutsche bezahlen; er ließ anschreiben. Am 18. Januar 1796 fuhr er wieder nach Magdeburg zurück. Die Zeitung berichtete, er lerne neuerdings Griechisch. Zwei Monate später erschien Louis Ferdinand wieder in Berlin. Luise und Anton Radziwill heirateten am 17. März 1796. Als Wohnung bekamen sie ein Palais in der Wilhelmstraße, das Vater Radziwill den Kindern gekauft hatte (später wurde aus diesem Haus die alte Reichskanzlei). Vater Ferdinand hatte seiner Tochter eine eher dürftige Mitgift beschert; ihr Schwiegervater kompensierte diese Demonstration des Geizes, indem er seinem Sohn eine jährliche Rente von 30000 Talern aussetzte, eine gewaltige Summe für damalige Verhältnisse. Armer Louis Ferdinand! Er mußte jenen Berliner Aufenthalt nutzen, um mit einem Schuldentilgungsplan, den Stubenrauch aufgestellt hatte, zu Onkel Heinrich nach Rheinsberg zu fahren. Natürlich wieder auf Pump, den ihm die preußische Post tatsachlich gewährte, obwohl die letzte Rechnung noch offenstand. Onkel Heinrich versprach, den Plan von seinem Verwalter prüfen zu lassen, und ließ den Neffen mit leeren Taschen zurückfahren.

Die Postkutsche wurde auch diesmal nicht bezahlt; und als die Post die Beförderungsgebühren von 40 Talern bei Vater Ferdinand einziehen wollte, verwies der an seinen Sohn, der nicht zahlen konnte. Die preußische Post mußte auf 40 Taler verzichten. Mitte April war Louis Ferdinand wieder in Magdeburg, wo ihn Anton und Luise Radziwill am 24. besuchten, ein Lichtblick in der Trübnis stumpfsinnigen Garnisonlebens, wo sein einziger Umgang die Familie des Generals von Wedel war, dessen Sohn Heinrich im Regiment des Prinzen diente. Anfang Juni 1796 war er wieder für einige Tage in Berlin: Der sechsundzwanzigjährige Beethoven, der bereits von sich reden machte, war dort eingetroffen. Er spielte vor dem König und gewann das Vertrauen des Violoncellisten Louis Duport, der als Superintendant de La musique du Roi des Königs Berater und Lehrer in der Musik war. Beethoven nutzte die Gunst der Stunde und komponierte in Berlin die beiden Sonaten für Violoncello und Klavier op. 5, die er und DuPort dann bei Hofe vortrugen. Der König revanchierte sich dafür mit einer goldenen Dose, gefüllt mit Louisdor. Weniger erfreulich verlief Beethovens Begegnung mit Friedrich-Heinrich Himmel, dem Hofkapellmeister. Der hatte nämlich den Gast aufgefordert, auf dem Klavier zu phantasieren, was Beethoven auch tat. Danach war die Reihe an Himmel, der offenbar nicht gemerkt hatte, mit wem er es zu tun bekam. Himmel also griff fleißig in die Tasten und spielte, bis Beethoven ihn mit der Frage unterbrach: „Nun, wann fangen Sie denn einmal ordentlich an?“ Himmel fuhr hoch, „und beide wurden gegenseitig unartig“. Himmel, so urteilte Beethoven später, „besitze ein artiges Talent, weiter aber nichts; sein Klavierspielen sei elegant und angenehm, allein mit dem Prinzen Louis Ferdinand sei er gar nicht zu vergleichen“. Der hatte sich nämlich auch vor Beethoven auf dem Pianoforte hören lassen, was Beethoven mit einem Kompliment bedachte, das für diesen eingefleischten Republikaner charakteristisch war. Louis Ferdinand, so sagte er, „spiele gar nicht königlich oder prinzlich, sondern wie ein tüchtiger Klavierspieler“. Waren die Tage mit Beethoven in Berlin für Louis Ferdinand ein Höhepunkt im Verlauf des Jahres 1796, so kam das, was nun folgte, einem Absturz in finsterste Niederungen gleich. Nach dem Frieden von Basel hatten Preußen und Frankreich eine Demarkationslinie für ihre Truppen ausgemacht, die etwa von Bremen aus über Bielefeld bis ins Hessische hinein verlief. Kontrolliert wurde sie preußischerseits von einer Observationsarmee unter dem Kommando des Herzogs von Braunschweig. Und Louis Ferdinands Regiment war dazu ausersehen, seinen Standort in Lemgo in der Grafschaft Lippe zu beziehen. Lemgo, ein verschlafenes Nest von dreitausend Einwohnern, war nun so ziemlich das letzte, was man einem Manne wie Louis Ferdinand zumuten konnte. Eine Ackerbürgerstadt, voll alter Fachwerkhäuser und kostbarer Zeugnisse der Weserrenaissance, versteinerte Langeweile. Wie es in Lemgo zuging, hat uns ein Rheinbundoffizier geschildert, der zwar die Stadt erst 1808 kennenlernte, aber 1796 war es um nichts anders: „Unter den ersten Familien, welche größtenteils aus Kaufleuten, Predigern und dem am Gerichte angestellten Personale bestehen, herrscht ein sehr steifer, altstädtischer Ton, weshalb ein Fremder wenig Gelegenheit findet, in die Familienzirkel eingeweiht zu werden. Es gibt hier zwar einige ziemlich schöne Mädchen, aber - Gott erbarme sich! - welch’ eine Erziehung! Mehrere Male bin ich in Häuser gekommen, wo eine junge Dame war; traf ich sie unglücklicherweise allein im Zimmer an, so rief sie sogleich in größter Bestürzung nach Papa und Mama, lief zur Tür hinaus und erschien nicht wieder. Will ein junges Mädchen eine Freundin besuchen, die unglücklicherweise an einer der Hauptstraßen wohnt, so schickt es sich nicht, den nächsten Weg dahin zu nehmen, sondern sie geht durch mehrere Nebengassen und womöglich von hinten ins Haus. Ganz notwendig gehört dieses zum bon ton, und ich habe daher noch nie etwas von den hiesigen Schönheiten gesehen als auf einem Balle, der kürzlich hier von den Honoratioren gegeben wurde. Bei dem Herrn Postmeister Eberhardt findet man einen guten Tisch und alle Donnerstag eine Versammlung von Herren, wo ein Spiel gemacht und zu Abend gegessen wird. Auf dem Ratskeller dagegen bei Herrn Seif ist an allen übrigen Tagen der Woche Gesellschaft von sechs Uhr abends an, wo eine Bouteille des berühmten Lemgoer Biers

getrunken wird, das einzig in diesem Hause gebraut wird. Gewöhnlich wird hier über Politik gesprochen, und nachdem bis neun Uhr darüber disputiert, setzt sich ein jeder in die Ecke des Zimmers und schläft sanft ein. Um 10 Uhr nimmt alsdann einer nach dem andern Hut & Stock und schleicht ganz leise nach Haus.“ Ehe Louis Ferdinand am 16. Oktober 1796 mit 765 Soldaten seines Regiments in Lemgo einrückte, hatte es schon Ärger gegeben. Der Magistrat wollte den Prinzen nämlich in das oben erwähnte Eberhardtsche Gasthaus am Markt, gegenüber dem Ratskeller, einquartieren, was dieser sofort ablehnte. Ihm als Angehörigen des preußischen Königshauses gebühre als standesgemäßes Domizil einzig das Lemgoer Stadtschloß der lippischen Fürsten, der 1734 erbaute Lippehof (heute Gymnasium), so ließ er wissen. Damit war er im Recht, und der Magistrat mußte die Räume noch auf eigene Kosten instand setzen lassen, weil das Palais schon seit langem nicht mehr benutzt worden war. Der Prinz war noch keine zwei Wochen in Lemgo, da bahnte sich anderer Ärger an. Am 31. Oktober schrieb er an den Fürsten in Detmold: „Ich habe von neuem in Erfahrung gebracht, daß sich nicht allein in Bösingfeld, sondern auch in mehreren zu Ew. Durchlaucht Landen gehörigen Dörfer jetzt noch sowohl englische als auch andere Werber aufhalten sollen, welche die Leute meines unter-habenden Regiments zur Desertion verleiten und anwerben. Da nun aber diese Werber hierdurch dem Regiment den größten Schaden zufügen, ich also nichts mehr wünschen muß, als sie sobald als möglich entfernt zu sehn, so nehme ich mir die Freiheit, Ew. Durchlaucht ergebenst zu ersuchen, daß zur Hinwegschaffung dieser Leute aus Dero Landen Erforderliche bald möglichst zu verfügen, damit sie dem Regiment nicht noch schädlicher werden als sie es bereits geworden sind.“ Aber nicht nur die Werber wurden dem Regiment schädlich. Jetzt, da die Truppe nicht mehr auf preußischem Gebiet stand, rechnete sich schon mancher Soldat eine gute Chance aus, die ihm verhaßte Armee heimlich verlassen zu können. Dazu bedurfte es natürlich der Hilfe Ortskundiger, die sich diese Hilfe selbstverständlich bezahlen ließen. Am 4. Dezember meldete der Prinz dem Fürsten, er habe einen lippischen Untertan verhaften lassen, der für zwölf Groschen einem seiner Grenadiere als Fluchthelfer habe dienen wollen. Nun ging es erst richtig los, denn Fürst Leopold protestierte mit Recht dagegen, daß sich die Preußen in seinen Landen die Gerichtsbarkeit über seine Untertanen anmaßten. Louis Ferdinand war das peinlich; er verstand ja die Argumente des Fürsten, war aber selber in seinen Entscheidungen nicht frei, sondern unterstand dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig. Am 7. Dezember schrieb er nach Detmold: „Ich kenne die Landesherrlichen Rechte zu gut und schätze Hochdieselben zu sehr, als daß ich nur auf die entfernteste Weise jemand zu nahe treten und Dero Untertanenen in ihrer Freiheit beschränken sollte, wenn nicht gegen die Seine Majestät den König, meinen Herrn, und die gegen das Beste des mir anvertrauten Regiments habende Verbindlichkeiten, um in ihrem augenblicklichen Durchbruch Gefahr oder Schaden abzuwenden, die Ergreifung solcher Maßregeln befähigen, und wenn nicht die an alle Regimenter des in hiesiger Gegend stehenden Korps von des Herrn Herzog von Braunschweig Durchlaucht als kommandierenden General veranlaßten gemessensten Befehle, einen jeden, welcher Soldaten zur Desertion verleiten oder Deserteurs durchzuhelfen sucht, sofort zu arretieren und dann Anzeige zu machen geradehin verordneten.“ Im gleichen Brief machte er darauf aufmerksam, daß man gerade wieder zwei Deserteure samt ihren lippischen Fluchthelfern gefaßt habe, und vierzehn Tage später fing man erneut ein gleiches Ensemble. Am 17. und 18. Dezember hielt sich der Prinz im nur zwölf Kilometer entfernten Detmold auf, um im persönlichen Gespräch mit Fürst Leopold eine Regelung dieser beiden Seiten unangenehmen Vorfälle zu finden. Mehr als eine gewisse Verbesserung der Atmosphäre resultierte daraus nicht, denn es lag ja nicht bei Louis Ferdinand, in dieser Sache ein befriedigendes Abkommen zu treffen. Aus diesen Unerquicklichkeiten riß ihn plötzlich eine Trauerbotschaft: Prinz Louis, der zweite Sohn des Königs, war am 28. Dezember gestorben, und Louis Ferdinand mußte zur Beisetzung nach Berlin. Friederike, im vertrauten Kreis mit dem Kosenamen „Azelie“ zubenannt, die junge Witwe des früh Verstorbenen, kniete bei der Beerdigung mit ihren Kindern vor dem Sarg und

betete laut und ergreifend. Louis Ferdinand hatte sich längst hoffnungslos in sie verliebt, aber die ganze neue Situation bot jetzt Hoffnung, und die Witwe ließ auch merken, wie sehr ihr der gutgewachsene Prinz gefiel. Heirat? Louis Ferdinand fragte den Kronprinzen, aber der war skeptisch, ob der König diese Verbindung billigen würde. Jedenfalls fuhr Louis Ferdinand nun täglich nach Schönhausen, wo Friederike wohnte, und die heißblütige Achtzehnjährige wäre allerdings die letzte gewesen, die sich lange geziert hätte. Die endgültige Eroberung der längst überfälligen Festung war leicht, und was die einschlägigen Kampfhandlungen anlangte, die zur Erstürmung nötig waren, so brauchte ein hinreichend erfahrener Mann wie Louis Ferdinand keinen Vergleich zu scheuen, und die temperamentvolle Friederike, die - populär gesagt - so leicht nichts anbrennen ließ, kam voll auf ihre Kosten. In Lemgo hatten die Querelen unterdessen wieder angefangen. Am 3. Januar, also während des Prinzen Abwesenheit, hatten die Preußen nämlich die lippischen Fluchthelfer in Lemgo zwölfmal Gasse laufen lassen; zwar waren die Soldaten angewiesen, nur gelinde zuzuschlagen, aber die Opfer waren am Ende der Exekution ohnmächtig zusammengebrochen. Mit Recht beschwerte sich jetzt der Fürst beim Prinzen, man hätte zwischen Urteilsverkündung und Vollzug Zeit lassen müssen, damit er in Berlin dagegen Einspruch hätte erheben können. „Ich bedaure“, schrieb er, „daß ich Ew. Königl. Hoheit gleich anfangs mit so einer unangenehmen Geschichte habe behelligen müssen, ich verlasse mich aber darauf, Sie werden mich fürs künftige beruhigen und für dergleichen sicher stellen; wenn man Ihrer schönen menschlichen Seele so gerne und ganz vertraut, so wird man sicher nicht getäuscht!“ Louis Ferdinand erwiderte auf diesen Brief erst am 21. März 1797 aus Berlin: „Der ganze Vorfall ist mir äußerst unangenehm gewesen, indessen habe ich dabei nicht mitwirken können, weil der regierende Herzog von Braunschweig davon unterrichtet war und ich alles seiner Verfügung überlassen mußte. Jetzt habe ich die Vorkehrung getroffen, daß bei künftigen Ereignissen dieser Art sofort Ew. Durchlaucht davon Anzeige gemacht und die nötige Bestrafung der Übertreter überlassen werden wird, halte mich aber auch überzeugt, daß dergleichen Vorfälle durch Dero zweckmäßige Verfügung werden verhütet werden.“ Erst am 18. Mai, nachdem er die Gunst Friederikes ausgiebig genossen, verließ Louis Ferdinand Berlin, um in das verhaßte Lemgo zurückzukehren. Dort gab es wieder nichts als Ärger. Bei Streitigkeiten hatte ein preußischer Soldat einen Lipper erschossen, Prügeleien zwischen Einquartierung und Einwohnern waren jetzt an der Tagesordnung, und die Preußen benahmen sich wie in Feindesland. Im Frühjahr kam ein langer Brief von Bülow aus Ostpreußen. Er berichtet von seinen persönlichen Umständen und fährt fort: „Aber nun, gnädigster Herr, was sagen Sie zu den politischen Begebenheiten? Man muß gestehen, daß es dem preußischen Staate nicht an Glück fehlet, denn ich glaube, daß man den Tod der russischen Kaiserin mit unter die glücklichsten Begebenheiten für Preußen rechnen kann; was wird nicht noch alles beim allgemeinen Friedensschluß geschehen? Sollten nicht noch einige kleinere Staaten ebenso verschwinden wie Polen (als selbständiger Staat) verschwunden ist. Auf die künftige Kampagne in Italien bin ich sehr neugierig, bei der vorigen scheint mir der Erzherzog Carl gegen Jourdan besser wie gegen Moreau operiert zu haben; es scheint, als wenn er sich zeitiger mit der ganzen Masse gegen Moreau hätte wenden müssen, denn dieser war so weit vorgerückt, daß seine ganze Armee hätte müssen aufgerieben werden, wenn der Erzherzog mehr Lebhaftigkeit gezeigt hätte. Man behauptet, daß der General Bellegarde derjenige sei, welcher die Operation entwirft, Ew. Königl. Hoheit werden hierüber besser unterrichtet sein wie ich, der ich von allem so weit entfernt bin.“ Louis Ferdinand konnte das nur mit Bitterkeit lesen. Besser unterrichtet sein! Gewiß, die Siege des neuen französischen Oberkommandierenden in Italien - ein junger General namens Napoleon Bonaparte - hatten sich auch in Lemgo herumgesprochen. Im vorigen Jahr seine großen Siege von Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi, Lonato, Castiglione: Österreichs Italien-Armee vernichtend geschlagen. In diesen Tagen - am 18. April 1797 - unterzeichnete der Sieger den Vorfrieden von Leoben. Bülows Brief schloß: „Nun, gnädigster Herr, habe ich noch eine Bitte; nämlich,

daß Sie die Gnade haben, mir gelegentlich Dero Portrait zu überschicken. Ich glaube, da Sie sich verschiedentlich malen lassen, daß Sie etwas noch vorrätig haben werden. Es bedarf freilich nicht Ihres Bildnisses, um mich an Sie zu erinnern, denn Ihr Andenken wird meinem Gedächtnis so wie in meinem Herzen immer unvertilgbar sein, allein die Jahre verändern so vieles, und ich möchte Sie noch gerne immer so sehen, wie Sie damals waren, da ich das Glück hatte, bei Ihnen zu sein; dieser Zeiten und die verschiedenen damaligen Begebenheiten erinnere ich mich sehr oft mit lebhaftem Vergnügen.“ Der Gute! Für den in Lemgo versauernden Prinzen blieb wirklich nur noch die Erinnerung. Portraits „vorrätig“? Bis jetzt waren noch nicht einmal die 130 Friedrichs-d’Or bezahlt, die er seit dem 12. 9. 1795 dem Miniaturmaler Tielcke in Braunschweig schuldete. Zornig schrieb er an seine Schwester: „Ich lebe hier von Entbehrungen, und ohne Zweifel ist es nicht sehr erfreulich, die schönsten Tage meines Lebens in diesem verwünschten Dorf zuzubringen, in einer Lage, daß man weder einen Plan für das Glück seines Lebens machen, noch an der Ausbildung der Fähigkeiten arbeiten kann, die man vielleicht besitzt. Nimm dazu noch den Anblick Europas. Hören müssen von glänzendsten Taten und dabei nur Galle destillieren können!“ Mitte Juni besuchte er den Detmolder Hof, wo man über die allgemeine politische Lage sprach. Offenbar etwas behutsamer als im Jahr zuvor: Louis Ferdinand hatte nämlich im November 1796 an den Feiern zur Geburt des lippischen Thronfolgers teilgenommen und dabei ganz unschuldig zum Fürsten Leopold geäußert, Deutschland müsse in ein oder zwei Großmächte aufgeteilt werden; was natürlich bedeutete, daß ein Staat wie Lippe dann gar nicht mehr als selbständiges politisches Gebilde existierte. Die Familie des Fürsten fand diese Bemerkung „besonders impertinent“, weil sie auf einem Fest getan worden war, das den Thronfolger feiern sollte, und besonders taktvoll war sie ja auch wirklich nicht. Vielleicht lag es daran, daß der Prinz damals noch große staatsmännische Träume hegte: Man wollte ihn zum König von Polen machen! Man: Das waren einmal die Franzosen. Antoine Bernard Caillard, ihr Gesandter in Berlin, hatte schon am 4. August 1796 seiner Regierung mitgeteilt: „Der Prinz Louis Ferdinand ist ein junger Mann, der ganz besonders für die polnische Nation gemacht zu sein scheint, glühend und voll Mut, voll Geist und Offenheit, freundlich und großzügig, übrigens groß und gut gebaut, mit einem schönen Gesicht, in der Blüte der Jugend, und endlich vereint er dieses Zusammenspiel äußerer Vorzüge, die ja viel mehr als man glaubt die Zukunft der Menschen beeinflussen, wenn diese zusammenkommen, um ihre großen Probleme zu diskutieren.“ Das hieß nüchtern: Sein Äußeres empfiehlt ihn zum König. Aber nicht den Franzosen war zuerst diese Idee gekommen, gesponnen hatte sie vielmehr Anton Radziwill. Bei dem hatte der polnische General Woyczinski diesbezüglich in Berlin vorgesprochen, und Radziwill eilte nun zu Prinz Heinrich, der ihm für diesen Plan der richtige Mann zu sein schien. Denn Heinrich, das war bekannt, hatte die drei polnischen Teilungen stets mißbilligt. Konnte er schon nicht König von Polen werden, dann aber wenigstens der Lieblingsneffe. Heinrich setzte sich an den Schreibtisch und arbeitete zu diesem Thema eine Denkschrift aus, die er dem Kronprinzen übermittelte. Aber die preußische Regierung winkte ab. Frankreich sah nämlich in einer preußischen Thronkandidatur die ideale Möglichkeit, einen Keil zwischen Preußen einerseits und Österreich und Rußland andererseits zu treiben, und genau das sah man auch in Berlin. Heinrichs Denkschrift ging zu den Akten. So blieb Louis Ferdinand nichts anderes, als sich mit den Lemgoer Verhältnissen zu arrangieren. Er suchte das Beste daraus zu machen. So besuchte er die Handwerker der kleinen Stadt, sah ihnen bei der Arbeit zu, ließ sie sich erklären und legte auch gelegentlich selbst mit Hand an. Hier und da traf man ihn in Eberhardts Gasthaus am Markt beim Billardspiel. (Als Eberhardt damals ein Sohn geboren wurde, bat der Gastwirt und Postmeister den Prinzen zum Paten des Kindes, das auf den Namen „Louis-Ferdinand“ getauft wurde…). Einmal kamen die Wedels aus Magdeburg zu Besuch, und es gab ein herzliches Wiedersehen. Amüsiert beobachteten Vater und Söhne, mit welchen Methoden der Prinz sein Regiment zu verjüngen suchte. Denn die Überalterung des Offizierskorps war ja die Crux der preußischen Armee, aber Louis

Ferdinand war nicht gesonnen, sich für sein Regiment damit abzufinden. Sein Verfahren war dabei so einfach wie grob: Er veranstaltete mit seinen Offizieren exzessive Trinkgelage, bei denen sie aus Rücksicht auf ihren Vorgesetzten schonungslos mithalten mußten, ohne daß aber der Dienst des darauffolgenden Tages darunter leiden durfte. Bei diesem Dienst nun hetzte er die älteren Herrschaften unbarmherzig beim Reiten, Manövrieren und Exerzieren, und diese, solcher Strapazen seit Jugendtagen nicht mehr gewöhnt, waren schließlich so mürbe, daß „ein großer Teil von ihnen den Abschied nahm“, wie Wedel erzählt; genau das hatte der Prinz angestrebt. Das bedeutete zugleich auch, daß sein Regiment in bester Kondition war, und in dieser Beziehung haben selbst die schärfsten Gegner des Prinzen nie etwas zu beanstanden gefunden. Ein Glück war es, daß das Lemgoer Gymnasium von einem hervorragenden Pädagogen geleitet wurde, dem Rektor Johann-Friedrich Reinert. Ihn lernte Louis Ferdinand kennen, und er verstand sich mit dem nur um drei Jahre Älteren sofort. Die beiden diskutierten wissenschaftliche Fragen, und der Prinz ließ sich von ihm im Griechischen unterrichten. Aber außer Reinert gab es niemanden weit und breit, mit dem man ein vernünftiges Wort wechseln konnte, es sei denn schriftlich. Als Briefpartner kam der Freiherr vom Stein in Betracht, den er aus dem Rheinfeldzug kannte und der jetzt als Oberkammerpräsident in Minden amtierte. In seiner Beurteilung des Prinzen hielten sich Skepsis und Wohlwollen meist die Waage, so wenn er am 10. Okober 1796 seiner Vertrauten, Frau von Berg, schrieb: „Ich bin weit davon entfernt, von Prinz Louis eingenommen zu sein. Da ich ihn immer interessant gefunden habe, trotz der Fehler eines jungen Mannes, der leidenschaftlich und von einer unmoralischen Umgebung beeinflußt ist, - wie sollte ich ihm nicht jetzt Gerechtigkeit widerfahren lassen, wo er über viele Möglichkeiten der Betätigung, der Haltung, der Umgebung, der Lebensweise verfügt, die ihm die Achtung all derer eingetragen haben, die ihm nahekommen und Einsamkeit und des ganzen Armeekorps, dem er augenblicklich angehört. Ich wünschte, daß mehr für sein Glück und seine Entwicklung getan würde, indem man es ihm erleichterte, seine Angelegenheiten zu ordnen und indem man ihm die Möglichkeit gibt, von Zeit zu Zeit Bildungreisen zu machen, die ihm eine genauere Kenntnis von den militärischen und politischen Beziehungen geben würden, die in seinen Aufgabenbereich fallen. Ich habe gewagt, diese Ideen der Madame de Néale zu äußern (Oberhofmeisterin der Prinzessin Ferdinand], ihre Antwort scheint mir indessen zu zeigen, daß sie nicht die Zustimmung der Prinzessin gewonnen haben.“ Stein erkannte also durchaus, wie falsch man ein Talent wie Louis Ferdinand behandelte; er versuchte, zwischen ihm und seinen Eltern zu vermitteln, und bat Prinzessin Ferdinand, dem Sohn die Schuldentilgung zu erleichtern. Umsonst. Im Herbst 1796 hatte ihm Louis Ferdinand offenbar einen recht niedergeschlagenen Brief aus Lemgo geschrieben (er ist nicht überliefert), worauf Stein u.a. antwortete: „Lebt der Mann, der sich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinen kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten und diese Charakterstärke entfalten, wenn er sich mit den großen Männern der Geschichte umgibt und sich durch ihre Vorbilder gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt. Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter des Volkes, da sie es vonb den öffentlichen Geschäften entfernenund deren Verwaltung einem ungeübten ränkevollen Beamtenheere anvertrauen. Die kleinen verbündeten Freistaaten begünstigen am meisten die Entwicklung der Art, aber machen das Leben des Einzelnen stürmisch. Die Bemerkungen, die Euer K.H. über die Kennzeichen der Schwäche machen, sind sehr richtig; sie ist neidisch und strengt sich an, um herabzuziehen, nicht um zu übertreffen. Ich bin sehr betrübt über das, was Sie mir von der geringen Wirkung schreiben, die Ihre Schritte in Berlin gehabt haben. Da E.K.H. wie man sagt, sich selbst dahin begeben wollen, so wird man, wie ich hoffe, billiger gegen Sie sein. Ich teile Ihre Schmerzen, ich fühle Ihre Lage; aber geruhen Sie sich zu erinnern, daß gleicherweise Friedrich der Große in Ihrem Alter von der Schulfuchserei und dem Geiz erdrückt worden ist und keinen anderen Ton fand als nur in der Einsamkeit und der Liebe zu

Wissenschaft und Künsten, welche ihn einem jeden Alter so reichlich darbieten. Ich empfehle Eurer K.H. Plutarch und werde, wenn Sie befehlen, Ihnen eine gute Ausgabe der Übersetzung von Amyot zu verschaffen suchen.“ Der Plutarch-Empfehlung bedurfte es wahrlich nicht, denn dessen Lebensbeschreibungen hatte Louis Ferdinand gründlich genug gelesen und exzerpiert, aber Plutarch verordnete man damals als seelisches Hausmittel so selbstverständlich wie die Medizin den Aderlaß oder das Purgieren. Ein Jahr später schrieb ihm Stein nach Lemgo: „Eure K.H. wissen die Einsamkeit zu wohl anzuwenden, als daß man Ihnen nicht Glück wünschen sollte, sich ihr diesen Winter weihen zu können und sich den Studien hinzugeben, die Sie auf die großen und bevorstehenden Ereignisse vorbereiten müssen.“ Diese Ereignisse waren die etwaigen Folgen, die sich aus dem zwischen Frankreich und Österreich geschlossenen Frieden von CampoFormio ergeben würden und die eventuell Preußen bedrohen könnten. Aber es geschah nichts, außer daß sich aus Berlin Stubenrauch wegen der Schulden meldete. Da Onkel Heinrich keine Anstalten machte, größere Summen springen zu lassen (denn der war der Meinung, sein Bruder Ferdinand solle erst einmal den Anfang machen), mußte die Verwaltung des Ferdinandschen Hauses endlich tätig werden. Am 4. März 1197 hatte sich Ferdinand persönlich an König Friedrich-Wilhelm II. gewandt. In einem ausführlichen Klagebrief schrieb er, sein Sohn habe „das Unglück gehabt, in ganz beträchtliche Schulden zu geraten“. Ohne die Teilnahme am Feldzug gegen Frankreich - jetzt spielte Vater Ferdinand die patriotische Karte… - habe Louis Ferdinand „auch zu außerordentlichen Ausgaben keine Gelegenheit gehabt, wovon so manche Freunde, die auch bei ihm Hilfe und Unterstützung suchten, vielleicht den stärksten Anteil genommen haben“. Er appellierte nun an des Königs „nachsichtsvolle Güte und immer bewiesene menschenfreundliche Neigung, jedem zu helfen“, ihm bei der Schuldentilgung beizustehen. Großkanzler von Goldbeck und Minister von Struensee möchten die Schulden-Spezifikation auf ihre Rechtmäßigkeit prüfen. Der König kritzelte mit Bleistift unter diesen Brief: „vom departement ihm zu bescheiden gebe ich mier mit fremde Schulden nicht ab.“ Schließlich aber erklärte er sich doch bereit, jährlich viertausend Taler zuzuschießen. Das Studium der die Schulden betreffenden Akten ist so langweilig wie unersprießlich - sofern die Art der Verschuldung nicht Rückschlüsse auf den Lebensstil des Prinzen zuläßt -: Die Finanzierungsfragen hier ausführlich darzulegen, möchte der Biograph sich und seinem Leser ersparen. Gesagt werden muß aber dies: Stubenrauch schickte am 26. August 1797 dem Prinzen eine Art von Verpflichtungsschein, den der unterschreiben sollte, ein so beschämendes wie demütigendes Dokument. Gewiß, die Schuldenmasse belief sich inzwischen auf 160.340 Taler (stieg also rapide…), aber das hatte sich Vater Ferdinand selbst zuzuschreiben. Nicht nur, daß man Louis Ferdinand nie beigebracht hatte, mit Geld umzugehen; auch die vom Vater zur Verfügung gestellte Summe von 109 Talern und 12 Groschen monatlich war erbärmlich. Wenn etwa 527 Taler allein für Anschaffungen für die Regimentsmusik zu Buche standen, so war das keine Privatausgabe, denn dazu war Louis Ferdinand als Regimentschef verpflichtet. Das Regiment selbst aber warf ihm monatlich nur 197 Taler und 12 Groschen ab. Natürlich war die Großzügigkeit des Prinzen nicht unschuldig an der horrenden Summe: Er kaufte etwa - so mal eben - einem armen Emigranten einen Laden für zehntausend Taler, um ihm eine Existenzgrundlage zu schaffen, und wurde natürlich weidlich ausgenutzt. Aber jetzt sollte er unterzeichnen, „daß ich meine Ökonomie und Haushaltung auf alle Art nach dem gemachten Etat einschränken und mich nach letztem genau richten, auch alle darauf nicht stehenden Kammerleute, Offizianten, Musici, Stallmeister, Domestiken und Stalleute entlassen, alle wegen Musik, Pferde, Jagd und selbst bei dem Regiment bisher gemachten außerordentlichen Aufwand abstellen und meinem Herren Vater wie allenfalls auch Seiner Königl. Majestät überlassen will, danach besonders auch wegen Befriedigung und anderweitigen gefälligen Unterbringung und Versorgung der zu entlassenden Leute die nötigen Verfügungen zu treffen und dem Herrn Hauptmann von Schwedern oder anderen den weiteren Auftrag, den ich demselben schon selbst gegeben habe,

nochmals zu tun, wie ich denn zur Verhütung aller Mißverständnisse und Mißbrauchs keinen Personen, die nicht wirklich bei mir in Diensten stehen, weder Pässe noch Bestallungen geben werde.“ Und: „Sollte ich wider meinen ernstlichen Vorsatz doch Gelegenheit suchen und finden, neue Schulden zu machen, so muß ich mich unterwerfen, daß Seine Königliche Majestät mich und die Gläubiger jeder rechtlichen Behandlung überlassen und Seine Königliche Hoheit mein Herr Vater auch von den jetzt schon spezifizierten und unbezahlten Schulden nichts weiter berichtigen, sondern mit allen Zahlungen sofort aufhören und von aller weiteren bloß in der Voraussetzung übernommenen Verbindlichkeit befreit sein.“ Der in dieser von Stubenrauch verfaßten Kapitulationsurkunde, die er dem Prinzen am 26. August 1797 nach Lemgo schickte, genannte Hauptmann von Schwedern war Louis Ferdinands neuer Kassenwart; er hatte alle Ausgaben und Einnahmen zu kontrollieren und zu genehmigen, und man findet seinen Namen in den nächsten Jahren in allen (erhalten gebliebenen) Haushaltsbüchern, deren richtige Buchführung er abzuzeichnen hatte. Louis Ferdinands verbitterter Kommentar dazu findet sich in einem Brief an seine Schwester: „Ich will gar nicht untersuchen, wie weit meine Schulden von Einfluß auf meine öffentliche Verwendbarkeit sein können. Hunderte haben mehr oder ebensoviel wie ich, und man knebelt sie deshalb doch nicht an Händen und Füßen; doch bei uns, wo man alles nur an den kleinen Dingen abmißt, ist wichtiger als alles übrige, bloß um Himmels willen keinen Anlaß zu Klagen zu geben, die die Mißgunst sofort bereit ist, aufzugreifen. Ich gebe ja gern zu, daß Schulden den Ideen der Ordnung abträglich sind und notwendig die öffentliche Meinung über jemanden beeinflussen. Aber wenn der Mensch, der sie einmal kontrahiert hat, nun nicht in der Lage ist, ihnen gerecht zu werden, so wird das Publikum oder doch die, die ihn kennen, wohl … zu unterscheiden wissen. Schließlich, wenn wegen meinen Vater zu der Annahme verleitet, daß er glaubt, meine Schulden zu bezahlen würde nur ein Mittel mehr sein, neue zu erleichtern, so müßte man doch wenigstens einmal versucht haben, mir beizustehen. Aber, sagt Stubenrauch, er hat doch neue gemacht. Das stimmt, oder um es genauer auszudrücken: meine Schulden haben den Herrn gewechselt, ich habe neue gemacht, um dadurch alte bezahlen zu können.“ Am 16. November 1797 starb der König. Louis Ferdmand hatte ihn zuletzt in Bad Pyrmont gesehen, wohin sich der König im August zur Kur begeben hatte. Übrigens war Friedenke mit von der Partie gewesen, hatte dort aber so intensiv mit Prinz Adolf von England geflirtet, daß Louis Ferdinand nun sein Interesse an ihr verlor. Seit der Rückkehr von Pyrmont hatte der König gekränkelt, und obwohl seine Familie wußte, daß es ernst um ihn stand, war er in der Todesstunde ganz allein mit einem Diener; die Familie ging Zerstreuungen nach. Er war ein gutmütiger, musischer Mann gewesen, ergeben den Frauen und der Musik, hatte 1794 das Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten erlassen, ein zwar bedeutender Fortschritt in der preußischen Rechtsprechung, wenn auch noch reaktionär genug, die Klassenjustiz blieb bestehen. Nur zwei Dinge erinnern noch heute an Friedrich Wilhelm II.: Das in seinem Auftrag erbaute Brandenburger Tor in Berlin und die Einführung des Abiturs als Abschluß der höheren Schule. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm III. war so ziemlich das Gegenteil des Vaters. Als erste Amtshandlung ließ er das Neue Palais in Potsdam von Militär umstellen, die Gräfin Lichtenau - seines Vaters Mätresse - verhaften und die an sie gerichteten Briefe des Königs konfiszieren und verbrennen. Die ihr vermachten Häuser in Berlin und Charlottenburg sowie alle Güter wurden ihr genommen, „da dies alles von dem hochseligen König durch Erpressung erlangt sei“. Sonst war der neue König gar nicht so entschlußfreudig. Er war schüchtern, gehemmt, was schon seine abgehackte, fast nur Infinitive benutzende Redeweise bezeugte; unsicher und von Minderwertigkeitsgefühlen geplagt. Seine musische Begabung beschränkte sich aufs Zeichnen, aber was zeichnete er? Soldaten und Pferde, Landschaften und Statuen, aber durchweg nach Vorlagen, niemals nach der Natur: ängstlich, pedantisch, phantasielos. Sein Lieblingsmotiv waren immer wieder Soldaten, und an nichts konnte er sich so ergötzen wie an Entwürfen für neue Uniformen. Gelegentlich versuchte er sich auch in Gedichten, und da blitzt einmal sogar etwas Humor auf, wenn er seine Generale bedichtet:

Bei Winning geght es traurig zu,
bei Möllendorff nicht besser,
und kommt der grobe Götz dazu,
dann wird das Unglück größer;
bei Larisch mag ich gar nicht sein:
da schlägt das Donnerwetter d'rein;
bei Arnim hat man keine Ruh';
ach GOTT – wie geht's bei Kuhnheim zu!

Als Kronprinz hatte er im Juni 1796 Charakteristiken führender preußischer Militärs niedergeschrieben; über Louis Ferdinand: „Offener Kopf, von lebhafter Einbildungs- und Fassungskraft, viel Genie und Talent, munter und tätig, persönlich brav und entschlossen, Besitzt Eigenschaften, um eine große Rolle zu spielen. Würde ein sehr schätzbarer Herr sein, wenn er nicht im Gegenteil noch so viel Inkonsequenz und Leichtsinn besäße, der ihm zu mancherlei Lastern Anlaß gibt. Wird sich noch sehr die Hörner ablaufen müssen, bevor er eine gewisse solidite bekommt, ohne welche er nur die Hälfte der Achtung erwarten kann, die ihm außerdem zuteil werden müsste. Seine heftige Einbildungskraft läßt öfter seine Gedanken nicht zur Reife kommen, da sich in seinem Kopf in demselben Augenblick so vielfältige Gegenstände kreuzen, wovon der eine immer den anderen verdrängt, ohne daß eine hinlängliche Überlegung an allen gleichen Anteil haben kann. Eben dieser sein feuriger Kopf wird ihm auch im Felde bei manchen Unternehmungen aus Eifer und Begierde nach Ruhm und Ehre weiterführen, als es der Dinge vielleicht angemessen sein könnte. Dieses würde auch bei allen übrigen Gegenständen der Fall sein, wo der Prinz zu wirken Gelegenheit haben sollte, ehe und bevor sein Blut und feuriges Temperament sich nicht in etwas abgekühlt haben wird. Dieserhalb ist es durchaus notwendig, daß man ihm bei solchen Gelegenheiten nie den Zügel schleifen lassen darf, wenn man sich nicht manchen unangenehmen Folgen aussetzen will, die sich in allen Betracht nur allzu leicht aus seinem hitzigen und aufbrausenden Gemüt erwarten lassen." Er war also von vornherein gewillt, alles an Louis Ferdinand negativ zu sehen, und diese Optik bestimmte ihr wechselseitiges Verhältnis bis zum Schluß. Um Louis Ferdinand wirklich beurteilen zu können, hätte es erheblich mehr an Vorurteilslosigkeit, Intelligenz und Einfühlungsvermögen bedurft, als diesem schlichten Gemüt zu Gebote standen, zumal ihn seine Frau Luise in seiner Antipathie bestärkte. Luise war natürlich schockiert, als ihr zu Ohren kam, daß ihre früh verwitwete Schwester Friederike eine offenbar recht leidenschaftliche erotische Beziehung zu Louis Ferdinand unterhielt. Wie gering sie den Prinzen einschätzte, dokumentiert ein Brief, den die Kronprinzessin am 18. Juni 1797 aus Berlin an den Hauptmann von Hünerbein richtete, den ehemaligen Adjutanten des so früh verstorbenen Prinzen Louis (Friederikes Ehemann). Offenbar traute sie dem Hauptmann einigen Entschluß zu, den dieser aber offenbar nicht besaß. Der Brief Luises bezeugt auch, wie abschätzig man bei Hofe über die Familie des Prinzen Ferdinand dachte: „Meine Schwester hat Vertrauen zu Ihnen, lieber Herr von Hünerbein, deswegen wende ich mich zu Ihnen und bitte Sie inständigst, ohne meinen Namen zu nennen, meine Absicht zu erfüllen, die dahin gehet, meiner Schwester die Augen zu öffnen, ihr Wahrheiten aufzudecken, und sie vor dem Abgrund zu warnen, vor welchem sie stehet, ohne es zu wissen, da man ihn nicht zu graben anfängt; aber ich fürchte (doch dieses sei zu Ihnen gesagt) man gräbt ihn mit dem Werkzeug, den sie im Herzen trägt. Ich meine (und das Gerücht, welches zuviel sagt, wird schon zu Ihren Ohren gedrungen sein), ich meine den Prinzen Louis Ferdinand. Ich kann meiner teuren Friederike sagen, was ich will, von dem Charakter, von den Handlungen des oben Genannten, so sagt sie „Man sagt Dir und Deinem Mann alles Schlechte von dem P., weil man weiß, daß er ihn nicht ausstehen kann, und glaubt dadurch, seine Cour zu machen!" So edel es ist, immer das beste von seinen Nebenmenschen zu denken, so gefährlich deutet es mir hier, wo es von so traurigen Folgen sein kann. Das Glück meiner Schwester, ja ihre Seligkeit hängt davon ab, hören Sie mich! Herr von Hünerbein, und unterstützen Sie mich. Da

Sie nicht zu uns gehören (nämlich nicht zu unserem Hof, sonst gehören Sie zu uns, denn Sie sind gut und edel), da die Sprache, die Sie führen, die ist, die alle Welt von dem P. führet, so wird sie Ihnen glauben und nicht sagen können, was sie mir immer sagt. Nun fordere ich Ihnen auf, ihr meiner Schwester die Wahrheit zu sagen, und ihr ihn zu schildern, so wie er ist. Sagen Sie ihr, daß er wirklich nicht gut ist, und daß, wenn sie ein Schritt in der famille tut, so tritt sie in ein Nest von Schlangen und Ottern, die ihr Gift auf sie schleudern werden. Findet es keinen Ausgang bei ihr, so wird sie doch damit besprützt und der Schein ist gegen ihr. Ich spreche bildlich, Sie verstehen aber doch, was ich sagen will. Die famille ist gehaßt hier im Publikum, sie wird sie nicht mit ihm aussöhnen, wohl aber wird sie auch die Achtung und Liebe des Publ. verlieren, und welch ein Verlust. Sie hat sich diese Liebe durch Tugenden erworben, mit einem Schritt ist sie zertreten. Beherzigen Sie das recht, ich bitte Sie, es liegt so viel daran. Man sagt hier in der Stadt, der F. Hof…“ (gemeint ist vielleicht der Fürstl. Waldecksche Hof, zu dem Bad Pyrmont gehörte) „…hätte die Lichtenau bestochen, um die Reise nach Pyrmont zu bewirken, damit P. L., der nur eine oder zwei Meilen davon ist…“ (nämlich in Lemgo) „…Gelegenheit hat, sie zu sehen, und zwar unter die Augen des Königs; es bedarf nicht viel, um ihr herumzukriegen, und so wäre denn das Unglück da, das größte, welches geschehen kann. Denn mit einem Worte, er taugt nichts und würde Friederike unaussprechlich unglücklich machen. Ich sage immer und ich fürchte auch mit Recht, der Tod des P. Louis…“ (gest. 28.12. 1796) „…ist noch das geringste, was wir beweinen werden, das Schicksal meiner teuren Schwester ist in schwarzen Flor gehüllt und wird uns bittre Tränen kosten. Stellen Sie ihr doch recht vor, welcher Mensch er ist; der Verklärte fehlte aus Kinderei und mit Schonung, dieser fehlt mit Vorsatz und werde nicht schonen; da er eigentlich keinn Charakter hat und doch über alles hinaus ist. Bedenken Sie, daß man hier so weit gehet, es schon bestimmt zu sagen, daß sie ihn heiraten wird. Gott! Welch ein Unglück! Ich würde untröstlich sein, denn alsdann ist meine Ruhe hin, ich sehe sie beständig in Gefahren, verdorben zu werden, und die Gewißheit ihrer Glückseligkeit, ihrer Ruhe, ihrer Zufriedenheit ist ungewiß; hingegen jetzt, bleibt sie so, so ist sie ihr gewiß. Sie können mir vielleicht den Vorwurf machen, ich traue zuwenig meiner Schwester. Bedenken Sie, sie ist 19 Jahr, nicht einen Freund, auf den sie sich verlassen kann und will, und die Welt hat tausend Reize und tausend Verführungen, wer nicht einen Führer hat, der gleitet leichter aus, und die Möglichkeit des Ausgleitens macht mich so traurig, daß ich auch öfters bittre Stunden durchlebe. Noch einmal, nennen sie mich ja nicht, denn sonst glaubt sie nicht so gewiß.“ Das neue Jahr 1798 brachte die Versetzung des Louis Ferdinandischen Regiments nach Hoya an der Weser; der Prinz verließ das ungeliebte Lemgo am 14. Januar. Hoya, wo er auf dem von Behrschen Hofe wohnte, war noch trister. Außer gelegentlich Reiher zu schießen, gab es dort keinerlei Unterhaltung. Im Februar begab er sich darum auf eine Reise längs der Demarkationslinie; das ließ sich militärisch begründen, war aber zugleich auch eine Abwechslung. Er habe sich - so schrieb er der Schwester - „…durch die Lektüre von mehr als zwanzig militärischen Schriftstellern, die von Feldzügen in Westfalen gehandelt haben…“, vorbereitet, auch „durch die Memoiren unseres Generalstabs, die der Herzog [von Braunschweig] mir nacheinander übermittelt hatte, mit den Verteidigungsplänen, die man adoptiert hatte“, mit dem Zweck, das „zu vollenden, was das Studium der Karte und der Geschichte begonnen hatte“. Diesen Plan habe er „schon im vergangenen Jahr“ dem Vater mitgeteilt, sei aber keiner Antwort für wert befunden worden, „da es einige Unkosten verursachen mußte, mich instand zu setzen“. Natürlich. Die Reise verlief über folgende Route: Hoya, Lemgo, Aerzen, Blomberg, Steinheim, Nieheim, Holzhausen, Brakel, Ossendorf, Bredelar, Arolsen, Korbach, Bergheim, Sachsenhausen, Bad Wildungen, Fritzlar, Ried, Kassel. In Kassel wäre es eigentlich seine Pflicht gewesen, als preußischer Prinz und Generalmajor dem Landgrafen Wilhelm seine Aufwartung zu machen. Aber Louis Ferdinand lehnte es ab, den Mann zu besuchen, der seine Truppen für Geld an England verhökerte: „Der Landgraf, übrigens ein Souverain, der von seinen Untertanen aufs äußerste verachtet wird, da

sie unter einer schrecklichen Armut seufzen, während er Millionen aufhäuft, ein feiger und grausamer Despot - Wiedererbauer einer Bastille, in der er eine neue Art von Folter untergebracht hat - der Mann Deutschlands, der der Verachtung der Philosophen und den gerechten Sarkasmen der Literaten hingegeben ist, konnte kein interessantes Objekt für einen Besuch sein.“ Von Kassel aus reiste er geradewegs nach Hoya zurück. Seinen Reisebericht an die Schwester nutzte er dazu, endlich einmal gründlich Bilanz zu machen: „Es ist schlimm, daß die Sorge meiner Mutter für mein Interesse und um meinen Ruf, die aus einem so edlen Prinzip entspringt und so geeignet ist, sie meiner Dankbarkeit zu versichern, nicht mehr zur Klarheit neigt, sich immer nur zu sehr erregt. Die Menschen müssen immer reden, und vor allem von denen, die ihr Rang in den Vordergrund stellt; die Urteile, die sie fällen, beruhen der Hauptsache nach auf Vorurteilen, auf Eigenliebe, und selbst indem sie urteilen, wollen sie oft viel mehr sich selbst durch ihr Urteil ehren, als die Person, über die sie urteilen. Wehe dem, der die kleinen Vorurteile, an denen sie festhalten, die kleinen Ideen, in denen sie leben, verletzt. Die große Menge von Wesen, die diesen Berichten und dem Zufall, der sie gemacht hat, alles verdanken, können dem nicht verzeihen, der dieses zerbrechliche Gerüst verachtet, davon herunterzusteigen wagt, und sich nur durch sich selbst erheben will. Ein anderes Urteil der Menschen, von dem ich spreche, weil ich darunter gelitten habe, ist, daß sie niemals Geist und Herz gelten lassen. Es gibt keinen Unbedeutenden, der sich nicht an dem, der es nicht ist, rächt - indem er sagt: Er hat viel Geist, aber ein schlechtes Herz. Es ist so schmeichelhaft für einen Idioten, sich sagen zu können: Ich hätte dieselben Erfolge haben können, wenn ich ebenso schlecht wäre. Madame von Wangenheim, die augenblicklich in Berlin ist, hat zu Stein gesagt, ich hätte ein sehr schlechtes Herz - und der Beweis dafür ist, daß ich zu Pferde an ihrem Wagen vorbei geritten bin, und daß diese junge, schüchterne, furchtsame Frau mich nötigen wollte, zwei Meilen weit einem Wagen mit vier Pferden zu folgen, in dem sie von einer ländlichen Vesper zurückkehrte. Ich habe mich dieser Laune unterworfen, solange der Wagen durch den Wald fuhr - als wir ihn verlassen hatten, bin ich im Galopp zur Seite gesprengt mit einem beträchtlichen Bogen um den Wagen. Jedoch aus Furcht, vier miserable Schindmähren würden von ich weiß nicht welcher Anwandlung ergriffen werden und den Wagen mit sich reißen, stieß die interessante Wangenheim ein paar schrille und durchdringende Schreie aus. Diese so schüchterne Frau ist dennoch in ihren Kombinationen sehr kühn - ein Nichts ist ihr ein Lichtstrahl, um ihr Tageshelle über meinen Charakter zu verbreiten, und sie entscheidet in letzter Instanz, daß ich ein schlechtes Herz habe. - Überbringe ihr meinen Dank dafür, wenn Du sie in Berlin siehst. Eine andere Schuld, die man mir vorwirft, ist die der Volksaufwiegelung - ich behalte es für einen anderen Brief vor, Dir im einzelnen über das zu sprechen, was man unter diesem Namen versteht, und ich muß diesen Abschnitt mit einem Ausspruch des Epiktet enden, den der große Friedrich in einem Brief an Voltaire zitiert: „Wenn man Schlechtes von dir sagt und es ist wahr, bessere dich, ist es nicht wahr, so lache darüber. Du verlangst, ich solle mit großer Regelmäßigkeit meinen militärischen Pflichten nachkommen. Entschlossen, jeder Art von Klagegrund über diesen Gegenstand ein Ende zu machen, fehle ich nie einen Augenblick bei der Parade - und das war das einzige, was ich vernachlässigt hatte - denn im übrigen gehen alle Angelegenheiten von der kleinsten bis zur größten durch meine Hände. Wenn ich glauben könnte, daß es meinem Vater Freude macht, würde ich ihm etwas schicken, um ihm zu beweisen, daß, wenn ich je die kleinen Pflichten meines Metiers vernachlässigt habe, ich mich mit ziemlichem Erfolg mit den großen Partien dieser Kunst befaßt habe, wenn das Geschick mir die einzige Laufbahn öffnet, die es für uns Prinzen gibt, ich auf Erfolg rechnen darf.“ Volksaufwiegler sollte er also sein. Das bedeutet, daß er sich offenbar einige Ideen der Französischen Revolution hatte durch den Kopf gehen lassen. Das mußte sich herumgesprochen haben, denn bei einem Abstecher nach Braunschweig schrieb er der Schwester, die alte Herzogin Charlotte (Schwester seines Vaters) habe „von meinem Demokratismus“ gesprochen, mit dem Zusatz: „Die regierende Herzogin hält mich für einen Jakobiner.“ Er selbst findet sich hingegen „sehr

royalistisch“. Obwohl nur „fünf Meilen von Bremen entfernt“, sei er „dort noch nicht einmal gewesen“, schreibt er der Schwester am 9. 3. 1798. Aber er fuhr später dorthin, und er war Anfang Oktober in Hittfeld bei Hamburg. Bei wem? Vielleicht bei der Herzogin von Montmorency, die damals außerhalb Hamburgs lebte und die für Louis Ferdinand die Nachfolgerin von Madame de Contades geworden war? Das Verhältnis zu den Eltern war mittlerweile unter dem Gefrierpunkt. Vater Ferdinand war krank gewesen, und während dieser Krankheit hatte sich das Erstaunliche begeben, daß er mit einem Male spendabel geworden war. „Man sah ihn nur noch umringt von Kaufleuten“, schreibt seine Tochter, „und sobald man ihm die Unmöglichkeit dieser Ausgaben vorhielt, begann er seine Renten und Kapitalien aufzuzählen.“ Weiß der Himmel, was in dem alten Geizhals vor sich ging, nur: Louis Ferdinand erhielt von diesem Geldsegen keinen Groschen. Am 23. Februar 1799 legte sich Freiherr vom Stein ins Mittel, um Versöhnung zu stiften. Er schrieb an Louis Ferdinand: „Ich gestehe es Ihnen, gnädiger Herr, daß es mich sehr betrübt hat zu vernehmen, wie weit Sie sich von Ihren Eltern entfernen, wie sehr Sie vernachlässigen, dem Verlangen zu entsprechen, das sie Ihnen bezeigen, sich Ihnen zu nähern; wie viele Briefe blieben ohne Antwort, die geschrieben wurden von einem ehrwürdigen Greis, Ihrem Vater, und die von Ihren eigenen Interessen handelten. Wie ist doch alle Sorgfalt, mit der er sich so angelegentlich um Ihre Affären bemühte, kalt zurückgewiesen worden. Und Sie, gnädiger Herr, der so empfindlich ist für fremdes Unglück, der ihm niemals Beistand verweigert, der dem einfachen Soldaten bewiesen hat, Sie verschließen Ihr Herz gegen das gebieterische Gefühl der Natur, Sie scheiden sich von ihr, und Sie glauben eines Tages einem so zerreißenden Gefühl entgehen zu können, wie das ist, die sorgenden Bemühungen eines Vaters am Rande des Grabes mit Härte zurückgestoßen zu haben. Folgen Sie, gnädiger Herr, den Eindrücken einer ehrlichen fühlenden Seele, nähern Sie sich einem Vater, den Ihre Kälte tief verletzt hat, mit dem Verlangen, Ihr Unrecht gutzumachen, und mit der Gewißheit, daß jeder Vater vorbeischlägt. Zu diesen so natürlichen und gebieterischen Gründen treten andere Betrachtungen, von der Redlichkeit eingegeben, weil jeder ehrliche Mann seine Verpflichtungen erfüllen muß. Sie sind zahlreiche Verpflichtungen eingegangen mit ehrenhaften Leuten, die das Interesse, das sie Ihrem Namen, Ihrem Stand, Ihren Talenten entgegenbrachten, dazu trieb, auf Ihrer Seite zu stehen, und mit scheußlichen Wucherern, die Sie ihrer Begehrlichkeit aufgeopfert haben. Die Anständigkeit befiehlt Ihnen, gnädiger Herr, erstere zu befriedigen; die Klugheit rät Ihnen, sich aus den Händen der letzteren zu befreien. Indem sie sich weigern, sich so zu arrangieren, wie Ihr Vater es wünscht und es Ihnen erleichtert, verletzen Sie die geheiligten Pflichten gegenüber dem Besitz der einen, und Sie verschwenden Ihre Mittel, um die Vorteile schmutzigen Wuchers der anderen noch zu vergrößern.“ Und so ging es noch lange weiter. In Minden tönte es also sogar schon genauso wie in Berlin. Als wenn es an Louis Ferdinand gelegen hätte, „den Eindrücken einer ehrlich fühlenden Seele“ zu folgen! Der Liebling seiner Eltern war der Jüngste, sein Bruder August, dann kam eine ganze Zeit lang gar nichts, und dann vielleicht er, bei dem man jeden Groschen dreimal umdrehte, falls er ihn überhaupt bekam. Daß seine Eltern ihn, das begabteste ihrer Kinder, nicht mochten, hatten sie ihm ja schon früh genug gezeigt. Bewähren konnte er sich nun als Regimentschef, und das nicht allein durch gründliches Exerzieren, sondern auch durch die Fürsorge, die er seinen Soldaten angedeihen ließ. Um einen typischen Fall zu nennen: In seinem Regiment diente ein Musketier namens Heinrich-Jacob Spaedt aus dem Magdeburgischen (also Preußen). Mit dreizehn Jahren hatte ihn der Vater nach Wolfenbüttel geschickt, „um daselbst die Müller-Profession zu erlernen“. Nach beendigter Lehre war er auf Wanderschaft gegangen, österreichischen Werbern in die Hände gefallen, hatte sechs Jahre in der österreichischen Armee gedient und war 1795 zu seinen Landsleuten desertiert. Nun hatte man nach dem Gesetz diesen Mann zum Wehrdienst in Preußen einberufen, ihn nicht vorgefunden und daraufhin sein bescheidenes Vermögen von 150 Talern als das eines Deserteurs konfisziert. Von diesem Gesetz aber hatte Spaedt nichts gewußt, da er schon als Kind außer Landes

gegangen war. Louis Ferdinand vertrat in einer Eingabe an den König die Meinung, man könne diesem Manne, der sich durch „freiwillige Rückkehr zum diesseitigen Regimente und vorzüglich seine nun vierjährige, durch treue, durch eine exemplarische Aufführung und durch Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit ausgezeichnete Dienstzeit“ hervorgetan habe, nicht wegen Unkenntnis eines Gesetzes büßen lassen. Daher: „Alle diese Umstände, verbunden mit seiner freiwilligen Rückehr, vermindern die Strafbarkeit der Handlung des Spaedt gewiß sehr und berechtigen ihn zu den angenehmsten Hoffnungen auf die Gnade Ew. Königlichen Majestät und auf die gnädigste Willfahrung seines alleruntertänigsten Gesuchs.“ Ob diese Eingabe erfolgreich war, wissen wir nicht. Hier zeigt sich an einem sehr charakteristischen Einzelfall, wie sehr der Prinz um Fürsorge und Gerechtigkeit für seine Soldaten bemüht gewesen ist. Europa kannte damals nur ein politisches Gesprächsthema: Napoleon Bonaparte. Er hatte die Österreicher in Oberitalien geschlagen und sie zum Frieden von Campo Formio gezwungen; er war mit einer Armee nach Ägypten gesegelt und hatte eindrucksvolle Siege über Mameluken und Türken errungen. Soeben war er - den ihn belauernden britischen Schiffen entschlüpft - wieder in Frankreich gelandet, zu einer Zeit, als diese Nation von allen Seiten hart bedrängt wurde. Wie deutsche Bürger darüber dachten, zeigt ein Brief, den Caroline Schlegel am 28. 10. 1799 an ihre Tochter schrieb: „Liebes Kind, hast Du gehört? Buonaparte ist in Paris. Aus Ägypten, wo er mit seinen Truppen abgeschnitten war, allein zurückgekehrt. O Kind bedenke, es wird alles wieder gut. Die Russen sind bereits aus der Schweiz vertrieben, die Russen und Engländer müssen in Holland schmählich kapitulieren, die Franzosen dringen in Schwaben vor. Und nun kommt der Buonaparte noch und wird ihnen den Rest geben. Freue Dich ja auch, sonst glaub ich, daß du bloß tändelst und keinen gescheiten Gedanken hegst!“ Die Hoffnungen Carolines waren die Hoffnungen aller Republikaner, die in der Gestalt des dreißigjährigen Generals Bonaparte die Errungenschaften der Revolution garantiert sahen. Andere, wie die Militärs, bewunderten die Leistungen des genialen Feldherrn, so auch Louis Ferdinand. Und wieder andere - vor allem die Dichter - sahen hier einen wiedererstandenen Alexander den Großen, dessen Schlachtenruhm und exotische Heerfahrt ihre Phantasie begeisterte. Und nur einer von ihnen, Christoph-Martin Wieland, sah damals weiter als alle zusammen: Er erkannte in diesem jungen Mann den künftigen Diktator Frankreichs. Von diesem Manne sprach die Welt, aber die endete gleichsam vor den Toren Hoyas. Und Louis Ferdinand hielt es nun nicht länger aus. Er brauchte Großstadtluft, Zerstreuungen, vernünftige Gespräche und Diskussionen, Umgang mit kultivierten Menschen und natürlich vor allem die geliebte Musik. Ende Oktober reiste er nach Hamburg. Grundsätzlich hätte er als Generalleutnant (dazu hatte ihn der König am 20. Mai befördert) das Recht, und warum auch nicht? Sein Regiment hatte am 2. Juni bei einer Truppenbesichtigung in der Nähe von Petershagen glänzend vor dem König abgeschnitten; in den Wintermonaten gab es in der Garnison wenig zu tun, warum sollte der Kommandeur nicht einige Zeit in Hamburg verbringen? Er betrat Hamburg incognito und pendelte zunächst zwischen Hamburg und Altona hin und her. In Altona gab es besonders viele französische Emigranten, sie alle von der verschiedensten politischen Couleur, denn außer den alten Emigranten der ersten Stunde waren auch jene, die unter Robespierre geflüchtet waren, sattelfeste Republikaner jedenfalls. Das führte dann natürlich zu lautstarken politischen Debatten in den Cafés und auf den Straßen zwischen den verschiedenen politischen Lagern. Aus diesem Streit suchte sich Louis Ferdinand herauszuhalten. Ihm ging es sowohl darum, interessante Leute kennenzulernen als auch unabhängig zu bleiben. Als erstes versorgte er sich in der „Kunst-, Musik- und Instrumentenhandlung“ von Johann August Böhme bei der Börse mit Noten. Schon am 26. 10. kaufte er Klavier- und Violinsonaten (op. 24 und 39) von Johann-Ladislaus Dussek, Johann-Baptist Cramer (op. 15 und 19) und vor allem Werke des damals gefeierten Daniel Steibelt. Später versorgte er sich mit Sonaten zu vier Händen von Mozart, einem Rondo zu vier Händen von Joseph Haydn, dem Klarinetten-Trio B-dur op. II und den drei Violinsonaten op. 12 von Beethoven, die soeben erschienen waren. Auch kaufte

er bei Böhme „6 Buch Noten-Papier“, denn er wollte jetzt auch endlich selber komponieren. Aus der Rechnung eines Kopisten Goderville geht hervor, daß er diesen Vorsatz auch verwirklichte, denn er kopierte den ersten Satz eines „Konzerts“ in Partitur, schrieb die Stimmen eines Rondos aus und berechnete dafür inklusive Papier 30 Hamburgische Mark. Hamburg war eine musikliebende Stadt mit einer Oper und zahlreichen Konzertveranstaltungen. Da Louis Ferdinand vornehmlich Kompositionen für Violine und Klavier kaufte, muß er einen begabten Partner gehabt haben. In einem Brief an seine Schwester nennt er namentlich seinen Hamburger und Altonaer Bekanntenkreis, und darunter findet sich der Name des damals berühmtesten Violinvirtuosen der Zeit, Jacques-Pierre-Joseph Rode, zwei Jahre jünger als der Prinz, ein weitgereister Franzose, der sich zwischen 1795 und 1803 mehrfach in Hamburg aufhielt. Am Pferdemarkt 148 wohnte damals der Komponist Anton Reicha, mit dem Louis Ferdinand ebenfalls verkehrte. Und schließlich gastierte dort der gerade frisch aus London eingetroffene J.-L. Dussek, einer der namhaftesten Klaviervirtuosen seiner Zeit, mit dem sich Louis Ferdinand rasch anfreundete und der noch eine bedeutende Rolle in seinem Leben spielen sollte. Zum weiteren Bekanntenkreis zählte der am Dammtor wohnende Publizist Johann Wilhelm von Archenholz, ein ehemaliger preußischer Hauptmann, Verfasser einer vielgelesenen Geschichte des Siebenjährigen Krieges und Herausgeber der angesehenen Monatszeitschrift „Minerva“; der Leiter der Handelsakademie Professor Johann Georg Büsch; der in Altona lebende Physiker, Arzt und Schriftsteller Professor Johann Christoph Unzer; der französische Maler Jean Laurent Mosnier; und schließlich der berühmte französische Schriftsteller Antoine de Rivarol, der in Hamburg-Hamm wohnte und bei dem Louis Ferdinand sich in Literatur unterweisen ließ. Nach den Jahren des Versauerns in Lemgo und Hoya muß der Prinz in Hamburg geradezu aufgeblüht sein; vor allem bemühte er sich, sein Wissen und seine Allgemeinbildung zu vervollkommnen. Nicht nur daß er bei Rivarol Unterricht nahm, er belegte auch einen Kursus bei einem Chemiker Liebes und nahm fünfzig Fechtstunden bei dem französischen Fechtmeister DuRocher, um auch körperlich in Form zu bleiben. In Berlin wußte von dem Ausflug zunächst niemand. Aber Louis Ferdinand hatte auch noch andere Bekannte in Altona und in Hamburg. Da gab es nämlich den Geheimagenten des französischen Konvents, Pierre Parandier, der sich 1796 in Berlin für Louis Ferdinands Kandidatur für den polnischen Thron verwendet hatte; da gab es den ihm aus Magdeburg bekannten Alexandre Théodore Victor Comte de LaMeth und dessen Bruder Charles, die jetzt in Hamburg einen kleinen Handel betrieben. Das waren so überzeugte Republikaner, wie etwa auch der emigrierte General Cyrus Marie Alexandre de Timbrune Valence, Schwiegersohn der Madame de Genlis, der auf Gut Silk im Billetal bei Hamburg wohnte. Dann war da noch Lady Pamela Fitzgerald, Witwe des irischen Lords Edward Fitzgerald, eines der Führer des irischen Aufstands um Wolfe Tone, hingerichtet von den Engländern. Pamela Fitzgerald beschreiben die Zeitgenossen als ein „ganz göttliches Geschöpf, blond“ und mit „den schönsten Augen der Welt“. Am Speersort 44 führte Frau Matthiessen einen Salon, den Louis Ferdinand besuchte. Die vierundzwanzigjährige Französin Henriette Matthiessen, eine Nichte der berühmten Erfolgsautorin Madame de Genlis, war verheiratet mit dem Hamburger Kaufmann Conrad Johann Matthiessen. Der hatte 1791 neun Monate in Frankreich verbracht, dort die Sitzungen der politischen Klubs besucht und sich offenbar den Jakobinern angeschlossen. Seiner Frau - von Madame de Genlis als „einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe“ bezeichnet - sagte man „Talent in der Malerei, der Musik und dem Gesange“ nach. Aber hier lag der Akzent nicht auf der Musik. Was in Berlin aufscheuchte, war vielmehr, daß ein Hohenzollernprinz ganz ungeniert mit „Demokraten“ verkehrte, und das hieß, wenn man den damaligen Sprachgebrauch in die Gegenwart transportiert: mit Linken, mit Roten. Matthiessen und die Professoren Büsch und Unzer hatte man schon früher als „wütende Jakobiner“ denunziert, nun kam aber auch noch der höchst verdächtige Pierre Parandier hinzu. Das alarmierte den erzkonservativen preußischen Gesandten von Schultz. Man erinnert

sich: „Die regierende Herzogin hält mich für einen Jakobiner“, sie hätte ihm „von meinem Demokratismus“ gesprochen, ein preußischer Offizier hatte ihm „orleanistische Neigungen“ vorgeworfen, und schließlich war von „Volksaufwieglung“ die Rede gewesen. Schon war das Bild komplett: Prinz Louis Ferdinand von Preußen war in Hamburg endgültig zum Jakobiner (heute sagt man „Linksradikaler“) geworden. Natürlich stimmte das nicht, anders hätte er kaum bei einem so konservativen Geist wie Rivarol Unterricht genommen. Seine Haltung war eher das Goethesche „Mir gefällt’s zu konversieren / Mit Gescheiten, mit Tyrannen“, aber es genügt - damals wie heute -, wenn sich einer mit divergierenden politischen Ideen ernsthaft auseinandersetzt, ihn zu denunzieren. Und das tat der preußische Gesandte mit Fleiß. Am 19. November 1799 alarmierte er den König: „Dem Vernehmen nach befinden sich S. König. Hoheit der Prinz Louis Ferdinand von Preußen seit einigen Tagen in hiesiger Stadt, ohne Zweifel mit Vorwissen und Genehmigung Ew. Königl. Majest. und des General-Kommandos der Demarkations-Armee“ Daraufhin verlangte Berlin am 31. Dezember zu wissen, „ob noch gegenwärtig der Prinz sich dort befinde und was für eine Art von Existenz und Lebensweise derselbe dort geführt hat und noch führe“. Das Datum zeigt, daß man in Berlin dem Aufenthalt zunächst keine sonderliche Bedeutung beimaß, auch war der Umgang Louis Ferdinands dort noch nicht bekanntgeworden. Der hatte aber inzwischen erfahren, daß seine Abwesenheit von Hoya kein Geheimnis mehr war, und da er in Berlin niemandem traute, schrieb er seine Rechtfertigung an die Schwester: „Welches Unrecht ist in Wirklichkeit mein Aufenthalt? - Ist die geringste Angelegenheit in meinem Regiment vernachlässigt worden - habe ich die geringsten Schulden in diesem Lande gemacht; ist diese Zeit für meine Entwicklung verloren gewesen, oder auch, hätte ich dem Staat besser dienen können; hätte ich für mein Glück gearbeitet, wenn ich mich stumpfsinnig in einem elenden Loch vergrub, um dort die schönsten Jahre meines Lebens aufzuzehren, mir selbst unnütz und den anderen, und welche Vergeltung kann man mir dafür bieten? Man redet schlecht über mich: Ich habe es Dir im vorigen Jahr geschrieben, und ich wiederhole es noch einmal: Die, die höhere Qualitäten haben als die andern, die durch ihre Fähigkeiten, ihre Vorteile, ihren Rang, mehr im Vordergrund stehen, sind die, die am meisten unter dem Neid, der Boshaftigkeit zu leiden haben. Die Nichtigkeit allein entgeht diesen, und schon vor langer Zeit hat ein alter Philosoph zu einem jungen Manne, als dieser sich beklagte, daß man schlecht von ihm spräche, gesagt: „Tröste dich, wenn man nicht mehr schlecht von Dir spricht, hat man auch nichts Gutes mehr von dir zu sagen!“. Allem Geschwätz preisgegeben, sind Neid und Böswilligkeit auf mich gehetzt, doch so widerspruchsvoll, daß das allein die Falschheit der Urteile beweisen müßte, die Personen, die mich nicht einmal kennen, über mich fällen, die andere, ebensowenig imStande, mich zu beurteilen, mich zu schätzen, vor ihnen gehabt haben, und die tausend Dummköpfe wiederholen. Die Öffentlichkeit, die aufmerksamer auf mich ist, da man mir Fähigkeiten zugesteht, beschäftigt sich mit der geringsten meiner Handlungen, und was ihnen bei einer Privatperson einfach erscheint, erscheint ihnen anstößig bei einem Prinzen. Meine politischen Ansichten sind gemäßigt, ich besitze einige Kenntnisse, und das Vergnügen, ein Bonmot zu sagen, macht oft, daß ich es gegen die Dummköpfe anwende, die mir dann die Waffe des Spottes verleumden. Ich habe einige Erfolge gehabt - das, meine Schwester, ist mehr als genug, um sich mir Feinde zu machen; dazu kommt, daß ich oft in den Formen fehle, weil sie mir unbequem scheinen, oder weil die Lebhaftigkeit meines Charakters sich nicht darin fügen konnte, und die Formen mehr als alles andere es sind, die die Menschen im allgemeinen beurteilen. Hamburg übrigens, das eine große Anzahl aufgeklärter und interessanter Menschen birgt, beherbergt zugleich das Verderben Europas und eine Reihe verbitterter, durch das Unglück heruntergekommener Menschen, die alle die erdrücken und zerreißen, die ihre Meinungen nicht durchaus teilen; oder die mehr als die Menge dem Neid und der Verleumdung ein Ziel bieten. Welches war hier meine Gesellschaft? Von allen Nationen immer die, deren Umgang mich belehren und aufklären konnte, deren Herz ich als gut und ohne Falsch erkannte; ich stand über allem Rangesvorurteil, verachtete den Zwang,

lebte wie eine Privatperson, Wohnung, Essen und Heizung für 27 Louisd'or monatlich, mit einem Diener [Ohrdorff], ohne Pferde, besuchte nur einen sehr kleinen Zirkel, brachte einen großen Teil meines Tages damit zu, Kompositionsunterricht bei Dussek oder auch Unterricht bei Mr. de Rivarol zu nehmen, dessen brillanter Geist, ungeheure Literaturkenntnisse in der französischen Sprache bekannt sind, oder auch bei Herrn Liebes auf dem Lande, profitierte von einem Chemiekursus und einem Instrumentenkabinett jeder Art, geliebt, geschätzt von denen, die mich kennen und nicht nach lügnerischen Berichten urteilen und wissen, bis zu welchem Punkte sich die Bosheit aller distinguierten Personen bemächtigt; ich habe die Genugtuung gehabt, zu sehen, daß gegen mich voreingenommene Leute zu mir gesagt haben, nachdem sie Gelegenheit gehabt haben, mich näher kennenzulernen: „Ich bin glücklich gewesen, Sie kennenzulernen, und die Meinung, die ich von Ihnen hatte, ist so durchaus verschieden von dem, was Sie sind, daß es ein neuer Beweis dafür ist, daß man nur dem Verdienst und denen, die Fähigkeiten haben, Laster und Fehler zuschreibt!". Wäre ich eine dumme Null, ohne Fähigkeiten, Kenntnisse, ohne gutes Äußere, niemand würde sich mit mir beschäftigen; statt dessen spricht und beschäftigt sich jeder mit meiner tristen Person. Der eine sagt, ich gäbe ein närrisches Geld aus; andere, ich lebte wie ein Flegel; ein anderer, ich hätte einen maßlosen Ehrgeiz; andere, ich hätte überhaupt keinen, ich sei ein wütender Republikaner; ein anderer, ich verkehrte nur mit Aristokraten; es gibt keine Dummheit, die man nicht behauptet, und so widerspruchsvoll, daß es ein Jammer zu hören ist. … Über wen habe ich mich am meisten zu beklagen? Über diesen Herrn Schultz, der jetzt den guten Apostel spielt, da er weiß, daß er hier und in Berlin eine der Hauptursachen des mehr oder weniger hohen Preises ist, den man für Klatschereien, die abgeschmackt waren, für lächerliche und absolut grundlose Lügen ausgesetzt hat - daß er es ist und seine Frau, eine alte Schwätzerin, die ihn beherrscht; die schwerwiegend gegen mich gesprochen, geschrieben und gekläfft haben - und das jetzt - da Du mir geschrieben hast, Seine Majestät habe sich erst nach dem öffentlichen Bericht seines Ministers entschieden, was zu tun sei - und da ich ihm habe sagen lassen, warum, ohne mich zu kennen, ohne jemals mit mir gesprochen zu haben, noch ohne sich den Personen, mit denen ich in einer Art von Intimität lebe, genähert zu haben, und die ihn ebensogut eines Besseren hätte belehren können, und ihm das Lächerliche von tausend Redereien über mich, die tatsächlich zu falsch, zu flach sind, als daß ein vernünftiger Mensch sie bis zu sich erheben dürfte - Ich habe ihn gefragt, sage ich, warum unter so schwachem Tatbestand er einen offiziellen Bericht gemacht hat, warum es keine Verleumdung, keine Gemeinheit gibt, die er und seine Frau nicht von mir gesagt haben, ohne mich zu kennen, ohne mit mir gesprochen zu haben, und worüber Personen, denen er sie wiederholt hat, ihm gesagt haben, sie verständen nicht, mit welcher Gier er darin Freude fände, Schlechtes von mir zu sagen. Ich werde Dir die Lösung des Rätsels sagen. Ein paar Scherze über seine Exzellenz, der von einem jungen Hamburger, der sich nicht von einem höchst groben Diplomaten beleidigen lassen wollte, Stockschläge bekommen hat, und andere, die ich über seine Verbündete gemacht habe, da er von einer Megäre, einer Schwätzerin beherrscht wird und untätig und obendrein noch voller Prätension ist, das ist es, was mir seinen Haß zugezogen hat." In diesem Brief, dessen verschachtelten Sätzen und Wiederholungen man noch die Erregung anmerkt, mit der sie niedergeschrieben wurden, steht ein Schlüsselwort: „Ich stand über allem Rangesvorurteil, verachtete den Zwang, lebte wie eine Privatperson." Das war es ja, was man ihm vorwarf: Ein Prinz konnte keine Privatperson sein und hatte nicht „über allem Rangesvorurteil" zu stehen, denn das galt als „demokratisch". Da er sich inzwischen auch von seiner Schwester nicht mehr verstanden fühlte, schrieb er in einem weiteren Brief: „Wenn ich mich, meine gute und liebenswürdige Freundin, über die Wichtigkeit beklage, die Du Dingen beimißt, die nicht das Recht haben, Dich zu interessieren, weil sie unter Dir stehen, wie alles Gerede und die, die es nähren, so lasse ich dem liebenswürdigen und zärtlichen Interesse jener Sorgfalt, die der Grund Deiner Befürchtungen ist, deshalb nicht weniger Gerechtigkeit widerfahren; mein Geist ist ebenso gerecht wie mein

Herz empfindsam ist, und, über die Wirkung im klaren, schätzt er doch die Ursache mit Dankbarkeit. Ich will nun, meine Liebe, auf das antworten, was Du mir über meinen Aufenthalt sagst. Wenn die kleinste militärische Arbeit, der ich obliegen muß, vernachlässigt worden wäre, hätte ich ohne Zweifel unrecht. Womit hätte ich denn meine Zeit in Hoya zugebracht, wo niemand aus dem Hause gehen konnte, da alles überschwemmt war? Ich hätte drei weitere Monate der schönsten Jahre meines Lebens ohne eine Annehmlichkeit verbracht, und sie wären für mein Glück wie für meine Entwicklung verloren gewesen, denn man mag wohl studieren, arbeiten, lesen, wenn keine glückliche Empfindung unser Herz erfreut, wenn nichts die Einbildungskraft neu belebt, die allein das Genie fördert, oder nichts tut. Mit einem empfindsamen Herzen geboren, mit dem nötigen Takt und den Fähigkeiten, um eine angenehme, liebenswürdige und fein gebildete Gesellschaft zu schätzen, war es sehr einfach, daß ich eine wählte, die Dir ganz sicher gefallen würde, die interessante Wesen in sich birgt, interessant durch die Rollen, die sie in Europa gespielt haben oder durch ihre Fähigkeiten, ihre Entwicklung oder ihre persönlichen Annehmlichkeiten. Da das Unglück alle Parteien versammelt, das Elend alle Köpfe aufgeklärt hat, habe ich gewißlich die Masse meiner Kenntnisse und Gedanken um vieles vermehrt, als ich Menschen sah, die sich durch ihre eigenen auszeichneten. Trotzdem hätte ich Altona verlassen, wenn nicht eine Verkettung von Umständen, deren Einzelheiten ich Dir bis zu unserem Wiedersehen vorenthalte, da sie meinen Brief zu umfangreich machen würden, eingetreten wäre. Ich wäre sicher wenigstens zurückgekehrt und lange in mein Kantonnement geeilt, um nur kleine Aufenthalte zu machen, die die Nähe begünstigt, wenn eine peinliche und betrübende Angelegenheit mich nicht wider meinen Willen zurückgehalten hätte. An eine durch persönliche Vorzüge und eine verführerische Zartheit und Anmut ausgezeichnete Frau gebunden, der der Kummer, den sie empfand, die Verfolgungen, mit denen man ihr nachstellte, ein Nervenfieber zuzogen, das sie seit Anfang März an das Bett fesselte, und da das Unglück ihre Festigkeit, die Entwicklung interessanter Eigenschaften die Bande, die mich bei ihr hielten, befestigten, hätte es mich viel gekostet, sie in der Furcht um ihr Leben zu verlassen.“ Diese Frau war nicht die Herzogin von Montmorency, sondern eine Holländerin: Frau de Steen. Wer sie war und woher der Prinz sie kannte, wissen wir nicht. Sie scheint eine gewisse musikalische Begabung gehabt zu haben, denn Louis Ferdinand kaufte ihr für 80 Friedrichsd’or einen englischen Flügel bei der Firma Johann-Jacob-Heinrich Donner, Fuhlentwiete 28. Zwar war Louis Ferdinand incognito in Hamburg eingetroffen, aber seine Identität sprach sich bald herum. Das erfuhr auch der fünfzehnjährige Karl-August Varnhagen von Ense, der in Berlin Medizin studieren wollte und nun bei dem Prinzen seine Aufwartung machte, weil er sich von einer Empfehlung in Berlin Vorteile versprach. „Ich hatte den Prinzen als genial rühmen hören und war sehr gespannt, ihn zu sehen. Der große schöne Mann trat aus einem Kabinett hervor, halb angekleidet, mit bloßer Brust; er redete mich freundlich an, fragte nach meinen Studien, ob ich denn Latein wisse, das sei schwer, wie er selbst erfahren, denn er habe es noch nicht lange zu erlernen angefangen; in seinem Benehmen war Güte und Behagen, ein menschlicher Zug, der ihm die Herzen gewann; er antwortete rasch und gebieterisch einem Offizier, der ihm etwas zuflüsterte, tat dann auf dem Fortepiano einige Griffe und wandte sich darauf wieder mir zu, um mir zu sagen, daß er meinetwegen sehr gern an [den Generalstabschirurgen] Görcke schreiben wollte. Ich mußte ein zweitesmal wiederkommen, das Schreiben zu empfangen, aber der Prinz hatte es schon abgesandt. Er sagte, er hoffe mich in Berlin zu sehen, und entließ mich mit den besten Wünschen. Er war der erste Prinz, den ich kennenlernte, und wahrlich, glänzender und einnehmender als dieser erste ist mir keiner seitdem erschienen.“ Am 4. Februar 1800 alarmierte Schultz den Vater Ferdinand: „Auf Ew. Königlichen Hoheit höchst verehrliches Schreiben vom 29. v. m. verfehle ich nicht untertänigst zu erwidern, daß des Prinzen Louis K. H. sich gegenwärtig hier befinde und in einem Privathause am Walle ohnweit des Dragonerstalles logiere, in welchem eine emigrierte Französin, Madame de St. Marceau (eine sehr rechtliche Frau, von gewissen Jahren) meublierte Zimmer zu vermieten hat. Keine andere

Begleitung hat meines Wissens der Prinz als einen Domestiken, der Heinrich Ordorf heißen soll, und die Ursach, warum derselbe die Befehle Sr. Majestät des Königs sich zum Regiment zu begeben, noch nicht nachleben können, ist, wie ich durch die dritte Hand vernommen, keine andere als der Geldmangel, der so groß und dringend sein soll, daß, wie mich glaubhafte Leute versichern, S. K. H. ohne durch eine Summa von wenigstens 6tausend Taler in den Stand gesetzt zu sein, die ungeduldigsten und mißtrauischsten Ihrer hiesigen Gläubiger zu befriedigen, schwerlich selbst beim besten Willen die Stadt Hamburg zu verlassen wagen können.“ Sechstausend Taler Schulden! Ferdinand brach der Angstschweiß aus. Inzwischen hatte sich auch der König persönlich eingeschaltet und am 13. Januar 1800 an Louis Ferdinand geschrieben: „Mir ist angezeigt worden, daß Euer Liebden sich schon seit geraumer Zeit in Hamburg aufhalten. Ich glaube nicht nötig zu haben, Euer Lbd. zu erinnern, wie wenig es für einen General und zumal für Sie schicklich sei, sich heimlich von Ihrem Regiment und von der Armee zu entfernen, und sich in Verbindungen einzulassen, die weder Ihrem Charakter, noch Ihrer Geburt angemessen sind. Ich gewärtige daher, daß Euer Liebden sich unverzüglich zu Ihrem Regiment zurückbegeben und nicht wieder durch eine unerlaubte Entfernung von demselben das gute Beispiel in Rücksicht auf Ihre Untergebenen und die Vorschriften des Dienstes verletzen werden.“ Der Prinz beantwortete diesen Brief mit einigen Entschuldigungen und blieb in Hamburg. Jetzt schickte Ferdinand im Einvernehmen mit dem König den Oberstleutnant von Massenbach nach Hamburg mit der Instruktion, er solle - versehen mit etlichen Talern - des Prinzen Schulden in Hamburg bezahlen und den ungeratenen Sohn mit Nachdruck aus Hamburg holen und nach Magdeburg bringen. Christian von Massenbach, Württemberger im preußischen Generalstab, war ein angesehener, wenngleich umstrittener Mann. Er war nicht untalentiert, machte aber seine Begabung selbst zunichte durch eine maßlose Selbstüberschätzung und eine fast schon neurotische Lust, alles und jedes schriftlich festzuhalten und ausgiebig zu kommentieren. In unserem Fall ist das ein Glück. Er hat seine Hamburger Mission in zwei Fassungen beschrieben: Die erste, knapp gehalten, findet sich in seinen 1809 gedruckten Memoiren. Ausführlich hingegen hat er sie in seinen unveröffentlichten Erinnerungen dargestellt, die bis heute unausgewertet geblieben sind. Ich stütze mich im folgenden auf diese unveröffentliche Version, die sensationell genug ist. Entspricht sie den Tatsachen? Das wird sich nie mit letzter Sicherheit ausmachen lassen. Aber: Massenbachs Bericht ist an keiner Stelle unwahrscheinlich, zu grundsätzlichen Zweifeln ist kein Anlaß. Der König habe ihn, so Massenbach, schon im Januar nach Hamburg schicken zu wollen, davon aber abgesehen, weil der Oberstleutnant sich bereit erklärte, zunächst selbst an den Prinzen zu schreiben, aber: „Der Prinz war taub gegen meine Vorstellungen.“ Darauf befahl der König, Massenbach solle persönlich nach Hamburg fahren. Und wenn der Prinz sich weigerte, die Stadt zu verlassen? „…„Er ist der Prinz vom Hause“, sagte ich, „und Generalleutnant der Armee. Wenn er der schriftlichen Ordre E.K.M. nicht Folge leisten will, was für Mittel kann ich in einer Freien Reichsstadt gegen ihn gebrauchen?“ – „Die Sache ist embarrasant“, sagte der König; „Sie werden sich schon zu helfen wissen!“…“. Massenbach fuhr also nach Hamburg, und der König gab ihm ein Handschreiben an den Prinzen mit: „Die Entschuldigungen, welche Euer Liebden in Ihrem Antwortschreiben gemacht haben, können weder Ihre Entfernung von Ihrem Posten noch Ihr übriges Betragen rechtfertigen. Da Sie Mir angezeigt werden, daß Sie meine Anweisung, sich zu Ihrem Regiment zu begeben, noch bis jetzt nicht befolgt haben, sondern sich fortwährend in Hamburg aufhalten und die Ihrem Stande und Charakter ganz unangemessenen Verbindungen fortsetzen, so sehe Ich Mich genötigt, ernstlichere Maßregeln gegen Dieselben zu nehmen, und trage Ihnen hiermit auf, sich sogleich mit Überbringer dieses, dem Oberstleutnant von Massenbach, nach Magdeburg zu begeben, daselbst Ihren Aufenthalt zu nehmen, und diesen Ort ohne Meine Erlaubnis keine Nacht zu verlassen. Der dortige Gouverneur und Kommandant haben bestimmten Befehl von Mir erhalten, hierauf zu wachen und Mir bei strengster Verantwortung sogleich anzuzeigen, wenn Euer Liebden diese

Verordnung übertreten. In der Erwartung, daß Sie solche nicht aus den Augen setzen werden, bin ich mit Hochachtung Euer Liebden - Berlin, 12. Februar 1800 - Friedrich Wilhelm.“. Hier nun Massenbachs Bericht: „Nach vielen Erkundigungen fand ich endlich den Prinzen in einer abgelegenen Straße in einem Hause, das eben nicht zur Wohnung des Sprößlings einer der ersten Familien Europens bestimmt zu sein schien. Nach Mitternacht trat ich vor sein Bett und überreichte ihm bei dem schwachen Schimmer eines kärglichen Lichts den Befehl seines Königs und Herrn. Nachdem er den blauen Brief gelesen, warf er sich mit Ungestüm auf die andere Seite, zog das Couvert über den Kopf und ließ mich stehen. Ich begab mich in das Nebenzimmer, ließ im Kamin Feuer machen und ging bis zum Anbruch des Tages und bis zum Lever Sr. K. H. im Zimmer auf und ab. Endlich erschien der Prinz in seinen Nachtkleidern und verlangte, daß ich ihm 8 Tage Aufschub geben sollte. „Nicht 8 Stunden darf ich Ew. K. H. zugestehen.“ Ich ließ mich endlich zu zwei Tagen bereden. Die große Schwierigkeit war eine Frau von Steen, die der Prinz liebte, und die er mitnehmen wollte. Die Frau war sehr schön, und ich fand es eben nicht unangenehm, die Reise in ihrer Gesellschaft zu machen. Aber die Dame bekam einen gewaltigen Schrecken, als sie vernahm, daß die Reise nach der Veste Magdeburg ging. In der Verzweiflung, in welche den Prinzen die abschlägliche Anwort seiner Geliebten setzte, erklärte er: daß er mir nicht folgen würde. Nun war meine Verlegenheit nicht gering; an den Prätor hatte ich keine Requisition [Massenbach meint, er habe keinen offiziellen Auftrag besessen, sich an den Bürgermeister Hamburgs zu wenden]; aber ich gab vor, solche in der Tasche zu haben, sagte: „Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben; deswegen habe ich Ihnen zwei Tage zugestanden“; nahm die Türe in die Hand und wollte mich empfehlen. Der Prinz hielt mich zurück, lief wie rasend im Zimmer auf und ab, bat noch um einen Tag Aufschub und versprach, dann zu folgen. Ich hatte Geld mitbekommen, die dringendsten Schulden zu bezahlen, unter anderem ein schönes Fortepiano, welches der Prinz der Frau von Steen geschenkt hatte, gewann durch diese Gefälligkeit die schöne Dame, die auf meine eindringlichen Vorstellungen dem Prinzen versprechen mußte, ihn bald in Magdeburg zu besuchen, und so gelang es mir, den Neffen Friedrichs des Großen aus einer Stadt, in welcher er sich mit Matrosen herumgeboxt hat, als von welcher Schlacht man noch Merkmale an seinen Händen sah, wie an den Händen weiland Ritter Don Quixote nach den blutigen Schlachten, die er mit Riesen und Windmühlen kämpfte, so gelang es mir endlich, sage ich, diesen Prinzen auf den Weg von Hamburg nach Magdeburg zu bringen.“ Massenbach hätte allerdings nicht binnen acht Stunden mit dem Prinzen fahren können. Er hatte zwischen dem 15. und 17. Februar genug zu tun, um die Hamburger Gläubiger des Prinzen auszuzahlen. Insgesamt beliefen sich die Schulden auf 1603 Taler und 4 Groschen, von sechstausend Talern konnte also nicht entfernt die Rede sein. Einige Posten: Eine Schneiderrechnung über 89 Mark, eine Schusterrrechnung über 10 Paar Stiefel für Louis Ferdinand & 2 Paar für Ohrdorff; eine Rechnung der Firma Burmester, die Ale und Porter geliefert hatte; 171 Mark für Seifen, Puder, Pomaden und Parfums, geliefert von der Firma J. Marchal et Comp. Valentinskamp 295; Bewirtungsspesen aus dem Zeitraum von Dezember 1799 bis 16. 2. 1800 für insgesamt 52 Personen (einmal hatte der Prinz zehn Gäste zu Tisch), die der Restaurateur Frecuron (Große Bleichen 376) in Rechnung stellte; unbezahlte Notenlieferungen der Handlung Böhme. Größter Schreck für Massenbach: der Prinz hatte seine gesamte Feldequipage versilbert. Am 18. Februar morgens um sechs Uhr brach man auf, eine dreiviertel Stunde später öffneten Hamburgs Stadttore. Massenbach: „Der vielen Schulden halber (die Schulden, die er in Magdeburg gemacht, sollten sich auf 30.000 Taler belaufen…) hatte ich in der Stadt einen bedeckten Wagen nehmen müssen, um unbekannt aus dem Tor zu kommen. Bitterlich weinte der Prinz, als er sich in der Vorstadt in den Reise-Wagen setzen und sich von der schönen Steen auf ewig entfernen mußte. Unversiegbar schien die Quelle dieser Tränenbäche zu sein. Auf der zweiten oder der dritten Station wurde starker Punsch gemacht, S. K. H. wurden sehr heiter, sprachen mit vieler Heftigkeit über Krieg, über Politik, über Bonaparte, den er damals wohl noch leiden mochte,

und schliefen endlich ein. Wohl mir! Denn ich war dieser Tränen und der unwichtigen Urteile, die der Prinz über die Ereignisse fällte, sehr überdrüssig. Aber meine Not sollte bald wieder anfangen. Denn nach seinem Erwachen sprach er von seinem Verhältnis zum Könige, den er einen Feldwebel, einen Stiefeletten-Sergeanten, einen Uniform-Schneider, einen Menschen ohne Phantasie, ohne Genie nannte und über das Unglück der zweiten Vermählung des vorigen Königes, die ihn des Thrones berauben sollte. „Mein Bruder Heinrich ist tot; und wär ich König! Da hättest du Wunder sehen sollen.“ „Ja!“ antwortete ich. „Saubere Wunder! Eine Provinz auf der andern hätten Sie auf eine Karte gesetzt oder an die Steens verschenkt!“ „Du bist ein Narr! Ich würde mich ganz anders benehmen, wenn ich König wäre. Die Langeweile bringt mich auf Abwege. Siehe! ich bin - ein anderer Heinrich V. von Engelland bin ich. Ein lockerer Bursche als Kronprinz und doch ein künftiger König!“ Ich konnte gegen diese Vergleichung nichts einwenden. Jeder nachgeborene Prinz eines Königlichen Hauses, den die Natur mit einer lebhaften Phantasie ausgerüstet hat, muß auf Ausschweifungen aller Art fallen, weil er keine seinem Geiste entsprechende Wirkungssphäre hat. Was ist die Beschäftigung mit einem Regimente? „Laß mich“, fuhr der Prinz fort, „laß mich durch irgendeinen Zufall, durch den Tod des Königs und seiner Brüder zum Thron gelangen: wie jener Heinrich werde ich handeln und meine Lebensweise ändern. Nur die sollen bei mir etwas gelten, die mir jetzt die Wahrheit sagen.“ „Nun, da werde ich wenigstens Premier-Minister!“ Lautes Lachen. Solche nach dem Höchsten stehenden Pläne träumte derjenige, der nach der Festung abgeführt wurde! Nun wurde er während einiger Stunden ruhig, schlief oder sprach von gleichgültigen Dingen. Dann aber ging es wieder los. „Es hängt nur von mir ab, Schwager des Königs zu werden. Eigentlich bin ich es schon. Denn zweimal bin [habe] ich bei der verwitweten Louis - bekanntlich die Schwester der Königin - in Schönhausen geschlafen [gemeint ist Prinzessin Friederike]. Hätte sie mir diesen Genuß nicht gestattet; ich hätte sie geheiratet. Aber sie lag schon ganz aufgedeckt da, als ich durch das Fenster stieg; jetzt ekelt sie mich!“ „Und das erzählen Sie mir? Wie können Sie so unedel sein, solche Geheimnisse zu verraten?“ „Glaubst du, daß ich der einzige bin, dem sie ihre Gunst geschenkt hat?“ „Ich glaube gar nichts! Sie rühmen Siege, die Sie nicht erfochten haben.“ „Erfochten? Ich brauchte nicht zu kämpfen, sie warf sich mir in die Arme. - Sie ist sehr schön gebaut, ein herrlicher, recht zur Wollust gemachter Körper.“ „O! verschonen Sie mich mit diesen Gemälden. Ich mag nichts hören.“ „Aber es macht mir Vergnügen, davon zu sprechen. Immer denke ich an Alonzo von Portugal und seine reizende Gemahlin und an Don Pedro!“ (Pedro II. (1648-1706) entthronte 1667 seinen geistesschwachen Bruder Alfons VII. im Einversländnis mit dessen Gemahlin Maria von Savoyen. Ein Jahr später heiratete er seine Schwägerin und wurde 1683 nach dem Tode seines Bruders König. Louis-Ferdinands Anspielung gilt zweifellos Friedrich-Wilhelm III. & der Königin Luise, die Louis-Ferdinand sehr verehrte; gemeint ist also der Sturz des „geistesschwachen“ Königs und Louis Ferdinands Heirat mit Königin Luise; das war freilich stark…) „Ich verstehe Sie! Sie sind ein Elender! Sie sind der Abschaum des Menschengeschlechts! Sie müßten in Ketten und Banden gelegt werden; ich werde darauf antragen, daß Sie in die Kasematten zu Küstrin zeitlebens gesperrt werden. Bis jetzt habe ich manchmal Mitleiden mit Ihnen gehabt; jetzt verachte ich Sie!“ Ich ließ den Wagen halten, sprang heraus, und befahl meinem Bedienten, sich neben den Prinzen zu setzen; ich wollte im zweiten Wagen fahren. „Um Gottes willen kompromittiere mich nicht!“ „Ei! Was! Das „Du“ verbitte ich mir. Alles freundschaftliche Verhältnis hört auf; jetzt behandle ich Sie wie einen Gefangenen!“ Darauf setzte ich mich wieder in den Wagen, aber von diesem Augenblick an wechselten wir kein Wort mehr. In der Mitternacht-Stunde kamen wir in Magdeburg an; ich erwartete den Anbruch des Tages und meldete mich beim Feldmarschall Kalkstein, dem ich das königliche Schreiben übergab. „Wird er sich bei mir melden?“ fragte der ehrwürdige Greis. „Er kann vor Ew. Exzellenz nicht erscheinen; denn er hat kaum einen guten Rock anzuziehen; in Hamburg ist alles vermöbelt [versilbert] worden; selbst der Stern des Schwarzen Adler-Ordens.“ „Ei! Ei! Ei! - Hier ist ein solcher Stern; ich

will ihn dem Prinzen schicken.“ „Wollen Ew. Exzellenz mir ihn geben; ich will ihn dem Prinzen zustellen.“ Das geschah. „Das ist ein Ordens-Stern. Damit Sie sich doch melden können.“ Ich sagte dies mit einem verächtlichen Ton. „Um Gottes willen, Massenbach, verlasse du mich auch nicht! Verzeihe meinen Wahnsinn. Schwöre mir, keinen Gebrauch von meinen allzu dreisten Äußerungen zu machen!“ „Diesen Schwur kann ich mir nicht leisten! Meine Pflicht ist es, zu warnen, wo Warnung nötig ist.“ „Um Gottes Barmherzigkeit willen, schone meiner.“ „Sie verdienen keine Schonung; bei der ersten Veranlassung stoße ich Ihnen den Degen durch die Brust!“ Ich nahm die Tür in die Hand; er sprang zwischen mich und die Türe. „Mache mich nicht unaussprechlich unglücklich! - Habe Erbarmen!!“ „So will ich Ihre verzweifelten Äußerungen auf die Rechnung des Wahnsinns schreiben, der sich Ihrer bemächtigt hat; und meine Warnungen auf eine Art einrichten, wodurch meine gute Absicht erreicht wird und Sie nicht unglücklich werden, wenn Sie zur Vernunft zurückkehren; aber an den König müssen Sie schreiben und ihn um Vergebung bitten, Ihren Posten bei der Armee verlassen zu haben!“. Darüber entstand em neuer Kampf. Er war im Begriff, sich ungebührende Ausdrücke zu erlauben; ich schlug ihn aber mit Worten nieder, die wie Keulen waren; entwarf ein kurzes, demutsvolles Schreiben, verlangte, zum ersten Zeichen unserer Versöhnung, daß er diesen Brief abschreiben, zum zweiten, daß er sich ankleiden und mit mir zum Feldmarschall gehen solle. Das Abschreiben der Bitte um Vergebung seiner Sünden versprochen, das Melden beim Feldmarschall wollte er bis zum Abend verschieben, um die Blicke der neugierigen Menge zu vermeiden. Diesen Wunsch trug ich dem gutmütigen Kalkstein vor; er genehmigte ihn. Ich begab mich zum Prinzen zurück; der versiegelte Brief an den König lag auf dem Tisch. „Haben Sie ihn wirklich abgeschrieben?“ „Ja! Auf meine Ehre!“ Ich traute und reiste nach Berlin zurück. Als ich dem König meinen Expeditions-Rapport abgestattet hatte, fügte ich hinzu: „Die Moralität dieses Prinzen ist durchaus vernichtet; er ist ein Wüstling, der auf Frauen-Gunst lauert und sich des Genusses rühmt! Es kann eine Zeit kommen, wo er verdient, zeitlebens in die Kasematten von Küstrin eingesperrt zu werden.“ „Oho! Oho! Sie sind gleich für die härtesten Maßregeln.“ „Ich wünsche, daß solche Maßregeln nie ergriffen werden müßten.“ „Genüsse rühmt sich der Prinz? - Etwa in Schönhausen?“ „Ja!“ Dem Könige waren also diese nächtlichen Zusammenkünfte bekannt. Und die Königin fragte mich nach dem Benehmen des Prinzen. „Er ist ein Chamäleon; bei tugendhaften Frauen nimmt er die Farbe der Tugend an, bis er seinen Zweck erreicht hat.“ Die Könign wurde blutrot und lenkte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand. Das waren die Warnungen, die ich geben zu müssen glaubte. Die Verachtung, die ich gegen den Prinzen fühlte, wurde in Berlin vermehrt, als mir Zastrow den kurzen Brief zeigte, den Louis Ferdinand an den König geschrieben hatte. Meinen Entwurf hatte er nicht abgeschrieben, also sein Ehrenwort gebrochen. Ungeachtet die Verachtung, die ich gegen den Prinzen im Herzen trug, wahrlich sehr gerecht war; so wollte ich sie doch nicht offenbaren. Auch verschwand nach und nach der Eindruck, den seine heftigen Äußerungen auf mich gemacht hatten; nach und nach wurde ich milder; das Mitleid erwachte wieder; er kam mir wie der verlorene Sohn vor, doch wollte er den ersten Schritt zu Versöhnung mit seinem Vater und mit seiner Mutter nicht tun. Seine Mutter und seine Schwester drangen in mich, ihm zu schreiben; ich tat es endlich, um einer Reise nach Magedeburg überhoben zu werden. „Gnädigster Herr! Bei meiner Rückkunft nach Berlin habe ich es mir angelegen sein lassen, die vielen übeln Eindrücke und nachteiligen Gerüchte, welche Euer Hoheit langer Aufenthalt in Hamburg veranlaßt hat, teils auszulöschen, teils zu widerlegen. In Absicht all dessen, was ich hierüber gesagt habe, beziehe ich mich auf das Zeugnis Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Luise. Wenn ich meine Absicht entweder gar nicht oder nur zum Teil erreicht habe, so liegt die Ursache in der Unmöglichkeit, Ihr Betragen ganz rechtfertigen zu können. Ihren Durchl. Eltern habe ich die Notwendigkeit, Ihre Schulden zu bezahlen und Ihr Hauswesen auf eine solide Art einzurichten, mit lebhaften Farben geschildert. Man hat mir geantwortet, daß man beides schon vor 2 oder 3 Jahren zu tun willens gewesen sei, daß aber Ew. K. Hoheit selbst

die größte Schuld hätten, wenn dieses Arrangement nicht zustande gekommen, indem Sie auf keinen Brief geantwortet und die Ihnen vorgelegten Bedingungen nicht hätten eingehen wollen. Dieser Umstand verändert die Lage der Sache und kann für Euer K. Hoheit nicht anders als nachteilig sein. Es sind die unglücklichsten Folgen vorauszusehen, wenn sich Euer K. H. mit des Königs Majestät und mit Ihren Durchlauchtigsten Eltern nicht aussöhnen und Ihr Betragen nicht von Grund aus ändern. Die Natur hat Sie mit großen Talenten begabt; demungeachtet werden Sie nie in wichtigen Angelegenheiten gebraucht werden können, weil man auf die Stetigkeit und Zuverlässigkeit Ihres Betragens nicht rechnen kann. Auf dem Wege, auf welchem Sie seit mehreren Jahren wandeln, ist noch kein großer Mann, kein großer Feldherr gebildet worden. Sie leben in einer beständigen Zerstreuung; Sie machen den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage; die Morgenstunde verschlafen Sie; Ihre Lektüre ist nicht geordnet, ist Stückwerk; daher sind Ihre moralischen und wissenschaftlichen Grundsätze schwankend und unstet. Sie deklamieren, aber Ihrem Monologe fehlt es an logikalischem Zusammenhang. Sie fliehen die Einsamkeit, und nur in der Einsamkeit reift der Mann, der seinem Vaterlande wahrhaft große Dienste leisten und den Ehrgeiz haben will, neben den großen Männern aller Jahrhunderte und aller Nationen zu glänzen. Ich fürchte, gnädigster Herr, daß einst die richtende, keine Schmeichelei kennende Nachwelt Sie zum Seitenstück Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, hinstellen dürfte. Dieser entfloh den Reizungen einer wollüstigen Stadt, und Sie - Sie werfen sich mit allem Ungestüm eines ganz sinnlichen Menschen in die Arme der Wollust, die Ihren Körper entnervt und Ihren Geist entadelt. Ich habe es Ihnen mündlich gesagt, und ich wiederhole es hier: Alle edlen Männer Ihres Vaterlandes trauern um Sie, der Sie mit eigener gewaltsamer Hand die Talente, womit die Natur Sie ausgerüstet hat, zerstören und sich auf solche Art dem Dienste Ihres Königes und Ihres Vaterlandes entziehen. Ich habe Ihnen hier Wahrheiten gesagt, die Ihr eigener Genius Ihnen sagen muß. Unglück über Sie, wenn Sie diese Wahrheiten und meine Absicht mißkennen.“ Ein zweiter Brief an denselben: „Von Gram und Schmerz gebeugt ist mein Innerstes zerrissen, wenn ich sehe, daß Euer Königl. Hoheit noch keinen Schritt getan haben, sich mit Ihrem Könige und mit Ihren Durchlaucht. Eltern auszusöhnen - sich vielmehr auch selbst in Magdeburg Zerstreuungen überlassen, die wahrhaftig Ihrem Verstande und Ihrem Herzen keine Ehre machen. Verzeihen Sie diese aufrichtige Sprache einem Manne, der Ihnen von jeher mit ganzer Seele ergeben gewesen ist, und jetzt, auch jetzt, noch ist, der aber die verderbliche Kunst, Prinzen, wenn sie nicht auf dem Wege der Tugend wandeln, durch Schmeicheleien noch mehr zu verderben, als sie es leider schon sind, nicht kennt und nicht kennen will. Wenn es möglich ist, gnädigster Herr, daß Sie einen Freund haben, so bin ich es. Ich will Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit; ich will Sie Ihrem Könige, Ihren Durchlaucht. Eltern, Ihrem Vaterlande wiedergeben. Aber alles wollen Sie nicht. Die Vorsehung hat Sie auf einen Punkt hingestellt, wo Sie beides, der Glanz und die Stütze des Throns sein können. Sie hat Sie mit seltenen Gaben ausgerüstet. Die Vorsehung hat alles getan, um Sie zum glücklichen, selbst zum großen Manne zu bilden. Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr! legen Sie Ihre Hand an das Herz und fragen Sie sich, ob Sie den Erwartungen entsprechen, welche edle Männer gehofft hatten; ob das alles nicht Wahrheit ist, was ich Ihnen in meinem letzten Briefe gesagt habe? Welche unglückbringende Philosophie ist es, die Sie treibt, alle Pflichten, die dem Menschen heilig und ehrwürdig sind, mit Füßen zu treten? Ist das die Philosophie der Marc Aurele und der Juliane, die Sie studiert haben wollen? Treten Sie auf diese Art in die Fußstapfen dieser großen Männer des Altertums und der großen Männer, welche Ihre eigene Familie aufzuweisen hat? Können Sie es sich selbst verzeihen, daß sie einen tugendhaften König, der die Liebe seiner Untertanen und die Bewunderung von Europa verdient, nicht so ehren, wie es Ihre Pflicht und Schuldigkeit ist? Können Sie es vor dem Richterstuhl Ihres eigenen Gewissens und vor dem Richter, vor welchem wir einst alle stehen werden, verantworten, Kummer und Gram über den Herbst der Tage Ihrer Durchl. Eltern und herben Schmerz über eine Schwester zu verbreiten, die Sie zärtlich liebt und welche keine

Aufopferung kannte, um Ihnen aus dem Abgrunde des Verderbens, in welches Sie das Irrlicht einer verabscheuungswürdigen sogenannten Philosophie und eines Leichtsinnes gestürzt haben, der wahrhaftig Ihrem Alter nicht mehr angemessen ist, - eine rettende Hand zu reichen. Man will Ihnen helfen; Sie sind es, der alle Hilfe von sich stößt. Massenbach.“ - „Bester Freund! Meinen wärmsten Dank für Deine redlichen und freundschaftlichen Bemühungen, ich war nichts weniger von Deinem Herzen und Deinem für alles Gute und Edle empfänglichen Geiste erwartend. Schon längst hätte ich die mir vorgeschlagenen Maßregeln befolget, allein ich gesteh es Dir offenkundig, sie standen und sind noch mit meinem Herzen und Verstande im Widerspruch! Mit meinem Herzen, weil ich dann von Zärtlichkeit sprechen müßte, für die ich jetzt keine empfinden kann; meinem Verstande, weil ich mich Leuten überlassen muß, die gewiß von meiner Lage mißbrauchen, die einer jeden edlen liberalen und großmütigen Handlungen unfähig sind, die daher alles kleinlich, halb und unvollkommen tun werden, und dieses, gestehe ich Dir, wäre von keinem Nutzen, und der Zweck würde von allen Seiten verfehlt. Kann ich Vertrauen in meinen Vater haben, da er in den Briefen, die er meinen Adjutanten schreibt, sich auf die härteste, bitterste Art über mich äußert und mir solches zu sagen befiehlt, da ich sehe, daß der größte Grad von Mikrologismus der einzige Maßstab seiner Anteile und Handlungen, daß die abgeschmacktesten Verleumdungen allein geglaubt werden. Kann ich einem Schmettau trauen, der alle Personen, die mich umgaben, von Hamburg nach Berlin kommen, sie durch ein öffentliches Mädchen mit der er lebt, invitieren und über mein Sujet examinieren läßt? Doch, ich habe geschrieben meiner Schwester wegen und um von meiner Seite alles zu tun, ohnedem ich die Notwendigkeit fühle, aus dieser Lage zu kommen, glaube ich auch das Opfer meiner Eitelkeit und Starrsinns, wenn selbige wider meinen Willen auf meine jetzigen Handlungen einen Einfluß hätten, meiner guten Schwester und Deiner Freundschaft schuldig zu sein. Nur noch ein Wort zur Antwort auf Deine Briefe und in betreff dessen, daß Du mir Friedrich Wilhelm weist. Schlag alte und neuere Geschichte auf und sieh, auf wie verschiedenen Wegen die Männer, die sich vor andern hervortaten, gewandelt sind; schwer scheint es mir daher zu bestimmen, welcher Weg dazu eingeschlagen werden muß; noch eins: die Menschen sind stets ungerecht, wir verlangen, indem wir das Gute von Charakteren preisen, daß sie zuweilen incompatible Dinge miteinander vereinen. Solltest Du noch mehr über das Irrlicht der Philosophie schelten, so muß ich Dir von Brandenburg den Helvetius mitbringen. Glaube nicht, daß ich unzusammenhängend studiert habe, aber ich gestehe es Dir, zuweilen wird es im jetzigen Augenblick schwer, jetzt, wo die Zeit so mit Begebenheiten und Handlungen überladen ist, jetzt, wo so mancher erntet, der einsähete, das Leben spekulativ zuzubringen. Du sagst mir auch, ich überließe mich hier Zerstreuungen; mit Bedacht, versichere ich Dich, habe ich zufriedener geschienen als ich war, denn was kann ich wohl hier für Geist, Herz, ja selbst für Imagination finden? Nur der Wunsch, nicht in einer unangenehmen Lage kleinmütig zu scheinen, war das einzige, das ich wünschte. Traurigkeit, glaube, muß man dem Menschen nie zeigen, denn es war Torheit oder Schwäche, solches zu tun, überdies ist mein Leben hier so eingezogen, daß ich nicht weiß, wer über solches noch sprechen kann. Indessen lebe wohl und empfange mit meinem Danke die Versicherung meiner aufrichtigen Freundschaft. - Louis Ferdinand. – PS: Die Ferdinandsche Familie wollte mich immer tiefer hineinziehen; ich war der Sache überdrüssig, schrieb an Schmettau, man möchte mich in Ruhe lassen; ich brach kurz ab; Schmettau war mir von jeher ein fataler Mensch gewesen; ich konnte ihn, der auf solchen Wegen sich emporschwingen wollte, wahrlich nicht ehren.“ - Beginn der Selbständigkeit: Der Hamburger Aufenthalt des Prinzen und die Begleitumstände seiner Rückkehr nach Magdeburg ließen sich nicht geheim halten, wenngleich kaum Details bekannt wurden. Auch später kannte man nur die Darstellung, die Massenbach in seinen 1809 veröffentlichten Memoiren gab, ein Bruchteil dessen, was er in der erweiterten zweiten Fassung zu Papier brachte. Immerhin, der Eindruck war übel genug, davon gibt eine Meldung Zeugnis, die der österreichische Geschäftsträger in Berlin schon am 25. Februar 1800 an die Wiener Regierung schickte: „Der Prinz Louis,

erstgeborener Sohn Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Prinzen Ferdinand von Preußen, welcher bei der Observations-Armee angestellt war, sich aber meistens in Hamburg aufhielt, wo er viele Schulden machte und sich fast auf eine seiner Geburt ganz unanständige Art betrug, ist auf Verlangen seines Herrn Vaters nach Magdeburg gebracht worden und darf diese Stadt bei Strafe eines strengeren Arrests nicht verlassen.“ Interessant ist der Hinweis, der Prinz habe sich „auf eine seiner Geburt ganz unanständige Art“ betragen: Sollte da der politisch inopportune Umgang mit „Demokraten“ gemeint sein? Die Reiseabrechnung Massenbachs sah Vater Ferdinand mit Gram. Die Reise selbst (Potsdam - Berlin - Hamburg - Magdeburg - Berlin - Potsdam) kostete 543 Taler und 23 Groschen; der Transport des Klaviers 10 Taler; 1603 Taler und 4 Groschen hatten zur Schuldenliquidation gedient; 520 Taler übergab Massenbach dem mittellosen Prinzen. Alles in allem mußte Ferdinand 2706 Taler und 11 Groschen bezahlen, und das muß ihm sauer genug gewesen sein. Hauptmann von Schwedern, der das seit Juli 1799 geführte Haushaltsbuch des Prinzen regelmäßig kontrollierte und abzeichnete, befand sich gerade in Bielefeld, als er von Ferdinand über das Vorgefallene und die getroffenen Maßnahmen informiert wurde. Am 23. Februar erwiderte der biedere Mann, das Schreiben Ferdinands habe ihn „ganz in Traurigkeit versetzt, da ich vermute, daß Höchstdieselben [nämlich Louis Ferdinand] sich der gänzlichen Ungnade Sr. Majestät des Königs und Ew. Königlichen Hoheit zugezogen haben. Ich will Se. Königliche Hoheit zwar nicht ganz entschuldigen, allein äußerst hart scheint mir doch die Strafe zu sein; ich habe daher die Hoffnung, daß Ew. Königliche Hoheit dieses so harte Urteil zu mildern suchen werden, wobei ich sogleich versichert bin, daß dies auf den Prinzen die beste Wirkung machen und [er] in der Folge sich nie wieder eines dergleichen Fehlers schuldig machen wird.“. Der Hauptmann scheint ein guter Menschenkenner gewesen zu sein. Hätte in dieser für Louis Ferdinand so demütigenden Situation der Vater die Hand ausgestreckt, hätten die Eltern ein klärendes und versöhnendes Gespräch angestrebt, in dem ohne Emotionen auch die leidliche Geldfrage grundsätzlich angesprochen worden wäre: Nach allem, was wir von Louis Ferdinand wissen, hätte das zu einer endgültigen Bereinigung dieses unerquicklichen Verhältnisses zwischen Eltern und Sohn führen müssen. Aber diese Eltern erkannten überhaupt nicht die Situation, in der sich ihr sensibler Siebenundzwanzigjähriger befand, sie spürten nicht entfernt, wie sehr dieser junge Mensch durch das sture preußische Erziehungsreglement vergewaltigt wurde und daß alle seine „Exzesse“ nur die Reaktion einer Seele waren, die sich nicht länger verkrüppeln lassen wollte. Sie begriffen es nicht, unfähig, andere Realitäten zu erkennen als nur das ausgegebene Geld. Nur Luise, die Schwester, verstand die Situation. Massenbach hatte sie um Vermittlung beim Vater gebeten, und zugleich ließen sie des Bruders Briefe erkennen, wie erbittert er von seinen Eltern und dem König dachte. „Sage mir einmal, Schwester, was haben meine Eltern, seit ich existiere, zu meinem Glück beigetragen? Nichts! […] Ebers wird Dir diesen Brief überbringen. Hoffentlich wird seine Anhänglichkeit an mich nicht ein Grund werden, ihn nun auch zu verfolgen.“ - „Meine Gedanken sind wenigstens noch nicht arretiert!“ Luise wußte auch, wieviel ein Gespräch bewirken konnte: „Niemals habe ich wirkliche Beleidigungen, wie so viele sie Louis zugefügt hatten, mit vollkommerem Edelmut verzeihen sehen, als mein Bruder es tat: Ein Reuezeichen, ein Freundschaftsbeweis, dem er Glauben schenkte, genügte seinem Herzen, um sogar jedes empfundene Kränkungsgefühl auszulöschen. Ebenso hatte ein gutes Wort seiner Eltern die Macht, ihn selbst in den erregtesten Momenten zu beschwichtigen. Niemals habe ich ihn einer sanften oder wohlwollenden Bemerkung widerstehen sehen, und wenn meine Eltern (zumal meine Mutter) ihre Herrschaft über ihn nur ausgenutzt hätten, statt eine völlig zwecklose Strenge herauszukehren, würden sie sich und meinem Bruder viele Schmerzen erspart haben.“ Louis Ferdinand ließ wissen, daß ihm an einer Aussöhnung mit den Eltern gelegen sei. Der König erlaubte ihm incognito einen Tag in Berlin zuzubringen. Hinter Ferdinands Rücken traf er sich mit seiner Mutter, sprach sich mit ihr aus, und sie gab ihr Wort, sich beim Vater für ihn zu verwenden. Das war schwierig: „Mein Vater neigte dazu,

einen einmal gefaßten Groll nicht fahren zu lassen“, schreibt Luise, „und meine Mutter machte bei dieser Gelegenheit die Erfahrung, daß es leichter war, ihn gegen jemand aufzubringen, als diese einmal erweckten Gefühle wieder zu verwischen.“ Am 29. März bewilligte der König vierzehn Tage Urlaub für Berlin. Begleitet wurde Louis Ferdinand von seinem Leibjäger Carl Ludwig Ohrdorff, der nun schon seit zehn Jahren bei ihm war, auch in Hamburg. Ferdinand ließ diesen Mann am 7. April regelrecht verhören und darüber ein Protokoll anfertigen. Man wollte von ihm Details wissen, besonders interessierten natürlich die Schulden. Aber Ohrdorff konnte nichts Belastendes aussagen, er wußte nichts von dem, was man von ihm wissen wollte. Natürlich hatte die Urlaubsbewilligung nicht diesen, sondern einen ganz anderen Grund. Vater Ferdinand, die Schuldenmasse des Sohnes vor Augen, war auf folgenden Einfall gekommen: Louis Ferdinand sollte die vermögende Prinzessin Wilhelmine von Kurland ehelichen; damit würde alles finanzielle Ungemach ein Ende finden (und ihn selbst nichts kosten). Er ließ wissen, daß diese Heirat Voraussetzung für die Versöhnung sei. Nur war Wilhelmine eigentlich dem Sohn des berühmten russischen Feldmarschalls Suworow bestimmt worden, dem Sohn jenes Mannes, den Louis Ferdinand haßte, weil er 1794 den polnischen Aufstand brutal niedergeknüppelt hatte. Entsprechend war seine Reaktion: „Wilhelmine sollte in Rußland leben? Mit dem Sohn des Mörders von Praga? Sie, die, wie man sagt, Unabhängigkeit und Freiheit liebt, philosophische Ideen hat? Wenn sie ihn liebt, gut, dann wäre nichts weiter darüber zu sagen, und ich würde sofort Schluß machen; Doch wenn sie ihn nicht liebt, dann wär es eine Torheit. Weißt Du, meine liebe Freundin, daß ich meine Reise nach Leipzig [wo Wilhelmine wohnte] als einen ersten Feldzug gegen die Russen auffasse? Ehrenwort! Es wäre zu schön, den ersten Waffengang gegen den Sohn Suworows zu unternehmen!“ Gegen die Heirat hatte er nichts einzuwenden. Anfang Mai fuhr er nach Leipzig: Anton Radziwill war vorausgefahren. Am 7. Mai schreibt Louis-Ferdinand an seine Mutter: „Sie werden dem Brief meines Schwagers entnommen haben, wie die Dinge stehen. Wir wurden von der Herzogin äußerst gnädig und liebenswürdig empfangen, und wir haben diese zwei Tage entweder bei ihr oder in der Gesellschaft verbracht. Die Prinzessin ist reizend, und soweit ich es beobachten konnte, ist es nicht zuviel gesagt, daß sie mich mit vollem Recht verdient. Sie ist vollkommen, ihr Betragen - sei es in der Gesellschaft oder ihrer Mutter gegenüber - ist einfach und natürlich, begabt mit Zurückhaltung und Demut und ohne sich altmodisch zu zieren. Das wenige, das ich sie habe sagen hören, zeugt von einem genauen und ernsten Geist, schließlich alles Tugenden einer Frau, die nicht gewöhnlich ist. Ihr Äußeres ist reizend, und sie scheint mir in jeder Beziehung wünschenswert. Das ist das, was ich wahrhaft glaube sagen zu können und eine berechtigte Huldigung, die ich ihr unaufhörlich bezeigte. Bis jetzt war ich sehr in Eile, aber ich glaube wahrhaft sagen zu können, daß ich, hätte ich Gelegenheit, die Prinzessin öfters und ausführlicher zu sehen, hoffen könnte, ihr zu gefallen, denn ich habe schon einen markanten Unterschied entdeckt in ihrem Betragen zwischen gestern und heute. Meine liebe Mutter weiß so gut wie ich, wie delikat meine Stellung ist und daß ich Gefahr laufen würde, alles zu verderben, wenn ich auf überstürzte Weise vorginge. Im Übrigen gebe ich frei zu: wenn die junge Prinzessin nicht so wäre wie sie wirklich ist, hätte nichts mich vermocht, meine Unternehmung fortzuführen. Jedoch hat sie in jeder Beziehung meine Hoffnungen übertroffen. Anton wird morgen mit der Herzogin sprechen, und erst danach können wir meiner lieben Mutter genauere Nachricht zukommen lassen. Was man wirklich sagen kann ist, daß die Lage der Dinge so günstig zu sein scheint, wie sie es im Augenblick nur sein kann. So flehe ich denn meinen Vater an, sich nicht zu beunruhigen und daran zu denken, daß nichts auf der Welt irgendwelche Hindernisse bietet.“ Er täuschte sich: Die Hindernisse standen längst bereit. Oberst Köckritz, der Adjutant des Königs, teilte Ferdinand mit - und der schickte den Brief sofort nach Leipzig -, der König würde der geplanten Heirat nicht zustimmen. Ein zweiter Brief kam von der Oberhofmeisterin Voß, die ähnliches wissen ließ. Anton Radziwill war empört: „Diese ganze Geschichte macht mir solchen Kummer und Arger, daß ich es nicht beschreiben kann“, schrieb er seiner Frau.

„Wenn man durch Köckritz „nein!“ gesagt hätte, würde ich nicht so platt sein; aber sich mit der Reise nach Leipzig einverstanden erklären, mich zwölf Tage in der Schwebe halten, ohne mir eine Antwort zukommen zu lassen, die eine Ablehnung enthalten hätte, das kann ich schwer verwinden. Dazu nun noch der Brief der Voß! Ich kann alles schlucken, aber nicht solche Demütigungen, wie man sie mir bereitet hat. Dein Bruder tut mir leid. Er quält sich mit der enttäuschten Hoffnung ab, und ich kann ihn mit nichts trösten.“ Am 11. Mai waren sie wieder in Berlin, und am 19. Mai traf der vom König beauftragte Minister Alvensleben im Hause Ferdinand ein, um die gegen die Heirat sprechenden Gründe zu erläutern. Ferdinand war verbittert, denn Köckritz hatte ihm zuerst gesagt, der König hätte gegen eine Reise Louis Ferdinands zur Herzogin von Kurland nichts einzuwenden, und das hatte Ferdinand als indirekte Zustimmung zur Heirat gedeutet. Der König aber war gegen die Heirat „unter vielen andren Gründen auch deshalb“, weil, so sagte Alvensleben, „1. die Herzogin eine höchst intrigante Frau sei, mit welcher er in keiner Verbindung stehen wolle; 2. weil er sich aus der ehemaligen Untersuchung gegen den Fürsten Radziwill erinnere, daß darin die Rede von Erhebung des Prinzen Louis auf den polnischen Thron gewesen, auch daß es in Verbindung mit einer Heirat einer Tochter der Herzogin von Kurland bedenklich sei“. Eigentlich hatte Alvensleben das alles mit Ferdinand unter vier Augen besprechen wollen, aber da ging die Tür auf, und Prinzessin Ferdinand und Sohn Louis traten ein, „welches natürlicherweise noch mehr Behutsamkeit notwendig machte“. Alvensleben schickte voraus, „den mir bestimmt scheinenden Entschluß des Königs, in diese Heirat nicht zu willigen“, und begründete dann, „ohne jedoch des oben angeführten Hauptgrundes zu erwähnen, weil er unangenehme Rückerinnerung in Absicht der Prinzessin Luise und des Fürsten Radziwill hätte herbeiführen können“. Alvensleben hatte ein ganzes Bukett von Gründen zur Hand, er sprach von „Mißheirat“, die dieser Ehe entsprossenen Kinder würden „keine Ansprüche auf die preußische Krone und Staaten“ haben, verschiedenen Höfen, vor allem dem russischen, würde die Heirat nicht passen; es sei „mit unendlichen Unannehmlichkeiten verbunden, wenn ein preußischer Prinz ein mixter [sic!] Untertan des Kaisers und des Königs werde, wie das doch bei Sagan und Nachod als Eigentum des Prinzen Louis der Fall sein würde“; über ihr Vermögen könne die Prinzessin erst bei vollendetem 24. Lebensjahr [1805] verfügen, und überhaupt und endlich sei „wenig Vorteil für den Prinzen Louis von einer solchen Heirat zu erwarten“. „Jedoch alle meine Vorstellungen fruchteten nichts.“ Ferdinand beharrte darauf, Köckritz’ ersten Brief als Zustimmung zu interpretieren, Louis Ferdinand erklärte sich bereit, auf die Thronfolgerechte seiner Kinder zu verzichten. Den hübschesten Einfall aber hatte Prinzessin Ferdinand: Sie nahm Alvensleben beiseite und erklärte ihm, der Gesundheitszustand ihres Mannes wäre durch die Aufregung „ganz über den Haufen geworfen“, das „einzige Rettungsmittel“ ihres Sohnes Louis sei die Heirat, und da dessen Gesundheit nachweislich vortrefflich war, schob sie die Tochter vor, die doch mit der ganzen Geschichte gar nichts zu tun hatte, indem sie Alvensleben versicherte, auch der Gesundheitszustand Luises sei „der größten Gefahr ausgesetzt“. Alvensleben gab zu bedenken, der Ruf der Prinzessin von Kurland sei „nicht ganz untadelhaft“, und als das auch nichts fruchtete, bekrönte er seine Argumentation mit der Albernheit, Prinzessin Ferdinand solle auch daran denken, „daß diese Heirat, wenn die königlichen Kinder aussterben sollten, den Staat wegen der dieserhalb entstandenen Kriege 50000 Menschen kosten würde“. Solche Zukunftsspekulationen beeindruckten Prinzessin Ferdinand am allerwenigsten, aber sie spürte natürlich doch, daß an der Sache nichts mehr zu ändern war, und Alvensleben verließ eine in Tränen aufgelöste Mutter. Mit der Heirat wurde es also nichts, es blieben die Schulden, und die betrugen im Juni 1800 inzwischen 185588 Taler. Jetzt ging es an die Rationalisierung von Louis Ferdinands Haushalt in Magdeburg. Schwedern hatte schon im März eine Aufstellung gemacht, nach der bezogen an monatlicher Zahlung: 1. Haushofmeister Knoblauch: 25 Taler - 2. Koch LaNotte: 20 Taler - 3. Kammerdiener Hoffmann: 20 Taler, 16 Groschen - 4. Leibjäger Ohrdorff: 16 Taler, 16 Groschen - 5. Lakai Nitsche: 13 Taler, 16 Groschen - 6.

Lakai Deinert: 10 Taler, 16 Groschen - 7. Friseur Fülleborn: 10 Taler, 16 Groschen - 8. Jäger Donnerhacken: 5 Taler - 9. Eine Küchenfrau: 5 Taler - 10. Reitknecht Andree: 21 Taler - 11. Reitknecht Giese: 7 Taler - 12. Reitknecht Göritz: 7 Taler - 13. Reitknecht Schaf: 7 Taler - 14. Reitknecht Otto: 7 Taler - 15. Küchenknecht Wilcke: 4 Taler - 16. Schmied Hildebrandt: 8 Taler - 17. Pension für Stallmeister Morin: 12 Taler - 18. Pension für Kammerdiener Stoltze: 20 Taler -- Das Klavierstimmen und Notenschreiben besorgten die Brüder Avées, beides Musketiere von Louis Ferdinands Regiment, für eine Zulage von 5 Talern. Vater Ferdinand hatte nach Durchsicht dieser Liste die Entlassung von LaNotte, Hoffmann, Fülleborn, Donnerhacken und Andrée verlangt, wogegen Schwedern einwandte, daß es sich bei diesen um untadelige Leute handele. Ihre „schleunige Entlassung“ werde „ein ungünstiges Vorurteil gegen sie erwecken und ihr weiteres Fortkommen erschweren“, was recht sozial gedacht war. Wenigstens möge man doch La Notte, Hoffmann und Andrée belassen, dies sei der besondere Wunsch seines Sohnes. Schließlich könne sich Haushofmeister Knoblauch nicht auch noch um die Küche kümmern. Nach einigem Feilschen quittierten schließlich sechs Domestiken den Dienst: Hoffmann, Fülleborn, Donnerhacken, Göritz, Otto und Wilcke, das bedeutete eine Einsparung von monatlich 53 Talern und 18 Groschen. Das Haushaltsbuch schickte Schwedern an die Verwaltung des Hauses Ferdinand, wo es gleichfalls für gut befunden wurde. Daß Louis-Ferdinand aber außer den Beträgen, die in diesem Buch verzeichnet wurden, Geld aufnahm und ausgab, daran dachte offenbar niemand. Nach der Entlassung von drei Reitknechten wurde auch der Pferdebestand reduziert: Von seinen neun Reitpferden mußte der Prinz drei abtreten. Mit den sechs war er in Berlin gewesen, und als er nach Magdeburg zurückkehrte, hatte er die Pferde vorausschicken lassen. Auf dem Transport brach durch die Nachlässigkeit der Reitknechte Feuer aus: Drei von den ihm verbliebenen sechs Pferden verbrannten. Als Louis Ferdinand davon erfuhr, galt seine erste Frage den Begleitern, und als er hörte, daß niemand von den Reitknechten zu Schaden gekommen war, meinte er: „Nun, dann ist das Unglück doch gar so groß nicht.“ Den Vorschlag, die pflichtvergessenen Leute zum Teufel zu schicken, wehrte er ab: „Nein, sie sind durch das Unglück selbst, durch Schreck und Angst bestraft; auch haben sie genug von der Furcht gelitten und werden es sicher nie wieder tun!“ Aber der Verlust der kostbaren Pferde war ihm doch so an die Nieren - richtiger: die Galle - gegangen, daß er ernstlich erkrankte. Das nun rührte Onkel Heinrich, der sich gerade in Berlin aufhielt und von dem Vorfall erfuhr: Spontan schenkte er dem Neffen so viel Geld, daß davon drei neue Pferde gekauft werden konnten. Außerdem versprach er, sich nun endlich um die finanziellen Verhältnisse Louis Ferdinands zu kümmern. Das wollte auch ein anderer: Im September unternahm Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (- später der „schwarze Herzog“ genannt -) den Versuch, alle Wechselverschreibungen des Prinzen aufzukaufen, „dergleichen sollen unter denen Juden […] zu haben sein“. Und er fügte hinzu: „Weder Profit noch dem Prinzen zu schaden dient zum Bewegungs-Grund, sondern eine andere Absicht“, wohl die, den Prinzen vor einer allgemeinen Kompromittierung zu bewahren. Das Ergebnis dieser Aktion kennen wir nicht, aber wir wissen, daß sich die Schuldenlage nicht wesentlich veränderte, obwohl Vater Ferdinands Rationalisierungsmaßnahmen auch den Lebensstil betrafen. Haushofmeister Knoblauch wurde vorgeschrieben, bei den Mahlzeiten dürfe pro Person nicht mehr als 16 Groschen ausgegeben werden, Kaffee und Tee für zwei Groschen, und mehr als eine halbe Flasche Wein zu sechs Groschen dürfe niemand trinken. Macht zusammen einen Taler. Was die Beleuchtung anlange, so durfte der Prinz nicht mehr als vier Wachslichter täglich verbrauchen. Im Saal und im Vorzimmer brannten nur zwei Talglichter, zwei weitere draußen in den Laternen, in den Zimmern des Personals und in der Küche acht Talglichter. Macht zusammen vier Wachs- und zwölf Talglichter täglich. Auch die Heizung wurde nicht vergessen. Täglich geheizt werden durften nur zwei Zimmer des Prinzen und vier des Personals. Für Tafel-, Bett- und Küchenwäsche monatlich zehn Groschen, für die Pflege des Kupfergeschirrs acht Groschen. Nichts war vergessen. Oder doch? Die Königin bezog ein

monatliches Taschengeld von tausend Talern (die hatte sie schon als Kronprinzessin bekommen), und es dauerte gar nicht lange, da hatte sie 64000 Taler Schulden gemacht, die der König stillschweigend begleichen mußte. Zwar betrugen Louis Ferdinands Schulden fast das Dreifache, aber er bezog ja auch viel weniger und hatte einen erheblich höheren Repräsentationsaufwand als die Königin, weil er ihn aus eigener Tasche bezahlen mußte, indes die Königin diesen Aufwand von der Staatskasse vergütet bekam. Im Mai 1800 hatte Louis Ferdinand in Berlin einen neue Bekanntschaft gemacht: Rahel Levin (- Johann-Gustav Droysen in „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg“: „Unter den Prinzen des Hauses zog keiner mehr als der Prinz Louis Ferdinand die Blicke auf sich; alles, was genial war oder sein wollte, suchte sich an ihn zu drängen; seine Beziehungen reichten weit hinab in die bürgerliche Geselligkeit, die in den geistreichen jüdischen Zirkeln Berlins ihren Anfang genommen und immer noch vorherrschend, wenn.auch seit.der Konkurrenz der Romantiker nicht mehr ausschließlich, in ihnen ihre Blüte hatte. Yorck ergoß sich in Spott über die ästhetischen Offiziere, über ihren Umgang mit Schauspielern und Juden.“ Posecks Biographie von 1938 zeigte das traurige Beispiel, zu welchen Manipulationen ein Historiker zur Hitler-Zeit greifen mußte, wollte er verschweigen, daß Louis Ferdinands Vertraute peinlicherweise Jüdin war. Bei Poseck liest sich das so: „Sein alter Schildknappe Friedrich Gentz hatte Louis in einen dieser Kreise, der sich bei einer Dame in der Jägerstraße [sic!] zu versammeln pflegte, eingeführt. Ungeklärte Ideen herrschten da vor; auch die wenigen, spießigen Geistreicheleien, dieses Spiel mit Worten, Redensarten nahm er in den Kauf. Diese Gesellschaft war gemixt, aus den letzten Ausklängen der Aufklärungszeit und steifem Kirschmöbelbürgertum zusammengepantscht, von weitem gestreift durch die vergeistigten romantischen Strömungen der neuen Zeit.“ Poseck spricht von „jenem berühmten, geschwätzigen literarisch-politischen Salon“, verschweigt aber hartnäckig den Namen der „Hausherrin“, die er auch gelegentlich als „gemeinsame Bekannte“ oder „die Hausfrau“ apostrophiert. Um die Bedeutung Rahels herabzusetzen, ist Poseck jede Verdrehung oder Verfälschung recht, sein Buch bietet dafür genügend Beispiele -). Sie, Rachel, die Tochter eines jüdischen Diamantenhändlers, unterhielt einen kleinen Salon in ihrer Dachwohnung in der Jägerstraße zu Berlin, und dieser Salon gehörte zu jenen Formen jüdischer Emanzipation, mit denen sich die Juden aus dem Getto lösten und die Assimilation anstrebten. Alle gesellschaftlich dominierenden Salons wurden damals von Jüdinnen geführt, in Berlin gab es auch den der gerade sechsunddreißigjährigen Henriette Herz, der Witwe eines jüdischen Arztes, sieben Jahre älter als Rachel. „Wissen Sie, wer jetzt noch meine Bekanntschaft gemacht hat?“ schrieb Rahel. „Prinz Louis. Den find’ ich gründlich liebenswürdig. Er hat mich gefragt, ob er mich öfter besuchen dürfe, und ich nahm ihm das Versprechen ab. Solche Bekanntschaft soll er noch nicht genossen haben. Ordentliche Dachstuben-Wahrheit wird er hören.“ Dachstuben-Wahrheit: Das war ein anderes Wort für den freien Umgang, den man in Rahels Mansardenwohnung pflegte, wo Standesunterschiede nicht zählten, wo Prinz, Adliger, Bürger, Jude ganz selbstverständlich gleich galten. „Ich stand über allem Rangesvorurteil“, hatte Louis Ferdinand aus Hamburg geschrieben, und das galt auch jetzt für die Dachstube. Wenn Rahel den Prinzen mit „Königliche Hoheit“ oder „Gnädiger Herr“ anredete, so beachtete sie damit nur eine Form der Höflichkeit, mehr nicht. Er selber sagte zu ihr meist „Kleine“ oder „Rahel“. Bei ihr verkehrten Gentz, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, Dorothea Veit, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Ludwig und Friedrich Tieck, der schwedische Legationssekretär Karl Gustav von Brinckmann und viele andere; man traf sich dort bei Tee und Gebäck zu langwierigen Diskussionen, und seit Louis Ferdinand und Anton Radziwill dort verkehrten, gab es auch Musik zu hören. Graf Hugo von Salm, den Brinckmann mitgebracht hatte, beschreibt einen Abend bei Rahel: „Noch war alles gespannt, als eine neue Erscheinung auftrat, Prinz Louis Ferdinand. Die ganze Gesellschaft erhob sich einen Augenblick, aber gleich rückte und setzte sich alles wieder zurecht, und der Prinz nahm einen Platz neben Dlle. Levin, mit der er auch unverzüglich ein abgesondertes Gespräch

begann. Er schien unruhig, verstört, ein schmerzlicher Ernst verdüsterte sein schönes Gesicht, doch nicht so sehr, um nicht eine liebevolle Freundlichkeit durchschimmern zu lassen, die bei seiner hohen, herrlichen Gestalt und freien gebieterischen Haltung um so wirksamer für ihn einnahm. Ich war vom ersten Augenblick bezaubert; einen so günstig ausgestatteten Menschen hatte ich noch nicht gesehen; ich mußte mir bekennen, in solcher Person und in solcher Weltstellung durch das Leben zu gehen, das sei denn doch einmal ein Gang, der der Mühe wert sei. Solche Heldenfigur gibt in der Tat eine Vorstellung von höherem Geschlecht, Beruf und Geschick, und wirft in das, was uns bisher nur als Dichtung erschien, ein lebendiges Zeugnis von Wirklichkeit. Brinckmann vergötterte den Prinzen und sprach mit Liebe von seinen menschlichen Eigenschaften, mit Bewunderung von den in ihn gelegten Kräften, die ihn fähig machten, das Größte zu leisten, jeden Entschluß zu fassen, jede Tat zu vollbringen, zu der eine starke Seele nötig. „Doch leider“, fuhr er fort, „ist es auch sein Unglück, einen so hohen Beruf zu haben, den zu erfüllen die Gelegenheit fehlt. Denn was soll er tun? Ein gleich großer, aber nicht so begünstigter Genius erränge sich erst eine Stellung und verwendete dazu seine Kraft; dieser aber hat seine Stellung und kann nichts erstreben, als was gerade sie nicht zugesteht. Nur die Welt der Empfindung ist ihm noch übrig und offen, und hat sein ganzes Wesen sich dahin geworfen, er liebt, liebt leidenschaftlich und unbefriedigt, und stellt auch hierin wieder ein eigentümliches und reiches Menschengeschick dar.“. Der Prinz war aufgestanden und hatte sich die Fremden vorstellen lassen, nämlich die beiden Österreicher und mich, die übrigen waren ihm schon bekannt, und zum Teil, wie Schack, Brinckmann und Gentz, völlig vertraut. Seine Leutseligkeit war vornehm, und doch durchaus menschenfreundlich, ohne den Beigeschmack von Herablassung, der die Gnade der Großen meistenteils so ungenießbar macht. Auch wurde der Prinz durchaus nicht schmeichlerisch behandelt, die herkömmlichen Formen der Ehrerbietung fehlten nicht, allein außer dieser konnte ihn nichts erinnern, daß er mehr sei als die andern. Nach wenigen Augenblicken fand ich mich so unbefangen und behaglich in seiner Gegenwart, als hätte ich ihn schon jahrelang gekannt. Ihn selber schien kein Zwang befallen zu können, er verfuhr und sprach, als ob er unter geprüften Freunden sei. Diese Freiheit, sich überall ohne Scheu auszusprechen, war allerdings ein köstliches Vorrecht seiner hohen Stellung, aber um dasselbe auszuüben, war doch wieder er selbst erforderlich. Ihn kompromittierte nichts, weil er sich nie für kompromittiert ansah. Was man ihm nachsagte, das kümmerte ihn nicht. In seiner Sphäre wagte sich niemand an ihn, und eine fremde Macht, vor der der Prinz von Preußen sich gebeugt hätte, gab es nicht. So sprach er ohne Zurückhaltung seinen Unwillen und Grimm gegen Bonaparte und gegen die freundschaftlichen Verhältnisse aus, welche die Höfe mit ihm unterhielten. Eine der Anklagen, die er gegen ihn vorbrachte, war in dem Munde eines Prinzen sonderbar; man war überrascht, jenem vorgeworfen zu sehen, daß er die Freiheit untergrabe! Merkwürdiger noch als in diesen Äußerungen erschien mir der Prinz in einigen andern, welche hinter scheinbarer Zerstreuung und Unaufmerksamkeit die feinste Beobachtung und Menschenkenntnis verrieten. So sprach er von seiner Familie, von seiner Schwester, der dem Fürsten Anton Radziwill verheirateten Prinzessin Luise, von seinem Bruder, dem Prinzen August, mit ebenso großer Zuneigung als Offenheit, als ob uns allen dieser Umgang und diese Einsicht wie ihm selber vertraut sein müßten. Seinen Schwager, den Fürsten Radziwill, schien er besonders zu lieben, die gemeinsame Liebe zur Musik wirkte hier mächtig ein. Er vermißte ihn und fragte, ob er schon dagewesen? Auf die Bemerkung, er sei wohl zur Jagd gefahren, lächelte der Prinz. „Zur Jagd?“ wiederholte er, „da kennen Sie meinen Schwager nicht! O ja, er fährt zur Jagd, wenn es sein muß, er macht alles mit; aber alles, was er tut, tut er nur im musikalischen Sinn, und zum Beispiel auf der Jagd ist ihm an Wild und Beute nichts gelegen, sondern seine Jagdlust läuft darauf hinaus, daß er sich mit der Büchse unter einen Baum stellt und dann vor sich hin singt: „La caccia! la caccia!“. Die den Fürsten näher kannten, bestätigten eifrig das treffende Gleichnis und bewunderten nur, daß der Prinz, der so wenig achtzuhaben schien auf das, was um ihn vorging, zu dieser

Auffassung habe kommen können. Der Prinz nahm seinen Hut und schickte sich zum Fortgehen an, wir alle taten desgleichen, und eben wollten Brinckmann und ich als die letzten dem Prinzen folgen, als auf der Treppe der Fürst Radziwill uns begegnete und unter freudigen Äußerungen den Prinzen wieder zu dem Salon zurückführte. Brickmann aber und ich, wir gingen unsres Weges weiter. Als wir auf die Straße kamen, fanden wir den Himmel aufgestirnt, die Luft milde, und es gefiel uns, in der breiten Straße noch zu lustwandeln. Ohnehin war ich von dem erlebten Abend in großer Aufregung und fühlte das Bedürfnis, manches auszusprechen und vieles zu fragen, was mir aufgefallen oder nicht klar geworden war. Wer hätte mir hierbei besser dienen können als mein Begleiter, wo wäre größere Bereitwilligkeit zu finden gewesen! Wir waren etwas auf dem Gendarmenmarkt umhergegangen, kehrten aber nun in die Jägerstraße zurück, wo der Wagen des Prinzen noch vor dem Hause hielt. In dem Zimmer oben war ein Fenster geöffnet, und Klaviertöne erklangen. Wir standen still und lauschten; der Prinz phantasierte mit genialer Fertigkeit, Dlle. Levin und Fürst Radziwill standen mit dem Rücken gegen das Fenster, und wir hörten einigemal die Stimmen ihres Beifalls. Wie gern hätten wir die unsere hinzugefügt! Das Spiel des Prinzen war kühn und gewaltig, oft rührend, meist bizarr, immer von höchster Meisterschaft. Nach einer halben Stunde hörte er auf, bald nachher fuhr er mit seinem Schwager nach Hause. Die Uhr war halb eins.“. Die häufige Anwesenheit des Prinzen wertete Rahels Salon in der Öffentlichkeit natürlich auf; andererseits wird man den neuen Umgang Louis Ferdinands kaum löblich gefunden haben, denn so etwas schickte sich nicht für einen Prinzen. Der König war schon entrüstet gewesen, daß die Königin sich mit Jean Paul im Park unterhalten hatte. Wer war schließlich Jean Paul? Doch nur ein Bürger. Louis Ferdinand betrieb jetzt intensiv militärwissenschaftliche Studien. Er arbeitete sie schriftlich aus und schickte die Aufsätze zur Begutachtung an Scharnhorst, der ihm antwortete: „Ich habe sie nicht allein mit sehr großem Interesse, sondern auch mit Belehrung gelesen, und was die Präzision im Vortrage betrifft, so glaube ich, daß Ew. Königliche Hoheit viele militärische Schriftsteller übertreffen. Dies alles ist meine ungeheuchelte Beurteilung und mein Gefühl der Freude darüber, daß das preußische Haus einen Prinzen hat, der soviel auf die Zukunft verspricht und sich schon als Jüngling einen so großen Fond von gründlichen Kenntnissen erworben hat, den sich unsere erfahrensten Krieger nur selten rühmen können.“. Auch um seine musikalische Fortbildung bemühte er sich jetzt stärker. Seine ersten Kompositionsversuche in Hamburg hatten ihm gezeigt, daß er sich gründlicher in Harmonielehre und Satztechnik ausbilden lassen mußte. Er hatte an Anton Reicha geschrieben, den er aus Hamburg kannte und der jetzt in Wien lebte, hatte ihm „seinen Tisch und seinen Schutz“ angeboten und ihm „die erste in Berlin ledig gewordene Kapellmeistersteile“ versprochen, wenn er sich bereit fände, sein Kompositonslehrer zu werden. Aber Reicha lehnte ab. Dafür lernte Louis Ferdinand den berühmtesten Violoncellisten seiner Zeit kennen, den gleichaltrigen Jacques Michel Hurel de LaMare, der - unterwegs zu einer Rußland-Tournee - in Berlin Station machte. Lamare wohnte einige Zeit beim Prinzen, und sie musizierten viel miteinander. Einmal machte Louis Ferdinand seinem Ärger über Frankreich Luft. „Monsigneur“ sagte daraufhin Lamare, „ich habe die Ehre Ew. Königliche Hoheit darauf hinzuweisen, daß es mein Vaterland ist, von dem Sie so sprechen!“ Louis Ferdinand war das unangenehm: „Sie haben recht, mein lieber Lamare, es war mein Fehler. Lassen wir dies Thema, und wenden wir uns lieber der Musik zu.“ Sie schieden als Freunde und tauschten sogar Ringe miteinander. Lamare fuhr nach Petersburg; beide sahen sich nicht wieder. In den ungedruckten Erinnerungen des Oldenburgers Ludwig Starklof (1789-1850) findet sich eine Reminiszenz an den Aufenthalt des Regiments des Prinzen und seines Chefs in Oldenburg, die hier erstmals zitiert sei: „Herbst 1800 hatten wir neue Einquartierung. Das preußische Regiment Prinz Louis Ferdinand rückte in Oldenburg, das Regiment Kleist in Bremen ein. Es handelte sich um Differenzen zwischen England und Preußen. Der Prinz Louis Ferdinand machte vollständig den Eindruck eines Fürsten aus

größeren Weltkreisen, der kleinstädtische, kleinstaatliche Beschränkung und Rücksichten nicht kennt und vornehm resolut frisch ins Leben hineingreift. Das Regiment rückte am 21. Mai 1801 wieder ab, nahdem es einige Monate bei uns gestanden hatte. Der Prinz hatte sein Quartier an der Huntestraße im damaligen Hause des Forstmeisters von Heimburg, welches nachher dem Weinhändler Bollmann gehörte. Uns empörte die Brutalität und Unmenschlichkeit, womit die meisten preußischen Offiziere die Gemeinen mißhandelten. Ein so fürchterliches Prügeln hatten wir nie gesehen, nie für möglich gehalten. Die Offiziere fuchtelten darauf los, daß es ein Greuel war. Manche hatten diese Grausamkeit förmlich systematisch und raffiniert ausgeklügelt, sie setzten den Soldaten den Griff des Degens so gewaltsam hinter die Schulter, daß die Klinge nach vorn auf die Brust hinüberschlug. Die Offiziere hatten am Schlagen nicht genug, sie stießen die Leute mit dem Degen unters Kinn, sie bissen sie in die Ohren, stachen sie in die Waden, und was dergleichen Teufeleien mehr waren. Den ganzen Morgen hindurch widerhallte der Exerzierplatz von den Schlägen, in deren Austeilung die Kapitäns, Leutnants, Junkerkorporals miteinander wetteiferten. Die Offiziere waren größtenteils unwissende, hochnasige Edelleute, die jeden Menschen, der nicht Soldat war, mit dem Schimpfnamen „Knote“ belegten.“. Von der in der preußischen Arme üblichen Brutalität war schon im zweiten Kapitel die Rede gewesen, insofern können uns Starklofs Beobachtungen nicht überraschen. Wohl aber muß es erstaunen, daß dergleichen offenbar auch unter den Augen des Prinzen möglich schien, denn es gibt ausreichend Belege für seine humane Gesinnung gerade gegenüber den einfachen („gemeinen“, wie man damals sagte) Soldaten. Der Widerspruch ist nicht aufzulösen, es sei denn, der Prinz wäre auf dem Exerzierplatz nicht anwesend gewesen oder hätte sich vorübergehend nicht in Oldenburg aufgehalten. Das aber ist weniger wahrscheinlich, und eine erneute Abwesenheit hätte der König nach den Hamburger Vorkommnissen schwerlich geduldet. In dieser Zeit war Louis Ferdinand viel zwischen Magdeburg und Berlin unterwegs, und der König hatte nichts dagegen einzuwenden. Die Führung seines Regiments und die ihm in Magdeburg übertragenen Aufgaben erledigte der Prinz zur Zufriedenheit, und er durfte nun so oft in Berlin sein, daß sich der Erwerb eines eigenen Hauses lohnte. Dieses Haus stand an der Weidendammerbrücke, kein Palais, sondern eine bescheidene Stadtwohnung. Von Januar bis März 1802 hielt er sich in Berlin auf, wo er viel mit Gentz zusammen war, dann wieder drei Monate Magdeburg und im Juli zurück nach Berlin. Am 2. August fuhr er nach Rheinsberg. Prinz Heinrich hatte einen Schlaganfall erlitten, an dem er tags darauf starb. Schon im Juni hatte er einen ersten leichten Anfall hinter sich gebracht und daraufhin geäußert: „Ich liebe Anfälle, die rasch ein Ende machen, aber ich frage nicht nach solchen, die nur die Gesichter verzerren, und möchte nicht „der Blödsinnige von Rheinsberg“ genannt werden.“. Nun war er tot, und sein Lieblingsneffe „vergoß heiße Tränen“. Vergessen, daß er seinen Onkel auf so manchem feucht-fröhlichen Abend zu vorgerückter Stunde von dem Schauspieler Gerhard hatte imitieren und parodieren lassen. Vergessen Prinz Heinrichs wunderliche Neigung, Leichen zu inspizieren, sobald ihm gemeldet wurde, dieser oder jener sei gestorben. Unvergessen aber Onkel Heinrichs Hofkapelle, mit der Louis Ferdinand so oft hatte musizieren dürfen, wiewohl ihr Repertoire bei Mozart endete, dessen Musik Onkel Heinrich „höllischen Spektakel“ nannte. Unvergessen Heinrichs Bemühungen, dem Neffen den polnischen Königsthron zu verschaffen. Unvergessen seine verständnisvolle Fürsorge für seines Bruders ungeliebten Sohn. Nun war er tot, dieser noble alte Mann, der selbst würdig gewesen wäre, auf Preußens Thron zu sitzen. Zweifellos wäre es unter ihm liberaler zugegangen, und sicher scheint, daß er die brutale Vergewaltigung Polens als König nicht zugelassen hätte. Am 6. August wurde Prinz Heinrich im Park von Rheinsberg beigesetzt; am Nachmittag versammelte Louis Ferdinand die Dienerschaft im Salon und versprach ihr, ganz im Sinne des Verstorbenen für sie zu sorgen. Niemand brauche Angst um seine Zukunft zu haben. Dieses Versprechen konnte er geben, denn der Onkel hatte ihn zum Haupterben eingesetzt. Und das führte augenblicklich zu heftigem Zank im Hause Ferdinand. Durfte

Heinrich überhaupt Allodialgüter an seinen Neffen vererben? Warum nicht, sie waren ja kein Staatsbesitz. Aber die Familie Ferdinand lärmte wie von Sinnen und rief die Regierung um Hilfe an. Louis Ferdinand, angewidert von diesem Schacher und der sich hier offenbarenden Krämergesinnung, willigte ein, sich in den Besitz der Allodialgüter mit seinem Bruder August zu teilen, und schon war Ruhe. Den Eltern war es nur darum gegangen, dem ohnedies schon in jeder Weise verhätschelten August reichen Besitz auf Kosten des ungeliebten Älteren zu sichern, auf dessen noble Gesinnung sie ja auch sonst nicht umsonst spekuliert hatten. Erster Erbteil: Am 27. September erfolgte Louis Ferdinands Ernennung zum Dompropst in Magdeburg, deren Anwartschaft ihm ja schon 1790 verliehen worden war und dessen Stiftsordenkreuz er seit dem 20. April 1791 trug. Die Dompropstei - und das war das wichtigste an ihr - warf jährlich 24500 Taler ab. Wichtiger war dem Prinzen zu dieser Zeit aber etwas ganz anderes. Auf dem Gut Schricke bei Magdeburg hatte er 1799 die sechzehnjährige Enkelin des dortigen Amtsrates Fromme kennen gelernt: Henriette, Tochter eines verstorbenen Berliner Fabrikanten. Er hatte sie im nächsten Sommer dort wiedergesehen, dann auch in Berlin, wo sie bei ihrer Mutter in der Wallstraße wohnte, und sich in sie verliebt. Henriette erwiderte seine Liebe, sie besuchte ihn heimlich in Magdeburg („Jettchen haucht meinem musikalischen Genie Seele ein und lindert die Langeweile meines Aufenthalts“), und jetzt war sie schwanger: Am 18. März gebar die Zwanzigjährige den Sohn Anton-Albert-Heinrich-Ludwig. Von Henriette läßt sich nur schwer ein Bild gewinnen. Es existiert kein Portrait, das uns ihr Äußeres zeigt, und die spärlichen schriftlichen Dokumente von ihrer Hand zeigen kaum ihr Inneres. Die Zeitgenossen erwähnen sie nur beiläufig, man erfährt, daß sie hübsch, blond und sanft war, das ist alles. Eine gewisse Bildung muß sie gehabt haben, denn sie korrespondierte mit Louis Ferdinand in französischer Sprache, aber es wäre ihr kaum in den Sinn gekommen, Rahels Dachstube zu besuchen, wenngleich die beiden Frauen sich über ihre gemeinsame Freundin Pauline Wiesel kannten. Bei den geselligen Zusammenkünften im Hause des Prinzen scheint sie sich im Hintergrund gehalten zu haben; doch er liebte sie, und die bevorstehende Geburt ihres ersten Kindes stimmte ihn glücklich. Auch sonst wurde es im Leben des Prinzen freundlicher. Onkel Heinrich hatte ihm nicht nur vor seinem Ableben 14000 Taler zum Abtragen der Schulden spendiert und ihn zum Haupterben gemacht: Seine großzügige Geste hatten auch Vater und König milde gestimmt, und Louis Ferdinands erzwungener Erbverzicht tat das übrige: Großversöhnung zwischen ihm, der Familie und dem König. Man genoß die geldgestiftete Harmonie. So war der Boden gut vorbereitet, um dem König ein neues Gesuch unterbreiten zu können: Es ging um Schricke, wo der Prinz schon verschiedentlich gejagt hatte. Er wollte das Gut kaufen. Der Besitz umfaßte 1144 Morgen Ackerland, 137 Morgen Wiesen und 130 Morgen Forsten. Gefordert wurden 54000 Taler. Am 12. März 1803 wandte er sich an den König: „Die angenehme Lage dieses Gutes, dicht an den mir von Ew. Königl. Majestät gnädigst überlassenen Jagdrevieren bei Colbitz, und meine Neigung zur Landwirtschaft lassen mich den Besitz dieses Gutes sehr wünschen, weshalb ich mit dem p. von Alvensleben [Schrickes Besitzer: Georg Ludolf von Alvensleben-Exleben], mit Zustimmung seiner Creditoren, über die Überlassung dieses Gutes gegen eine Kaufsumme von 54000 Rthl in Gold einig geworden bin. Zwar bin ich jetzt noch zur Abbezahlung der ganzen Kaufsumme außerstande, indessen werde ich davon 14000 Rthl bei der Abschließung des Kontrakts sofort bar bezahlen. Die übrigen 40000 Rthl aber sind die bisherigen von Alvensleben hypothekarischen Gläubiger, da sie hinlänglich sicher sind, auch fernerhin auf dem Gute als Hypothek stehen zu lassen bereit.“ Er bittet um des Königs „gnädigste Einwilligung zur Akquisition dieses Gutes und zur hypothekarischen Sicherstellung jenes Kapitals von 40000 Rthl“. Der König forderte daraufhin bei seinem Minister von Recke ein Gutachten an. Der schrieb: „Der Prinz Louis dürfte - als majorenn, Generalleutnant und Dompropst zu Magdeburg - wohl für emanzipiert zu achten sein und daher der Einwilligung seines Herrn Vaters in den beabsichtigten Ankauf nicht einmal bedürfen. Der Prinz Ferdinand wird es indessen sehr hoch aufnehmen, wenn des

Königs Majestät vor Erteilung höchster Einwilligung dessen Meinung zuvor vernehmen, und es wird vielleicht am kürzesten sein, wenn ich dazu den Befehl erhielte, mich deshalb zu erkundigen. Noch kürzer wäre es, wenn des Königs Majestät dem Prinzen antworteten: Sie erteilten den Konsens in der Voraussetzung, daß der Prinz den Ankauf mit Zustimmung seines Herrn Vaters unternehme. Bei der jetzt im Schwange seienden Unterhandlung wegen der Prinzen Heinrichschen Vorgänge und der künftigen Prinzlich Ferdinandschen Sukzession wird es immer ratsam sein, dem Prinzen Louis keine Chance zu geben, und das dürfte auf die letzte Weise vielleicht am ersten vermieden werden.“. Also: Zustimmung ja, aber immer darauf bedacht sein, „dem Prinzen Louis keine Chance zu geben“, was bedeutete, ihn zu gängeln und zu bevormunden, wo immer man konnte. Vater Ferdinand hatte ebenfalls nichts dawider; er spekulierte wohl darauf, daß Haus- und Grundbesitz den Sohn finanziell endlich „solide“ machen würden. Schricke wechselte den Besitzer am 27. April, und es gelang sogar, die Kaufsumme auf 47000 Taler herunterzuhandeln. Das Gutshaus selbst war ein bescheidenes Bauwerk aus Holz. LouisFerdinand ging sofort an dessen Einrichtung, ganz im Geschmack des herrschenden Empire-Stils. Mahagonimöbel mit Bronzebeschlägen, die der Braunschweiger Kunsttischler C. Härder anfertigte, standen in den Zimmern, dazu Alabasterlampen, marmorne Armleuchter mit Bronze und - für 400 Louisd’or - „eine Harfen- und Flöten-Uhr in einem architektischen [sic!] Gehäuse von Mahagoni-Holz, sehr reich mit Feuer vergoldeter Bronze garniert“. An den Wänden hingen kolorierte Kupferstiche (mit militärischen Szenen) in Goldrahmen. Kaum war Louis Ferdinand Besitzer Schrickes, da kümmerte er sich auch schon um seine Angestellten. Da gab es den Oberförster Krüger, dessen Sorgen er am 28. Mai dem König unterbreitete: „Durch die mir von Ew. Königl. Majestät gnädigst überlassenen Jagd in dem Colbitzer Reviere habe ich den Oberförster Krüger zu Colbitz näher kennengelernt und in ihm, seiner unbegrenzten Rechtschaffenheit und seines großen Diensteifers wegen, einen sehr achtungswerten Mann gefunden. Seit 16 Jahren hat dieser Mann mit einer Familie von sieben Kindern von den geringen Diensteinkünften von 450 Rthlleben müssen und erst im vorigen Jahre eine Zulage von 300 Rthl erhalten, welche ihn nun instand setzen würde, ohne Nahrungssorgen mit seiner Familie leben zu können, wenn er nicht während jener 16 Jahre eine Schuld von 3700 Rthl contrahieren müßte, deren Verzinsung ihm einen großen Teil seines Einkommens entziehet. Könnte diese Familie von dieser Schuld befreit werden, so würde sie gewiß ganz glücklich sein und dem p. Krüger bei seinem herannahenden Alter für seine Kinder sich nicht eine so traurige Zukunft zeigen, da diese nach seinem Tode unfehlbar ganz verarmen müßten.“. Er bat darum, man möge diese Schulden doch aus der königlichen Dispositionskasse bezahlen, aber da kannte er die sparsame preußische Regierung schlecht. Der Oberförster möge zwar „ein sehr rechtlicher Diener sein, aber ein guter Wirt ist derselbe nicht gewesen“, ließ ihm der König antworten. Jedenfalls könne „der Staat nicht für jeden seiner Diener die Schulden bezahlen“. Zum Besitz der Magdeburger Dompropstei gehörte der etwa 1500 Morgen große Rothenseer Busch, zum Teil altes Überschwemmungsgebiet, zum Teil Hochwald mit reichem Eichenbestand. Diesen Wald nun ließ Louis Ferdinand rigoros abholzen und das Gebiet zur Rodung bestimmen. Der Erlös des geschlagenen Holzes und der Ertrag, den die künftigen Ernten auf dem gerodeten Land abwerfen würden, sollten zur Finanzierung Schrickes dienen. Und nicht nur Schrickes: Am 1. Juni 1803 erwarb er außerdem noch das Rittergut Wettin an der Saale. Wettin, ehemals Stammschloß des Wettiner Fürstenhauses, hatte sich bis 1794 im Besitz der Familie „Aus dem Winkel“ befunden (weswegen es auch in den Akten unter der Bezeichnung „Winkel“ geführt wird); die verkaufte es an den belgischen Emigranten Graf von Merode-Westerloo, dessen Frau es nun für 190000 Taler an den Prinzen veräußerte. Zum Rittergut Wettin gehörten außer dem Stammsitz und dem Freigut Döblitz noch die Dörfer Döblitz, Neutz, Domnitz, Dalena, Schlettau und Sieglitz mit Diensten, Ober- und Untergericht, dazu Brennerei, Brauerei, eine Mühle und eine Kalkbrennerei. In Wettin war man’s offenbar zufrieden, denn der dortige Justitiar Hartmann schrieb dem Kammerrat

Avenarius, dem Bevollmächtigten des Prinzen: „Es macht mir ein unendliches Vergnügen, zu erleben, daß das Gut, für welches ich vermöge meiner vieljährlichen Verhältnisse mit selbigem eine gewisse Vorliebe hatte, in die Hände des Prinzen kommt, der von der Nation angebetet wird, und der aus dem Gute dasjenige machen kann, wozu er seiner Beschaffenheit nach fähig ist.“. Zum Verwalter Wettins bestellte er den Oberamtmann Stöcklein; ein weiser Entschluß, denn der Prinz schuldete ihm schon seit 1799 siebentausend Taler; so würde man ins reine kommen. Nimmt man hinzu, daß Louis Ferdinand außer Schricke und Wettin auch noch das kleine Gut Pöthen bei Gommern (in der Nähe Magdeburgs) erwarb, so ist man einigermaßen verblüfft. Wie: War denn nicht eben noch die Rede von einer beträchtlichen, stetig wachsenden Schuldenlast? Die Erklärung ist einfach. Die Schulden waren eine Sache für sich, der Grunderwerb eine andere. Denn diesen finanzierte man mit den Einkünften der Dompropstei, einigem von Onkel Heinrich ererbten Gelde, mit der Abholzung und Rodung des Rothenseer Buschs und mit einem Darlehen von 100000 Talern. Das hatte der Prinz vom König erbeten, dem er am 30. Januar 1804 schrieb: „Es kann Ew. Majestät nicht unbekannt sein, wie mein Hochseeliger Herr Onkel, des Prinzen Heinrich Königl. Hoheit, die Gnade gehabt, in Ihrem letzten Willen verschiedene Einrichtungen zu meinem Besten und insbesondere zur Bezahlung meiner Schulden zu machen. Der Wunsch indessen, in meiner Familie keinen Anlaß zu Streitigkeiten in Vermögens- und Geldsachen zu geben, hat mir die Pflicht auferlegt, auf den übrigen aus dem Testament erwachsenen Vorteilen Verzicht zu tun, und nur daran zu denken, meine Obliegenheiten gegen meine Schuldner zu erfüllen.“. Nach dieser Einleitung, einem Meisterstück hausinterner Diplomatie, kam er zur Sache: Er bat um ein Darlehen von 100000 Taler zu 4 % Zinsen. Der König gewährte dieses Darlehen sofort, und Louis Ferdinand dankte ihm am 6. Februar für „den neuen Beweis von Gnade“. Friedrich Wilhelm III. war wie sein Onkel Ferdinand der Meinung, daß die Sturm- und Drangzeit des Sorgenprinzen nun wohl endgültig vorüber sei und daß Grundbesitz Vertrauen erweckt, unbeschadet, wie desolat sonst die Finanzen sein mögen, ein Gedanke, der auch uns heute nicht fremd ist. In Magdeburg hatte er sich jetzt gut eingelebt, er fühlte sich nicht länger beengt, seit er das Wochenende in Schricke oder in Wettin verbringen konnte, vor allem aber, seit ihm Urlaubsreisen nach Berlin endlich großzügiger gewährt wurden. Sein Klavierspiel hatte ihm in Magdeburg sogar einen gewissen Ruf in der Öffentlichkeit verschafft, so daß die damals renommierteste Fachzeitschrift, die in Leipzig erscheinende Allgemeine Musikalische Zeitung, am 1. 6. 1803 schreiben konnte: „Überhaupt gibt es unter den Musikliebhabern in M. einige vorzügliche Fortepianospieler, unter denen der Prinz Ludwig von Preußen, Chef eines dasigen Inf. Reg., dem ersten Rang behauptet.“. Wie angesehen er in Magdeburg war, berichtet Karl Immermann, der ihn in seiner Kindheit dort gesehen hat: „Der Prinz war für Magdeburg, was Achill für das Lager in der Ebene von Ilium gewesen. Er war Chef eines der bei uns garnisonierenden Regimenter, Dompropst, aber über diese Prädikate hinaus lagen die Zauber, mit denen er auf die Menschen wirkte. Seine Tapferkeit, Bonhommie, seine große Begabung für Musik nicht minder als seine Waghalsigkeiten und forcierten Ritte nach Berlin und selbst seine Schulden, Ausschweifungen und Liebeshändel hatten ihn in alle Lichter romantischer Beleuchtung gestellt.“. Auch den von früher vertrauten Verkehr mit den Wedels hatte er erneuert. Der Sohn Karl erinnerte sich später: „Seine Freundschaft und Gnade für meinen Vater brachte ihn viel in unser Haus, was auch sehr mit den Wünschen seiner Familie übereinstimmte, aber die daraus entstehenden Ausgaben fielen uns zur Last; doch nichts konnte zu kostbar sein, diesem liebenswürdigsten, geistreichsten aller Prinzen zu gefallen.“. Als Louis Ferdinand eines Tages durch Berlin fuhr, erblickte er auf der Straße einen älteren Herrn, dem das Gehen offenbar sauer wurde: Es war sein alter Lehrer Großheim. Sofort ließ er halten und den Professor einsteigen. Aber damit nicht genug: Er setzte im Mai 1803 seinen beiden Hauslehrern eine Pension aus, zahlbar bis an ihr Lebensende: 25 Taler für Geheimrat Bärbaum (der aber schon am 7. 12. 1804 starb) und 16 Taler und 16 Groschen für Professor Großheim (der den Prinzen überlebte). Damit versorgte er nun vier Pensionäre, denn sein alter

Stallmeister Morin bezog ja schon seit längerem monatlich 12 Taler und desgleichen der redliche Stoltze seine 20 Taler (auch er hat seinen Herrn überlebt). In seinem Haus an der Weidendammer Brücke, wo er mit Henriette und dem Söhnchen (genannt Loulou) lebte, wenn er in Berlin war, gab es zahlreiche Gesellschaften, die ob ihres hohen Niveaus bald unter der Berliner Intelligenz populär wurden. „Daß ich auf vielen Soirees des Prinzen Louis Ferdinand gewesen bin, wo außer der göttlichsten Musik auch recht angenehme Konversation geführt wurden, habe ich Ihnen, glaube ich, schon geschrieben“, teilte Adam Heinrich Müller am 21. 7. 1803 Friedrich Gentz mit, der inzwischen Berlin verlassen hatte, und, nach einem Aufenthalt in London, jetzt sein dauerndes Domizil in Wien aufgeschlagen hatte. Anfang April war ein alter Hamburger Bekannter nach Berlin gekommen: Jacques Joseph Rode, der berühmte Geiger, der sich - wie seinerzeit Lamare - auf Konzertreise nach Petersburg befand. Rode hatte inzwischen auch politisch Karriere gemacht: „Le premier violon du premier consul“ nannte er sich stolz auf seinen Visitenkarten. Aber anders als Lamare, dessen Laufbahn nach seiner Rückkehr aus Rußland erst richtig beginnen sollte, blieb Rode für fünf Jahre als Soloviolinist des Zaren in Petersburg, was sich bei seiner Rückkehr rächte: Rode hat nie wieder so recht Anschluß an das offizielle Musikleben von Paris gefunden, er war zu lange fortgeblieben. Jetzt war er also in Berlin, und es steht zu vermuten, daß auch er - wie Lamare - im Haus des Prinzen musiziert hat. Wie eine deutliche Markierung nach außen wirkte es für ihn, daß endlich auch die Ära Schwede rn ihren Abschluß fand: Der pedantische Hauptmann, dessen Tätigkeit ihm von keiner Seite gedankt wurde (der Prinz konnte ihn nicht ausstehen), ward am 8. November durch den Stabshauptmann Karl Ludwig von Kleist ersetzt, und der war nun wirklich nur Adjutant, nicht aber bestellter Aufpasser und Haushaltsvorstand. Die letzten vier Monate des Jahres 1803 hatte Louis Ferdinand in Magdeburg und Schricke zugebracht, im Januar 1804 kehrte er nach Berlin zurück. Und im Januar oder Februar muß es gewesen sein, als er Pauline Wiesel kennenlernte. Sie war, wie schon erwähnt, die gemeinsame Freundin von Rahel und Henriette. Die Fünfundzwanzigjährige war seit vier Jahren mit dem Kriegsrat Wiesel verheiratet, einer mephistophelischen Erscheinung, der das kunstvolle Spiel mit geheimnisvollen Transaktionen und undurchsichtigen Geschäften leidenschaftlicher betrieb als das Spiel der Sinne, wenn man bei diesem seltsamen Mann überhaupt von Leidenschaft sprechen darf. Es scheint seine junge Frau in zweideutigen Situationen fast kupplerisch eingesetzt zu haben, in masochistischer Lust die Rolle des geprellten Teufels spielend, aber man darf nur sagen: Es scheint so. Der Kriegsrat Wiesel wird im zeitgenössischen Urteil zu übel behandelt, als daß man nicht mißtrauisch werden müßte. Persönliche Konturen wachsen einem aus keiner Charakteristik zu. Ludwig Robert, der Bruder Rahels, nennt ihn in einem Akrostichon „elend von Gott und Welt verlassen“, aber gerade Rahei, die unbestechlichste Seele mit untrüglichem Gespür für Menschen, und auch Henriette Mendelssohn, die Tochter des großen Philosophen, haben ihn viel positiver beurteilt. Nachweisbar jedenfalls: Er und seine Frau lebten damals getrennt; er logierte in Gasthäusern, sie lebte bei ihrer Mutter, der Geheimratswitwe César, einer französischen Emigrantin. Es ist unwahrscheinlich, daß Louis Ferdinand und Pauline sich erst Anfang 1804 kennengelernt haben sollen, denn Pauline war eine der engsten Freundinnen Rahels und in der Dachstube stets mit von der Partie. Sie war in allem das Gegenteil von Rahel: Überaus schön und von eminent erotischer Ausstrahlung, die der intellektuellen Ausstrahlung Rahels entsprochen haben mag. Pauline, hinreißend gewachsen und voll Charme, kompensierte ihre mangelhafte Bildung durch gesellschaftliche Geschmeidigkeit, Einfühlungsvermögen und ihr Äußeres, und Rahel bewunderte insgeheim die ihr versagt bleibenden Erfolge (und Effekte) als Frau auf dem Parkett des Salons, während Pauline zeit ihres Lebens ihre Anhänglichkeit an die ihr geistig weit überlegene Frau bewahrte, deren Lebensklugheit, Sensibilität und Reife sie nie erlangte. Über die Beziehungen zwischen Louis Ferdinand und Pauline unterrichtet uns vornehmlich ihr Briefwechsel, wobei von Pauline allerdings nur zwei Briefe existieren, von Louis Ferdinand gut zwei Dutzend, die allerdings von der Nachwelt ängstlich „moralisch“

purgiert werden. Genaueres läßt sich heute darum nicht sagen (nicht einmal die Anzahl der Briefe), weil die Originalmanuskripte seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen sind. Der Prinz hat seine Privatbriefe fast nie datiert, sie lassen sich nur durch gelegentliche Anspielungen zeitlich einordnen. Ihre Liebe war stürmisch und den Ansprüchen, die Louis Ferdinand an sie stellte, nicht gewachsen. Er schrieb ihr einmal: „Du beurteilst mich falsch, die erbärmlichen bonnes fortunes sind für mich nicht reizend, und o wie sehr oft wünschte ich und wünsche ich noch, nie mehr als ein Weib geliebt zu haben! Wie glücklich ist der, dessen erste Liebe sein ewiges Glück machte! Liebe wünschte ich, Liebe ist der einzige Wunsch meines Herzens, das Ideal, nach dem ich strebte. Sanft und wohlwollend ist mein Charakter und feurig brennend jeder oder viele einzelne Züge; die Farbe, das Kolorit, was meine Handlungen tragen, ist deswegen, daß es andern gleicht, nicht dasselbe. Ich habe so hohe, heilige Begriffe von der Liebe, daß sie Dir, daß sie so manchem vielleicht unbegreiflich scheinen würden. Überdem handle ich mit stetem Wunsch, glücklich, höchst glücklich zu sein, ohne jedoch je das Glück meines Lebens auf ein gewagtes, unsicheres Spiel zu setzen. Mein Herz haben die herben Erfahrungen der Welt nicht erkaltet, nicht ist in mir erstorben, diese himmlische Poesie des Lebens, die allein glücklich macht, diese Hoffnung auf Liebe und Freundschaft, und auf alle höheren Gefühle, die edle Menschen auszeichnen - aber, Pauline, bei Gott, bei allem, was Wert für Deine Augen hat, Du kennst mich nicht, wenn der Gedanke, daß ich Frauen leicht liebe, der Wunsch nach Besitz in mir stets rege ist, Dich beherrscht. Ich liebe Weiber, ich finde etwas Sanftes in ihrer Gesellschaft, die Freundschaft der Levi hat einen Charakter, der süßer als alles übrige ist, das ist’s, was ich lebhaft fühle, der Männer Freundschaft ist so selten, und - sei es immer gesagt - ich bedarf sie nicht. Ich finde es angenehm, mit Frauen umzugehen, und auch der entfernteste Gedanke an Liebe, an Besitz ist nicht in meinem Herzen.“. In einem anderen Brief: „Pauline, meine liebe Pauline, einziges teure, welchen Namen soll ich Dir geben - welches Gefühl nennen, welches in meiner Brust nicht für Dich ist? Oder vielmehr, wie soll ich das Gefühl nennen, was ich für Dich empfunden - nur stürmisch, zu stürmisch ist es - und doch fühle ich auch auf einer anderen Seite, daß die Liebe nur wirklich ist, wie es in einer von den Elegien von Goethe steht, ohne Ruhe ist.“. Oder: „Du begreifst es, daß uns die Menschen nicht erklären können, und doch, Pauline, ist es so gewiß, daß wir schon lange in uns fortgedacht, gelebt und geliebt haben, als es gewiß ist, daß es nur eines Augenblicks bedurfte, um glücklich miteinander zu sein, um sich zu lieben, zu besitzen, zu verstehen; unser Glück wird sich entweder sehr vermehren, weil unsere beiderseitigen Hoffnungen und Ansprüche aufeinander sich immer mehr bestätigen werden, oder schon wären wir geschieden! Pauline, ich folge meinem Wunsch, meinem Herzen, ich bin und bleibe Dein. - Vetter und Gualtieri sind bis jetzt bei mir gewesen; Pauline, diese alle lieben doch nicht! O Pauline, wenn Du einst mich kennen wirst, und ich die Geschichte Deines Herzens, Du die meine, dann, Pauline, sollst Du mir gestehen, daß wenig Menschen lieben können so wie Louis. Brinckmann ist wirklich göttlich, die Liebenden schreiben der Liebe wegen, der liebt der Briefe wegen. - Große Gefühle sind nicht so geschwätzig, und Wahrheit ist mit Liebe unzertrennlich. Alle diese Menschen, so auch Dein ekliger Gentz, sind so kalt überspannt - Exaltation ist zuweilen die Folge eines heftigen Gefühls, und diese Menschen exaltieren sich, um sich oder andern den Beweis ihres Gefühls zu geben, kein Ausdruck ist wahr, keiner einfach in ihnen. Brinckmann liebt Dich, seine Briefe scheinen mir aber gar nicht so zu sein, daß sie das Gepräge des Wunsches nach Besitz trügen, und das ist erbärmlich“. Brinckmann, der schwedische Legationssekretär, hatte Pauline lange den Hof gemacht, ohne Erfolg. Nun hatte ihm Louis Ferdinand die letzte Hoffnung genommen. Gentz tröstete ihn aus Wien am 7. März auf eine Weise über den Verlust Paulines, die Louis Ferdinands Adjektiv „eklig“ verständlich macht: „Es gibt keinen Enthusiasmus, es gibt keine Leidenschaft, die die Vorzüge dieses liebenswürdigen Geschöpfs [Pauline] nicht rechtfertigen. Aber auch ohne die unselige neue Verbindung [Pauline mit Louis Ferdinand], von welcher Sie in Ihren letzten Briefen sprechen, war ihre bürgerliche und moralische Existenz schon so zerrüttet, daß der,

welcher der Besitzer ihres Vertrauens oder gar ihrer Liebe ward, auch mehr oder weniger der Genosse ihres Untergangs sein mußte.“ Louis Ferdinand schrieb seiner Geliebten aber auch einige Sätze, die zeigen, wie mühsam oft die Verständigung zwischen ihnen wurde, weil sie geradezu entgegengesetzt dachten und - daher - empfanden, Grund vielfacher, schmerzlicher Zerwürfnisse: „Liebe Pauline, wie sehr ich Dich liebe, wie äußerst interessant Du mir bist, dies wird die Zeit Dich lehren, dies muß der stete Wunsch, Dich zu sehen, beweisen; daß in den Augenblicken, wo Du mich siehest, ich sehr oft verstimmt bin, und wenn ich Dich in Gesellschaft sehe, ich Dir nicht die Ursache meines Betragens erklären kann, ist sehr natürlich. Sprich doch nicht von amüsieren! Ich kenne nichts Trivialeres als diesen Ausdruck. - Kinder, Hofdamen und Fähnriche, die amüsieren sich -, aber ein Mann, dessen Verstand sich beschäftigen, der denken, fühlen, genießen kann, der amüsiert sich nicht.“ Zum Freundeskreis Louis Ferdinands zählte auch der Schweizer Historiker Johannes von Müller, der meist in Berlin lebte; eine unglückliche, häßliche, genußsüchtige Erscheinung, oft der Gegenstand des Spotts in der Prinzenrunde, die ihn vielfach wie eine Art Hofnarr behandelte. Vermutlich wegen seiner kaum auszulebenden homosexuellen Veranlagung, die damals - weit schlimmer als heute - gesellschaftliches Brandmal war. Daß der Prinz sie tolerierte, darf als sicher gelten; daß man aber in seinem Kreis mit Müller vor allem wohl deswegen höchst derbe Narrenspossen trieb, ist wahrscheinlich. Dennoch: Müller verehrte ihn, wie sein Brief vom 4. März bezeugt: „In Ihnen habe ich einen Prinzen kennen gelernt, von der Art, wie ich sie immer so sehr in der Geschichte geliebt habe. Ich fürchtete, daß es eine solche nicht mehr gäbe. Von jetzt an werden meine Werke ein neues Leben gewinnen; ich werde an Sie denken, und sie [die Werke] werden nach der Natur gezeichnet sein. Ich merke, daß es eine Art Sympathie gibt zwischen den Historikern und denen, mit denen sie sich beschäftigen müssen. Es entsteht daraus eine Art Zärtlichkeit, die dem tiefempfundenen Respekt nicht im Wege steht.“ Und einen Monat später: „Ew. Durchlaucht wollen den Dank genehmigen, den ich Hochdenselben im Augenblicke der Abreise - weil es einmal sein muß! - für die so angenehmen Eindrücke darzubringen wage, welche die ganze Persönlichkeit Ihrer königlichen Hoheit für immer in mein Herz gegraben haben, Eindrücke, welche eine Wirkung der Anlagen sind, die Ew. Durchlaucht befähigen, dem Helden gleich zu werden, den ich am meisten erhebe in der ganzen Geschichte der Menschheit [gemeint ist Friedrich II. von Preußen] - […] Ich zähle darauf, zurückzukommen und mein Leben unter den Preußen zu beschließen, und ich hoffe lange genug zu leben, um den gemeinen Seelen, die mich durch Anspielen auf einen gewissen Fehler der Alten [seine Homosexualität] zu demütigen meinen, zu zeigen, daß ich denselben durch die Tugenden derselben aufzuwägen wüßte - so wie E. D. auch.“ Am 9. März traf Germaine de Staël in Berlin ein. Die geistreiche Tochter des vorrevolutionären Finanzministers Necker reiste schon seit einigen Wochen durch Deutschland, hatte sich einige Zeit in Weimar aufgehalten und die Bekanntschaft Goethes und Schillers gesucht. Jetzt schickte sie sich an, Berlin zu erobern. Ihr vitales, alles gleichsam überrollendes egozentrisches Wesen ging zwar allen weidlich auf die Nerven, aber man bewunderte doch die Intelligenz der Französin: Man schmeichelte sich, einer Nation anzugehören, die das Interesse dieser Frau in so besonderem Maße fand, obwohl man sonst aus Frankreich nur Verachtung und aufgeblasene Herablassung gewöhnt war. Damals war Germaine de Stael noch nicht so angetan von den Deutschen wie später, als sie ihr berühmtes Buch veröffentlichte. Damals teilte sie ihrem Vetter aus Frankfurt a. M. mit: „Alles Materielle ist in Deutschland unerträglich: Betten, Kost, Öfen, alle Eindrücke sind unfreundlich, und wer bei den Deutschen nicht distinguiert ist, gehört, gemessen an unseren Gewohnheiten und Neigungen, nicht ganz zur menschlichen Rasse.“ Am selben Tag schrieb sie an Charles de Villers in Lübeck: „Soll ich Ihnen schon nach zwei Tagen die Eindrucke schildern, die ein Land, das ich noch nicht kenne, auf mich als Französin gemacht hat? In einer kleinen Stadt in einem Gasthof eingekehrt, empfing mich das Hämmern eines Klaviers in einer verräucherten Stube, wo über einem eisernen Ofen nasses Wollzeug zum Trocknen hing. So kommt mir hier

alles vor: Ein Konzert in einer verräucherten Stube. In der Seele schlummert zwar Poesie, doch in der äußeren Form gibt es keine Eleganz. Dieser Jean Paul, den ich lese, weil er von Ihnen kommt, schreibt einige großartige Zeilen, und dann folgen Einzelheiten über ihn selbst, die aller Ästhetik Hohn sprechen, und es ist unbegreiflich, wie das so edle und tiefe Empfinden dieser Menschen sie nicht die Grazie entdecken läßt, die doch nur die Harmonie aller Eigenschaften ist. Ich begreife jetzt, warum wir die Deutschen für affektiert hielten, wo sie sich mir hier ganz natürlich zu geben scheinen: Ein merkwürdiger Gegensatz besteht zwischen ihren erhabenen Gedanken und vulgären Formen. Man kommt fast in Versuchung zu glauben, das Gewöhnliche sei das ihnen Natürliche.“ Von den deutschen Intellektuellen schreibt sie: „Es sind so friedfertige und so abstrakt denkende Philosophen, daß sie, bis auf wenige Ausnahmen, fast mit jeder Regierung auskommen können.“ Anfang März kam sie nach Berlin, wo sie sehr bald die Bekanntschaft des Prinzen („der berühmte Prinz Louis“) machte, mit dem sie der gemeinsame Haß auf Napoleon verband: „Das, was ihn hauptsächlich gegen Bonaparte reizte, war dessen Art, alle die zu verleumden, die er fürchtete und selbst diejenigen in der allgemeinen Meinung herabzuwürdigen, deren er sich bediente, um sie in jedem Falle besser in seiner Abhängigkeit zu behalten. Der Prinz sagte sehr oft: „Ich will ihm erlauben, zu töten, aber moralisch zu morden, das ist es, was mich empört!“.“. Am 12. März, also zwei Tage nach dem Geburtstag der Königin, war - wie in jedem Jahr - auch ein Maskenspiel der Mitglieder des Hofes vorgesehen. Thema: Alexander der Große erhält die Tochter des Darius zur Frau. Aufgeführt werden sollte das Ganze im Theater, nicht etwa in einem Palais. Königin Luise sollte die Tochter des Darius spielen, Louis Ferdinand die Rolle Alexanders übernehmen. Dies alles war nicht ohne politischen Beigeschmack. Major Peter von Gualtieri, der Schwager Massenbachs, erfuhr davon und informierte den Oberst. Der war entsetzt: „Wie? Die Königin niederknien zu den Füßen dieses Wüstlings? So wenig kennt man das Gemüt des Prinzen Louis Ferdinand? Um Gottes willen, was für Folgen können daraus entstehen?“ Massenbach aktivierte seinen ganzen Einfluß am Hof und will Erfolg gehabt haben; die Rolle Alexanders sei dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, übertragen worden. Aber Marwitz schreibt in seinen Memoiren, die Rolle Alexanders habe Louis Ferdinand gespielt. Zum Geburtstagsball war auch Madame de Stael geladen. Marwitz, der diese öffentliche Pantomime mißbilligte, sah bei diesem Fest auch „die berühmte, oder eigentlich berüchtigte Frau v. Stael, ein großes, dickes, höchst impertinentes Mensch. Es waren erhöhte Sitze für die Prinzessinnen angebracht, um die Quadrillen besser sehen zu können. Sie schritt aus der Menge keck hinauf und setzte sich zwischen sie. Ob dies nach ihren Begriffen gute Lebensart war, oder ob sie von einer Sorte zu sein glaubte, lasse ich dahingestellt sein.“ Am 1. April traf sich Madame de Stael mit Louis Ferdinand zum Essen. „Werden Sie mir glauben“, schrieb sie, „daß dieser verführerische Prinz Louis, der bestimmt Geist hat und eine schöne preußische Figur, nach dem Essen immer mit schwerer Zunge spricht, so daß ich es geflissentlich vorziehe, ihm morgens ein Rendezvous zu gewähren; und das ist der deutsche Lovelace!“ Und eine Woche später klagt sie ihrem Vater: „Müller und Prinz Louis und der Herzog von Oels sind fast jeden Abend betrunken.“ Aber sie erlebte Louis Ferdinand auch anders. Eines Morgens, Ende März, wurde sie um acht Uhr geweckt: Der Prinz wünsche sie zu sprechen. Er saß zu Pferde und schien erregt: „Wissen Sie, daß der Herzog von Enghien auf badischem Gebiet aufgehoben, einer Militärkommission überliefert und 24 Stunden nach seiner Ankunft zu Paris erschossen worden ist?“ Sie weigerte sich, diese Nachricht zu glauben: „Welche Torheit! Sehen Sie nicht, daß nur die Feinde Frankreichs solche Gerüchte verbreiten?“ „Wenn Sie an dem zweifeln, was ich Ihnen sage, so werde ich Ihnen den „Moniteur“ schicken, worin Sie das Urteil lesen werden.“ Eine Viertelstunde später hielt sie den Moniteur, Frankreichs Regierungsblatt, in der Hand, die Ausgabe vom 21. März, und las darin das „Todesurteil gegen einen gewissen Louis d’Enghien“. Sie bekam daraufhin einen Brief des Prinzen mit der Einleitung: „Ein gewisser Prinz Louis von Preußen läßt Frau von Stael fragen…“ Das zeigte, wie tief getroffen er war. Auch Henriette Herz machte die

Bekanntschaft Germaine de Staels. „Frau von Stael gab während ihres Aufenthalts in Berlin an jedem Freitag eine Soirée, aber sie lud jedesmal nur drei Damen dazu ein. Ich gehörte öfter zu den Eingeladenen, und erinnere mich des letzten dieser Abende als eines vorzugsweise geistvollen und anregenden. Die drei weiblichen Mitglieder der Gesellschaft waren diesmal, außer der Wirtin, die Herzogin von Kurland, Frau von Berg und ich. Besonders geistreich und liebenswürdig erwies sich an diesem Abende Prinz Louis Ferdinand; wie er denn überhaupt einer der liebenswürdigsten Fürsten war. Es ist wahr, daß er bei alledem einen gewissen ton de corps de garde nie völlig unterdrücken konnte. Doch machte ihn dieser nicht irgend unangenehm, er diente nur dazu, ihm eine bestimmte, eigentümliche Färbung zu verleihen. So verfuhr er eben an jenem Abende hinsichts meiner auf eine Weise, die, von jedem anderen getrübt, unzart, ja verletzend gewesen wäre, bei ihm jedoch sich wie gemütliche Teilnahme darstellte. Er faßte mich nämlich bei der Hand und führte mich vor die Herzogin von Kurland. „Betrachten Sie diese Frau!“ - rief er. „Und diese Frau ist nie geliebt worden, wie sie es verdiente!“ Germaine de Stael brach am 19. April von Berlin auf: Sie hatte soeben die Nachricht erhalten, daß ihr Vater verschieden sei. Sie habe, so wird berichtet, vorher auch noch Pauline Wiesel kennen gelernt und zu ihr gesagt: „Ich würde meinen ganzen literarischen Ruhm dahingeben für eines Ihrer Liebesabenteuer.“ Wir verbuchen das als liebenswürdige Anekdote, mehr nicht. Die kritische Französin war noch keine zwei Wochen aus Berlin abgereist, da meldete sich ein neuer illustrer Besucher: Friedrich Schiller. Er traf am 1. Mai in Berlin ein und logierte im Hôtel de Russie. Am 3. Mai besuchte er mit Iffland ein Konzert im Konzertsaal des Schauspielhauses. Auf dem Programm stand auch das Klavierquintett c-moll, op. 1 von Louis Ferdinand; am Klavier saß Johann-Ladislaus Dussek, die Bratsche strich der Louis Ferdinand gleichaltrige Franz-Xaver Semler, der bedeutendste seines Fachs in Berlin, das Violoncello versah der in Berlin gastierende Bernard Romberg. „Der vor dem Künstler hergehende Ruf hatte sehr viele Zuhörer hergezaubert“, meldete die Allgemeine Musikalische Zeitung. Für Louis Ferdinands Erstling (gewidmet dem Kapellmeister Himmel, erschienen 1803 bei Erard in Paris) hatte das Blatt etwas über sechs Spalten Raum: „Dem Geiste sowie der Aufführung und Schreibart nach hat dies Quintett offenbare Eigenheiten; und die einzigen, dem Rez. bekannten Klavierquintetten, denen es sich in jenen Hinsichten noch am meisten nähert, sind die vortrefflichen (nur leider so wenigen) Mozartschen [gemeint sind wohl die Klavierquartette KV 478 und 493]. Charakter und Stil sind durchaus bedeutend - immer ernsthaft, zuweilen erhaben, noch öfter prächtig und glänzend; die Modulationen sind, diesem ganz angemessen, oft kühn und fremd, überraschend und imponierend; die Passagen (es sind deren viele) sind fast überall neu und immer vom beabsichtigten Effekt; es fehlt nicht an eingewebten, angenehmen und sangbaren Stellen, die durch den Reichtum der Harmonie unterstützt und durch nicht selten kunstreiche Führung sehr anziehend werden; und endlich die Begleitung ist sehr zweckmäßig, und hält das rechte Mittel zwischen Leere und Überladung.“ Nachdem die Sätze detailliert analysiert werden, fährt der Rezensent fort: „Übrigens zeigt sich der Hr. Verf. auch durch dieses Werk (wofür er aber ohnehin bekannt ist) als einen überaus fertigen Klavierspieler; das Werk will jedoch nun auch, besonders der erste Satz, seinen Mann, um ganz und mit Glück bezwungen zu werden: Denn obgleich man nichts darin unausführbar nennen kann, so stößt man doch auf Schwierigkeiten, die auch den geübtesten Spieler stutzig machen und gewiß mehr als einmal angesehen sein wollen. Der Komponist aber, der für Fleiß und Mühe so reichlich entschädigt, kann auch verlangen, daß man sie auf sein Werk verwende. Mancherlei Betrachtungen, auf Veranlassung dieses so schätzbaren Produkts der Muße eines allgemein verehrten Prinzen, liegen jedem an den Schicksalen der Tonkunst Teilnehmenden so nahe, daß wir sie anzustellen unsern Leser selbst überlassen wollen - und dies um so viel lieber, je mehr wir uns immer bemühen zu vermeiden, was auch nur den Schein von Schmeichelei gäbe.“ Einen Tag nach dieser Uraufführung ließ der Prinz den gefeierten Dichter durch Iffland zu einem Essen einladen. Welche Speisen und Getränke ihm angenehm sein würden? Um halb zwei erschien

Iffland am 5. Mai im Hotel de Russie, um Schiller abzuholen. Der Kreis der Gäste war nicht sehr groß: Johannes von Müller, der Historiker; Friedrich Heinrich Himmel, der Musiker; Gustav von Brinckmann, der Diplomat; August Wilhelm Iffland, der Theater-Intendant. Eine nicht ungeschickte Zusammensetzung, sollte man denken, aber Brinckmann fand dieses Diner „mißglückt, denn er hatte lauter Menschen gebeten, die gar nicht zu Schiller paßten". Mißglückt war eher die Wahl des Getränks: Schiller hatte einen weißen Burgunder (Montranchet) gewünscht, und mit dem wurde ihm von den geübten Zechern dermaßen „wacker zugetrunken", daß der Dichter „mit schwerem Kopf" das Haus an der Weidendammerbrücke verließ. Am 22. August brachte Henriette eine Tochter zur Welt: Blanka. Louis Ferdinand fand wenig Zeit, sich um die Familie zu kümmern, denn gerade jetzt bereitete er seinen ersten Schritt in die Welt der Diplomaten vor. Er reiste nach Wien, Preußen mit dem alten Gegner Österreich endlich auszusöhnen. Die österreichische Mission: Im August 1804 begleitete Louis Ferdinand den König zu einer Inspektion der dort stationierten Truppen. Mit dessen Genehmigung reiste er von dort weiter zu den österreichischen Herbstmanövern. Aber nicht sie waren das eigentliche Ziel: Louis Ferdinand ging es jetzt um eine Annäherung an Österreich, an eine Aussöhnung und an eine künftige Allianz, die er auf eigene Faust betreiben wollte. Die Waffenbrüderschaft mit Österreich im Revolutionskrieg war längst vergessen, die Kumpanei bei der dreimaligen Teilung Polens hatte eher auf gegenseitigem Mißtrauen basiert. Dann war Preußen mit dem Frieden von Basel einseitig aus dem gemeinsam beschworenen Kampf gegen das revolutionäre Frankreich ausgeschieden und hatte auch nicht daran gedacht, nach dem Friedensschluß von Luneville (9. 2. 1801) sich mit Österreich über die Frage der Entschädigung (das Deutsche Kaiserreich, das ja auf dem Papier noch existierte, hatte das ganze linke Rheinufer an Frankreich abtreten müssen) zu verständigen. Österreich war an einer Allianz mit Preußen gelegen und hatte das auch wiederholt seinem alten Alliierten Rußland klargemacht. Preußen sollte nicht länger nur als Räuber Schlesiens betrachtet werden. Gerade jetzt, nämlich am 1. September 1804, hatte sich Wien an Johannes von Müller gewandt und um Vermittlung gebeten. Da Österreich die Niederlande und seine italienischen Gebiete verloren habe und daher nicht mehr wie bisher auf Frankreich Rücksicht nehmen müsse, da außerdem Rußland durch die polnischen Teilungen weiter nach Mitteleuropa vorgerückt sei, scheine eine Allianz zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts vonnöten. Graf Metternich, Österreichs Gesandter in Berlin, förderte diesen Allianzplan, den übrigens schon Anfang 1802 der österreichische Gesandte in Petersburg, Hudelist, empfohlen hatte. Metternich erkannte allerdings klar, daß es vor allen anderen der preußische Minister Haugwitz sein würde, an dem alle Pläne scheitern müßten, denn Haugwitz, der ganz auf Frankreich eingeschworen war, besaß das Ohr des Königs. Und nicht allein Haugwitz: Auch die Kabinettsräte Lombard und Beyme sowie Lucchesini, der preußische Gesandte in Paris, verfolgten einen politischen Kurs, der darauf zielte, jede Verstimmung Napoleons zu vermeiden. Louis Ferdinand selbst war guten Muts. Er rechnete nicht zuletzt auf seine Popularität innerhalb der österreichischen Armee, die er im Rheinfeldzug gewonnen hatte; er wußte auch, daß man in Österreich seine antibonapartistischen Neigungen kannte. Am 8. September 1804, abends um zehn Uhr, traf er in Wien ein. Er wurde mit allen Ehren empfangen. Kaiser Franz, der bei den Manövern weilte, hatte Anweisung gegeben, den Prinzen in Schönbrunn unterzubringen, und Erzherzog Anton mit seiner Stellvertretung beauftragt. Eine Grenadierkompanie sollte die Ehrenwache stellen, und Erzherzog Carl die Wiener Garnison vor Louis Ferdinand defilieren lassen. Aber daraus wurde nichts, denn der Prinz legte Wert auf ein strenges Incognito und lehnte es daher auch ab, in Schönbrunn zu wohnen; er bezog Quartier in der Stadt. Schon bald nach seiner Ankunft bot sich die Gelegenheit zu einem ersten sondierenden Gespräch mit dem Vizekanzler Graf Ludwig Cobenzl. Der Prinz gab eingangs seiner Besorgnis über Napoelons „Herrscherwillen" Ausdruck und fragte Cobenzl, „ob man hier nicht überhaupt glaube, daß dieser Usurpator auf dem einmal eingeschlagenen Weg fortschreiten werde, da er, selbst wenn

er es wolle, nicht mehr einhalten könne?“ Cobenzl antwortete, Napoleon verdanke seine Erfolge einzig der Uneinigkeit Europas, die er geschickt zu nutzen wisse: „Wie demnach eine Einigung der Großmächte das einzige und vielleicht schon ausreichende Mittel sei, ihn in seinem Wege aufzuhalten; wie ich wünschte, daß man in Berlin von diesen Wahrheiten ebenso überzeugt wäre, wie in Wien, und vor allem, daß man uns zustimmte, daß es keineswegs mehr im Interesse Österreichs und Preußens liegen könne, einander zu schaden; wie jede Schwächung eines der beiden Staaten ein echtes Unglück für den anderen bedeutete, ja selbst ein Eroberungszug auf Kosten des anderen, wie aber unglückseligerweise diese unbestreitbaren Grundüberlegungen im preußischen Kabinett verkannt zu werden schienen.“ Darauf Louis Ferdinand: „Graf Cobenzl, Sie kennen uns, Sie waren ja bei uns, Sie wissen, der König hat die rechte Gesinnung, aber man muß ihn schubsen.“ Cobenzl wies darauf hin, allein schon die Gewißheit einer Allianz zwischen Österreich, Preußen und Rußland müsse Napoleon zur Vorsicht zwingen, aber das war dem Prinzen zuwenig: „Das genügt nicht, man muß ihn zwingen, alles wieder auszuspucken, denn solange er mächtig bleibt, wird er danach streben, seine Macht weiter auszudehnen und wird auf so schönem Wege nicht einhalten können.“ Cobenzl meinte, man müsse alles versuchen, was Aussicht auf Erfolg habe: „Das Übel in seinem Lauf aufhalten, heißt schon viel gewinnen; das einmal geschehene Unheil wiedergutmachen, ist schwerer, aber vielleicht nicht unmöglich, wenn man sich einig ist und den rechten Augenblick ergreift, und ich wüßte nicht, was Österreich und Preußen davon abhalten sollte, sich einig zu werden. Wir sind friedliebend und Ihr seid es auch, wir sind weit entfernt von jeder Eroberungsabsicht.“ „Und warum sollten wir keine Eroberung machen?“ fragte der Prinz. „Man muß sich nur vorher darüber verständigen und dann nicht weitergehen als verabredet worden.“ Damit endete das erste Gespräch, unterbrochen von einem Essen, das die Erzherzöge Anton und Carl für Louis Ferdinand gaben. Am 11. September trafen sich Cobenzl und der Prinz bei einem Essen, zu dem der französische Botschafter Champagny gebeten hatte. Louis Ferdinands Besuch war nämlich als ein rein privater Aufenthalt in Wien ausgegeben worden; für Champagny war diese Einladung eine höfliche Geste gegenüber einem befreundeten Staat, und vielleicht hat der Botschafter wirklich auch an die offizielle Version geglaubt. Wie auch immer: Bei diesem Essen bot sich offenbar die Gelegenheit zu einem Gespräch unter vier Augen, denn der Prinz, der dem Wein fleißig zusprach, ging diesmal noch stärker aus sich heraus, indem er Haugwitz einen „Intriganten kleinsten Kalibers und unfähig zu großen Entschlüssen“ nannte und von Lombard sagte, er „sei ein Spitzbube, den man an Frankreich verkauft habe“. Hardenberg, der soeben Haugwitz als Außenminister abgelöst hatte, sei wohl besser als sein Vorgänger, aber „man müsse abwarten“. Worauf Cobenzl hinwies, gerade die Umgebung des preußischen Königs bestimmte das Vertrauen, das man in die Absichten Preußens setzen würde. Als sie sich trennten, schien es Cobenzl, „als sei dem Prinzen der Wein ein wenig zu Kopfe gestiegen. Er hatte Mühe, eine begonnene Rede zu Ende zu führen, in der er die Musik mit dem Krieg verglich.“ Als Cobenzl am Abend dieses Tages in seiner Loge im Theater in der Leopoldstadt den Prinzen noch einmal aufsuchte, fand er Louis Ferdinand „wieder ganz er selbst“, also wieder nüchtern. Der Vizekanzler schlug ihm eine gemeinsame Allianz zwischen Österreich, Preußen und Rußland vor. „Wozu Rußland?“ warf Louis Ferdinand ein. „Sind Preußen und Österreich fest verbündet, vermögen sie viel. Sie haben eine glänzende Armee; sind beide Seiten entschlossen, können wir unsere Macht spielen lassen.“ „Monsigneur“, sagte Cobenzl, „täuschen wir uns nicht, wir werden es mit einem sehr starken Gegner zu tun haben und bedürfen dringend der Einigung mit Rußland. Können wir übrigens damit rechnen, daß bei Ihnen die Stimmung der ausgezeichneten Gesinnung entspricht, die E.K.H. mir zu bezeugen geruhen, und daß man endlich aufgehört hat, mit einer Eifersucht auf uns zu sehen, die, ich wage es zu sagen, weder mit den augenblicklichen Gegebenheiten noch mit den wahren Interessen Preußens in Einklang steht. Alles, was geschehen ist, mahnt uns zur Vorsicht, um so mehr, als unsere bisherigen Verstöße uns nur ganz unerwünscht in Verlegenheit gebracht

haben. Ich würde es kaum wagen, in solcher Offenheit zu sprechen, kennte ich nicht die treue und edle Gesinnung dessen, zu dem zu sprechen ich die Ehre habe und dessen Ergebenheit uns der guten Sache gegenüber mir bewußt ist. Nicht des Kaisers Minister spricht zu Ihnen, Monsigneur; als Edelmann, der über die Mittel nachsinnt, mit denen dem Übel zu begegnen sei, wende ich mich an den Militär, der als einer der Tapfersten gegen dies Übel gekämpft hat. So kann ich nicht fürchten, gerade von Ihnen bloßgestellt zu werden.“ Der Prinz sicherte Diskretion zu; „er werde von dem Gehörten nur insoweit Gebrauch machen, als es dem Gemeinwohl und der Annäherung der beiden Höfe diene“. Darauf Cobenzl: „Monsigneur spüren wohl, daß wir nach allem, was wir erfahren und erlitten haben, gar nicht genug auf unserer Hut sein können; daß wir uns nicht mit bloßen Wahrscheinlichkeiten oder halben Lösungen zufrieden geben können, die unsere Bedenken nur verstärken müßten, anstatt sie auszuräumen. Wir glauben, wenngleich isoliert, nicht ohne Verteidigungsmöglichkeiten zu sein, wenn Frankreich uns angreift. Für die gemeinsame Sache können wir aber nichts tun, deshalb liegt ein gutes Einvernehmen mit Frankreich in unserem Interesse, und wir werden darin so weit gehen, wie es die Würde unseres Erlauchten Herrn erlaubt. Ganz anders stünde es zweifellos bei einem festen Bündnis zwischen den Kontinentalmächten, wenngleich man sich auch keine Illusionen darüber machen sollte, was damit erreicht werden könnte. Ein Hinausgehen über das, was die Umstände erlauben, heißt nur das Übel verschlimmern. So wünschen wir uns vordringlich eine Einigung Österreichs, Preußens und Rußlands, um damit Frankreich von weiteren Taten abzuhalten. Dies Zusammenspiel würde keine Einmischung in den augenblicklichen Seekrieg [zwischen Frankreich und Großbritannien] verlangen. Sollte indessen Bonaparte die eine oder andere Republik mit Frankreich vereinigen, sei es Italien, Ligurien, die Schweiz oder Batavien [Holland], oder dort einen aus seiner Familie zum Regenten machen wollen, wollte er Deutschland neue Gesetze aufzwingen und noch größere Opfer fordern, so würde er damit unmittelbar Europas Unabhängigkeit angreifen, die Ruhe des germanischen Imperiums gefährden und so gleichermaßen gegen die preußischen wie gegen die österreichischen Interessen handeln. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß schon die Existenz einen solch engen Zusammenspiels zwischen den drei oben erwähnten Mächten Bonaparte von derartigen Versuchungen abhalten würde, sofern man ihn nur gut davon überzeugt; dafür ist es allerdings nötig, daß ihm keinerlei Hoffnung bleibt, durch die täuschende Macht irgendeines augenblicklichen Vorteils ein solches Zusammenspiel stören zu können, denn dann würde er nicht von dem von ihm bisher verfolgten Wege abweichen. Ist im übrigen ein Zusammenspiel erst einmal erreicht, so kann gewiß gemeinsames Repräsentieren schon viel bewirken, und sollte es soweit kommen, daß die Degen gezogen werden, so hieße das nicht, etwas unternehmen, was über die vereinten Kräfte der drei Verbündeten ginge und infolgedessen nicht mit ausreichender Wahrscheinlichkeit zum Erfolg führte. Jedoch ohne dies Zusammenspiel täte Bonaparte Unrecht daran, nicht die eine oder andere der oben erwähnten Unternehmungen in Angriff zu nehmen, oder, läßt man ihn nur machen, auch alle, eine nach der anderen. Rußland vermag trotz der Unermeßlichkeit seiner Mittel nichts gegen Frankreich ohne die Hilfe Österreichs oder Preußens, und Österreich wird sich schwerlich engagieren, wenn es sieht, wie der Berliner Hof bei dem System verharrt, dem er seit dem Frieden von Basel huldigt. Daraus hat Bonaparte bisher viel Vorteil gezogen; läßt man ihn machen, wird er daraus weiterhin und so lange wir dem Übel selbst mit einer gänzlichen Vereinigung aller österreichischen, preußischen und russischen Streitkräfte nicht mehr werden steuern können. Wir sehen die Gefahr, wir sind von ihr durchdrungen, wir sind aber überzeugt, daß all unsere Versuche, ihr zu begegnen, ohne das oben erwähnte Bündnis die Lage nur würden verschlechtern können und daß wir höchst unnötigerweise das erste Opfer sein würden. Damit gebe ich Ihnen, Monsigneur, die Erklärung für unser Verhalten seit dem Vertrag von Lunéville, bei dem zu beharren wir uns gezwungen sehen, solange es nicht möglich ist, die Verfahrensweise des Berliner Hofes zu verbessern. Monsigneur, Sie fragten mich, wozu wir die Russen brauchen. Aus einer Unzahl von Gründen. Zunächst verfügen sie

über große Mittel, die zu den unsren hinzugefügt deren Wert erheblich steigern würden; sodann, weil sie schon beinahe mit Frankreich Krieg führen; und endlich, ich will es nicht verschweigen, weil wir diesen gemeinsamen Freund brauchen, nach allem, was sich zwischen Wien und Berlin abspielte, der uns als gegenseitiger Garant dienen soll für ein wohl zu begründetes Vertrauen.“ Louis Ferdinand hatte gegen diese ausführliche Darstellung nichts einzuwenden. Er versicherte dem Vizekanzler, seine Reise habe nur den Zweck, die allgemeine Meinung zu hören, um darüber direkt dem König berichten zu können. Er zeigte sich angetan von den ihm durch den Kaiser und Erzherzog Carl erwiesenen Aufmerksamkeiten und meinte schließlich, es werde wohl „außergewöhnlicher Mittel“ bedürfen, „um Preußen zu erwünschter Aktivität anzuregen“. Endlich fragte er Cobenzl: „Wir können damit rechnen, daß wir zugleich von den Franzosen und von den Russen bedrängt werden. Wenn wir dann dazu gezwungen sind, werden wir uns zweifellos für Rußland erklären. Falls uns Rußland nun in einen Krieg gegen Frankreich hineinzieht, können wir dann damit rechnen, daß Sie auch mit von der Partie sein werden?“ Der Vizekanzler erwiderte, zur Beantwortung dieser Frage sei er nicht legitimiert, aber wahrscheinlich werde der Kaiser „nicht zurückbleiben“. Österreich, so erklärte der Prinz, müsse sich im Kriegsfalle an Italien schadlos halten. Cobenzl informierte Metternich über dieses Gespräch, aber der wies abkühlend darauf hin, daß der Prinz nur auf eigene Initiative Wien besucht habe, auf den König habe er keinen Einfluß, sein Temperament risse den Prinzen leicht zu Ausschweifungen hin, und der „unmäßige Gebrauch starker Getränke“ werde ihn noch ruinieren. Andere knüpften hohe Erwartungen an diesen Aufenthalt, so der schwedische General Freiherr von Armfelt, der an Johannes von Müller schrieb: „Prinz Louis ist im Augenblick zu Wien. Aus solchem Holze schnitzt man sie! Von brauchbaren und großer Dinge fähigen Prinzen kenne ich nur ihn, den Erzherzog Johann, den Herzog von Cambridge und den kleinen Kurfürsten von Württemberg.“ Den Wiener Aufenthalt nutzte Louis Ferdinand nicht nur für politische Gespräche. Er wollte auch Beethoven wiedersehen, den er vor acht Jahren in Berlin kennengelernt hatte. Er sah ihn zunächst auf etwas wunderliche Art wieder. Eine alte Gräfin hatte nämlich eine „kleine musikalische Abendunterhaltung“ für den Prinzen arrangiert, bei der auch Beethoven zugegen war. Aber beim anschließenden Essen fand sich der Meister an den Bediententisch versetzt. Beethoven „sagte einige Derbheiten und ging“. Louis Ferdinand war das peinlich. Er revanchierte sich kurz darauf mit einem Essen, bei dem sowohl Beethoven als auch die Gräfin zu seinen Seiten placiert wurden, eine seiner taktvollen Gesten, die Beethoven ihm nie vergaß. Als zwei Monate später sein drittes Klavierkonzert c-moll erschien, trug es die Widmung: „Composé et dedié A Son Altesse Royale Monsigneur le Prince Louis Ferdinand de Prusse par Louis van Beethoven.“ Der Prinz verließ Wien am 13. September und traf am 15. in Prag ein, wo jetzt der zweite Teil der Herbstmanöver begann. Auf der Rückreise von Prag machte er in Raudnitz, einem der nordböhmischen Schlösser des Fürsten Lobkowitz, Station. Fürst Franz-Maximilian Lobkowitz gleichen Alters wie Louis Ferdinand, gehörte zu den Mäzenen Beethovens. Er hatte seinem Gast eine besondere Überraschung zugedacht: die Eroica, Beethovens neueste Symphonie. Louis Ferdinand, so wird erzählt, habe mit „gespannter Aufmerksamkeit“ zugehört, „die sich bei jedem Satz steigerte“. Danach habe er sich von Lobkowitz „als besondere Gunst eine unmittelbare Wiederholung“ erbeten, und endlich - da sein Aufenthalt nur auf diesen Tag begrenzt war - „nach Ablauf einer Stunde“ sich die Symphonie ein drittes Mal vorspielen lassen. Das Wiener Publikum hat bei der Uraufführung der Eroica am 7. 4. 1805 weniger enthusiastisch reagiert: „Ich gäb noch einen Kreuzer, wenn’s nur aufhört!“ rief ein Hörer von der Galerie. Als Quintessenz seiner österreichischen Mission schickte Louis Ferdinand im Dezember eine Denkschrift an den Generaladjutanten des Königs, Oberst von Kleist. Sie ist das bedeutendste politische und Zeugnis aus der Feder des Prinzen und wird hier erstmals ungekürzt mitgeteilt: „Als ich in den letzten Tagen des Novembers Ihren Brief, lieber Kleist, erhielt, machte ich es mir zur angelegentlichsten Beschäftigung, über einen mir

so interessanten Gegenstand ein Memoire auszuarbeiten. Ich fühlte indessen bald, daß es nicht möglich war, bloß analytisch bei dieser Arbeit zu verfahren, und daß alles dasjenige, was ich zur Rechtfertigung meiner Meinung und meines Wunsches eines näheren Vereins zwischen Preußen und Österreich [sagte], in Betracht der Erhaltung der Ruhe und Hinderung einer jeglichen fremden Einmischung in Deutschland sein könnte; vielleicht, wenn es auch nicht falsch ausgelegt und mißdeutet, dennoch, da der Willen des Königs über diesen Gegenstand bestimmt zu sein scheint - von meiner Seite nicht verstanden wäre. Hingegen: was ich über den Wunsch eines solchen Vereins und von denen Äußerungen zu sagen hab, die mir hierüber sowohl vom Kaiser, dem Erzherzoge und auf eine ebenso positive Art vom Grafen Cobenzl gemacht worden waren, verlor den Grad von Interesse, den es haben konnte, sobald hier der Gedanke eines positiven Vereins von der höchsten Behörde nicht angenommen wurde. Ich meinerseits sah und sehe diese Vereinigung als ein über kurz oder lang aus dem Drang der Umstände notwendig entstehendes Resultat an, ob aber auf selbige Namen, oder die in Ihrem Brief, bester Kleist, mir aufgestellten Folgen einer Koalition passen, will ich näher zu beleuchten wagen. Da wo verschiedenes Interesse stattfindet, muß natürlich die Zerspaltung und Auflösung um so eher erfolgen, je weniger absolute Notwendigkeit diesen Verein heischte - dieses war der Fall in der Ligue de Cambrai gegen die Venetianer. Dieses war der Fall in der Koalition gegen den unsterblichen Frierdrich, wo weibliche und beleidigte Eitelkeit und Missgunst vielen, die über die Erhebung desjenigen eifersüchtig, den sie als ihresgleichen zu betrachten gewohnt waren, die Waffen in die Hände gab. So war es, zwar in einer verschiedenen Hinsicht, in den erszen Vereinigungen gegen Frankreich der Fall, obgleich der Gang der Revolution uns bewiesen, daß der Erfolg gewiß sehr verschieden war, wenn ein Mann von großen Talenten und festem Willen an der Spitze dieser gigantischen Unternehmung gestanden und sie mit mehr Weisheit und Energie geleitet, als es damals geschah, wo Manifeste und schlechte Disziplin so sehr gegen uns und kein großer entscheidender Schritt für uns oder vielmehr für die Partei bestimmte, die wir unterstützen wollten, wo keine gewonnene Bataille das unzählige Heer der schwachen und stets nach dem Erfolg urteilenden und auf einen solchen wartenden Menschen hinriß. Glauben Sie, bester Kleist, daß, wenn der große Gustav, als ihn das Interesse der Protestanten nach Deutschland rief, bei Stralsund oder Anklam wäre stehen geblieben, er je die Oberherrschaft von Deutschland dem arglistigen Ferdinand, seinem Wallenstein und Tilly entrissen hätte? Nur nach den Siegen von Leipzig und am Lech entschied es sich für ihn. Doch lassen Sie mich wieder zur Untersuchung der Tatsache, die ich zu erörtern beschäftigt war, zurückkehren, und erlauben Sie mir, bloß zuzusetzen, daß in dem, was ich über den letzten der Kriege gesagt habe, es mir bei diesen schnell hingeworfenen Zeilen an Zeit & Raum gebricht, alle diejenigen Modifikationen und vergleichenden Ansichten zu untersuchen, die alles dieses in ein deutliches Licht zu stellen im Stande wäre. Die Vereinigung gegen Ludwig XIV. war keine Koalition – erlauben Sie mir, diesem Worte einen anderen Sinn als den einer Verbindung, eines Vereins vieler oder weniger Schwächeren gegen einen Stärkeren beizulegen. - Es war diese Vereinigung, sage ich, welche Europa damals rettete. Frankreich entwickelte und verfolgte damals das System, das Heinrich IV. schon zwar mit denselben, aber gewiß sehr hohen und edlen Absichten im Innersten trug, was Richelieu verfolgte und [wozu er] gleichsam Frankreich nach und nach rüstete, daß zu dieser Ausführung Mazarin beitrug, indem er in der Minorennität Ludwigs XIV. die Parteien nach und nach entweder schwächte oder vereinte, den damaligen Einfluß von Spanien auf Frankreich minderte und endlich einem jungen eitlen herrschsüchtigen Monarchen, dessen erste Schritte als bloßer Herrscher voller Charakter waren, ein Königreich überließ, in welchem selbst dieser Zustand von Gärung, in dem es lange Zeit gewesen, Männer wie Condé oder Turenne entwickelt hatte, indessen ein großer Teil von Europa entkräftet und erschlafft, die Gefahr kaum ahnend da war. Das Deutsche Reich durch die Folgen des Dreißigjährigen Krieges erschöpft und durch Parteien zerspalten; der Kaiser stets mit dem Kampf gegen die Türken beschäftigt, Spanien

nach und nach seiner schönsten Besitzungen beraubt, seine Marine in Dekadenz, in seinen Heeren nur die Überbleibsel jener großen Heerführer, Soldaten und Regenten, die sie beinahe zu Siegern und Beherrschern von dem damaligen interessanten Teil von Europa gemacht hätten. Kein Alba, Herzog von Parma, keine Mondagrone mehr. England, von dem schwachen Karl II. regiert, durch tausend verschiedene Parteien getrennt, alle Gemüter noch gespannt, der König im steten Kampf mit dem Parlament und damit, wie sein Nachfolger Jakob II., beschäftigt, alles zur Wiedereinführung des Katholizismus beizutragen, und selbst ein bezahlter Söldner Louis' XIV., mit ihm und durch Broillon, damaliger Gesandter in Frankreich, einen ordentlichen Traktat abgeschlossen hatte, wie solches aus der tröstlichen Geschichte von dieser Epoche der englischen Geschichte des Dalrymple mit den Belegen, die der Graf Choiseul, Minister der auswärtigen Affaires in Frankreich, zu nehmen erlaubt hat, zu ersehen ist. Wer rettete Europa damals vor Frankreich, wer war die Seele dieses großen Unternehmens? Wilhelm III. von Oranien. Stets unglücklich, seine Flotte damals von Tourville bei Bantry-Bay [Beachy-Head] und Rithalm geschlagen. Jakob in England, England selbst schwankend, unternahm es dieser charaktervolle Mann mit dem Groß-Pensionär Heinsius, Europa auf die Gefahr aufmerksam zu machen und sie zu bekämpfen. Stets unglücklich, aber nie mutlos, gründete er das, was nachmals Eugen und Marlbourough mit mehr Glück ausführten, als endlich die Herrschsucht, der Ehrgeiz und die unzähligen Schmähungen, die ganz Europa von Frankreich erduldet hatte, es von neuem gegen dasselbe bewaffneten und das Schicksal die unsterblichen Sieger von Höchstädt, Turin, Ramillies und Malplaquet an die Spitze der vereinten Armeen stellte, Männer von hohem Gemüt, von edlem, von kleiner Selbstsucht entferntem Herzen. Wie schön, einfach und kraftvoll ist die Rede, womit Wilhelm III. den Kongreß von Haag eröffnet. Doch nun zur Sache nach dieser langen Digression, der ich mich aber unmöglich erwehren konnte, da sie mir der Sache nicht fremd zu sein scheint und da sie dartun wird, daß die Lage von Europa viel gefährlicher, Frankreich jetzt mächtiger, sein Machthaber noch viel ehrgeiziger, als es Louis XIV. war, ist. Doch dieses Beweises bedarf es wohl nicht, da Spanien, ganz Italien, die Schweiz, Holland, das ganze Rheinufer ihm gehört, eine Armee im Herzen von Deutschland ist und ein großer Teil der deutschen Fürsten zu den Füßen Napoleons kriecht, Österreich entkräftet, die verschiedenen Interessen ganz zerspalten, Englands und Rußlands Einfluß gewiß dem Interesse von Deutschland mehr schädlich als vorteilhaft, das erstere auf eine andere Art dem Kontinent so schrecklich als Frankreich, das letztere zu entfernt, und dessen Interesse zu wenig bei allem diesem Spiel, stets viel sprechend, viel deklarierend, nicht handelnd und auch zum Teil nicht handeln könnend, ja vielleicht in der Hoffnung, durch Akquisitionen gegen Süden und Mittag, von dem kalten, eisigen Nordpol wieder ins mildere Europa und das warme Asien hinein zu rücken. Von wem kann Rettung kommen für Deutschland? Von Österreich und Preußen. Denn keins kann wohl allein diesem mächtigen Nachbarn die Spitze bieten, jedes von beiden würde zu einer ebenso verächtlichen Vassalage, welches gewiß beinah ein noch größeres Unglück ist als eine französische Provinz zu sein, herabsinken, wenn eines derselben ganz vernichtet oder geschwächt wäre. Beide haben ja keinen Zwist mehr, können über nichts Krieg führen, ohne daß der mächtige Bonaparte im Süden oder Alexander ihnen, nachdem sie sich beide sattsam geschwächt, sagen: haltet an, jetzt wollen wir es beide entscheiden. Beide haben gleiches Interesse, auch wenn dereinst der Kontinent gerettet, Frankreichs Macht, seines neuen Kaisers Ehrgeiz, der nicht sechs Wochen leben kann, ohne Könige und Prinzen abzusetzen und zu machen, Grenzen gesetzt, auch der schändlichen Raubsucht Englands, seinem Alleinhandel Grenzen zu setzen. Vergebens werden die Minister Englands ihr gesamtes System zu erhalten suchen, das Gesetz der Notwendigkeit, die Unmöglichkeit, ihnen mit Wahrheit zu sagen, daß sie für Selbsterhaltung streiten, wie jetzo, wird Englands Despotie dieselben Schranken zu setzen möglich machen, die der Kontinental-Despot von Frankreich durch einen intimen Verein von Österreich und Preußen vielleicht schon ohne Krieg bewirkt würde. Aber Sie wissen es, Freund, quid vis

pacem para bellum, das ist ein altes und gewiß wahres Sprichwort. Endlich, auf. dem Thron von Österreich ist ein Mann, der Sklave seines Wortes ist, der, obgleich er sein Volk liebt, mit vieler Beharrlichkeit im Unglück sich gezeigt, der über die Lage der Dinge beinahe so denkt, als ich es Ihnen in dieser schnellen Skizze entworfen. Er und sein trefflicher Bruder, der Erzherzog, von dem ich Ihnen ein anderesmal zu sprechen denke, achten und vertrauen in den Charakter des Königs. Friedrich Wilhelm hat durch treffliche Finanzverwaltung seinen Staat konsolidiert, seine Armee verbessert, sein Charakter ist edel und fest, seine Mäßigung und Ehrgeizlosigkeit in Europa anerkannt; o gewiß, hierin und in mutvollem Beharren, kraftvollen Entschlüssen, läge der Keim zur Rettung von Europa, dessen Gefahr, hauptsächlich die von Deutschland, sich wohl keiner verhehlen kann. Es sei mir erlaubt, noch zur Unterstützung alles dessen, was ich Ihnen gesagt, die Autorität des großen Friedrichs aufzustellen, der in seinen „Reflexions sur le corps politiques“, die er dem Graf Hertzberg schickt und die im sechsten Teil seiner Werke enthalten ist, nachdem er die stete Tendenz Frankreichs zu einer Universal-Monarchie lange entwickelt, gezeigt, wie das stete „divide et impera“ das Gesetz gewesen, was es befolgt, endlich auch sagt, daß, wenn es je seinen Plan, Holland zu erobern und den Rhein zur Grenze zu haben, erreichte, ganz Europa sich gegen dasselbe verbinden [müsse], um dieser Gefahr zu entgehen. Verzeihen Sie endlich diese späte Antwort. Ich hatte ein ziemlich großes Memoire angefangen und wollte es dem König schicken, die weiter hier gerügten Ursachen hielten mich ab; dieser Brief [wendet sich an einen Mann], des Charakter und Urteil ich so wie das Ihrige schätze und dessen Freundschaft mir wert ist, ist mehr nun bloß für demselben, nicht für den Generaladjutanten des Königs, weil ich sonst bei dieser raschen, der Feder schnell entflossenen Darstellung die Worte mehr gewogen haben würde.“. Henriette, Pauline und Rachel: Am 23. April 1805 wurde zum zweitenmal eine Komposition Louis Ferdinands in Berlin aufgeführt: das Nocturno F-dur für Klavier, Flöte, Viola, Violoncello und zwei Hörner. Wie im Jahr zuvor saß wieder Dussek am Klavier, und Möser versah den Violinpart. Die Allgemeine Musikalische Zeitung rezensierte das Werk erst nach dem Tode des Prinzen: „…der allgemeine Charakter bleibt: aber die Phantasie ist nun durch nähere Bekanntschaft mit den trefflichsten Werken andrer Meister, durch ernstes Nachsinnen und Studieren, ja durch vieles Arbeiten selbst, vertieft, hat auch sich selbst zügeln, sich selbst lenken gelernt; die überquellende Kraft stäubt nicht mehr mit Geräusch als leerer, wenn auch angenehm perlender Schaum auf; sie wird zusammengehalten, wird zur rechten Zeit, am rechten Orte verwendet; in alles kommt mehr Bewußtsein, mehr Wahl und folglich mehr Klarheit, Ordnung, Haltung und Würde. […] Ganz unverkennbar ist hier für die Hauptsache so vieles und so schönes geleistet, daß man ohne Kleinmeisterei und Pedantismus bei verfehlten Nebendingen gewiß wenigstens nicht lange verweilen und sich im Genusse von jeden Hauptursachen nicht stören lassen wird. […] Man findet hier ein sehr lang und sehr weit ausgeführtes Larghetto (die Klavierstimme allein ist 17 volle Seiten lang), das nicht wenig neue und anziehende Wendungen der Melodie und Harmonie, vornehmlich aber einen großen Reichtum mannigfaltiger Figuren aufweiset; dann folgt ein ebenfalls ziemlich langes Presto, voll rascher Kraft, Leben und Feuers; hierauf kehrt der Komponist auf einige Momente zu jedem Larghetto zurück, verweilt in einer ausgeschriebenen (sehr wackeren) Cadenza, welche das Presto zurückführt, und in diesem schließt er. Gut vorgetragen macht das sorgsam in sich selbst beschlossene Stück (nur etwas einiges allzuweit Ausgesponnene im ersten Satze abgerechnet) eine treffliche Wirkung.“. Dussek war seit einem Jahr im Dienst des Prinzen, übrigens ohne Gehalt. Er wohnte bei ihm, reiste mit ihm, wurde beköstigt. Und das galt bei Dussek, der den Freuden der Tafel - aber noch mehr denen des Bechers - äußerst zugetan war, nicht wenig. Der gemütliche Böhme, seinem Prinzen in schwärmerischer Verehrung ergeben, war es zufrieden. Er unterwies ihn in der Kompositionslehre, er vervollkommnete dessen Klavierspiel. Aus seinem Londoner Aufenthalt resultierte Dusseks Vorliebe für die englischen Hammerflügel, „die einen so vollen und fortklingenden, klarinettartigen Ton haben, daß sie Ohr und Sinn gefangennehmen und zum Schwelgen in schönen Tönen verleiten“ (Otto

Tschirch). Louis Ferdinand soll dreizehn dieser Instrumente besessen haben, zwei davon standen in Schricke. Aber nicht allein die Musik beschäftigte den Prinzen in diesem Frühjahr; mehr noch fesselten ihn militärwissenschaftliche Fragen, denn die Expansionspolitik Napoleons veranlaßte Louis Ferdinand, sich intensiver als bisher mit einer Defensivpolitik Preußens zu befassen. Er wurde das Gefühl nicht los, als würde Preußen – dem Napoleon zu diesem Zeitpunkt noch schmeichelte - eines Tages zu einer Konfrontation mit Frankreich gedrängt werden. Er schrieb jetzt viele Blätter voll mit militärtheoretischen Exerzitien und schickte sie Johannes von Müller zur Begutachtung. Diese Studien sind leider nicht erhalten, offenbar hat er sich darin besonders mit einer Reform des inneren Dienstes beschäftigt und mit den Formen der Militärstrafen, denn Müller antwortete ihm am 28. April: „Man wird, wie Sie wohl zeigen, das Unhaltbare aufgeben, alsdann (da wir gewiß nur einen Feind haben werden) demselben eine zu großen Angriffen und Fortschritten hinreichende Macht entgegenstellen (dazu eben dient Ehrgefühl und Vaterlandsliebe) diese so anfeuern, so exaltieren müssen, daß sie auch der Überzahl durch ihren Mut und Geistesgegenwart gewachsen sei.“ Ende Mai 1805 fanden bei Magdeburg große Manöver in Anwesenheit des Königs statt. Das Oberkommando führte der betagte Herzog von Braunschweig. Als Beobachter einer befreundeten Nation nahmen auch Franzosen teil: Marschall Berthier, Napoleons Generalstabschef, und die Generale Kellermann und Rivaud. Sie wurden von ihren Gastgebern auf das artigste behandelt und fanden dafür alles, was sie sahen, preiswürdig. Wie auch nicht? Ein preußischer Augenzeuge lobt die „unübertreffliche Propretät“ der Uniformen, und die wurde freilich von keiner Armee der Welt übertroffen. Nirgends ein Stäubchen, alles blankgewienert, die Knöpfe wie die Gewehrläufe, das Lederzeug mit Kreide geweißt, an den Frisuren saßen die gedrehten Seitenlocken auf Millimeter, und natürlich hatte jeder Zopf die vorgeschriebene Länge. Und welche Farbenpracht: Die himmelblauen, roten oder braunen Husaren, die schwarzen mit dem Totenkopf vor den Flügelmützen; in Schneeweiß glänzten die Kürassiere, sie trugen die gleichen riesigen schwarzen Hüte wie die hellblauen Dragoner; grüne Uniformen trugen die Jäger und Füsiliere, das traditionelle Preußenblau die Grenadiere mit den merkwürdigen kleinen lackierten Blechmützen und den bunten Abzeichen, wodurch sich die Regimenter voneinander unterschieden. Was Wunder, wenn die Bewunderung der Franzosen „über die Truppen, über die Möglichkeit der Haltung und des gleichen Tritts bei dem Parademarsch keine Grenzen kannte“. Besonders ein Mann wie Berthier wird sich sein Teil gedacht haben, auch wenn er vielleicht nicht wußte, daß diese Armee aus Sparsamkeit fast nie mit scharfer Munition feuerte und die Gewehrläufe dermaßen polierte, daß ein Jahr später, kurz vor Kriegsausbruch, ein Regimentschef befürchtete, die allmählich dünn geputzten Gewehrläufe würden bei scharfem Feuer zerspringen. Aber wer dachte schon an so etwas? „Am 2. Manöver-Tage ritt der König vor unserm Bataillon, das sich wie ein Brett fortschob; eine Bewegung im ganzen Bataillon und eine Stille wie im Grabe; der König sagte mehreremale „Bravo, Grenadiers, bravo“.“. Ende und Höhepunkt des Manövers war wie jedes Jahr die siegreiche Erstürmung des Butterberges bei Magdeburg, darauf legte der Herzog von Braunschweig größten Wert, und selbstverständlich klappte das Unternehmen immer hervorragend. Die preußische Militärmaschine schnurrte hier ab wie ein Uhrwerk, und natürlich fand sie sich selbst jedesmal hinreißend und unbesiegbar. Louis Ferdinand empfand diese Selbstzufriedenheit von Jahr zu Jahr schmerzlicher. So sehr er auch Napoleon haßte: Dem wäre diese Armee nicht gewachsen. Aber der alte Herzog von Braunschweig wollte seine Ruhe haben. Ihm mißfielen die Reden des Prinzen, den er sowieso nicht mochte, weil in ihnen immer Bemerkungen über militärische Unternehmen aufklangen. Er sei kriegslüstern, verwies er ihn. „Wie soll ich den Krieg nicht wünschen, da er uns sichert?“ fragte Louis Ferdinand zurück. „Das Erstürmen des Butterbergs tut’s halt nimmermehr!“ Einmal, der Herzog war nicht zugegen, übernahm er selbst das Kommando und versuchte, in die trägen Bewegungen mehr Schwung zu bringen. Das Ergebnis hieß Hilflosigkeit. Louis Ferdinand rief die Stabsoffiziere zusammen: „Aber meine Herren, was exerziert denn der Herzog den

ganzen Tag, wenn Sie nichts lernen!“ Die französischen Gäste behandelte er besonders aufmerksam. Denn von ihnen erfuhr er in ausführlichen Gesprächen Struktur, Taktik und Strategie der napoleonischen Armee. Man traf sich zwanglos im Hause des Prinzen, er selber in grüner Hausjacke, was dem Reglement strikt zuwider war. Hieß es dann plötzlich „Der König!“, so sprang er durchs Fenster, um augenblicks in vorschriftsmäßiger Montur zur Tür hereinzutreten; ein Zug, der den Franzosen ob seiner Leichtigkeit und Geistesgegenwart imponierte. Ähnlich „léger“ wurde musiziert. Dussek sollte einen tüchtigen Geiger beschaffen. Er fand ihn in Braunschweig: Louis Spohr, 21 Jahre alt. Der Herzog gab ihm Urlaub, Louis Ferdinand ein eigenes Zimmer, und Spohr schreibt: „Oft schon des Morgens um 6 Uhr wurde ich wie auch Dussek aus dem Bette gejagt und im Schlafrock und Pantoffeln zum Prinzen in den Empfangssaal beschieden, wo dieser bei der damals herrschenden großen Hitze in noch leichterem Kostüm, gewöhnlich nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, bereits vor dem Pianoforte saß. Nun begann das Einüben und Probieren der Musik, die für den Abendzirkel bestimmt war, und dauerte bei des Prinzen Eifer oft so lange, daß sich unterdessen der Saal mit besternten und mit Orden behängten Offizieren angefüllt hatte. Das Kostüm der Musizierenden kontrastierte dann sonderbar genug mit den glänzenden Uniformen der zur Cour Versammelten. Doch das genierte den Prinzen nicht im geringsten, und er hörte nicht früher auf, als bis alles zu seiner Zufriedenheit eingeübt war. Nun wurde eilig Toilette gemacht, ein Frühstück eingenommen und dann zum Manöver hinausgezogen.“ Im Juni kam ein langer Brief von Gentz. Sie hatten sich im vergangenen Jahr in Wien, wohin Gentz 1803 übergesiedelt war, nicht getroffen, da Gentz sich gerade auf Reisen befand, aber man hatte ihn über die österreichische Mission des Prinzen und dessen Gespräche in Wien unterrichtet. Eine Allianz zwischen Preußen und Österreich betrieb auch Gentz seit langem, und in Louis Ferdinand sah er denjenigen, der das schwierige Werk des Vermittlers zwischen beiden Staaten übernehmen könnte: „Da ich […] in mehr oder weniger vertrautem Verkehr mit den Personen bin, welche das Glück gehabt haben, Ew. K. H. zu sehen und zu hören, so habe ich erfahren, wie Sie die Zeit Ihres Aufenthalts in Wien und im allgemeinen in der österreichischen Monarchie angewandt haben, und wenn ich darüber nicht die genauen und eingehenden Nachrichten hätte, die ich so glücklich war zu erlangen, so würde ich es doch bemerkt haben an der Wirkung, welche Sie überall hervorgerufen haben, an der glücklichen Wandlung, die sich in der Denkungs- und Betrachtungsweise mehrerer der hervorragendsten Personen dieses Landes vollzogen hat, an dem Vertrauen, an dem Mute, an allen den edlen Gefühlen, die unter Ihren Schritten hervorzusprossen begannen, endlich an der neuen Geistesrichtung und der veränderten Stimmung dieses Hofes, einer Richtung, die dank der Kraft und Beredtsamkeit Ihrer ermutigenden Worte noch mehrere Monate angedauert hat und die schließlich die glücklichste Umwälzung hervorgerufen haben würde, wenn Dummheit und Kleinmut nicht zu schnell Mittel gefunden hätten, alle von Ew. Hoheit gepflanzten Keime zu zerstören und uns in unsere alte Nichtigkeit und in unser altes Elend zurückzuschleudern.“. Aber, so fuhr Gentz fort, das Vermittlungswerk könne nur von dem Prinzen geführt werden: „Ich sehe in Ihnen durchaus einen der Männer, welche die Vorsehung in schrecklichen Krisen, wie der gegenwärtigen, erwählt, um die gesellschaftliche Ordnung zu beleben, zu erretten und zu befestigen. Ihre Bestimmung ist groß und schön, der Himmel hat Ihnen alles gegeben, durchaus alles, um sie zu erfüllen: Genie, hohe Geburt, Unerschrockenheit, militärische und politische Talente, alles verführerische Eigenschaften, alles was eine ungeheure Popularität begründen kann und, was die Vollendung und der Gipfel von allem ist: eine erhabene, feurige Seele, die fähig ist, alles zu unternehmen und alles auszuführen. Wenn Sie es wollen, so ist es unmöglich, daß Sie nicht eine gewisse Anzahl von einflußreichen, aufgeklärten, tätigen, unerschrockenen Männern vereinigen, von Patrioten in der alten guten Bedeutung dieses durch die Scharlatane und Verbrecher eines erbärmlichen und schändlichen Jahrhunderts entweihten Wortes. Es ist ebenso unmöglich, daß die Regierung, der Sie durch so viele achtungswerte Bande angehören, nicht schließlich auf Ihren Ruf erwacht und Ihren

edlen Anstrengungen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der erste Schritt wäre dann, daß Sie einen Teil Ihrer Begeisterung den Personen an diesem Hofe hier einflößten. Ich habe gesehen, was Sie alles im vergangenen Herbst getan haben; ich habe Ihr Werk gesehen, und ich habe vor Freude darüber gebebt. Wie sollte man an Ihren ferneren Erfolgen zweifeln, wenn Sie nur das, was Sie haben fallen lassen müssen, wieder aufnehmen können." Louis Ferdinand sei von diesem Brief „ungemein ergriffen" gewesen, schrieb Johannes von Müller an Gentz; die Idee einer Vereinigung der Gleichgesinnten habe „sein Gemüt besonders begeistert". Er selbst, Müller, sei „ganz hierfür eingenommen; selbst wenn alles übel ginge, würde das heilige Feuer, in diesem edlen Bunde aufbewahrt, auflodern und ausbrechen, wenn die Stunde gekommen wäre, auch für die anderswo sich Ansiedelnden Vereinigungspunkt sein und Haltung geben." Große Stücke, so schrieb Gentz an Müller, setzte er auch auf Erzherzog Johann in Wien: „Ach! wenn er frei, oder besser, wenn er mächtig wäre! Was würde dieser Prinz leisten! - Dort [in Berlin] haben sie auch einen Hauptakteur unter den Prinzen, den Louis Ferdinand, mit dem ich in einigen Wochen zusammenzukommen gedenke. Solche an die Macht zu bringen, das ist eigentlich für uns die wesentlichste Aufgabe. Durch meine unermüdeten Lobreden auf Johann und Louis habe ich doch schon sehr viel gewonnen." Auf Erzherzog Johann und Louis Ferdinand setzte auch der Fürst de Ligne, der den um 37 Jahre jüngeren Prinzen geradezu schwärmerisch verehrte: „Die beiden sind dazu geschaffen, aneinander Gefallen zu finden", schrieb er an Müller und in einem anderen Brief: „Berichten Sie mir ganz besonders, was unser bewundernswerter Prinz tut, ob er unseren Erzherzog Johann gesehen hat, der seiner so würdig ist." Louis Ferdinand war zu diesem Zeitpunkt auf Reisen. Er hatte Ende Juli Berlin verlassen, sein Ziel waren die Schlachtfelder Oberitaliens, auf denen Napoleon seine ersten Siege erfochten hatte, als er selber in Lemgo „Galle destillieren" mußte. Die Reise ging über Eger nach Amberg und Sulzbach in Bayern, wo sich Franzosen und Österreicher zwischen dem 17. und 24. 8. 1796 heftige Gefechte geliefert hatten, und von da nach Regensburg, wo der Prinz am 5. August eintraf. Übrigens unter dem Namen eines Grafen von Hohenstein, wie der preußische Legationssekretär Kaufmann von dort meldete. Der Prinz habe sich aber nur wenige Stunden aufgehalten und sei dann nach München weitergereist. Hier blieb er einige Tage, besuchte den Kurfürsten und fuhr am 13. weiter nach Hohenlinden, wo General Moreau am 3. 12. 1800 die Österreicher unter Erzherzog Johann geschlagen hatte, und informierte sich ferner über „einige interessante Punkte im Inntale". Denn, so schrieb er von unterwegs: „So nahe an Tirol und dem Oberitalien, habe ich der Tentation nicht widerstehen können, es in einem Augenblicke zu sehen, wo es um so interessanter ist, da es wahrscheinlich bald der Schauplatz eines neuen Krieges werden wird." Trient war dann die erste Station in Italien. Von hier aus besuchte er die Schlachtfelder von Primolano und Bassano, auf denen Napoleon am 7. und 8. 9. 1796 die Österreicher geschlagen hatte; besichtigte Venedig, Padua und Vicenza; sah Caldiero und Arcole, die Schauplätze österreichischer Niederlagen zwischen dem 12. und 17. 11. 1796; reiste über Villanova, Verona, Villafranca, Roverbello, Magnano nach Mantua, um dessen Eroberung sieben Monate lang gekämpft worden war, und dessen Befestigungswerke er sich von LaCoste, dem dafür Verantwortlichen, erläutern ließ. Über Bussolengo und Pastrengo fuhr er schließlich nach Rivoli: Dort hatte Napoleon am 14. 1. 1797 mit seinem Sieg Österreichs Vorherrschaft in Italien gebrochen und die Kapitulation Mantuas erzwungen. Louis Ferdinand nutzte die Gelegenheit, sich nicht nur gründlich umzusehen, weil ein neuer Krieg zwischen Österreich und Frankreich unmittelbar bevorstand; er sprach auch mit Offizieren und Generalen, um ihre Meinungen zu hören. Aber wie das so geht, wenn man voreingenommen ist: Man hörte nur das, was man hören will. Louis Ferdinand haßte Napoleon, und so notierte er ausschließlich Negatives über ihn. Er, der bisher den Feldherrn Napoleon bewundert, ihn als Menschen aber verachtet hatte, fängt jetzt an, auch die Leistungen des Militärs geringer zu schätzen. In einem ausführlichen Reisebericht an Oberst von Kleist, den Generaladjutanten des Königs, schreibt er allen Ernstes: „Die Franzosen

fürchten einen entscheidenden Entschluß von Preußen, und Bonaparte prahlt gleichsam mit dessen Freundschaft. Eine kraftvolle Maßregel von Preußen würde ihm allein Schranken setzen.“ Vielleicht war das ein taktischer Zug, seine Allianzpläne zu befördern, andernfalls aber gefährliche Selbsttäuschung, und ein Vierteljahr sollte genügen, den Prinzen gründlich zu desillusionieren. Interessant hingegen ist diese Beobachtung: „Polignac, ein guter Offizier, der des Marschall Jourdan seine Nichte geheiratet, sagte mir: „Je suis une créature de Bonaparte, L‘Empereur n’apprécie que ceux, qui lui sonrt entièrement dévoues.“ [Ich bin ein Geschöpf Bonapartes, der Kaiser schätzt nur die, die ihm völlig ergeben sind.] Dieses ist so wahr, daß der größte Teil aller derer, die er braucht, entweder ihm ganz ergeben, durch Verwandtschaft, Interesse oder Bestechung, oder durch Mangel an Mittel ihm unschädlich sind, die schändlichsten Menschen, die ihm ergeben und seine Schmeichler sind, sie mögen sonst tun, was sie wollen, gleich wie der General Menou und andere, sind ihm lieber als die, die sich durch Talent, Patriotismus und Tapferkeit ausgezeichnet haben. Dieses beweist selbst alle die nominations zu Maréchaux d’Empire, zu denen außer Masséna kein Mann von Talent ernannt worden. Es werden in der französischen Armee dieselben Intrigen herrschen, die in vorigen Zeiten geherrscht haben, wenn der Kaiser nicht selbst kommandiert, und dieses dürfte im Anfang nicht geschehen. Kein Maréchal d’Empire will unter dem andern dienen, jeder isoliert kommandieren.“ So wahr Polignacs Satz ist, so falsch ist, daß Napoleon Schmeichler höher geschätzt habe als talentierte Leute. Falsch ist auch, unter den Marschällen sei nur Massena begabt. Der Prinz sollte es nicht mehr erleben, daß die verheerendste Niederlage Preußens, die von Auerstedt, dem Marschall Davout zu danken war. Aber vollkommen richtig erkannt ist die konstante Eifersüchtelei der Marschälle, die zum Untergang Napoleons beigetragen hat. Als Louis Ferdinand Ende September wieder in Berlin eintraf, hatte sich die politische Situation verschärft. Am 8. September war Österreich ohne Kriegserklärung in das mit Frankreich verbündete Bayern eingefallen. Am 25. und 26. September überschritten die ersten französischen Armeekorps bei Mannheim, Kehl, Au und Speyer den Rhein; von Hannover aus setzte sich das von Marschall Bernadotte kommandierte Armeekorps nach Süden in Marsch. Jetzt verlangte das mit Österreich verbündete Rußland das Recht, durch Schlesien zu marschieren. Preußen, ängstlich darauf bedacht, sich aus dem Konflikt herauszuhalten, lehnt ab, und da die Russen sich den Anschein gaben, notfalls den Durchmarsch zu erzwingen, befahl der König am 7. September die Teilmobilisierung, am 22. dann die volle Mobilmachung. Sie war eindeutig als Machtdemonstration gegen Rußland gedacht, während die Armee selbst lieber heute als morgen Rußland und Österreich unterstützt hätte. In Berlin spricht man offen von Krieg gegen Rußland, da bringt am 6. Oktober ein Kurier die alarmierende Nachricht, daß Bernadottes Armeekorps eigenmächtig das zu Preußen gehörende Gebiet von Ansbach durchquert habe. Daraufhin befiehlt der König seinen Truppen, sich an der österreichischen Grenze zusammenzuziehen. Der Krieg mit Frankreich scheint unmittelbar bevorzustehen. Zar Alexander kommt im Oktober nach Berlin, begeistert begrüßt, er läßt sich - wohlberechnete Geste - auf eigenen Wunsch Louis Ferdinand vorstellen, und am 3. November wird in Potsdam zwischen Preußen und Rußland ein Vertrag geschlossen. Höhepunkt ist eine pathetische Inszenierung: Bei Fackelbeleuchtung schwören Alexander und das preußische Königspaar am Grabe Friedrichs II. Freundschaft. Rußland erhält freien Durchmarsch durch Schlesien, Preußen erklärt sich zur „Vermittlung in Waffen“ zwischen den kriegführenden Mächten bereit. Von militärischem Beistand ist aber wohlweislich nicht die Rede. Louis Ferdinand war Mitte Oktober wieder bei seinem Regiment in Magdeburg. Am 16. schreibt er an den Kabinettsrat Beyme: „Die jetzigen Umstände und der Wunsch, allen meinen Obliegenheiten und Pflichten ein Genüge zu tun, bestimmen mich, Sie zu ersuchen, Seiner Majestät dem König folgendes Gesuch vorzustellen, welches mich um so mehr interessiert, als mir die Bestimmung dieser Angelegenheiten zur größten Pflicht wird. Sie wissen oder kennen die Verhältnisse, in denen ich mit Mademoiselle Fromme bin, und daß ich Vater von zwei Kindern bin, für deren Glück zu sorgen ich mir zur Aufgabe rechne.

Sie wissen und kennen meine ökonomische Lage, die Schulden, die ich habe, meine Akquisition von Wettin und die Konditionen, die mir bei der Zession des königlichen Amtes in Hinsicht darauf gemacht werden. Mein eignes Vermögen besteht daher nur in dem Geringen, was nach meinem Tode nur von dem, was aus Wettin gezahlt, zurückgegeben, und was aus dem, was aus der Kombination der beiden Ämter außerdem zurückgezahlt oder meinen Allodialerben für Meliorationen vergütet würde, hierzu käme noch allerdings dasjenige, was ich an Mobiliarvermögen besitze; dieses möchte ich gern meinen Kindern lassen und zugleich für ihre Mutter sorgen; da meine Eltern mir die Bezahlung meiner Schulden nach meinem Tode gesichert und dieselben auf ihr Pflichtteil so wie meine Geschwister Verzicht geleistet haben oder es tun werden. Um aber in Hinsicht der Legalität meiner Handlungen mich den Hausverträgen zu conformiren, die keinem Prinzen erlauben, von irgend etwas von seinem Vermögen oder Konsens des Königs zu disponieren, so ersuche ich Sie, mir die Form bekanntzumachen, in der ich diese [von] ihm fordern oder erbitten kann oder mir selbst hierüber zu beantworten. […] Empfangen Sie meine Wünsche für das Wohl des Königs, das Wohl des Staates, dem Sie, bei einem so hellen, guten Kopfe, in Ihren Verhältnissen so vieles nutzen können. Möge doch aus dieser Lage der Dinge etwas Würdiges, wirklich Großes, allgemein Beglückendes entstehen, das gewiß, wenn es von uns, von einem gerechten, edlen König, der den Krieg nie suchte, aber auch gewiß nicht als das höchste Übel glaubt [richtig benutzt wird], doppelt ersprießlich sein kann.“ Zwei Tage später wendet er sich an seine Schwester: „Ich bezweifle gar nicht, daß die französische Partei nicht das Unmögliche versuchen wird, um Preußen zu lähmen und in seine absolute Bedeutungslosigkeit zurückzustürzen, aus der es sich, dem Anschein nach, herauszuarbeiten bemühte, um die einzige, wahre Haltung anzunehmen, die es aus einer so bedenklichen Lage befreien würde, und Europa Frieden zu verschaffen, indem es dem unsozialen Ehrgeiz des hassenswertesten Usurpators eine Grenze setzt. Aber das soll gesagt sein: dreimal hat es sein Ansehen in Europa verloren, und diesmal wird es unwiederbringlich dahin sein, wenn Österreich umkäme! Nach allem, was ich höre, fürchte ich, daß man in keinen Krieg eintreten oder ihn mindestens nur schlaff führen wird. Wenn wir die geringe Achtung in Betracht ziehen, die man uns noch zollt, und die der König noch im Herzen des Volkes genießt, so muß man sagen, daß es die Schuld unsrer Verzagtheit wäre, wenn Österreich unterginge. Alle Maßregeln sind schwach, langsam und unbestimmt, wir wissen alle noch nicht einmal, wozu man uns bestimmt hat. Wie es auch werden mag: ich will jetzt meine Angelegenheiten in Ordnung bringen, um den Kindern und Henriette, falls ich sterbe, etwas zu hinterlassen, damit sie glücklich werden sollen. Ich habe deshalb schon an Beyme um das Einverständnis des Königs geschrieben, damit ich über das, was ich besitze, Verfügungen treffen kann. Ich werde die Eltern, den Bruder und Dich bitten, auf das, was man „Pflichtteil“ nennt, zu verzichten, und Vater außerdem darum, meine Schulden abzudecken, von denen ich eine Aufstellung gemacht habe. Werde ich getötet, wird mein Bruder reich genug sein; und trifft es uns beide, was wird er dann mit seinem Reichtum anfangen? […] A Dieu, meine gute Schwester! Adieu, vielleicht für lange. Du weißt, wie heiß ich den Krieg wünsche, wie betrübt ich war, weil ich mich nicht auszeichnen konnte. Also, was immer mir widerfahren wird, ich werde glücklich sein. Bewahre mir Deine Liebe; mein Herz ist Dir ganz geweiht, und Deinen Händen vertraue ich die Fürsorge für alles an, woran ich hänge und was mir teuer ist. Bekommen wir Krieg - und wir müssen ihn bekommen -, dann sollst Du gewiß von mir hören. Das schwöre ich Dir. Adieu!“ Die Mobilmachung brachte für ihn auch personelle Veränderungen: Auf Empfehlung seiner Mutter nahm er am 26. Oktober den Chirurgen Johann Ernst Carl Arnd (bisher Arzt im Regiment Möllendorff) in seinen Dienst. Als Gehalt vereinbarte man 30 Taler monatlich bei freier Station. Auch ein neuer Adjutant wurde am gleichen Tage eingestellt: Carl Graf Nostitz, Leutnant im Regiment „Gens d’armes“. Der vierundzwanzigjährige Offizier aus Merseburg - der seinen Dienst schon früher angetreten hatte - zeigte sich sehr beindruckt, als er Anfang Oktober seinen ersten Abend in Gesellschaft des Prinzen verbrachte. Johannes von Müller

war gekommen, General Schmettau (einst einer der unerbittlichsten Kritiker Louis Ferdinands, stets auf seiten der Eltern, inzwischen längst ein enger Freund), man sprach über die derzeitige politische Situation, und Anton Radziwill stieß mit dem Schwager auf ein glückliches Unternehmen an. „Wir wollen uns mit Ehren betragen“, sagte Louis Ferdinand, „der Erfolg ist aber nicht leicht; darum muß alles dran und einer für den andern stehen. Nun, Nostitz, ich hoffe eine gute Wahl an Ihnen gemacht zu haben, Sie werden mir ein Kriegsgefährte sein, auf den ich in allen Fällen zählen kann.“ Und er umarmte seinen Adjutanten und küßte ihn. Beide hatten Tränen der Rührung in den Augen. Nostitz ging mit nach Schricke. Die letzten Tage vor dem Ausrücken waren der Jagd gewidmet, die der Prinz besonders liebte. Er war ein hervorragender Schütze, stets begleitet vom treuen Ohrdorff. Von diesen Herbsttagen in Schricke erzählt Nostitz: „Um 10 Uhr des Morgens weckte uns Hundegebell zur Jagd. Nach kurzem Frühstück zogen wir aus, begleitet von Jägern und Jagdliebhabern. Wir lancierten Säue oder jagten sie par force, denn auf den Hirsch wurde dies Jahr noch nicht angelegt. Um 5 Uhr zurück und um 6 Uhr Tafel. Hier erwarteten uns Frauen und die Gesellschaft munterer Männer, welche, während wir auf der Jagd waren, sich versammelt hatten. Ausgewählte Speisen und guter Wein, besonders Champagner, den der Prinz vorzüglich liebte, stillte Hunger und Durst, doch das Mahl, in antikem Stil gefeiert, wurde durch Musik und den Wechsel heiterer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert. Neben dem Prinzen stand ein Piano. Eine Wendung, und er fiel in die Unterhaltung mit Tonakkorden ein, die dann Dussek auf einem anderen Instrument weiter fortführte. So entstand oft zwischen beiden ein musikalischer Wettkampf, ein musikalisches Gespräch konnte man es nennen, das alle durch Worte angeregte Empfindungen der Seele in bezaubernden Tönen lebhafter fortklingen ließ. Unterdessen wechselten Getränke und Aufsätze, auf der Tafel zur freien Wahl hingestellt. Wer nicht aß und trank, warf mit Karten und Würfeln oder führte ein Gespräch mit dem Nachbar. Die Frauen auf dem Sopha, in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, rissen hin und verliehen dem Symposium jene Zartheit und Weichheit, die einer Gesellschaft von Männern unter sich durch ihre Härte und Einseitigkeit abgeht. Die Stunden verflogen uns an solchen Abenden und Nächte hindurch ungemessen, und es geschah wohl, daß wir uns erst des Morgens um fünf, sechs, sieben, auch wohl um acht Uhr trennten, viele von demselben Stuhle aufstehend, auf den sie sich den Abend zuvor niedergesetzt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Magdeburg gingen wir nach Wettin, dem geschichtlich merkwürdigen Schlosse, an alle gewaltigen Grafen und spätere ritterliche Besitzer erinnernd. Eng und unbequem zwischen den dicken Mauern alter Türme und Kastelle wohnend, verbrachten wir auch hier die Zeit mit Feldjagden, welche die berühmtesten in dieser Gegend waren. Der Prinz hing an heftiger Leibesübung, besonders wenn sie mit schneller Entschlossenheit wie mit Geistesblitzen verbunden werden mußte; das Beschwerlichste hierin war ihm während seines Landlebens auch das Liebste. So reiste er auch am liebsten zu Pferde, mit vorgesandtem, bereitstehendem Wechsel. Auf solchen oft unglaublich schnellen Ritten war ich sein ständiger Begleiter.“ Konservative Kreise fanden diesen Lebensstil anstößig. Sie urteilten über den Prinzen so wie jener uns namentlich nicht bekannte Kornett von den Blücher-Husaren, der im Herbst 1805 Louis Ferdinands Bekanntschaft machte. Er rühmt zwar des Prinzen „seltene Wohlgestalt“ und meint: „Sein Gesicht trug den Charakter männlichen Mutes, und aus seinen großen blauen Augen blitzte geistige Lebendigkeit und feuriges Ungestüm.“ Aber ihm mißfiel die „Leichtigkeit, weibliche Eroberungen zu machen“, die den Prinzen „zu einem zügelloseren Leben, wie es für ihn zuträglich war“, getrieben habe: „Er hatte stets zärtliche Verhältnisse in Menge.“ Vor allem aber erschien ihm die Gesellschaft, mit der sich Louis Ferdinand umgab, alles andere als schicklich und vor allem standesgemäß: „Musiker, jüdische Literaten, Poeten und verkommene Genies, ja selbst Komödianten und Leute ähnlichen Schlages, mit denen ein Offizier und nun gar ein königlicher Prinz füglich nicht hätte umgehen sollen, verkehrten nur zu häufig in seinem Palais. Mit diesen zwar amüsanten, aber doch nicht recht ehrenhaften

Gesellschaftern, dann einem halben Dutzend Schauspielerinnen und Jüdinnen und einigen der ausgelassenen jüngeren Gardeoffiziere, unter denen der lange Nostitz sich besonders hervorzutun suchte, durchschwärmte der Prinz oft ganze Nächte.“ Im November war Louis Ferdinand wieder in Berlin. Die Nachrichten, die dort vom bayerisch-österreichischen Kriegsschauplatz einliefen, klangen deprimierend. Am 20. Oktober hatte General Mack, Kommandant der Festung Ulm, mit 25000 Mann die Waffen gestreckt, 12000 Österreicher kapitulierten zwei Tage später, und nach weiteren zwei Tagen waren die Franzosen in München. Preußens Reaktion war die der Schwäche: Markiges Auftreten sollte die Unsicherheit kaschieren. Die Regierung beschloß, Haugwitz zu Napoleon zu schicken mit diesen Forderungen: Napoleon solle auf die Krone Italiens verzichten, Deutschland, Neapel, Holland und die Schweiz räumen, andernfalls würde Preußen an der Seite Österreichs und Rußlands in den Krieg eintreten. Das Ganze nannte sich „bewaffnete Vermittlung“. Möglich, daß der Eintritt Preußens in den Krieg für Napoleon recht unangenehm hätte werden können, aber das Berliner Kabinett übersah, daß man in Paris Preußen überhaupt nicht für voll nahm. Zwar hatte LaForest, der französische Gesandte in Berlin, am 23. November an Talleyrand geschrieben: „Der Prinz Louis Ferdinand - er gehört zum ersten Rang der Persönlichkeiten, die es sich in den Kopf gesetzt haben, daß Preußen demnächst an die Reihe kommt, wenn es zuläßt, daß Österreich niedergeworfen wird - ist vor wenigen Tagen zurückgekommen von einem Essen bei Hofe, derart überrascht von den Reden, welche die Königin selbst gehalten hat, daß er sich beeilte, seinen Freunden anzuvertrauen, ihm schiene, der König habe sich endlich zum Krieg entschlossen.“ Aber in einer Analyse Preußens, die das Auswärtige Amt in Paris am 25. November aufsetzte, steht zu lesen: „Von alle heute existierenden Mächten ist sie [Preußen] diejenige, welche beim bessern Äußeren und schönsten Aussehen von Festigkeit und Kraft die am weitesten im Verfall vorgeschritten ist. Preußen befindet sich außerhalb des Prinzips, welches es gegründet hat und welches es existenzberechtigt macht; es entfernt sich alle Tage mehr davon. Es unterhält mit bedeutenden Kosten einen großen militärischen Apparat, aber es läßt durch den Rost der Zeit die Triebfedern zerstreuen, welche die Ruhe entnervt, welche die Bewegungen des Krieges allein erhalten kann. Preußen vergißt, daß es nur ein Staat ist, weil es eine Armee war. Sein Prestige, einige Zeit noch durch frische Erinnerungen und Schaumanöver aufrechterhalten, wird einer gefährlichen und verhängnisvollen Probe eines aufgezwungenen Krieges nicht widerstehen. An dem Tage, an welchem es alle schamvollen Ausflüchte einer ängstlichen Politik, welche den Krieg vermeiden will, vergeblich versucht hat, wird es zu gleicher Zeit um seine Ehre und um seine Existenz kämpfen. An dem Tage, an welchem es eine erste Schlacht verloren hat, wird es aufgehört haben zu bestehen.“ Eine geradezu verblüffend hellsichtige Prognose. Kein Jahr mehr, und sie würde sich erfüllt haben. Haugwitz zu Napoleon zu schicken war das Dümmste, was der stets zaudernde und ängstliche König tun konnte. Denn dieser Mann machte nicht nur aus seiner Sympathie für Napoleon keinen Hehl, er war auch von vornherein gegen diese Mission. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte sich Preußen von Anfang an still verhalten. Vielleicht das Gescheiteste, aber wie die Dinge jetzt lagen, Preußen entschlossen zum energischen Auftreten, hätte es auf keinen Fall Haugwitz sein dürfen. Der Prinz war zugegen, als man ihn im Kabinett mit seinem Auftrag betraute. Spöttisch verabschiedete er sich von Louis Ferdinand: „Haben Ew. Königliche Hoheit keine Befehle für mich nach Wien?“ Eisig antwortete der Prinz: „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen.“ Haugwitz reiste am 14. November, dem Tag, an dem Napoleon in Wien einzog. Und Laforest warnte: „Der Prinz Louis, dessen kriegerischen Geist der König nicht liebt, und den er bis jetzt sehr auf Distanz gehalten hat, ist die Seele der Ratgeber der Königin und hat bei seinem Souverän einige Gunst wiedergewonnen.“ Aus Österreich waren General Folliot von Creneville und Major LaTour in das Haus an der Weidendammerbrücke gekommen und berichteten über den Fall Ulms. Der Prinz hieß Nostitz, den Bericht niederzuschreiben. Am 2. Dezember - nachdem er sein Testament gemacht hatte - begab er sich zur Armee nach Erfurt.

Am 2. Dezember! An diesem Tag zerschmetterte Napoleon die österreichisch-russische Armee bei Austerlitz. Damit war der Krieg beendet. Und Haugwitz? Der war Napoleon ins mährische Hauptquartier nachgereist und vom Kaiser, der natürlich wußte, was der preußische Minister vorbringen würde, nach Wien abgeschoben worden, ehe er auch nur einen Satz sagen konnte. Später, denn jetzt war schließlich Krieg, würde der Kaiser ihn gnädigst anhören. Natürlich tat Haugwitz, was ihm befohlen. Bei der langwierigen Nachrichtenübermittlung jener Zeit dauerte es lange, ehe man in Preußen unterrichtet war. Schließlich gab es in diesem rückständigen Lande nicht das, was Napoleon in Frankreich längst eingeführt hatte: Ein dichtes Netz optischer Telegraphen, deren bewegliche hölzerne Armee eine Nachricht über weite Räume in wenigen Stunden übermitteln konnte. Das Wort „So schnell schießen die Preußen nicht“ wurde zwar erst sechs Jahrzehnte später geprägt, aber Schnelligkeit - die Geheimwaffe Napoleons - war dem schwerfälligen preußischen Apparat ein Geheimnis. Am 6. Dezember traf der Prinz in Erfurt ein. Von dort schrieb er am 11. an Rahel: „Hier ward ich mit Liebe, Freude und Vertrauen aufgenommen. Einen frühen Freund, mit dem ich seit vorigem Kriege sehr aufrichtig verbunden war - Blumenstein, ein Franzose oder Elsässer -, fand ich hier wieder - es ist eine Freundschaft, die so eine alte Kameradschaft, Achtung für Tapferkeit, die ersten Gewehrschüsse zusammen gehört zu haben, Verlust gemeinschaftlicher Jugendbekannten, und alle mit der Jugend verbundenen Ideen, erzeugt hat; die sich aber über diese Grenze nicht erhoben, weil die meisten Franzosen über diese kassierten Ideeen nicht erhaben sind. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel und mir, der die des linken Armeekorps kommandiert; morgen geht jeder zu seiner Bestimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns alle, ein feierliches, männliches Wort - und gewiß soll es gehalten werden - bestimmt das Leben daran zu setzen und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! - Es soll gewiß so sein! Der Geist der Armee ist trefflich und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft von oben wäre und ein fester Willen die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! - Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unseren Herzen! So muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schönen menschenbeglückenden Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt - warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!“ Dieser letzte Satz war eine Anspielung auf den Kummer, den ihm jetzt Pauline bereitete. Im Trubel des Aufbruchs in Berlin hatte er sie versäumt, weil ihm in letzter Minute eingefallen war, daß er vergessen hate, die Namen seiner Kinder seinem Testament einzufügen. Die daraus resultierende Zeitverzögerung hatte bewirkt, daß er nur noch Abschied von Henriette und den Kindern nehmen konnte, nicht von der Geliebten. Denn als Geliebte galt ihm jetzt nur noch Pauline; Henriette war für ihn nicht mehr als die Mutter seiner Kinder. Ihrer beider Verhältnis war mittlerweile so erkaltet, daß es ein Herr von Quast wagen konnte, Henriette Anträge zu machen. Worauf der Prinz an Rahel geschrieben hatte: „Was ich für Henriette getan, ist bloß, sie frei und unabhängig zu wissen, für ihr Wohl und zu ihrem Besten zu handeln. Kann, will Hr. von Quant sie glücklich machen, so werde ich mich dessen freuen, glaubt sie es nicht mit ihm sein zu können, so wird sie Ruhe & Glück durch ihre Kinder finden und in einer angenehmen unabhängigen Lage Schutz und zarte Freundschaft genießen. Ich habe daher dem Hrn. von Quast gesagt, in seinem Verhältnis mit Henriette so zu handeln, wie es seinem Herzen und seiner Liebe entspricht, ganz ohne Rücksicht auf mich.“ Die so launische wie egoistische Pauline hatte natürlich nichts begriffen. Ihr Prinz hatte sich nicht verabschiedet, das Wieso und Warum blieb ihr vollkommen gleichgültig. Sie grollte. In der Muße Erfurts hatte er jetzt endlich Gelegenheit, über sein Verhältnis zu ihr nachzudenken. Als

Resultat übermittelte er Rahel: „Wie es mit meiner Liebe zu Pauline eigentlich ist, wäre schwer, Ihnen zu schreiben, ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals ist mir, als liebte ich sie ewig - lange schon hatte ich sie im Herzen und im Kopfe - ich sah sie wieder! Allein da war es, als wäre eine Mauer zwischen uns, ich suchte und doch fürchtete ich sie - alsdann lernten wir uns kennen. Pauline mißgriff meinen Charakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es aufloderte, ich sie, trotz den Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch hinzu den ans Magische grenzenden Liebreiz, den sie für mich hatte - den Stolz meines Charakters! Wie oft sahen sie mich nicht kalt und resigniert, meiner Liebe bewußt, dasitzen, kalt und gleichgültig, wenn andere, Paulinen herabwürdigend, mich und meiner Liebe vielleicht spotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulines schöner Natur zu retten - meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen - die Ideen des Guten und Schönen beleben, sie sollte wieder an sich selbst glauben, ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern - überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaktion der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern - sie hat nicht den Mut, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Mut, Gefühle an den Tag zu legen - ich habe sie erröten sehen, wenn sie etwas Gutes und Gefühlvolles sagte, als wenn ein andrer eine Sottise sagt - bloß weil sie fühlt, daß sie das Recht, es zu sagen, verloren hat.“ Rahel hat später gesagt: „Von einer Frau, die er sehr liebte, aber doch nicht in allem Betracht hoch stellen konnte, sagte er mit schmerzlichem Bewußtsein: „Sie fällt mir nie ein, wenn ich Fortepiano spiele, bei meinen edelsten Stimmungen und Ideen!“.“. Wahrscheinlich war damit Pauline gemeint. Obwohl seine an sie gerichteten publizierten Briefe alle ad usum delphini gekürzt worden sind (die Originale sind seit dem letzten Krieg verschollen), scheint es doch so zu sein, daß ihre Beziehungen im wesentlichen primär erotisch-sexueller Natur gewesen sind. Louis Ferdinand neigte dazu, die oben zitierte Briefstelle beweist es, Pauline zu stilisieren, in sie etwas hineinzuinterpretieren, was er zwar zu finden hoffte, was aber nicht in ihr angelegt war. Er glaubte wie so mancher Liebende, die Geliebte noch erziehen zu können, und betrog sich dadurch selbst. Die kapriziöse Pauline konnte niemand erziehen, was hier bedeutet: sie verändern. Einen wahren Gesprächspartner hatte er nur an Rachel, nicht an Pauline, noch weniger aber an der faden, blonden Henriette: Bei „Jettchen“ gab es weder eine intellektuelle noch sexuelle Bindung. Mutter seiner Kinder, damit war Henriettes Persönlichkeit erschöpft. Aber es überforderte sie auch, indem er sie auf diese Rolle zu beschränken suchte und erwartete, sie würde das Verhältnis zu ihrer Freundin Pauline uneingeschränkt und selbstlos entsagend auf die Dauer hinnehmen. Dieses Verhältnis konnte nur dazu führen, einander völlig zu entfremden. An Pauline schreibt er noch am selben Abend einen Brief, in dem es heißt: „Ich will, vor daß vielleicht das Schicksal uns trennt, vor daß der Krieg beginnt, Dich noch einmal sehen, gelobe mir dann Glück und Lohn der treuesten Liebe, wenn ich Dich wiedersehe! Pauline, Du lachtest und aßest, und mit der anderen Hand stießest Du mir den Dolch ins Herz.“ Für Louis Ferdinand war in dieser Situation tröstlich, engen Umgang mit Blücher, Rüchel und dem Fürsten Hohenlohe zu haben (übrigens war auch Massenbach wieder mit von der Partie), und am 15. Dezember traf er sich in Jena mit Goethe, Achim von Arnim, Herzog Carl August von Weimar und dessen Geliebter Caroline Jagemann und ihrem Bruder zum Abendessen. Arnim schrieb darüber an Clemens Brentano (mit dem er soeben den ersten Band von „Des Knaben Wunderhorn“ veröffentlichte): „Der Prinz war herrlich in Hoffnung und Zutrauen, ich trank ihm zu Glück und Sieg und ein schönes Reich im Süden. Nachher bot ich ihm meine Dienste an, wo er mich brauchen könnte. Ich habe das gesagt, ich weiß nicht wie; vielleicht war es der Kerl, der hinter mir steht nach Deiner Ansicht und mir zuweilen aus den Augen sieht; nun laß ich es ruhig seinen Gang gehen. Der Prinz war

sehr freundschaftlich; ob es vorübergehen wird wie so manches, was ich in meinem Leben bedeutend glaubte - ich habe getan, was ich nicht lassen konnte! Er hat mich zu sich gebeten in sein Hauptquartier, in ein paar Tagen bin ich dort. Sei so stumm über das, was ich Dir schreibe, wie meine Ahndung über das, was ich eigentlich will. Nach meiner Gemütsart mag ich mich nicht im Gerede der Menschen finden. Wo ich nichts leisten kann, da werde ich auch nicht dabei sein; meine gute Zeit in feindlichen Kantonierungen zu verderben, habe ich auch nicht Lust. Der gute Wille des Prinzen hat auch keinen freien Spielraum.“ An diesem Abend in Jena wurde wacker pokuliert. Herzog Carl-August: „Die andern tranken die ganze Nacht ungeheuer viel um die Wette, und Goethe blieb nichts schuldig, er konnte fürchterlich trinken.“ Er und Louis Ferdinand zechten noch unter vier Augen weiter, wie Louis Ferdinand an Pauline schrieb: „Ich habe nun Goethen wirklich kennengelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause und saß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punsch, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnierte [erschloß] sich seine Seele; er ließ seinem Geist freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüß heute die Kleine von mir und sag ihr dies: dann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Taler mehr wert!“ Die Kleine: damit war Rahel gemeint, die Bewunderin Goethes, mit der er sich einmal über Egmont gestritten hatte: „Wie Goethe einen Helden habe so schildern können! In einer miserablen Liebschaft mit solchem Klärchen etc.“ Den Brief an Pauline wertete „die Kleine“ als „meinen größten Triumph in der Welt“, so schrieb sie sechs Jahre später an Fouqué: „Ein großer Prinz, mein Freund, der Vetter meines Königs, der Neffe Friedrichs des Zweiten, der noch von Friedrich selbst gekannt war, mußte mir das schreiben; ohne daß ich je von Goethe mit ihm gesprochen hatte. Es mußte der menschlichste Prinz seiner Zeit in seinen eigenen leibhaften Freunden dem größten Dichter huldigen. Dies schreib’ ich Ihnen aus Eitelkeit. Nun aber setzt’ ich mich hin und schrieb Louis einen großen Brief, worin ich ihn bat, sich zu erinnern, daß ich nie mit ihm von Goethe gesprochen hätte, nie ihm gesagt, er soll etwas von ihm lesen; jetzt aber möcht’ er es tun, und nicht einzelnes, um Goethes Werk kennenzulernen, sondern alles von ihm, um Goethe kennenzulernen, aus ihrem Zusammenhang. Jetzt sei er’s wert, denn jetzt liebe er etc.“ Am 18. Dezember verlegte Louis Ferdinand sein Quartier nach Zwickau in Sachsen. Dort bezog er ein Haus in der Schulstraße, in dem schon 1758 Prinz Heinrich und 1762 Friedrich II., der Große, gewohnt hatten. In Weimar war man froh, die preußische Einquartierung los zu sein. „Der Herzog [Carl August] ist vorigen Sonntag abgereist“, schreibt Charlotte von Stein am 19., „seine Dame [Caroline Jagemann] hat ihn bis Jena begleitet. Prinz Louis hat auch einige Mlles. mitgehabt, man erzählt, sie wären nur die Kammerjungfern seiner an die linke Hand getrauten Frau, er hat die possierlichsten Bonmots über die Preußen gemacht.“ Das ging noch, wiewohl die Geschichte mit des Prinzen „einige Mlles.“ aus den Fingern gesogen war. Aber am 23. schrieb Frau von Stein: „Die Breslauer Preußen sind die gesittetsten gewesen; die wir jetzt haben, betragen sich mitunter schlecht in Gotha, Altenburg und hier. Ein Herr von Nostitz, Adjutant des Prinz Louis Ferdinand, hat auf eine scheußliche und gar nicht zu erzählende Art hier das Dienstmädchen seines Wirts genotzüchtigt, den Kellner vom „Elephanten“-Wirt haben einige Offiziere mit ihren Degens einige Stiche gegeben, weil er nicht gleich ein viertes Bett schaffen konnte, ein anderer Offizier hat der Gräfin Werthern ihren Bedienten mit dem Stock über die Hand geschlagen.“ Noch ehe er nach Zwickau übergesiedelt war, hatte Louis Ferdinand erfahren, was mit Haugwitz geschehen war. Erbittert schrieb er am 19. Dezember an seine Schwester: „Als ich erfuhr, daß Graf Haugwitz, statt bei Napoleon in Brünn zu bleiben und eine bestimmte Antwort zu verlangen, wie wir sie haben mußten, um einen energischen Entschluß zu fassen, nach Wien gegangen und dort vom 27. November bis zum 2. Dezember geblieben ist, der Einwirkung Talleyrands preisgegeben, nichts hörend als die übertriebenen Berichte der Franzosen, Napoleon die Zeit lassend, einen entscheidenden Schlag zu wagen und uns das bißchen Vertrauen raubend, welches den Russen unsere schwächlichen, langsamen und unsicheren halben Maßregeln noch einflößten, während man

das Wiener Kabinett beruhigen und eine kriegerische Haltung annehmen mußte, die uns in den Stand setzen konnte, die Ereignisse zu benutzen und zu entscheiden - da habe ich zu meiner Umgebung gesagt: Das ist eine Nachlässigkeit oder vielmehr eine abscheuliche Spitzbüberei der Partei Lombard, Beyme und Haugwitz. Ich sagte den Streich vorher, und ich äußerte zu Rüchel, Blücher und Scharnhorst, mit denen ich in Erfurt zusammengekommen war, um wegen unserer Korrespondenz Verabredungen zu treffen, daß ich fürchtete, man habe Rüchel zur Armee des Herzogs zur Anordnung von Maßregeln in seinem Namen nur geschickt, um ihn von Berlin zu entfernen. Denn diese Partei und der Herzog [von Braunschweig] selbst fürchten seine Entschlossenheit, seine Leidenschaft und seine nahen Beziehungen zum König, von dem sie alle die Personen fernhalten wollen, welche anderer Meinung sind als sie. […] Ist es möglich, daß wir, bei allem unseren Interesse, die Vorgänge in der österreichischen Armee kennenzulernen, es verabsäumt zu haben, jemand in demselben Augenblick dahin zu senden, wo der Kaiser sich zu ihr begab? […] Alle militärischen Maßregeln haben notwendigerweise denselben Charakter der Unentschlossenheit erhalten. Da man nicht wußte, wann und wie man Krieg führen oder um welchen Preis man Frieden halten wollte, hat man in den Tag hineingelebt, hat Millionen ausgegeben, zahlreiche Armeen versammelt, deren Unterhalt dem Staat und den Provinzen zur Last fällt, in denen sie stehen, ohne etwas zu tun, hat keinen festen Plan und schmeichelt sich dabei immer noch mit der Hoffnung, daß diese Rüstungen imponieren und daß man so werde davonkommen können. […] Kurz und gut, man war nicht entschlossen, Krieg zu führen, oder vielmehr Herr Haugwitz, Lombard, Beyme und ihre verwünschte Partei sind entschlossen, ihn zu hemmen soviel an ihnen liegt. Bonaparte, der eine Armee von 140000 Mann in seiner Flanke hat, erweist uns nicht einmal die Ehre, uns zu beobachten - er kennt seine Leute. Jetzt stehen wir nun in den Bergen und warten mit Ungeduld auf den Augenblick, wo wir sie überschreiten können. Wenn Österreich Frieden schließt, wenn Preußen sich ihn von Bonaparte mehr oder weniger aufzwingen läßt, so ist es aus, wir verlieren den Rest von Ansehen, den wir noch besaßen, und der Rest Deutschlands wird Bonaparte zu den Füßen liegen wie Württemberg, Bayern und der Kurfürst von Baden.“ Als Louis Ferdinand diesen Brief schrieb, konnte er noch nicht wissen, was sich zwischen Haugwitz und Napoleon abgespielt hatte. Der Sieger von Austerlitz, wohl wissend, daß Haugwitz nicht gekommen war, um ihm zum Erfolg zu gratulieren, präsentiert jetzt Preußen die Quittung für sein wankelmütiges Verhalten: Der Haugwitz aufgezwungene Vertrag von Schönbrunn vom 15. Dezember 1805 sah vor, daß Preußen Ansbach an Bayern abzutreten habe und das Herzogtum Kleve-Berg an Frankreich; dafür bekam Preußen das - nach wie vor England gehörende - Kurfürstentum Hannover. Mit diesem Vertrag in der Tasche reiste Haugwitz zurück nach Berlin. Die Umgebung des Prinzen in Zwickau bestand aus Leutnant Nostitz, Leutnant Möllendorff, Hauptmann Kleist (als Adjutanten), dem sächsischen Rittmeister Thielmann (als Verbindungsoffizier zu den verbündeten Sachsen), dem Ordonnanzoffizier Leutnant Vieth (ebenfalls Sachse) und natürlich Duscheck. Dušek war, wie Nostitz abfällig bemerkte, „wenn er nicht Klavier spielte, mit der Pflege seines Bauches befangen, denn dieser sonst interessante Mensch lag ganz in den Banden tierischer Wünsche“. Ständige Gäste waren der preußische Oberst Bogulawski und Hauptmann von Stein, der mit LouisFerdinand, Kleist und Thielmann zu viert Schach spielte. An Abwechslungen war in dem „verwünschten kleinen Nest“ (Louis-Ferdinand über Zwickau) nicht zu denken; man tagte beim Prinzen gewöhnlich bis morgens drei oder vier Uhr. Gelegentlich machte er Besuch bei der verwitweten Fürstin zu Schönburg in Lichtenstein oder bei dem nahe Zwickau wohnenden Domherrn von Arnim. Am meisten vermißte er Pauline, der er am 7. Januar schrieb: „Liebe Seele; alles, sagst Du, hat sich gegen unsere Liebe verschworen! Laß mich lieber sagen, es stand im Himmel geschrieben, vom Schicksal, von der Natur waren wir bestimmt uns zu lieben. So lebhaft ist dies in meinem Herzen, daß ich es Dir schwöre, den Augenblick, wo Du mich verläßt, vernichte ich mich! Nur sei unsere Liebe nicht klein, sondern sie spreche sich so aus wie es in unseren Herzen ist; dieses

Schwanken, dieses erbärmliche, es muß weg aus Deinem Herzen, Deine Liebe muß Deiner und meiner werter noch werden, nicht wahr, Pauline. Übrigens soll Dein Wille ganz unsere Lebensweise bestimmen. Dein Glück ist das meine, und nur dasjenige, was Dich, meine Pauline, ganz glücklich macht, kann mich ganz glücklich machen - verhehle mir also nichts, sage und schreibe es mir stets, wie es in Deinem Herzen ist, wie Du es fühlst. Ganz für Dich, meine Pauline, will ich leben, und gewiß soll dieses Jahr nicht enden, ohne daß uns die engsten Bande verbinden. Nur mache bald, Pelle, daß Du von Wiesel geschieden. Liebe Freundin, wie oft denke ich an diesen Augenblick, der uns vereinen wird; meine Phantasie malt ihn stets mit neuen Farben aus; überfallen will ich Dich, einen Abend sollst du mich finden! ich will die Geliebte entkleiden, mit zarten, liebevollen Küssen jedes Glied bedecken, und dann will ich Dich in meinen Armen festhalten in himmlischer, liebevoller Umarmung und heiße brennende Küsse und der Liebe süßes Gespräch sollen dann abwechseln, und wenn Dein Auge bricht, Dein Mund nur „lieber, lieber Louis“ stammeln kann, oh dann […] Aber vorher, meine Pelle, kommst Du zu mir, wir werden in einigen Tagen eine Veränderung in unserer Lage haben, dann schicke ich Dir sogleich eine Estafette. Nun, meine Pauline, etwas über Dich! Die unselige Schwäche, Deine Beschäftigungslosigkeit, und die Gewohnheit, stets in äußeren Dingen Zerstreuung, Amüsement zu suchen, machen, daß Du Dich stets von Strome fortreißen läßt, überdem liegt etwas Behagliches für Dich in dem Gedanken: „Was ich tue, geschieht nur aus jener Gefälligkeit, jener Leichtigkeit, mich in den Willen anderer zu fügen, die aus der Gutmütigkeit meines Charakters entspringt; wäre dieses nicht, würde ich anders handeln!“ Durch dieses Raisonnement rettest Du Dich für Deine Augen von dem Vorwurf, ein Leben zu führen, dessen Leere Du fühlst, und zugleich kannst Du auch, der alten Gewohnheit treu, den Tag so recht tüchtig totschlagen, ihn mit den Promenaden, déjeuners, tausend notwendigen Visiten, Komödie und irgendeiner Soiree, wo Du jemand tribulierst [quälst], ausfüllen - und doch wünschte es Dein Herz anders! Allein so ist es mit aller Schwäche, das Wollen und Wissen und das Vollbringen ist zuweilen sehr verschieden. Auch lag es bis jetzt in der steten Notwendigkeit, außer Dir zu sein, Dein Innerstes war durch so vieles zerrüttet und gebeugt - nun ist es anders, nun muß es anders sein!“ Politische Fragen diskutierte er nur mit seiner Schwester, nie mit Pauline oder Henriette, und seiner Schwester schrieb er zwei Tage später: „Bonaparte hat sich über Preußen nicht getäuscht. „Glaubt ihr, daß Preußen mir darum den Krieg erklären wird?“ sagte er zu Ulm mit Bezug auf die Verletzung des Ansbachschen Gebietes, und seitdem hat er sich geäußert: „Ich kenne Preußen, es wird der Niederlage der andern zusehen und dann über den Leichnam herfallen.“ Unterrichtet von den in Berlin getroffenen Maßnahmen, beruhigt durch seine Agenten, hat er über unser Heer weder Besorgnis noch Unruhe empfunden. Aber kurz und gut, die begangenen Fehler sind geschehen, und die Erfahrung beweist sogar, daß niemand dadurch gebessert wird; es nützt also nichts, zu jammern und Vorwürfe zu machen wegen dessen, was nicht mehr zu ändern ist. Jetzt handelt es sich um die Gegenwart und um die Zukunft. Wenn der Friede mit Österreich Bestand hat, wenn dieser Staat nach der Wiederherstellung seiner Armeen keine günstige Aussichten erblickt, den Krieg von neuem anzufangen und wenn die Österreicher bei Ausbruch des Krieges im Norden nicht einen Sieg über die Franzosen benutzen, um schnell das Verlorene wiederzugewinnen, so werden sie zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabsinken. Wenn der König die Umwälzung Deutschlands gutheißt, wenn er die Besetzung Hannovers duldet, wenn er nichts tut, um die deutschen Mächte, die ihm noch ergeben sind, zu beruhigen, so wird ganz Deutschland Napoleon zu Füßen liegen, und das Fest, das er seiner Armee verspricht, wird sehr wohl das Fest seiner Krönung als Kaiser des Okzidents und Deutschlands werden können. Kann man in der Tat die Kurfürsten von Hessen und Sachsen tadeln, wenn sie die Partei einer Macht verlassen, deren Allianz weder Vorteil noch Sicherheit bietet, die zu bedeutenden Ausgaben nötigt, ohne daß irgendeine Ehre, ein Vorteil daraus entsteht, und deren schwankender und unsicherer Gang den Feinden keine Furcht und den Freunden kein Vertrauen einflößen kann, während

Bonaparte seine Verbündeten zu beschützen und zu bereichern, seine Feinde zu strafen weiß? Dann wird Preußen mit Verdrießlichkeiten und Demütigungen überhäuft einem Zustand verfallen, in welchem seine Armee herabgewürdigt wird und die Federn der Maschine erschlaffen, bis der Augenblick kommt, wo nach Bonapartes Willen seine letzte Stunde schlägt. Dann wird der Krieg unter noch ungünstigeren Aussichten wieder ausbrechen, und einsam und ohne Alliierte wird Preußen fallen wie die anderen gefallen sind, ohne daß jemand für sein Schicksal Teilnahme haben wird, da es selbst für niemandes Schicksal Teilnahme gezeigt und seine feige und schwächliche Politik Europa ins Verderben gestürzt hat.“ Er sah das, was kommen würde, mit bestürzender Genauigkeit voraus, aber was half es? Sein Rat war nicht gefragt, seine Vorschläge unerwünscht. Er sei eben kriegslüstern. Damit speiste man ihn ab. In dieser Situation, verzweifelt über die politische Lage, einsam in einer tristen Kleinstadt, voll Sehnsucht nach Pauline, die ihm nur höchst selten schrieb, warf er sich wieder aufs Komponieren. Bei Breitkopf & Härtel in Leipzig bestellte er 1 Ries (= etwa 480 bis 500 Bogen) liniertes Notenpapier. Am 10. Januar 1806 hatte er ein Andante mit Variationen B-dur für Klavier, Violine, Viola und Violoncello vollendet, eine seiner vollkommensten Kompositionen, von Beethoven beeinflußt. Aber er brauchte das Gespräch. Am nächsten Tag schrieb er an Gentz, der sich in Dresden aufhielt, er möge zu ihm kommen. Vom 19. bis zum 22. Januar waren beide in Zwickau zusammen, dann fuhren sie über Altenburg nach Leipzig. Abends ging man ins Theater. Als auf der Bühne in einer Szene zwei Männer zu ihren Waffen griffen, aber ein Geist beschwichtigend „Friede!“ rufend zwischen sie trat, war es mit der Beherrschung des Prinzen vorbei. Erregt sprang er in seiner Loge auf und rief laut: „Aha, die Sprache kenne ich: der gute Freund kommt sicher aus Berlin!“ Gentz war von ihm begeistert: „Der Prinz Louis - halten Sie sich nie an das, was die Verräter oder Feiglinge Ihnen gegen ihn sagen werden - ist eine der letzten Stützen, die der allgemeinen Sache bleiben, und einer der bedeutendsten Männer, die Europa gegenwärtig besitzt.“ Noch von Zwickau aus hatte der Prinz Pauline gebeten, zu ihm nach Leipzig zu kommen. Als Antwort erhielt er einen Doppelbrief von Henriette und Pauline gemeinsam, datiert vom 21. Januar: „Sie haben mich nicht wie einen Freund behandelt“, schrieb Henriette. „Darauf erhebe ich auch keinen Anspruch mehr; ich verzichte von diesem Augenblick an auf jedes Gefühl Ihrerseits. Ich war närrisch und erscheine mir selbst lächerlich, daß ich so lange so blind sein konnte. Es war so sanft, und ich ließ mich so gern von Ihnen täuschen. Ihren Sinnen bedeute ich nichts mehr und Ihrem Herzen nur noch sehr wenig; warum uns also gegenseitig noch quälen? Du wirst glücklicher sein, wenn Du nicht mehr ein Geschöpf sehen mußt, das Dir sein Unglück zum Vorwurf macht - und ich kann fern von Dir noch glücklich werden und meine Jugend genießen. Louis, seien Sie großmütig, opfern Sie mich nicht! Setzen Sie mich in den Stand, fern von Ihnen auf anständigem Fuß leben zu können. Dies Verlangen ist nicht unbillig, und ich bin gewiß, daß Du mir meine Bitte bewilligen wirst. Meine mütterliche Liebe spricht bei dem allen nicht mit. Ich würde es für eine Torheit ansehen, wollte ich mich für meine Kinder aufopfern; sie sind ebenwohl die Deinen, Du kannst sie glücklich machen; wenn nicht, so kann ich zu ihrem Glück auch nichts beitragen, und eines Tages würde ich am Ende unter ihren Vorwürfen leiden. Das ist mein fester Wille: Wenn Du damit nicht einverstanden bist: mein Entschluß ist gefaßt, ich mag mich nicht länger mehr der Fürsorge Deiner Schwester anvertrauen. Lieber laufe ich ins Elend und werde Dich niemals wiedersehen, mag daraus werden, was will. Der erniedrigendste Zustand wird mich nicht so erniedrigen wie die Vorstellung, mit jemandem in freier Verbindung zusammenzuleben, ohne dessen Zuneigung zu besitzen. Zürne nicht mit Pauline deswegen, sie hat es nicht verdient. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen einen Strich durch. die Rechnung gemacht habe; ich wollte es nicht. Ich habe Pauline zugeredet, abzufahren, doch sie wollte nicht, sei es nun aus Besorgnis, ich könnte ihr Verdruß machen, sei es aus Zartgefühl mit meiner Lage. Schließlich ist das nur eine kleine Verzögerung, denn mein Schicksal wird sich auf alle Fälle ja doch in acht Tagen erfüllt haben. Ich will Dich nicht wiedersehen, ich schwöre es bei allem, was mir heilig in dieser

Welt ist; die Vorstellung, daß ich noch einmal mit Dir zusammenleben könnte, ist mir entsetzlich. Nicht daß ich Dich verachte, nein, Louis, das ist nicht möglich, aber ich liebe Dich nicht, und, was schlimmer ist, ich achte Dich nicht mehr. Werde glücklich, mache Dir niemals Vorwürfe wegen Deines Verhaltens gegen mich. Du hast mir viel Kummer bereitet, aber ich war auch sehr glücklich.“ Pauline nahm in ihrem Brief Partei der Freundin: „Wie leid tut es mir, lieber Louis, Deinem und meinem Wunsch nicht nachgeben zu können, allein Du wirst sowohl aus meinem als auch aus Jette ihrem Brief die Unmöglichkeit einsehen, und, wenn ich es sagen darf, etwas durch Deine Schuld. Du kennst Jetten und mich genug und weißt, wie sensibel Jette auf jeden kleinsten Betrug ist. Ich habe sie alle Tage gesehen und ihr freilich öfter von der Möglichkeit einer kleinen Reise zu meinem Mann nach Dresden gesprochen. Dein Brief kam in dem Augenblick, wo Jette mich abholen wollte. Ich fuhr nicht gleich mit, weil ich schon beschäftigt war, meine Vorbereitungen zu treffen. Ich ging dann also später zu ihr und sprach über meine Reise zu meinem Mann. Jette war nicht einen Augenblick durch diese Lage düpiert, sagte mir sehr entschieden, sie wäre auf alles gefaßt und wollte gar nicht auf die Wahrheit drängen, ob ich zu Dir oder zu meinem Mann ginge; nur soviel versicherte sie mir, sobald ich aus Berlin ginge (heute nämlich), ließe sie die Kinder zu Deiner Schwester bringen und würde aller Welt sagen, ich wäre zu Dir, um nicht die duppe zu scheinen. Du hast alles mit Deinem Brief verdorben, mit dem ewigen Verbieten, die Briefe zu zeigen. Du wolltest nicht Jette gestehn, daß Du mich liebtest, und mich wolltest Du auch nicht sehen lassen, auf welche Art Du Jette ewig beruhigtest. Jette hätte bestimmt einen éclat gemacht, wenn ich fortgereist wäre, denn sie ist ganz ruhig dabei, nur will sie nicht die duppe in den Augen der Welt erscheinen. Ich rate Dir sowie Jetten, das Opfer schuldig zu bleiben. Jette hätte bestimmt einen Schritt getan, den sie bereuen würde, was dann zu spät gewesen wäre; sie wollte schon Brancions Bruder holen lassen und ihm die Kinder übergeben. Denke nur nicht etwa, aus Haß gegen Dich oder mich! Nein, mit der größten Überlegung, weil sie in jedem Fall das Leben nicht mehr führen will. Jette ist sehr gut mit mir, hat nicht den mindesten Haß gegen mich. Noch in diesem Augenblick war ich bei ihr, sie ist ganz ruhig und gesund, aber Deine Falschheit ärgert sie. Du hast ihr ewig noch solche Briefe geschrieben, wodurch sie natürlich glauben mußte, sie wäre Dir die Liebste. Da ich doch weiß, daß Jette Dir nicht solche Briefe schrieb, so hat sie recht und Du unrecht. Mir tut es leid, Jette diesen Ärger verursacht zu haben, aber alles fällt auf Dich zurück, alles ist Deine Schuld. Einen kann man nur lieben, und solche Rolle läßt sich nicht lange aufrechterhalten. Jette ist wahr, das weiß ich; auch kann man mir nichts weismachen. Du hast an allem Schuld mit Deinen dummen, falschen Briefen.“ Louis Ferdinand war wie vor den Kopf geschlagen. Alles hatte er erwartet, nur das nicht. Jetzt konnte nur noch Rahel helfen. Verzweifelt schrieb er ihr aus Leipzig: „Liebe Kleine, hier, wo ich Paulinen, die mich sehnlichst, ich sie zu sehn wünschte, empfing ich diese beiden Briefe; wie alles dieses mich beugt, meinen Schmerz und die Angst, die ich darüber habe, können Sie leicht erraten. Gott - hier schicke ich Ihnen zwei offene Briefe, einen an Pauline, einen an Jetten, in der Angst und im Schmerz geschrieben, Sie sehen alles darin - so wahr es in meinem Herzen liegt, meine heiße Leidenschaft für Pauline, meine innige Anhänglichkeit an Jette; siegeln Sie sie beide zu und schicken sie hin. So wahr es ist, daß ich ohne Pauline nicht leben kann, so auch ist der Gedanke, Jettchen ihre Kinder verlassen zu sehn, die mir und Paulinen ein ewiger Vorwurf wären, mir unerträglich - warum bin ich Unseliger nicht tot! Gott - Schicken Sie mir eine Estafette hier im Hotel de Saxe. Louis – PS: Gott, raten Sie zum Guten, schicken Sie mir die Briefe zurück. - Gott, Sie sehn, wie sich so alles verflochten, ich zittere für beide und für beide eine durch die andre. - Wenn sich dieses Band nicht so, wie ich es wünsche, entfaltet, so sind wir alle unglücklich. - - Liebe Kleine, verzeihen Sie! Daß meine liebevolle Zartheit so immer mißkannt wird! Ach, ich wußte es, daß ich das Opfer dieses allen würde! - Pauline ist himmlisch gut und edel, Jettchen, die ich so zärtlich liebe, wie ich es einer Schwester schuldig, wie es mein Herz für die Mutter meiner Kinder fühlt, glaubt mich falsch, sie selbst will mir nur bloß Schwester sein. O Kleine,

beklagen Sie mich! Wachen Sie auch über Pauline - über alles.“ Und Rahel wachte: Pauline kam nach Leipzig, Henriette resignierte und behielt die Kinder. Am 2. Februar hatte Louis Ferdinand sein Quartier in Zwickau aufgelöst: Der König befahl die Demobilisierung. Die Chance, jetzt noch in den Krieg einzutreten - Österreich hatte Frieden geschlossen, Rußland hingegen nicht - war vertan. „Unsere ganze Armee, aufgelöst und getrennt, wird wieder in ihre traurigen Kantonnements oder Garnisonen zurückkehren“, schrieb er verbittert an seine Schwester. „Welch ein Unterschied von jenem Augenblick, wo sich diese Armee versammelte! So sind denn 11 Jahre Hoffnungen, 11 Jahre geheimer und glühender Wünsche vernichtet! - oder doch wieder vertagt! Mein Herz ist voll Kummer und Bitterkeit. Könnte ich nur meine Uniform ablegen und diesen ganz verwünschten militärischen Prunk: Ich würde dann bei allem, was geschieht, nicht so sehr zu leiden haben.“ Über sein Zusammentreffen mit dem Prinzen hatte Gentz Johannes von Müller berichtet. Der antwortete am 9. Februar: „Sie erfreuen mich durch Ihr Urteil über Prinz Louis’ Stimmung, deren ich nicht sicher war; darum weil ich besorgte, sein Hang zum Epikuräismus möchte die scheinbare Unmöglichkeit entscheidenden Wirkens zum Vorwande nehmen, die Heldenkraft ganz abzuspannen.“ Wie wenig hatte er von Louis Ferdinand begriffen. Auf der Reise nach Schricke - Pauline war dorthin vorausgefahren - machte der Prinz Station bei dem Komponisten Johann Friedrich Reichardt in Giebichenstein bei Halle. Man besprach die politische Lage und kam auf Napoleon. Louis Ferdinand faßte sich an beide Ohren und rief: „Ja, wenn Bonaparte ein Gericht Prinzenohren haben will, so sind meine in Gefahr, denn bekommen wird er sie.“ Und wieder flüchtete er sich in die Musik. Bei Breitkopf & Härtel bestellte er Noten, zum Musizieren würde ja nun ausgiebig Zeit sein: von Beethoven die drei Violinsonaten op. 30 (1802) und die Kreutzer-Sonate op. 47 (1803), die Waldstein-Sonate op. 53 (1803), von Franz Danzi die vierhändige Klaviersonate op. 9, von Daniel Steibelt die Klaviersonate op. 64 und das Klavierkonzert op. 5. Titus von Möllendorff, sein Adjutant und auch musikalischer Begleiter, muß ein tüchtiger Geiger gewesen sein, wenn er Beethovens Violin-Sonaten meisterte. Für ihn bestellte er noch eigens „4 Stück Pariser Violinbogen“ (zu 5 Louisdor). Außerdem begann er jetzt, sich auch mit Opern-Partituren zu beschäftigen: Bei J. C. F. Rellstab, Berlin, Jägerstraße 18, bestellte er für 65 Taler drei Partituren: „Tarare“ von Antonio Salieri (1786) sowie von Nicolas-Marie Dalayrac „„Azemia“ ou „Les Sauvages““ (1786) und „„Nina“ ou „La Folle par amour““ (1787). Daß sich Louis Ferdinand zu diesem Zeitpunkt ausgerechnet mit Opern des französischen Modekomponisten Dalayrac befaßte, entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie. Denn, was der Prinz kaum gewußt haben wird: Dalayrac war nächst Paisiello Napoleons Lieblingskomponist, und von ihm stammte auch die offizielle Hymne des Kaiserreichs: „Veillons au salut de l’Empire“…; wieder in Magdeburg, schrieb er am 21. Februar voll böser Vorahnungen an seine Schwester: „Ich kann leider nicht zweifeln, daß sich nach und nach alle meine Weissagungen erfüllen werden! Nachdem wir die ganze Zeit hindurch den Plackereien Bonapartes ausgesetzt waren, der, wie Du Dir wohl denken kannst, uns so haßt, daß er unser schwächliches und verachtungswürdiges Betragen verachtet, werden wir nur zwischen erniedrigenden Gemeinheiten und einem beschämenden Abkommen zu wählen haben, das uns in die Arme Frankreichs werfen oder einen Krieg mit ihm oder Rußland zur Folge haben wird, den wir nach Möglichkeit vermeiden werden, und daß aus eben diesem Grunde wir das denkbar Übelste wählen werden. Ich werde Dir eine Denkschrift zeigen, die ich voriges Jahr bei meiner Rückkehr aus Österreich abgefaßt habe, wo ich, vorahnend, des Krieges sicher, mich auf die Notwendigkeit stützte, eine Union zwischen Preußen und Österreich zu befestigen; ich versichere Dir: Rußland kann Deutschland nicht retten. Ein Haufen Soldaten, tapfer, das ist wahr, aber was ist eine passive Tapferkeit, wenn das Genie, oder das Talent, die Instruktion selbst, nicht darüber verfügt? Mehr als unwissende Generale, militärische Institutionen, auf verschiedenen Kriegstheatern nachgeahmt; um es kurz zu sagen. Leute, die Deutschland ebenso gefährlich sind wie die, deren Opfer es ist. Preußen, Österreich allein genügten; man könnte sich Rußlands bedienen, aber man würde

nicht von ihm gerettet werden.“. Der letzte Sommer: Am 11. März 1806 kam ein Brief von Pauline aus Berlin: Sie glaubte schwanger zu sein…; LouisFerdinand antwortete sofort: „Pauline, der Gedanke, Dich schwanger zu wissen, ein Pfand der heißesten Liebe unter dem liebenden Herzen, rührte mich so unbeschreiblich - obgleich ich jeden Deiner Briefe berechnete und daran dachte - ob endlich der 22. selige Tag herannahte - welcher mich fester, doch gewiß nicht liebender an Dich kettete - doch Pauline, wüßtest Du, wie sehr mein Innerstes schmerzhaft auf alle Art erregt ist - ach bedenke es selbst - Du, die mich heiße Tränen vergießen sahst, selbst in jenem Augenblicke, den Deine himmlische Liebe so unaussprechlich selig ausfüllte, so würdest Du mich mehr schonen, nicht in Augenblicken, wo Du verstimmt bist, an mich schreiben, oder nicht augenblicklichen Empfindungen nachgeben, die Deiner und meiner nicht wert sind. Gott! liebe Pauline - bald - scheint es Dir lieb, und wiederum nicht - noch ein engeres Band zwischen Dir und mir erstehn zu sehn, da dieses hingegen bei mir der seligste, süßeste Gedanke ist. - Ich glaube wohl, Pauline, daß alle Empfindungen in uns nicht stets so aufrecht stehn, und daß hauptsächlich in einer Lage, die stets so verworren wie die unsrige und in der durch nichts klarer als durch unsere Liebe wurde, es Augenblicke von Zweifel, von Mißmut gewisser Art geben kann; aber Pauline, deswegen solltest Du mich nicht kränken durch Mißtrauen und bedenken, daß ich bei einer jeglichen meiner Handlungen Dein Wohl - Dein Bestes, nämlich die Begründung eines ewigen, engen, unzertrennlichen Verhältnisses beabsichtige. Kann ich zwar nicht mit allgewaltiger Kraft - alle Folgen eines so seltsamen Entstehens unseres Zusammentreffens heben, so glaube es, so wahr ich Dich liebe -, so wahr ist, daß Pauline, meine Pauline, mein einziger Gedanke ist - daß sie die stete Gefährtin meines Lebens sein wird, daß alle Opfer, die ich bringe, nur ihr allein im tiefsten Herzen gebracht sind. Glaube es auch, Pauline, daß nichts in der Welt unser Verhältnis stören wird.“ Zwar hatte er keinen Urlaub, aber er sattelte zwei Tage später das Pferd und blieb vier Tage lang in Berlin, incognito natürlich. Außer für die Schwester und Henriette blieb nur Zeit für Pauline. Wieder zurück, schrieb er ihr am 25. März: „Liebe Pauline, Deinen lieben seelenvollen herzerfüllenden Brief bekam ich gestern, ich zweifle nicht, daß auch der meinige schon in Deinen Händen ist! Der Deinige hat mein Herz mit den süßesten, sanftesten Empfindungen erfüllt, er hat mit mir geschlafen, oft habe ich ihn wiedergelesen mit immer neuem Vergnügen, und, obgleich ich allein war, hundertmal ausgerufen: Englische, liebe Pauline! und mit brennenden Küssen so manche schöne aus tief und edelfühlendem Herzen aufspringende Stelle bedeckt. Alles Zarte, Feine und Liebevolle, was in Deinem Briefe steht, hat mich doppelt gefreut und um so mehr ergriffen, weil in demselben Augenblick ich Dir beinahe die selbigen Sachen schrieb. Liebe mich stets so, meine Pauline, Pauline, hänge ewig mir mit treuem Herzen an, und jeder Tag den verleben, wird uns inniger noch verbinden. Morden könnte ich diejenigen, die allein daran schuld sind, daß lange vieles Schöne in Dir erstickt war. Doch es lebt jetzt in der lieb-erfüllten Brust, in Deinem Herzen, o meine Pauline, so schreibt, so fühlt man nur wenn man liebt, wenn man so liebt wie Du. Ich kann Dir nicht sagen, wie klein, wie erbärmlich mir vieles von allem dem vorkommt, was seit dem Zeitraum, daß wir uns kennen, zwischen uns vorgefallen ist, meine Aufwallung von Zorn - unser Zusammentreffen, dieses verworrene Verhältnis - es ließ sich ein Roman davon schreiben, der für die Kenntnis des menschlichen Herzens interessant - aber doch den meisten Alltagsmenschen ein Problem sein würde. In Schricke bin ich seit drei Tagen mit Nostitz, Dussek und dem dummen Möllendorff -! ich schlafe in der Stube, wo Du so oft mich besuchtest, nämlich rechts, wenn man im Haus hereinkommt - und jede Nacht war meine Imagination mit Dir, meine Pelle, beschäftigt! - Diese Nacht, nachdem ich vor dem Einschlafen Deinen Brief gelesen - träumte ich, ich sehe Dich wieder, Du warst wie jemand, der eine unaussprechliche Angst ausgestanden hat, und sagtest mir, heute muß es sich entscheiden, ob ich schwanger bin. - Du zähltest die Minuten und wiederholtest mir immer: In achtzehn Minuten, - dann ist es ganz entschieden. Liebe Süße, Einzige, anklagen will ich mich bei Dir - in allem folge ich Deinen Wünschen, nur rasendem Exzeß im Trinken habe ich

diese Zeit über gemacht - sonst aber ist meine Gesundheit gut, und heute habe ich den ganzen Tag in der Heide auf der Jagd zugebracht, acht Stück Wildpret geschossen, wovon ich Dir eines mit der Post aus Burg schicken werde. […] Wohl uns, daß wir die Menschen immer mehr entbehren können. - Glücklich durch einander, durch Gefühle - des Herzens, durch unsern Verstand, müssen wir sie bloß aufsuchen, um nicht zu schwelgen, wie wir es taten! Mit Ungeduld erwarten wir alsdann den Augenblick, wo wir allein und bloß unserer Liebe leben können, wo wir genießen, wie Pauline und Louis nur allein, wie zwei so ausgestattete Wesen nur genießen können. - Ich ende, meine Pelle, um den Brief fortzuschicken. - Ich küsse Dich tausendmal in Gedanken, Du weißt, wie ich küssen kann, den ganzen lieben, himmlischen Leib bedecke ich mit tausend üppigen, brennenden, liebevollen zarten Küssen, auch Dein liebes feinfühlendes Herz, Pauline, Pauline, bald, ach bald - gibst Du sie mir alle zurück." Und als Nachschrift setzte er hinzu: „Ich bin beschäftigt, für Dich etwas zu komponieren"; ein Rondo für Klavier (- dieses Rondo ist eine andere Fassung des „Rondo B-dur" op. 9 f. Klavier, 2 Violinen, Flöte, 2 Klarinetten, 2 Hörner, Bratsche, Violoncello und Baß, das 1808 von Dussek aus dem Nachlaß publiziert wurde. Welche Fassung die ältere ist, läßt sich nicht bestimmen -) zu vier Händen, das er ihr Anfang April schickte, aber dazu schrieb er, er komponiere noch etwas anderes, „weil ich fürchte, daß dies zu schwer ist". Das klingt fast naiv, denn Pauline hätte eine beachtliche Pianistin sein müssen, um dieses Werk spielen zu können, ein geistvolles Fünfminutenstück mit einem ebenso witzigen wie stark chromatischen Thema, quirlig und stürmisch. Offenbar hatte ihn Pauline ermahnt, dem Alkohol etwas mäßiger zuzusprechen, denn er beteuerte ausdrücklich: „Ich trinke nicht übermäßig, gewiß nicht einmal so viel als in Berlin." Seine Trinkfreudigkeit nahm allerdings mittlerweile besorgniserregende Ausmaße an. Seit neuestem hatte er den Champagner entdeckt, von dem er mitunter bis zu zwölf Flaschen täglich verbrauchte. In diesen Wochen jagten sich seine Briefe an Pauline so sehr, daß er schreiben konnte: „Verzeihe diesen schnell geschriebenen Brief, Du bekommst einen andern, den ich schon angefangen, durch Dussek." Sein Tagesablauf: „So einfach und dem gewöhnlichen Menschensinn nach trivial - daß es schwer zu beschreiben ist. - Des Morgens um 7 Uhr gehe ich oder reite ich aus - sehe die zu machenden Pflanzungen oder gehe auf die Jagd - dann bin ich bis abends um 9 Uhr in die Brücher - und schieße Schnepfen oder Bekassinen - diniere, sobald ich zurückkomme, und geh höchst ermüdet zu Bette ohne nach Rogatz zu gehen, aber gewiß nie, ohne Pauline hundert liebende begehrende Wünsche zu zollen! keine Nacht, ohne von göttlichen bezaubernden Ideen geweckt zu werden, denen allein meine Pauline allen Reiz verleiht, deren einziger Zweck sie ist." Mitte April genehmigt der König endlich den lang erbetenen Urlaub nach Berlin: „Im Trinken verspreche ich Mäßigung", schreibt er Pauline, „und das um 12 Uhr zu Bette gehn und Deinen Louis dazu zu bewegen soll Dir nicht schwer werden, liebe, liebe Zauberin - das Aufstehen - und die Morgen mögen wohl schön sein, indessen sich an Deiner Seite zu schmiegen, Dich herzlich liebevoll küssen und drücken, o das ist schöner noch." In seinem Überschwang bittet er Pauline, „der lieben, dicken Jette ein paar kräftige Küsse" zu übermitteln. Darauf dürfte Henriette kaum noch Wert gelegt haben, der Brief, den sie ihm nach Leipzig geschickt hatte, sprach das deutlich genug aus. Aber Dinge, die ihm unangenehm waren, hatte Louis Ferdinand schon immer gut verdrängen können. Er liebte die Harmonie, Dissonanzen überspielte er leicht. Er wunderte sich freilich über Henriettes „frostige Zeilen", die sie ihm schrieb, und beklagte sich allen Ernstes bei Pauline: „Weder die Güte meines Charakters, Nachsicht, Zartheit meiner Aufführung, und den innigen brüderlichen Anteil, den ich an ihr nehme, scheint sie zu erkennen." Um mit Pauline ungestört beisammenzusein, hatte er durch Nostitz ein Haus am Moabiter Spree-Ufer mieten lassen, Eigentum von Louis von Dorville, dem ehemaligen Hofmarschall der Gemahlin Friedrichs II.; dort verbrachte er jetzt seinen Berliner Aufenthalt. Die Briefe, die er an Pauline schrieb, berühren mit keinem Wort politische Fragen. Aber die waren bedrohlich genug. Schon jetzt sah man in Deutschland mit Ungeduld und Spannung auf Preußen. Die in Hamburg

erscheinende Monatszeitschrift „Minerva“, mit deren Herausgeber Archenholz der Prinz in Hamburg verkehrt hatte, beschäftigte sich in ihrem Märzheft auffallend genug mit den französischen Soldaten. Deutlich an die Adresse Preußens gerichtet, hieß es in einem Artikel: „Ein einziger, nur zwei oder drei Monat langer französischer Feldzug enthält für die übrigen Mächte Europas Lehren, an denen sie bei ihrer Langsamkeit, fast möchte ich hinzusetzen, bei ihrem Mangel an Energie und Entschluß, jahrelang zu lernen haben würden, und welche einzustudieren sie daher ohne allen Verzug anfangen sollten. Daß die jetzt kriegführenden Franzosen nicht mehr die Franzosen sind, welche einst bei Roßbach in Haufen und Scharen das Weite suchten, das hat die neueste Tagesgeschichte der letztverflossenen Jahre gelehrt.“ Und ein zweiter läßt keinen Zweifel, an welchen Staat sein Verfasser dachte, wenn er schrieb: „Zum Schluß noch ein Wort über den Geist des französischen Soldaten, verglichen mit dem des unsrigen, bei jenem herrscht und regt sich der esprit de chevalerie; ein unaufhaltsames Streben nach Ruhm, nach Ehre; seine Sitten erhalten diesen Geist; die Behandlung seiner Offiziere nährt ihn, und der Korporalsknüppel darf ihn nicht exerzieren. Lassen Sie uns zu den nordischen Heeren übergehen! Allmächtiger Gott! Welch eine Behandlung des Menschen! Geprügelt wie die Bestien, wird alles Gefühl der Ehre in ihnen erschlagen; so und nicht anders müssen sie behandelt werden, höre ich oft von Offizieren sagen, und die Gebildeten durften es kaum wagen, hierzu im stillen die Achseln zu zucken. Leben wir denn noch in dem Jahrhundert des Barbarismus? oder führt uns eine milde Lebensphilosophie? Ehrt den Menschen in dem Menschen, seid human und schwatzt weniger von Humanität; erkennt, ihr Offiziere der Deutschen, den Bruder im Soldaten; erwerbt seine Liebe, seine Achtung, erweckt in ihm wiederum das Gefühl für Ruhm, für Ehre, und sie werden Bollwerke sein, vor welchen der Gallier so gut wie vormals zurückweicht.“ So die Stimme der Publizistik, die sich im damaligen Deutschland freilich nur in Hamburg so deutlich artikulieren durfte. Die Privatbriefe aber reden eine deutlichere Sprache. Am 25. März hatte Johannes-Daniel Falk aus Weimar diese Prognose an Johannes von Müller geschickt: „Unsere Höfe ahnen kaum, warum Bonaparte Bayern, Baden, Schweiz, Holland, Württemberg usw. souverän gemacht? Haben Sie acht; Figuranten eines neuen Reichstages wird er aus ihnen heranziehen! Das alte Regensburg ist nicht mehr, ein zweites Regensburg unter einem zweiten Karl dem Großen, ein neues, ein französisches wird vortragen, und das Reich wird genehmigen, und es wird wieder das alte sein. Wo von einem Bonaparte die Rede ist, möchte keine Kombination zu kühn scheinen; ein neuer unerhörter europäischer Reichstag, ein neuer europäischer Kaiser ist auf dem Weg. Wir sind Kants ewigem Frieden und einer großen chinesischen Mauer vielleicht näher als wir selbst glauben.“ Preußen hatte Hannover am 1. April „in Verwahrung genommen“, wie es der preußische König nannte und sich damit England zum Feind gemacht. Und nicht nur England. Zwei Wochen darauf meldete ein österreichischer Geheimagent aus Stuttgart nach Wien: „Die Stimmung gegen Preußen, die ich schon in München bemerkte, hat sich hier allgemein, nur in einem verstärkten Grade, verbreitet. Man hat hier eine Karikatur, die emsig gesucht wird. Der Minister Hardenberg steht auf der einen Seite und reicht dem König einen bloßen Degen, den dieser zurückstößt und sehr freundlich mit der Hand nach einer Schlafmütze greift, die ihm Haugwitz darbietet. Die Karikatur ist nicht sehr fein, aber man kann sich nicht deutlicher ausdrücken.“ Im Juni 1806 spricht man in Berlin schon ganz offen von einem bevorstehenden Krieg mit Frankreich. Hellsichtig genug schreibt eine Berlinerin in einem Brief: „An einen langen blutigen Krieg glaubt man hier nicht, vielmehr ist hier der allgemeine Glaube, daß an keinen Widerstand gegen Frankreich zu denken sei, ehe nicht ein Marlborough oder ein Prinz Eugen aufsteht - sowohl in Rußland, Österreich als hier. Da hieran dem Anschein nach vors erste nicht zu denken ist, so nimmt man als bekannt an, daß alles Napoleons Winken folgen muß. Die letzte Stunde des preußischen Staates ist schon da, er liegt begraben unter seiner ehemaligen Größe. Daß er dem Namen nach auch verschwinden wird, glaubt man wohl hier mit Recht nicht, da es unter Napoleons Grundsätze gehört, viele schwache Staaten gegen sich zu haben. Übrigens tut man dem König doch wohl

Unrecht, ihm alle Schuld der mißlungenen Sache aufzubürden, ich dächte, die beiden Kaiser [Franz II. und Alexander I.] hätten reichlich das ihrige dazu beigetragen - nur so erbärmlich nicht wie wir.“ Am 17. Juli erfüllte sich die Voraussage Falks: Sechzehn deutsche Staaten scheiden aus dem Reichsverband aus und unterzeichnen in Paris die Gründungsakte einer „Federation des souverains du Rhin“, in Deutschland „Rheinbund“ genannt. Darin verpflichten sich die unterzeichneten Staaten auch, im Kriegsfall Frankreich ein Truppenkontingent zu stellen. Der bisherige Erzkanzler des Reichs, Dalberg, legt in einem Schreiben an Kaiser Franz II. sein Amt nieder. Der Kaiser zieht daraus die einig mögliche Konsequenz: Am 6. August verzichtet er auf die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation; als Franz I. wird er künftig nur noch Kaiser von Österreich sein. So wurde das Deutsche Reich nach tausendjährigem Bestehen still zu Grabe getragen, und es ist eigentlich erstaunlich, wie wenige ihm eine Träne nachweinten…; in Preußen selbst ging es unruhig zu: im Mai hatte man plötzlich mit einer Invasion Pommerns durch Schweden und Engländer gerechnet und die Truppen alarmiert. Sie durften wieder nach Hause: Schwedische und englische Schiffe ließen sich nicht blicken. Den ungestillten Tatendurst befriedigte die preußische Armee auf ihre Weise: Nachdem ein Husarenoffizier schon im April dem verhaßten Haugwitz die Fenster eingeworfen hatte (natürlich verdächtigte man sofort Louis Ferdinand der Anstiftung, aber der hatte damit überhaupt nichts zu tun), ließen sich die Offiziere des Regiment Gensdarmes etwas Neues einfallen. In Berlin hatte Iffland ein Luther-Drama von Zacharias Werner auf die Bühne gebracht: „Die Weihe der Kraft“. Das Stück wurde damals lebhaft diskutiert, wobei die Konservativen meinten, man dürfe einen geistlichen Nationalheros wie Luther nicht auf die Bühne bringen. Um diese Meinung zu bekräftigen, dachten sich die Gensdarmes-Offiziere einen Mummenschanz aus, der am 24. Juli ablief: Sie brausten auf Schlitten (die auf Räder montiert waren) „abends nach 10 Uhr mit vielen Fackeln und großem Geschrei durch die Straßen der Stadt“, so berichtete Karl Friedrich Zelter an Goethe. „Im Schlitten saß Doktor Luther mit einer ungeheuern Flöte und ihm gegenüber sein Freund Melanchthon. Auf der Pritsche die Käthe v. Bora mit einer Peitsche und knallte durch die Straßen und einer ungeheuern, 10 Ellen langen Schleppe. Auf Reitpferden mit Fackeln saßen die Nonnen des Augustinerklosters, von ihrer Priorin angeführt, sämtlich mit langen Schleppen und ungestalten Masken - so ging der Zug mehrere Stunden lang durch die Straßen zur Ergötzung des schaulustigen Publikums. Diesen burschikosen Spaß nun, für den sich sehr verschiedene Auslegungen anfinden, von welchem mir die die wahrscheinlichste scheint, daß die dramatische Tendenz des Luther ohngefähr das ist, was man eine Schlittenfahrt im Sommer nennt, um nur alle Tage neue Gerichte auf seiner Tafel zu haben, hat Iffland so sehr übel genommen, daß er (wie behauptet wird) beim Könige persönlich Klage über dieses Unwesen geführt hat.“ Der König, im Augenblick durch die politische Situation deprimiert und gereizt, nahm diese harmlose Provokation außerordentlich erbost auf. Generalleutnant von Elsner, Regimentschef der Gendarmes, erhielt eine scharfe Rüge, ein Rittmeister wurde versetzt, drei Leutnants bekamen vierzehn Tage Arrest. Die Versetzung traf den Rittmeister hart, denn das Regiment Gensdarmes war das allerfeinste der dreizehn preußischen Kürassierregimenter, jedenfalls nach eigener Einschätzung. Seine Offiziere flanierten hochmütig in ihren schneeweißen Uniformen mit roten Abzeichen unterm riesigen schwarzen Zweispitz durch Berlin; hochmögende Junker, denen der Bürger tunlichst aus dem Wege ging. Denn die Herren liebten es, harmlose Bürger anzupöbeln, wußten sie ihre Opfer doch vollkommen wehrlos. Denn wenn es einem kräftigen Zivilisten eingefallen wäre, die Provokation der uniformierten Schnösel mit der Faust zu beantworten, so hätte das nämlich „des Königs Rock“ gekränkt, und strenge Bestrafung wäre dem Zivilisten sicher gewesen. Die Offiziere der Gensdarmes vergötterten Louis Ferdinand, den sie offenbar für ihresgleichen hielten, zumal ja auch Nostitz, der Adjutant, Leutnant dieses Regiments war. Vielleicht hätte sich ihr Enthusiasmus etwas abgekühlt, hätten sie den Satz gehört, den Louis Ferdinand einmal zu Rahel Levin sagte, als sie ihn nach der Beurteilung eines gemeinsamen

Bekannten fragte: „Das ist so ein gewöhnlicher Mensch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm sagen kann, - der ist nichts als ein preußischer Offizier - kurz, um Ihnen mit eins zu zeigen, was er für ein Mann ist, will ich Ihnen weiter gar nichts sagen, er trägt die Uniform ohne Hemd auf bloßem Leib, damit sie knapp sitzt.“ Nichts als ein preußischer Offizier: Der Ungenannte muß Offizier bei den Gensdarmes gewesen sein. - - - Pauline hatte sich geirrt: Sie war nicht schwanger. Die Enttäuschung darüber ließ die alten Spannungen zwischen den Liebenden erneut aufbrechen. Bitter schrieb ihr der Prinz: „Du liebtest mich nie, Pauline, denn Du lerntest nie an mir ein edles, gutes Herz zu verehren, ich opferte Dir alles, ich liebe Dich mit Deinen Fehlern unaussprechlich. Noch neulich entstand in mir der schöne Traum, daß auch Dein Herz sich von der Liebe heiligem Feuer beseelt läutern könnte; Du hast ihn zerstört - heftig - ungerecht und hart, voller Sinnesreiz, aber nie liebend bist Du – Dein Herz ist tot, und für unendliche Liebe, für Zerstörung in und außer mir gewährtest Du mir nichts. - Deine heiligen Versprechungen, die Du mir unter Strömen von Tränen tatest, dasjenige, was mir Deine Briefe noch mehr versprachen, alles dieses ist vergessen, ist dahin - gefoltert, gequält, leidend sahest Du mich, wenn bald vielleicht wir scheiden, und jedes Deiner Worte zerriß mein Herz - beharre! O des schändlichen Genusses, das Wesen, was man zu lieben sagt, zu peinigen - meinem Herzen ist er fremd, er soll es ewig bleiben, möge das Deine nie erwachen, Pauline! Entfernt von mir wird sich die Wahrheit wider Deinen Willen Deinen Augen zeigen! - Dann, Pauline, wird Dein Herz fühlen, ohne daß Reizbarkeit, Aufwallung Dich stets hart, herzlos machen und dann! - o Pauline, verdiente ich das für so viel Liebe - ich habe heute abend nicht mit essen wollen - ich schwöre es Dir, Du tatest mir zu wehe, und mein Herz leidet zu sehr, jedes Wort war kränkend, ruhe sanft - und freue Dich Deines Tages - strafe mich recht, daß ich Dich liebe, daß ich hoffen konnte, auch Du konntest mein Herz lohnen, und laß meine süßeste Hoffnung, ein Pfand unserer Liebe zu besitzen - o trügst Du es unter deinem Herzen - gib ihm, diesem Kinde, allen Liebreiz der Mutter, aber das Herz des Vaters.“ Allen, die den Prinzen kannten, war aufgefallen, daß er seit der Mobilmachung im vorigen Jahr ernster war als sonst. Das Ausgelassene, Stürmische, Jungenhafte, das man an ihm kannte, trat ganz zurück. Er traf sich jetzt oft mit Minister vom Stein zu politischen Gesprächen; er diskutierte militärische Fragen mit Generalmajor von Phull, der vor Offizieren, die der Prinz in sein Haus lud, Vorlesungen über Kriegsführung hielt. Übrigens nicht nur Phull: LouisFerdinand hatte einen ganzen Dozentenstab verpflichtet, der das Offizierskorps seines Regiments unterrichten sollte. Als sich einmal der unterrichtende Ingenieur-Offizier für einen Tag beurlauben ließ, übernahm der Prinz selbst dessen Aufgabe. Er habe sich dabei als vorzüglicher Mathematiker erwiesen und ein beachtliches pädagogisches Talent gezeigt, so wird berichtet. In die Moabiter Villa, die er jetzt mit Pauline bewohnte (das Haus an der Weidendammerbrücke hatte er Henriette und den Kindern überlassen), kamen oft Johannes von Müller, Alexander von Humboldt und Jean Pierre Friedrich Ancillon zu Besuch. Ancillon, Erzieher des preußischen Kronprinzen, Prediger, Lehrer an der Militärakademie, teilte Louis Ferdinands Haß auf Napoleon; ihn wie auch Luther(!) hielt Ancillon für eine gemeine Natur. Gelegentlich wurden auch Offiziere von des Prinzen Regiment mit eingeladen. Marwitz, Adjutant des Fürsten Hohenlohe und gelegentlicher Gast, rühmte später die Herzenshöflichkeit des Hausherrn, der ungeachtet seines Standes auch dem jüngsten Leutnant den Vortritt ins Speisezimmer gelassen hatte. Auch Rahel kam jetzt häufiger zu Besuch. Sie mußte oft die Mittlerin zwischen dem Prinzen und Pauline spielen, wenn sie sich stritten, und vieles, was ihn bedrückte, brachte er mit ihr zur Sprache. „Ich habe nämlich zu Gentz gesagt, Sie wären eine moralische Hebamme und accouchierten einen so sanft und schmerzlos, daß selbst von den peinlichsten Ideen dadurch ein sanftes Gefühl zurückbliebe.“ Es fiel ihm schwer, seine Gedanken zu artikulieren; fast immer wollte er mehr sagen, als ihm auszusprechen möglich war. Rahel erlebte einmal, wie Loulou, der dreijährige Sohn des Prinzen, immer wieder um den Tisch lief, an dem sie saßen, und sich mühte, etwas auszudrücken, was nicht so recht gelingen wollte. Der Prinz, so Rahel

später, habe dem Kind eine Weile „mit der größten Innigkeit und Stillschweigen“ zugesehen und dann lächelnd zu ihm gesagt: „Es geht dir wie deinem Vater; du sprichst auch mit großer Schwierigkeit.“ Aber heitere Gelassenheit war jetzt nicht der Tenor seines Wesens. Er sah die immer prekärer werdende Situation Preußens, er sah den Krieg kommen, den er wünschte, und von dem er doch wußte, daß ihn Preußen allein nie würde gewinnen können. „Ich wünsche den Krieg, weil er nötig ist, weil er das einzige ist, was uns übrigbleibt, weil die Ehre ihn fordert; aber ich weiß sehr gut, daß wir auch unterliegen können.“ Und zu Rahel sagte er: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir solch Unglück haben, sterbe ich.“ Das habe er „tausendmal“ gesagt, schreibt Rahel, und fährt fort: „Dieser Gedanke war das Ressort seines ganzen Lebens, und in seinen Leidenschaften, in seiner großen Liebe, erlaubte er sich nur alles, weil er dies ununterbrochen dachte und nun alles übrige nicht der Mühe wert hielt.“ Das klingt widersprüchlich und ist doch auflösbar. Im Eingang dieses Buches war von dem Dualismus die Rede, der den Charakter des Prinzen bestimmte. Jener Dualismus nämlich, in einer Zeitwende zu leben und keiner Epoche ganz anzugehören. Sein Umgang mit Bürgern, mit Künstlern und die Aufgeschlossenheit für Ideen, die von der Französischen Revolution freigesetzt worden waren: Dies war die eine Seite. Die andere Seite aber war, daß er zwar von Standesunterschieden nichts wissen wollte, aber doch ganz das Kind seiner Klasse blieb, der Sohn des Ancien régime. Mögen ihm auch republikanische Gedanken nicht unsympathisch gewesen sein: Ein verkappter „Roter“, ein heimlicher „Linker“ ist er nie gewesen. Wenn er sich seiner Schwester gegenüber als Royalist bezeichnete, so war das ehrlich, trotz gelegentlicher „orleanistischer Neigungen“. Mochte er auch Massenbach gegenüber andeuten, wie gern er selbst Preußens Thron bestiegen hätte - es gibt nicht den Schatten eines Beweises dafür, daß er - der Abgott der Armee - jemals sich mit dem Gedanken eines Staatsstreiches getragen hätte. Auch wenn er den König in seiner ganzen Schwächlichkeit, Unentschlossenheit und Ungeistigkeit verachtete: Louis Ferdinand war Legitimist; ihn an der Spitze eines Staatsstreiches oder gar einer Revolution zu sehen bleibt undenkbar. Er wollte den Fall seines Landes darum nicht überleben, weil er - mehr aus Gefühl denn aus rationalen Erwägungen - an diesem Preußen eines Ancien régime hing; der Lebensstil von 1813 wäre nie der seine geworden. Auch sein Ehrbegriff war der des Ancien regime. Politische Nüchternheit mußte ihm sagen (und hat es ihm innerlich auch gewiß gesagt), daß Preußen 1806 außerstande war, sich gegen Napoleon zu behaupten. Aber er wollte den Krieg, den er selbst für aussichtslos hielt, um das Gesicht zu wahren, und auch in der Hoffnung, Preußens mannhafter Entschluß würde die andern Staaten an seiner Seite mitreißen. Aber es scheint, als habe er selbst nicht ernsthaft an diese Möglichkeit geglaubt. Ritterlich für eine letzthin verlorene Sache zu sterben als Symbol ungeschmälerter Ehre und damit ein Zeichen zu geben - in diesem Rahmen müssen sich damals seine Gedanken bewegt haben. Die tödliche Auseinandersetzung würde kommen, wenn nicht jetzt, dann doch nicht viel später. Ein Jahr früher hatte Preußen politisch wie militärisch gute Chancen gegen Napoleon gehabt. Eine so kurzsichtige wie zaudernde Politik hatte sie verspielt. Was jetzt folgen würde, war die Abrechnung des mächtigen Kaisers in Paris, der Preußens primitive Politik sofort durchschaut hatte. Louis Ferdinand lebte dem Tod entgegen, er kostete fast rasend das bißchen Dasein aus, das ihm noch bleiben würde; eine Spielernatur, die zugleich diese Natur auch immer wieder zügelte. Denn es war ein verzweifeltes Genießen, der Rausch war nur noch bitter. Er war kein orgiastischer Mensch; nie verlor er die Gewalt über sich. Auch im Übermaß, auch in der bacchanalischen Trunkenheit vergaß er nie, daß er der Prinz war, verlor er nie seine Würde, vielfach ist das bezeugt. Er vergaß sich nie, er machte sich niemals gemein, seine innere Vornehmheit bildete eine Grenze, die jedermann respektierte. Als er auf einer Gesellschaft Zeuge wurde, wie ein Jude verspottet wurde, errötete er, schenkte dem Verhöhnten Wein ein und „behandelte ihn geschwind als Gast“. Rahel, die diese Szene miterlebte, war der einzige Mensch, der das sensible Naturell dieses Mannes ganz klar erkannte. Sie hat darüber 1810 an Pauline Wiesel geschrieben und versucht, der Freundin den Charakter des Geliebten zu

erhellen: „Auch über Prinz Louis hatten Sie recht. Sie wissen, wie ich ihn liebte: auch den studier' ich noch nach; „er hat nichts Generöses", sagten Sie oft. Im Augenblick geben, meinten Sie, und allerlei. Aber ich kenne das Prinzip in ihm, was Sie eigentlich kränkte. Ich verstehe alles nach. Auch er konnte den Grundwillen, die Grundwünsche seines Wesens nicht gewaltig genug vor seinen Geist führen, um das ein einiges Handlen daraus hätte entstehen können. Von momentanen Zwecken war er oft wie umstrickt; und was er sich vor zehn, fünfzehn, zwanzig Jahren in den Kopf gebläut hatte, und woran sein jetztes Inneres gar keinen Anteil mehr hatte, danach glaubte er noch handlen zu müssen; oder vielmehr, ihm fehlte oft der Mut, zu zeigen, daß er ein ander Inneres hatte, andere Sehnsucht, andere Zwecke. So verwirrte er beinah jede seiner Lebensstunden mit dem feinsten, richtigsten und tüchtigsten Gemüte; und muß natürlich der klaren Geliebten minutlich Wunden geschlagen haben. Dies nun brachte Sie wieder in Gärung, und da das Wahre hierüber nie erörtert werden konnte, auch eine Menge Falsches von Ihnen zur Sprache." Am 3. August, am Geburtstag des Königs, wurde Louis Ferdinand nach Schloß Charlottenburg zum Mittagessen eingeladen. „Ich hatte den Ärger", schrieb er an Pauline, „gegenüber den schändlichen Haugwitz zu haben, der mir allen Appetit zum Essen verdarb, der Erbärmliche konnte mir nicht ins Gesicht sehen, denn verachtender und ernster, als ich ihn ansah, ist noch kein Sterblicher es gewesen. Der König sprach furchtsam und zaudernd von London, von England und Rußland und von der isolierten Lage von Preußen." Solche Einladungen zum Essen mit den Majestäten erfolgten in diesem Sommer häufiger, nicht immer war der Prinz pünktlich um zwei Uhr zur Stelle; oft spielte er - nicht einmal vollständig angekleidet, so wie es ja auch Spohr erlebt hatte - mit Dussek so passioniert an zwei Klavieren, daß er nicht gestört werden wollte; der ihn an den Termin erinnernde Diener wurde „wiederholt hinausgejagt", und wenn er sich dann im Schloß einfand, wurde meist schon der zweite oder dritte Gang aufgetragen, und der König sagte prononciert: „Muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich schon sitze, aber Sie kennen meine Stunde." Natürlich ging es in den Tischgesprächen um Politik, wobei Louis Ferdinand seine Ansichten darlegte und sich darob vom König seiner „Kriegslust" verweisen lassen mußte. Die Antwort: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Haltung an und wird deshalb von einer Macht einmal schonungslos überrannt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Gnade und vielleicht auch noch gar ohne Ehre." Im August kam ein französischer Kurier nach Berlin, der während seines Aufenthalts auch die Bekanntschaft des Prinzen machte. Es war der vierundzwanzigjährige Oberleutnant Marcellin de Marbot, der später schrieb, der Prinz sei ihm „mit der größten Liebenswürdigkeit" begegnet: „Man hatte mir zwar gesagt, er sei der grimmigste Hasser aller Franzosen und insbesondere ihres Kaisers; allein bei seiner leidenschaftlichen Neigung für alles Kriegerische mußte ich ihm unaufhörlich über die Belagerung Genuas, über die Schlachten bei Marengo und Austerlitz sowie über unsere Heereseinrichtungen Auskunft geben. Prinz Louis war ein wunderschöner Mann und der einzige von der ganzen königlichen Familie, der in bezug auf Geist, Begabung und Charakter einigermaßen an den großen Friedrich erinnerte." Der trinkfrohe und eher phlegmatische Dussek war jetzt auch von der sich überall ausbreitenden Hektik erfaßt worden. Er ging jetzt daran, vier Kompositionen des Prinzen für den Druck vorzubereiten und sie an Breitkopf & Härtel zu schicken: nämlich die Trios As-dur op. 2 und Es-dur op. 3 sowie die Quartette Es-dur op. 5 und f-moll op. 6. Der Prinz bestimmte dazu die Widmungen: op. 3 wurde der Herzogin von Kurland zugedacht (die vor sechs Jahren beinah seine Schwiegermutter geworden wäre), op. 5 der Mutter - Zeichen endgültiger Aussöhnung - und op. 6 dem Musikgefährten der Hamburger Zeit, dem französischen Violinvirutosen Rode. Nur op. 2 blieb ohne Widmung. Zwei weitere Kompositionen verlegte Werkmeister in Berlin: das Trio Es-dur op. 10 (der Schwester gewidmet) und das Larghetto mit Variationen G-dur op. 11, dessen Widmung den Namen seines Schwagers Anton Radziwill erhielt. Bei diesen beiden Werken konnte er noch Anfang August selbst Korrektur lesen. Dem Maler Carl Haller von Hallerstein saß er am 8. August für

ein Porträt, das aber über drei Skizzen nicht mehr hinaus gedieh, weil sich jetzt die Ereignisse überstürzten. Denn in der Nacht zum 6. August traf eine Depesche beim König ein, die verheerend wirkte. Lucchesini, der preußische Gesandte in Paris, teilte darin mit, man habe ihn von englischer Seite wissen lassen, daß sich Napoleon bereit erklärt habe, Hannover an Großbritannien zurückzugeben. Diese Meldung bedeutete - wenn sie den Tatsachen entsprach - die brüske Mißachtung preußischer Souveränität durch den Kaiser Frankreichs. Am 9. August befahl der preußische König die Mobilmachung. Wieder war sie - wie im vorigen Jahr - als Demonstration gedacht, noch war von einem Krieg gegen Frankreich nicht die Rede. Jedenfalls offiziell, aber inoffiziell verstand man den Befehl anders, wie Marbot zu spüren bekam: „Die Offiziere von meiner Bekanntschaft wagten nicht mehr das Wort an mich zu richten oder mich zu grüßen; mehrfach wurden Franzosen von Pöbel tätlich angegriffen; und schließlich trieben die Offiziere des Regiments Gensdarmes die Prahlerei so weit, daß sie ihre Säbel an den Steinstufen des französischen Gesandtschaftsgebäudes wetzten.“ Die Mobilmachung setzte Kräfte in Bewegung, denen der ängstliche König nicht gewachsen war. Er selbst wollte ja nichts anderes, als nachdrücklich mit dem Säbel rasseln, wollte zeigen, welch schmucke Armee ihm im Falle eines Falles zu Gebote stehen würde. Inzwischen hatte eine Gruppe - Louis Ferdinand, sein Bruder August, die Brüder des Königs Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm, der Schwager des Königs, Prinz von Oranien, die Generale Rüchel, Schmettau und Phull und der Minister vom Stein - eine Denkschrift an den König ausgearbeitet (verfaßt von Johannes von Müller), die ihm am 2. September überreicht wurde: „Allerdurchlauchtigster König, Allergnädigster König und Herr - Der Unterzeichneten ungeheuchelte Verehrung und persönliche Anhänglichkeit für Allerhöchstdieselben und für die in der gefahrvollen Krise von Eurer Majestät regierte Monarchie und der eifrige Wunsch für die Erhaltung der Existenz, Unabhängigkeit und Würde der letztem, ist das einzige Motiv dieser alleruntertänigsten Vorstellung über einen Hauptpunkt gegenwärtiger Lage der Dinge. Wir explizieren uns hierüber mit dem Zutrauen, welches Männern gebührt, die zu jeder Stunde bereit sind, für Eure Königlichen Majestät Person und Staat ihr Leben zu lassen, und welche zu einem König reden, der mit unerschütterlicher Standhaftigkeit das Gute will, sobald es ihm freimütig und klar vorgelegt wird. Eurer Majestät ist die Lage von Europa und die Gefahr der preußischen Monarchie bekannt! Nicht ohne Entsetzen vermag man sich vorzustellen, wie weit es gekommen ist, seit man einer auswärtigen Macht erlaubt hat, ein deutsches Kurfürstentum mitten im Frieden des Reichs mit Krieg zu überziehen, und wie unerhört schnell das Deutsche Reich fremdem Willen unterworfen ist, seitdem durch Partikular-Konventionen im vorigen Winter das Interesse von demselben getrennt wurde! Nicht nur ist hierdurch das von Friedrich dem Großen mit so vieler Weisheit gegründete System, die wichtigsten deutschen Staaten, besonders im Norden der preußischen Monarchie, anzuschließen vernichtet worden; Eure Majestät Allerhöchstselbst sind in dem Fall gewesen, Ihre ältesten, durch so viele Jahrhunderte erprobten und andere so getreue als liebende Untertanen gegen eine immer noch höchst ungewisse Besitzung hinzugeben und sich dabei in einen dem Handel und Finanzwesen höchst verderblichen Krieg einzulassen. Was geschehen, ist noch nichts im Vergleich des Bevorstehenden. Ihre nächsten getreuen Alliierten sind in äußerster Gefahr, ohne eigene Rücksicht haben Dero nächsten Anverwandten, ein mit dem Brandenburgischen seit beinahe zweihundert Jahren verbundenes Haus, die wichtigsten Besitzungen duch einen Machtstreich eingebüßt. Die Augen von ganz Deutschland suchen Eure Majestät! Man kann nicht begreifen, wie das schöne, unüberwundene Heer Friedrichs, das in so vielen großen und schweren Schlachten so herrlich hervorleuchtet und welchem Eure Majestät selber die größte Aufmerksamkeit schenken, für die Erhaltung so heiliger Interessen nicht verwendet wird; Eure Majestät hatten schon einmal den Willen dazu, und mit welcher Ergebenheit, mit welchem rührenden Wetteifer haben die Armee und die sämtlichen Provinzen ihre Bereitwilligkeit zu den größten Aufopferungen gezeigt. Es war eine Zeit, wo allem, was man bisher gesehen, vorgebeugt werden konnte, allein alle Hoffnung ist

verschwunden, als der Graf Haugwitz den Auftrag einer Negoziation [Verhandlung] erhielt. Zum zweiten Mal ist nun der Fall einer sehr kostbaren Rüstung - und wahrlich gilt es nun alles, denn wenn auch Bonaparte sich einen Augenblick verstellen sollte, entweder weil er nicht eben jetzt mit Preußen Krieg oder weil er nur einschläfern und durch mehrere Alarme ermüden, erschöpfen und alsdann desto schneller vernichten will - so ist es nichts destoweniger gewiß, daß er Preußen in eben dieselbe Dienstbarkeit zu bringen trachtet wie andere unter seinem Joch seufzende Staaten. - Eure Königl. Majestät werden bemerkt haben, und wir können alle denselben auf das teuerste versichern, daß alle preußischen Völkerschaften und alle Korps der Armee in voller Begeisterung dazu bereit sind, für die Ehre Eurer Majestät, für die Fortdauer des glorreichen preußischen Throns in Ihrem Hause und für die fernere Freiheit und Glückseligkeit des gemeinschaftlichen Vaterlandes alles zu wagen und auch das Leben freudig hinzugeben. Mit Unruhe denkt man an die Möglichkeit, auch diese Nationalanstrengung, diesen großen Aufwand, diese allgemeine Erwartung durch die Leichtgläubigkeit oder Heuchlerei eines anderen Unterhändlers und eben desselben Kabinetts getäuscht und vereitelt zu sehen! Bedenkliche Folgen für die innere Ruhe der Monarchie lassen sich eher mit Schrecken voraussehen, als in ihrer weitreichenden Konsequenz ermessen. Dieser wichtige Punkt lähmt die Zuversicht und schwächt die Hoffnungen, nimmt den Mut und läßt (werde es Krieg oder Friede) das Äußerste befürchten. Und das ist es, worüber wir Eurer Majestät unsere Betrachtungen mitzutteilen für pflichtgemäß halten, da Allerhöchstdieselben aus mancherlei Gründen nicht so genau wie wir davon unterrichtet sein können. Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Kabinett Eurer Majestät, wie es gegenwärtig organisiert ist. Dies Kabinett, welches nach und nach zwischen Eure Majestät und das Ministerium sich so eingedrungen hat, daß jedermann weiß, es geschehe alles durch die drei oder vier Männer, hat besonders in Staatssachen alles Zutrauen längst eingebüßt. Aller der freche Mißbrauch, welchen Bonaparte von der Friedensliebe Eurer Majestät gemacht hat, wird ihnen zugeschrieben. Die öffentliche Stimme redet von Bestechung; dieses wollen wir ununtersucht lassen, denn auch Vorurteile und andere persönliche Neigungen und Verhältnisse können zu ebenso schlechten Handlungen verleiten wie das Geld! Genug, die allgemeine und auf notorische Tatsachen gegründete Übrzeugung ist, daß das Kabinett ganz französisch gesinnt sei, daß es mit Bonaparte auf alle Weise kolludiert [im geheimen Einverständnis steht] und entweder den Frieden durch die schändlichste Nachgiebigkeit erkaufen, oder im Kriege äußerst schwache Maßregeln ergreifen, oder wenn Eure Majestät kräftige vorschreiben und ehrenvolle Generals sie auch herzhaft ausführen wollen, dieselben lähmen, wo nicht verraten, und hiedurch über Eure Majestät, über Dero ganzes Haus und getreue Untertanen das äußerste Unglück bringen wird. In allem diesem, wir gestehen es, ist unsere Besorgnis von der des Heeres und des Publikums nicht unterschieden. Wir wollen aber jetzt nicht hiervon sprechen, sondern von der äußersten Notwendigkeit, in der Zeit einer solchen fürchterlichen Krisis, wo es um Euer Majestät Thron und Glück Ihres Hauses und unser aller Existenz zu tun ist, alle Anlässe des Mißtrauens zu entfernen, auf daß jeder mutvoll seine Pflicht erfüllen könne. Eure Majestät! Unsere Geburt, welche uns die allerheiligsten Pflichten auflegt, die Grade, zu welchen Hochderoselben Gnade und Vertrauen andere von uns erhoben hat und welche uns zu dem feuervollsten Diensteifer verbinden, haben es nicht zugelassen, zu verschweigen, was ganz Preußen, ganz Deutschland und Europa weiß. Eure Majestät haben in Dero Staaten eine Menge der geschicktesten Männer, durch welche diese wenigen, deren Entfernung nötig ist, gar sehr leicht ersetzt werden können. Es ist sogar leicht möglich, den ganzen Gang der Geschäfte zu erleichtern, zu simplifizieren! Aber die Hauptsache ist, daß nur durch die Entfernung des Kabinettsministers Grafen von Haugwitz und der beiden Kabinettsräte Beyme und Lombard Zutrauen, Festigkeit und Ruhe in die Gemüter und eine gegründete Hoffnung des guten Ausgangs der Sachen zu erzielen möglich ist. Wenn Bonaparte Eure Majestät von besseren Ratgebern umgeben sieht, so wird

er solideren Frieden machen und ihn halten, oder man wird Eurer Majestät Reich und Würde gegen ihn zu behaupten wissen! Die Welt ist voll der bereitwilligsten Alliierten, die Furcht nur, durch das Kabinett an Bonaparte verraten zu werden, ist seit mehreren Jahren das einzige Hindernis, welches viele abgehalten hat, Eurer Majestät ihre Gesinnungen mit dem Vertrauen zu entdecken, wozu Höchstdero persönliche Biederkeit sonst so einladend gewesen wäre. Selbst über Hannover ist eine Übereinkunft mit England nur dann möglich, wenn die Ursachen des Mißtrauens entfernt sind. Zu alledem gibt es durchaus kein anderes besseres Mittel, und wir sind dermaßen davon überzeugt, daß bei dem allerwärmsten Willen, Eurer Majestät aus allen Kräften zu dienen, wir gleichwohl fühlen, daß selbst unsere Dienste nicht hinreichen würden, die besorglichen Übel abzuwenden. In der Zuversicht, Eure Majestät werden diese wohlgemeinte Äußerung nicht als die einer persönlichen Leidenschaft oder Täuschung, sondern als den von uns aufgefaßten Ausdruck der öffentlichen Stimme mit der Huld aufnehmen, welche durch die vollständigste Hingebung unsererseits für Höchstdero Dienst erwidert wird und Allerhöchstdieselben werden die ganze Liebe Ihrer guten Völker (eine Liebe, die vielleicht nie ein Regent so genießen konnte) und den Ruhm des preußischen Namens, welcher jetzt für ganz Deutschland rettend werden kann, durch die Entlassung weniger desapprobierter Personen gern auf ewig erwerben, sichern und befestigen wollen, ersterben wir mit tiefster Ehrerbietung. - Berlin, d. 25. August 1806 - Braunschweig, d. 31. August 1806“ - Im Klartext hieß das: Das Kabinett des Königs betreibt Hochverrat, und der König ist außerstande, die wirkliche Tragweite der derzeitigen Situation zu erkennen. Diese von Louis Ferdinand inspirierte Denkschrift ist in der preußischen Geschichte einmalig: Fünf Prinzen des königlichen Hauses, ein Minister und drei Generale fordern vom König die Umbildung seines Kabinetts unter schweren Vorwürfen. Verständlich, daß Friedrich Wilhelm III. über diese Eingabe außer sich war. Er reagierte mit Strafversetzungen für die Unterzeichner (eine zu diesem Zeitpunkt absolut unsinnige Maßnahme), ließ seinen Schwager, den Prinzen von Oranien, kommen und attackierte ihn voller Zorn. Louis Ferdinand bekam den Befehl, sich sofort zur Armee zu begeben. Der schrieb am 3. September noch einen ausführlichen Brief zur Lage an Massenbach, in dem es hieß: „Das Vergessen aller Grundsätze, die bisher das föderative System von Europa erhalten, die unselige Schwachheit aller Fürsten, die dieses an wirklich großen Männern karge Zeitalter unter denen erzeugte, die das Schicksal zum Thron bestimmte, der Mangel an Regierungsformen, an großen Charakteren; eine traurige Folge der Erziehung und der auf Selbstsucht und Indifferenz hinwirkenden Philosophie, alles dieses bereitete die Ketten, die unserer erwarten. Unsere Schwäche, unsere Kleinheit machte es Buonaparte leicht, Europa zu unterjochen, nachdem es einmal sich von den Grundsätzen entfernt hatte, die sonst seine Ruhe sicherten. Hierzu kamen alle kleinlichen Ansichten, die partielles Interesse und die stets wechselnden Formen der Revolution erzeugten, und daß wirklich wenige noch bemerken, daß Buonaparte der Mann der Revolution ist - daß auch sie ihn mit sich fortreißt und treibt, daß er noch stets alle revolutionären Mittel braucht, und daß, wenn er es auch wollte, er nicht zurückkehren könnte, und jetzo die Revolution mit der Königskrone, sonst mit der Jakobinermütze getrieben wird. […] Der ganze Staat liegt an einem Übel krank, welches ihm, werde es Krieg oder Frieden, gleich verderblich werden kann. Wir haben keine Regierungsform, kein Gouvernement.“ Tags darauf begab er sich nach Charlottenburg, um sich vom König und von der Königin zu verabschieden. Aber sie weigerten sich, ihn zu empfangen; der Groll über die Denkschrift war zu groß. Daraufhin fuhr er in die Wohnung seiner Schwester und schrieb von dort einen Brief an die Königin, von der er wußte, daß sie seine politischen Ansichten teilte. Er versicherte darin, „er halte die Lage Preußens für so gefährlich, daß er das Heil nur in der Maßregel gesehen habe, die dem König in jener Denkschrift in Vorschlag gebracht worden sei, die ihn in Ungnade gebracht habe. Er und seine Freunde hätten diese jedoch nur aus reiner Anhänglichkeit an den König und dessen Sache unterschrieben“. Der Brief endet mit dem deprimierenden Satz: „Ich werde mein Blut für den König und für mein Vaterland vergießen,

ohne jedoch einen Augenblick zu hoffen, es zu retten!“ Abends um neun Uhr war er in Bellevue, um sich von den Eltern zu verabschieden, die zum erstenmal so etwas wie Rührung zeigten. Als seine Mutter Siegeszuversicht bekundete, antwortete er ernst: „Liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders sein, es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Tore fahren? Sie fahren einmal spazieren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir’s!“ Dann fuhr er zu Henriette und Pauline. Seine Kinder hatte er in die Obhut seiner Schwester gegeben. Morgens um drei Uhr brach er vom Haus der Radziwills auf; Luise umarmte den Bruder, sie spürte: Es war das letzte Mal. Anton geleitete ihn zum Wagen. Am 6. September traf er in Dresden ein und suchte abends noch Gentz auf. In der sächsischen Hauptstadt hatte sich eine illustre Gesellschaft eingefunden: Die russische Fürstin Bagration („die mit dem Prinzen sogleich eine Liebesgeschichte anknüpft“, so Gentzens Tagebuch), Fürst de Ligne, auch seine frühere Liebe Friederike, die einen Prinzen von Solms-Braunfels geheiratet hatte. Josef Grassi malte in diesen Tagen das letzte Portrait Louis Ferdinands. So merkwürdig es scheinen mag: Napoleon glaubte zu diesem Zeitpunkt noch nicht ernstlich an einen Krieg mit Preußen. Laforest, der französische Gesandte in Berlin, hatte am 16. August Außenminister Talleyrand über die Stimmung in Berlin berichtet und dabei die Aufgeregtheit der jungen Leute beschrieben, aber: „Ich vermute, daß diese Jugend von einigen Personen inspiriert wird, die sich hinter dem Vorhang halten, wie etwa der Prinz Louis von Preußen, der General Rüchel und andere Generale, die einen wie auch immer gearteten Krieg anstreben.“ Noch am 12. September schickte Napoleon eine Note an Talleyrand: Der Gedanke, Preußen würde ihm den Krieg erklären, erscheine ihm „lächerlich“. Und er fährt fort: „Sein Kabinett ist so verächtlich, sein Souverän so schwach und sein Hof dermaßen von jungen Offizieren beherrscht, die alles wagen möchten, daß man auf diese Macht gar nicht zählen kann. Sie wird stets so handeln, wie sie es bereits getan, nämlich rüsten, abrüsten, rüsten, dann, während man sich schlägt, untätig bleiben und sich mit dem Sieger verständigen!“ Am selben Tag schickte er einen Brief an Friedrich Wilhelm III., der zur Beruhigung beitragen sollte. Er betrachte sich mit Preußen als so eng verbündet, daß ihm ein möglicher Krieg wie ein Bürgerkrieg erscheinen müsse. An diesem Bündnis werde er weiterhin festhalten, Krieg zwischen Frankreich und Preußen sei „ruchlos“. Das war insoweit ehrlich, als der Realist Napoleon sich nicht vorstellen konnte, daß sich das zahlenmäßig weit unterlegene Preußen ernsthaft ihm in den Weg stellen würde. Napoleon wollte diesen Krieg nicht, aber er fürchtete ihn auch nicht. Der Sieg war ihm jetzt schon sicher. Unterdessen ging das Leben in Dresden - trotz großen militärischen Aufgebots - weiterhin seinen friedlichen, von gesellschaftlichen Höhepunkten überstrahlten Glanz. Unter dem Namen einer „MaDame Uhde“ war Pauline am 19. September hier eingetroffen. Sie hatte Loulou, den dreijährigen Sohn Louis Ferdinands, mitgebracht und logierte im Hotel „Stadt Berlin“. Louis Ferdinand selbst hatte sein Quartier im Pfitzingerschen Haus in der Frauengasse. Am 22. trennten sie sich - für immer. Auch mit Massenbach traf sich der Prinz: „Meine Ansicht, wie der Krieg geführt werden müßte, stellte ich dem Prinzen hin und ermangelte nicht, ihm freimütig zu gestehen, daß ich ihn fähiger hielt, die Reserve als Avantgarde zu kommandieren. Das Gute hatte dieser Fürst: Er hörte wenigstens die Wahrheit. Er stieß denjenigen, der sie ihm sagte, nicht zurück. […] Er lebte in Dresden auf seine gewöhnliche epikuräische Weise; Jagd, Musik, die Freuden der Tafel. - Das waren seine Tagwerke; die Nacht schlief er in den Armen seiner Mätresse, der Madame Wiesel, die um alle seine Geheimnisse wußte. Sein hochvertrauter militärischer Geheimrat war ein Herr von Kleist, dessen Präsumtivität in dem umgekehrten Verhältnis seiner körperlichen Größe steht. An dem Herrn von Nostitz hatte der Prinz einen braven, jedoch unerfahrenen Mann zum Adjutanten, der den besten Willen hatte, sich hervorzutun. Ein Herr von Möllendorff dirigierte mit dem Kapellmeister Dussek die musikalischen Belustigungen. Der Ritter, Herr von Gentz, vermehrte zu dieser Zeit die Anzahl der Höflinge des Prinzen.“ Man sprach auch über die Denkschrift. Massenbach, der wie stets alles besser wußte, sagte: „So eingeleitet kann ich den Schritt nicht billigen; es ist in

Wahrheit eine revolutionäre Maßregel! Ich habe etwas Ähnliches getan, aber ich habe damit angefangen, Haugwitz, Beyme und Lombard selbst zu veranlassen, die Veränderungen in der Regierungsart vorzuschlagen, die ich für dringend notwendig erachte.“ Nur dachte die frankophile Trias nicht einen Augenblick daran, Massenbachs Vorschlägen zu folgen und sich selbst den Abschied zu geben. Wegen des Avantgarde-Kommandos wurde Massenbach nun bei Fürst Hohenlohe vorstellig: „Der Prinz ist der Mann nicht, der imstande ist, die Avantgarde zu führen; dazu gehört ein guter Soldat; ein Mann, der mit kaltem Blute sieht und hört; ein Mann, der keine Bequemlichkeiten kennt und liebt; der von wenigen, aber soliden Menschen umgeben ist; ein Mann endlich, der nicht in dem Wahne steht, die Avantgarde müsse Bataillen liefern. In diesem Wahne steht der Prinz Louis. Er sieht nicht durch das eine Glas der Vernunft; er sieht nur durch Gläser, die von seiner Eitelkeit, von seinem Hasse gegen Napoleon geschliffen sind. Er ist von junger, ehrgeiziger Präsumtion, den Krieg nicht kennenden Männern umgeben. Friedrich II. würde dem Prinzen ganz andere Adjutanten zugeschickt haben, wenn er ihm anders ein Kommando anvertraut hätte. Die Herren von Kleist, von Nostitz und von Möllendorff sind die Männer nicht, die sich zu Adjutanten des Prinzen schicken. Es mögen tapfere Männer sein, aber sie besitzen nicht die geringste Kriegserfahrung; keiner derselben hat einen Feldzuge auch nur beigewohnt. Der Prinz wird Unglück über Ew. Durchlaucht, Unglück über die Armee, Unglück über das Vaterland bringen, die erste mißlingende Affäre wird des Prinzen Louis Ferdinand Tollkühnheit herbeiführen.“ - „Ich muß Rücksichten nehmen; ich kann einmal nicht anders; ich muß dem Prinzen Louis die Avantgarde geben.“ - „Oh der unglückbringenden Rücksichten! Niemand hat Absichten, alle haben nur Rücksichten. Das ist der Charakter der Zeit!“ - „Sie werden wieder bitter!“ - „Wie sollte die Wahrheit beleidigen! Geben Sie dem Prinzen Louis die Reserve! Die Reserve ist bestimmt, einen Schlag zu tun! Dazu ist der Prinz Louis geboren! Er ist ein Herr voll Muts; aber dieser Mut bedarf eines Zügels! Und dieser Zügel muß mit fester Hand geführt werden! Dem General Zastrow geben Sie die Avantgarde; dem General Grawert das Corps de Bataille.“ - „Ich kann nicht; ich habe dem Prinzen schon mein Wort gegeben.“ - „Nun, so werden Ew. Durchlaucht an diese Stunde erinnert werden!“ - - Am 23. September reiste Louis Ferdinand mit Gentz nach Teplitz; es war der Tag, an dem Laforest seine Pässe verlangte, die damals übliche Form, den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu annoncieren. Der preußische König beantwortete zwei Tage später Napoleons versöhnlichen Brief mit einem Schreiben, das einer einzigen Anklage glich, das empörte Resümee der betrogenen preußischen Hoffnungen. Als „sehr unklug“ hat Hardenberg dieses Schreiben später bezeichnet und hinzugefügt: „Höchstens war das die Sprache, die der Sieger führen konnte, nachdem er ihn [Napoleon] gedemütigt hatte.“ Napoleon vergaß und vergab solche Briefe nicht. Noch in Dresden hatte Fürst Lobkowitz dem Prinzen durch einen Forstmeister die Einladung zu einer Jagd auf Schloß Eisenberg übermitteln lassen. Dahin brachen Louis Ferdinand und Gentz am 25. von Teplitz aus auf. Schloß Eisenberg, am Südhang des Erzgebirges erbaut, ein mächtiger gelber Barockbau, war schon lange im Besitz derer von Lobkowitz. Das hoch gelegene Schloß, auf drei Seiten dicht vom Wald umschlossen - die Südseite fällt steil ab zur nordböhmischen Ebene - war stets eine Stätte gepflegten Musizierens gewesen. Es wurden dort - so hatte Gentz schon drei Jahre früher geschwärmt - „mit nichts zu vergleichende Opern gegeben“; Gluck hatte dort seine Kindheit und Jugend als Sohn eines Försters in Lobkowitzschen Diensten verbracht. Aber zunächst hatte auf Eisenberg die Jagd den Vorrang: Louis Ferdinand hielt sich an der Seite des betagten Fürsten de Ligne, seines Bewunderers. Soeben hatte der einen Keiler schwer verwundet; der Prinz sprang vor, um dem Tier den Fang zu geben, aber der Keiler war noch so kräftig, sofort den Prinzen zu attackieren. Rock und Hemd zerfetzten die Hauer, auch die Hand des Jägers wurde verletzt, ehe es dem Prinzen gelang, das wütende Tier zu töten. „Eure königliche Hoheit werden den kommenden Gefahren ebenso entgehen“, sagte Fürst de Ligne erleichtert, dem die Erziehung des Ancien regime gebot, in dieser Situation ein geistvolles Wort zu formulieren. „Ich werde

sie nicht suchen, lieber Freund“, antwortete der Prinz. „Ich werde vorsichtiger sein als früher.“ Man ging zum Schloß zürück. Einer der Jäger hielt sein noch geladenes Gewehr ungeschickt; plötzlich löste sich der Schuß, „und eine Kugel pfeift zwischen dem Prinzen und mir hindurch“, berichtet DeLigne, der natürlich wieder das rechte Wort parat hatte: „Wieder ein gutes Vorzeichen! Das bedeutet, daß man Sie nie töten wird können, wie sehr auch der Feind, der Ihre Tapferkeit und Ihre Talente kennt, danach verlangen mag.“ Zweifellos wurde auf Eisenberg auch noch musiziert. Im Archiv des Schlosses fand sich spater das Autograph des Andante mit Variationen B-dur op. 4; vermutlich hatte der Prinz selbst die Handschrift mitgebracht und dem Gastgeber geschenkt. Dussek dürfte mitgewesen sein, sicher aber war dort Anton Wranitzky, der Kapellmeister des Fürsten Lobkowitz, und Antonio Casimir Cartellieri von der Lobkowitzer Kapelle. Außerdem: Gentz, de Ligne, Fürstin Bagration, Gräfin Sulkow, Fürst Carl Schwarzenberg und sein Bruder Ernst. Dem Fürsten Schwarzenberg (übrigens Anhänger der Idee einer österreichisch-preußischen Allianz) kaufte der Prinz den englischen Schimmelhengst „Slop“ ab. Am Abend des 26. September speiste die Gesellschaft unter den großen Bäumen auf der Schloßterrasse, dann, um acht Uhr - so Gentz - „stieg der Prinz Louis zu Pferde und ritt das Gebirge hinunter nach Freiberg, um dort sein Kommando zu übernehmen. - Seit dieser Stunde sah ich ihn nicht wieder.“ Am 27. war Louis Ferdinand in Oederan bei Chemnitz und schrieb seiner Schwester: „Erst wenn Preußen Beweise seiner Zuverlässigkeit, seiner politischen Bekehrung gegeben hat, darf es hoffen, Verbündete zu finden, und nur seine militärischen Erfolge werden über das Schicksal Europas entscheiden.“ Das war zwar richtig, aber doch ein recht schwacher Trost: Preußen und das ihm verbündete Kurfürstentum Sachsen konnten nicht mehr als 142800 Soldaten mobilisieren (ohne die Festungsbesatzungen), Frankreich hingegen 208563 Mann, außerdem noch 31187 Rheinbund-Soldaten aus neun deutschen Staaten. Auf wen konnte Preußen noch hoffen? Vielleicht auf das Kurfürstentum Hessen, aber der Kurfürst mochte sich nicht entscheiden. Mit Sicherheit auf Rußland: Aber dort wurden die Armeekorps erst aufgestellt. Zu schweigen vom Zustand der Armeen. Die Franzosen waren mit warmen Winteruniformen und Mänteln ausgerüstet, sie verfügten über ausreichendes Schuhwerk und wurden bestens verpflegt; der Kampfgeist der sieggewohnten Trupe war trefflich. Preußischerseits sah es übel aus: Die Soldaten trugen noch ihre leinenen Sommeruniformen, die Infanterie besaß immer noch keine Mäntel; die Organisation der Verpflegung brach zusammen, ehe überhaupt der erste Schuß gelöst wurde, so daß die Soldaten buchstäblich hungern mußten. Und die Moral? Sie drückte am besten ein Lied aus, das die Soldaten sangen; seine erste Strophe lautete:

„Fürs Vaterland zu sterben,
Wünscht mancher sich.
Zehntausend Taler erben:
Das wünsch ich mich!
Das Vaterland ist undankbar,
Und dafür sterben? - O du Narr!...“

Aber die Führung tröstete sich mit einem Wort, das General Rüchel gesprochen haben soll: „Meine Herren, Generale wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen!“…; am 28. September um zwei Uhr nachmittags traf Louis Ferdinand in Chemnitz ein. Sein Kammerdiener Louis Uhde schrieb nach Hause: „Gottlob ist der Prinz Königl. Hoheit ungemein wohl und scheint in den Aussichten zum Kriege immer mehr an Frohsinn und Gesundheit zu gewinnen. - Wenn wir den Feind ins Auge haben, kaufe ich mir ein Pferd, um meinen Herrn nie verlassen zu dürfen, denn ich behaupte, daß in einem Augenblick der Not zwei treue Arme nie zurückzuweisen sind.“. Am 29. geht es weiter nach Penig. Hier notiert der Prinz in sein seit dem Vortage geführtes Tagebuch: „Was in diesem Augenblick ein Grund sein könnte, selbst die kleinste Schlappe oder eine Rückzugsbewegung zu fürchten, ist die Wirkung, die davon auf den Geist und die Meinung der Armee ausgehen könnte. Alles das würde weniger zu fürchten sein, wenn es nicht sicher wäre, daß bei uns

Geist und Energie nicht von oben kommen, sondern daß sie das dürftige Willensprodukt besoldeter Leute, der Dringlichkeit der Umstände und des kriegerischen Geistes der Armee sind. Die Übel, die aus der Schwäche der Regierung oder vielmehr aus dem Geist des Kabinetts entstehen, machen sich bereits überall bemerkbar. Der Wunsch nach Frieden, der sie antrieb, alles zu hemmen, hat sich nur zu sehr den Untergebenen mitgeteilt. Der Krieg war weniger eine Sache des Willens, als die Wirkung des Hingerissenseins, das Ergebnis einmal getroffener Maßregeln, denen andere folgen müssen. Darum also wurde nicht vorgesorgt, nichts berechnet, und daher viele halbe Maßregeln, mit kleinen Gesichtspunkten, kleinlichen Knausereien; daher kommt es, daß, im Augenblick des Losschlagens, es bei der zweiten Mobilmachung der Artillerie hapert und wir nur eine Ambulanz für 200 Verwundete oder Kranke haben. So zerstört man den guten Geist. Dieselbe Dummheit um eines falschen Scheines willen. Man redet weder zum Volk noch zur Armee, während unsere Feinde sicherlich kein Mittel versäumen werden.“ Am 30. September Altenburg, am 1. Oktober Gera. Dies ist der Tag des preußischen Ultimatums an Napoleon, Zeugnis preußischen Größenwahns: Der König verlangt die unverzügliche Räumung Süddeutschlands von den französischen Truppen und fordert Napoleons Antwort bis zum 8. Oktober. - Am 2. Oktober trifft Louis Ferdinand in Jena ein, hier sind fünf Tage Rast vorgesehen. Am 3. ist Goethe bei ihm, der den Prinzen „nach seiner Art tüchtig und freundlich“ fand. Am Tag zuvor schreibt Louis Ferdinand seinen letzten Brief an Pauline Wiesel, darin heißt es: „Du liebe, unartige Pauline, Du englische Pauline - unendlich schwer war es, Dich zu erziehen und Dich nicht zu verderben - alles schöne, alle Kraft, die in Deinem Wesen liegt, zu entwickeln, dazu gehört ein Geist, wie es wenige gibt! - auch das ist mir gewiß, daß vielleicht eine höchst vollkommene Erziehung Dich zwar zu einem in anderer Art sehr interessanten Wesen würde gebildet haben, aber daß auch vielleicht manches andere in Dir wäre verborgen geblieben, welches nun so seltsame Wendungen und Ereignisse in Deinem Leben in Dir aufgeregt haben, und die Dich dem, der Dich so wie ich liebt, der Dein Wesen so ergriffen, vielleicht noch reizender machen muß. Der unendliche Reiz, den Du für mich hast, ist unbeschreiblich. - Du kennst ja die Wunder unserer Liebe, und so wie wir im Kelche der Wollust tranken, taten es wenige. - Meine Pauline, meine liebe Pauline, ich rechne ganz auf Deine Liebe, sie wird und soll mir Lohn sein, wenn ich zurückkomme und Dich wieder an das Herz drücken werde.“ Am 6. Oktober schreibt ihm Luise: „Der Jäger, der Dir diesen Brief bringt, hat uns durch die Erzählung von der Begeisterung und der Ergebenheit Deiner Truppen für Dich, mein guter Louis, sehr gerührt. Er [rühmt] besonders die sächsischen Kürassiere und die [preußischen] Schimmelpfennig-Husaren, die ihn auf einem Posten angehalten haben, um auf Deine Gesundheit zu trinken und mit ihm von ihrer Anhänglichkeit an ihren Chef zu sprechen.“ Es ist der letzte Brief, den er von seiner Schwester bekommt. Am gleichen Tag schreibt er in sein Tagebuch: „Herr von Massenbach kommt endlich aus dem Hauptquartier zurück mit vielen Diskussionen über die Notwendigkeit, die Pläne zu ändern, nachdem die Franzosen alle Kräfte in Franken vereinigt zu haben scheinen.“ An Plänen mangelt es Massenbach wahrlich nicht. Er war allen Ernstes der Meinung, man könne ihnen „einen gewissen Grad von Genialität nicht absprechen“. Wie „genial“ allerdings seine Pläne waren, dafür ein von ihm selbst angeführtes Beispiel: „Die Hohenlohsche Armee mag sich immer bei Hochdorf versammeln; ich werde alle meine Kräfte anstrengen, daß diese Versammlung schnell zustande komme; die Armee kampiert; die Avantgarde wird bis Saalfeld vorgeschoben; der Fürst selbst befindet sich bei ihr; dem Louis Ferdinand können die Zügel nicht anvertraut werden; ich muß sie ihm entreißen. Von Saalfeld geht die Spitze der Avantgarde über Gräfental vor; von Entfernung zu Entfernung bleiben die Soutiens [Unterstützungen] stehen. In Coburg müßten wir erfahren, welche Direktionen die feindlichen Kolonnen nehmen. Nach den Nachrichten, welche wir hier einziehen, müßten wir uns richten. Sollte der Feind gegen unsern rechten Flügel, also gegen Eisenach vorrücken, so ziehen wir uns auf Hochdorf zurück. Eben dieses geschieht, wenn er auf unsere Mitte losgehen wollte. Erfahren wir aber,

daß starke feindliche Kolonnen über Kronach marschieren, so engagieren wir ein kleines Vorpostengefecht, ziehen uns auf Saalfeld zurück, die Armee erhält Befehle, sofort von Hochdorf aufzubrechen und bei Kahla, Orlamünde, Rudolstadt über die Saale zu gehen und bis Neustadt an der Orla zu marschieren; die Avantgarde geht bei Saalfeld über und setzt sich bei Schleiz. Tauentzien zieht sich auf uns zurück.“ Napoleon und die französische Armee existieren in diesem, am 6. Oktober entworfenen Plan überhaupt nicht. Und wenn von einem Gegner gesprochen wird, dann von einem, der natürlich so höflich ist, nur das zu tun, was zu Massenbachs Plan paßt, dem sein Autor „einen gewissen Grad von Genialität nicht absprechen“ zu können glaubt. Schon die Vorstellung, man könne „ein kleines Vorpostengefecht engagieren“ und sich dabei ungestört zurückziehen, verrät einen militärischen Dilettantismus, den man einem Generalstäbler eigentlich nicht zutrauen sollte. Wie die Franzosen auf solche „kleine Vorpostengefechte“ reagierten, sollten die Preußen schon in den nächsten vier Tagen erfahren. Aber Massenbachs Plan ist geradezu symbolisch: In seiner Dummheit und Arroganz gegenüber dem Gegner ist er das getreue Abbild des preußischen Offizierskorps, vor allem aber des Generalstabs, der jeden Tag seine Pläne aufs neue änderte und seine Energie in stundenlangen Diskussionen erschöpft, während Napoleons Armeen nach exakten Plänen, gestützt auf ein fundiertes Nachrichten- und Spionagenetz, heranrückten. In jenen Tagen hat ein uns unbekannt gebliebener „Begleiter und Kampfgenosse des heldenmütigen preußischen Fürstensohnes“ Äußerungen Louis Ferdinands mitgeschrieben, einige bei Tisch hingeworfene Gedanken zu militärischen Fragen; veröffentlicht wurden sie erst 1868. Ob diese Sätze bis in den Wortlaut hinein authentisch sind, werden wir nie wissen. Da sie aber nirgends der Gesinnung des Prinzen zuwiderlaufen, mögen sie hier auch als Dokumente stehen: „Der Krieg an und für sich ist nicht das höchste Übel der Welt, sonst würde man ihn nicht wählen. Er ist vielmehr ein Gegenmittel gegen weit größere Übel. Allein es gibt Leute, die ihn als das höchste Übel ausschreien, weil er es für ihre Individualität ist.“ „Die moralischen Diplomatiker sagen: Ein König darf den Krieg nicht lieben; er muß nicht ehrgeizig sein. Wo Kraft ist, da äußert sie sich; wo keine ist, gibt sie sich weder vorher, noch bei der Sache selbst zu erkennen.“ „Das Schicksal einer Armee wird gewöhnlich schon vor ihrem Abmarsche entschieden. Von der weisen, reifen Beurteilung und von der schnellen Entschlußfähigkeit des Kabinetts hängt es ab, gleich die ersten Operationen mit Kraft zu leiten, und diese entscheiden fast immer für den ganzen Feldzug. Es kommt darauf an, sich mit Bestimmtheit und Festigkeit bewußt zu sein; das will ich, und das will ich nicht. - nie dürfen die Maßregeln halbe sein.“ „Pflicht des kommandierenden Generals ist es, seinen Untergebenen genau zu sagen: Das verlange ich von euch; habt ihr das getan, so bin ich zufrieden. Littest du, Husar, bei deinen Patrouillen einen Verlust von einigen Mann, so schadet das nicht; bringst du die verlangten Nachrichten, so hast du deinen Zweck erfüllt; denn du bist meine Bussole. Durch solche Bestimmtheiten wird die höchste Responsabilität etabliert. Ein jeder weiß, was ihm obliegt, und selbst der Unentschlossene wird entschlossen.“ „Hat man eine Unternehmung, so sagt man den Soldaten: Das habt ihr zu erwarten, diese Gefahr habt ihr zu bestehen. Dadurch erreicht man den großen Vorteil, den Schrecknissen der Einbildungskraft entgegenzuarbeiten; denn der Soldat weiß, was seiner wartet. Ein großer Fehler ist es, ihm alle Unternehmungen als ein Spiel vorzustellen. Entsteht alsdann Gefahr, so wird er überrascht und kann wohl davonlaufen.“ „Die Schwachköpfigkeit schwebt zwischen zwei Extremen in ihren Betrachtungen. Entweder sieht sie die Dinge wie ein leichtes Puppenspiel an oder als einen unübersteiglichen Felsen. Bestätigung dieses Satzes enthalten die Urteile, welche man über die Franzosen fällt.“ „Der Eigendünkel ist, wie für alle Menschen, so besonders für einen Befehlshaber eine höchst gefährliche Eigenschaft, indem sie ihm die höchste Ansicht über von ihm geleistete Taten gibt und die noch zu leistenden in dem Wahne seiner Kraft als leichte Aufgabe darstellt.“ „Es ist besser, im Kriege die Stärke in den Truppen zu suchen, als in den Hindernissen, die sie decken; zumal wenn man ohne Bewegung dahinter stehen will. Stellungen sind nur unter gewissen Adoptionen und in

Erwägung des Operationsplanes gut. Man muß sich aber in ihnen bewegen, wenn man den Feind auf dem Punkte hat, wo man ihn haben will. Man erreicht alsdann den großen Vorteil, sich auf einem vorher ausersehenen und schon bekannten Terrain zu schlagen.“ „Beweglichkeit ist ein vorzügliches Mittel zum Siege. Daun bewegte sich in seiner Stellung bei Kolin und siegte dadurch, obgleich mit Hilfe anderer Fehler von preußischer Seite. Die Schlacht von Austerlitz scheint nach diesem Grundsatze von Bonaparte angenommen worden zu sein. Die Truppenart, die sich überall bewegen kann, ist aus dieser Ursache die erste. Es ist dies die Infanterie. Artillerie ist nur ein Aggregat der Infanterie. Vielleicht wäre es besser, wenn man die Hauptmasse weniger an ihre Hilfsmasse bände. Darum sollte man nicht so bedenklich sein, hin und wieder eine Kanone stehen zu lassen, wenn man dadurch der Infanterie einen wichtigen Erfolg ein augenblickliches Hindernis benähme. Mit Recht sagt man: Artillerie bereite den Sieg vor, Infanterie trage ihn davon und Kavallerie verfolge ihn. Jede Truppenart hat ihren besonderen Zweck. Der der schweren Kavallerie ist: am Tage der Schlacht den Feind zu durchbrechen und über den Haufen zu werfen. Darum schone man sie auch bis zu dieser großen Gelegenheit. Sie sei daher auch auf nichts anderes bedacht - denke nicht daran, Gefangene zu machen. Der zerstreute Feind, den sie hinter sich läßt, wird ihr doch nicht entgehen.“ „Ein guter General muß den Soldaten die größte Sorgfalt für ihre Erhaltung blicken lassen. Dadurch erweckt er Zuversicht und Vertrauen. Er kann alsdann die höchste Anstrengung fordern, weil er sie mit der aufmerksamsten Sorgfalt für die Erhaltung der Soldaten belohnt. Soll ein Punkt gestürmt werden, so führe man die Truppen mutig und entschlossen der Gefahr entgegen, mitten unter einem Kugelregen. Befindet sich aber auf dem Wege ein Schutz - eine Vertiefung, eine Mauer, Bäume oder Hecken: so lasse man die Truppen unter diesem Schutze zu Atem kommen - und dann wieder frisch darauf! Durch solche Maßregeln sieht er Soldat, es liege dem Befehlshaber etwas an ihrer [sic!] Erhaltung, und sie [sic!] werden dann alle Kräfte aufbieten, dem Momente der höchsten Anstrengung die umfassendste Wirkung zu geben.“ „Wer etwas mit Zuziehung anderer ausführen will, muß alle seine Unternehmungen auf eine stete Aktion und Reaktion der Kräfte seiner Untergebenen berechnen. Auf dieser Berechnung beruhet der Krieg, und nur durch die ununterbrochene Übung und Reibung der Kräfte verschafft er sich Anhänger.“ „Es ist nicht zweckmäßig, zu Missionen, die nur in Überbringung eines bestimmten Befehls oder festen Entschlusses bestehen, Diplomatiker zu werden, deren Wirkungskreis mehr in Verhandlungen über erst zu bestimmende Dinge liegt. Bonaparte schickt in solchen Fällen Generale, welche den Willen ihres Herrn mit Würde überbringen, sich aber auch auf keine Auslegungen und Abweichungen einlassen.“ „Friedrich der Einzige fehlte nicht selten in den Formen. Darum sah man ihn oft schlechte Lager wählen.“ „Ein großer Teil der Menschen, und wohl der größte, wird durch vis inertiae [Macht der Trägheit] regiert.“ „Die Taktik ist der Buchstabe, die Strategie der Sinn. Wer ersteren nur malen kann, ohne letzteren auszudrücken - ist der ein Kriegsmann?“ „Es ist nicht gut, die Armeen nach Karten zu führen. Sind bei den Operationsplänen Karten zu gestatten, so nehme man Postkarten, auf denen mit Zahlen bloß steht: Diese Post ist von jener 2 Meilen, jene von einer anderen 2½ Meilen usw. entfernt. Denn mit den Füßen werden die Feldzüge entschieden.“ „Im Kriege sind die beiden Fragen zu entscheiden: Was brauche ich für Mittel? und welche stehen mir zu Gebote? Die Franzosen bedienen sich aller, und sie fahren gut dabei!“ „Was ich in meiner Kraft tue, mit vollem Bewußtsein und festem Entschlusse, das ist eine Handlung; was ich geschehen lasse, ist nur eine Begebenheit. Sind also nicht die meisten Ereignisse nur Begebenheiten? Inkonsequenz ist eine Abweichung von meinem Zwecke. Was ich tue, ist gut; das Inkonsequente aber ist das Schlechte.“ „Die Franzosen haben von jeher getrachtet, Spaltungen unter den Mächten hervorzubringen, die sich einander nähern oder sich gegen sie verbünden. Sie rühmen den preußischen Soldaten und verachten den österreichischen. Sollten wir uns durch diesen anscheinenden Vorzug bestechen lassen?“ „Wir befinden uns in einer steten Reaktion von Schwäche. In so einer Periode dürfen wir nicht an eine Befriedigung unserer Leidenschaften

denken, sondern nur an unsere Erhaltung.“ „Soll ein Staat, soll ein Stamm, soll ein Mann untergehen, so denke er immer an den großen Cäsar, der, aller Mittel zur Rettung beraubt, noch darauf dachte, mit Würde zu sterben, indem er sich sterbend in seine Toga hüllte.“ - Am 7. Oktober verließ Louis Ferdinand Jena und begab sich nach Rudolstadt. Nostitz hatte er vorausgeschickt; er sollte sich um das Quartier auf der Heidecksburg, dem Rudolstädter Schloß, kümmern (- die in den Memoiren von Nostitz geschilderten Vorgänge, gekrönt von der wohl unerläßlichen Erscheinung der „Weißen Frau von Orlamünde“, sind reine Phantasterei und durch die Fakten leicht zu widerlegen. Die Geschichte von der weißen Frau hat Nostitz erst im Alter niedergeschrieben. Sie wurde 1870 von dem Sohne Nostitz’ an den damaligen Kronprinzen Friedrich übersandt: „Extrait des memoires…“ -). Louis Ferdinand brachte Hauptmann von Kleist, Rittmeister von Bose (vom sächsischen Garde du Corps), Leutnant Titus von Möllendorff, Leutnand Friedrich von Klitzing und natürlich Dussek mit. „Gott sei Dank, endlich hat man sich zu etwas entschlossen“, rief der Prinz dem ihm auf der Landstraße entgegenkommenden Nostitz zu, aber in seiner Stimme lag kein Enthusiasmus. Er glaubte nicht mehr an einen Erfolg der preußischen Armee…; auf der Heidecksburg, einem hoch über Rudolstadt gelegenen mächtigen Barockschloß, soupierte die Gesellschaft abends im Großen Saal: die Gastgeber Fürst Ludwig Friedrich II. und die Fürstin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt, der Prinz von Mecklenburg-Schwerin mit einem Kammerherrn, Louis Ferdinand und sein Stab. Nach dem Essen vergnügten sich einige Offiziere im kleinen Weißen Saal beim Tanz mit den Hofdamen, indes der Prinz im Grünen Saal auf dem Klavier Werke von Beethoven und eine Sonate von Dussek vortrug. Diese Sonate habe er „mit so seelenvollem Ton und edel empfundenen Ausdruck vorgetragen“, daß die Zuhörer sehr bewegt gewesen seien, am meisten aber Dussek, der zu dem Konzertmeister Christian Eberwein sagte: „Nun, gefiel Ihnen mein Prinz? Nicht wahr, er gibt seinem Dussek zu raten auf?“ Das Hauptquartier der preußisch-sächsischen Avantgarde befand sich in Stadtilm. Noch dort begab sich der Prinz am nächsten Morgen, um von jetzt ab das Kommando zu führen. In der Nacht zum 9. Oktober traf Hauptmann von Valentini ein, den Fürst Hohenlohe schickte: Louis Ferdinand, so der Befehl des Fürsten, solle am 9. die Avantgarde bei Rudolstadt konzentrieren, um damit „die Posten von Rudolstadt und Blankenburg bis zur Ankunft der Avantgarde der Hauptarmee zu verteidigen, sodann über die Saale in die Gegend von Rahnis und Pößneck abzuziehen, wo er in Gemeinschaft mit dem Gen. Grafen Tauentzien die Avantgarde der sich bei Mittel-Pöllnitz sammelnden linken Flügelarmee bilden sollte - der Fürst beabsichtigte nicht, sich in der am 9. zu nehmenden Aufstellung zu schlagen, sondern nur in 4 Kolonnen an der Saale bereitzustehen, um am 10. nach Mittel-Pöllnitz zu marschieren.“ Mit der Ausführung dieses Befehls verging der 9. Oktober. Die Truppen Louis Ferdinands hatten ihre neuen Stellungen in Saalfeld, Hoheneiche, Gräfenthal, Rudolstadt, Stadtremda, Blankenburg, Preilipp, Cumbach und Schwarza. Am Nachmittag ritt der Prinz zur Heidecksburg zurück. Er war noch nicht in Rudolstadt, als ihn die Meldung erreichte, die vorgeschobenen Außenposten bei Hoheneiche und Gräfenthal seien von den anrückenden Franzosen vertrieben worden; nach einem Bericht, den der in Saalfeld weilende Herzog von Coburg bekommen habe, betrage die Stärke der Franzosen, die am 8. Coburg passiert hätten, 20000 Mann. Louis Ferdinand, der um 19 Uhr auf der Heidecksburg anlangte, traf sofort Maßnahmen, um sich auf die neue militärische Lage einzurichten. Um 21 Uhr schrieb er an den König, er habe seine Avantgarde um Rudolstadt konzentriert und beabsichtige, nach Neustadt an der Orla vorzurücken. Die Franzosen seien im Anmarsch auf Saalfeld. Er schlage vor, einen Teil der anrückenden Hauptarmee in das Saaletal marschieren und bis Gräfenthal vorgehen zu lassen, um die rechte Flanke der nach Neustadt ziehenden Armee und das in Rudolstadt befindliche Magazin zu sichern. Diesen Vorschlag machte er auch in einem Brief an Hohenlohe, dem er eine Abschrift seines Briefs an den König beifügte. Da in diesem Brief nicht gesagt wird, daß der Prinz beabsichtige, auf Saalfeld vorzurücken, muß der Entschluß dazu wohl erst später in der Nacht gefallen sein, als feststand, daß die Franzosen Miene

machten, sich den Saale-Übergang bei Saalfeld zu sichern. Die Stimmung auf der Heidecksburg war an diesem Abend gedrückt. Von ihren Fenstern aus konnte man den Schein der französischen Biwakfeuer im Saaletal sehen, und die eintreffenden Meldungen machten deutlich, daß der kommende Tag eine Auseinandersetzung bringen würde, dessen Ausgang für den Prinzen nicht zweifelhaft sein konnte, wenngleich ihm die aus Coburg gemeldete Anzahl der französischen Truppen übertrieben zu sein schien. Er sei „ernst und immer ernster“ geworden, schreibt Fürstin Caroline in ihrem Tagebuch. In ihren Räumen phantasierte er ein letztes Mal auf dem Klavier, und sein Spiel habe „den Charakter eines tief bewegten Gemüts“ getragen, versicherten jene, die ihm zuhörten. Um elf Uhr erhob er sich, um sich zu verabschieden - „Der Held der Helden“, wie ihn die Fürstin nannte. „Sie haben jetzt auf einem anderen Klavier zu spielen, Prinz“, sagte sie zu ihm, und er antwortete: „Ja, lauter Dissonanzen…“ Und die Fürstin schreibt in ihrem Tagebuch: „Er sagte uns gute Nacht, er nahm meine Hand und hielt sie lange in der seinen, indem er mich schweigend ansah. Noch war Norddeutschland zu retten von dem Joche der Franzosen - ich hielt die Hand dessen, der uns erretten sollte, in der meinigen. Mit welchem tiefen Gefühl drückte ich diese Hand - recht ernst wurde es in meiner Seele. „Nein, wenn ich zurückgeschlagen würde - das könnte ich nimmermehr ertragen.“ - „Versprechen Sie mir, sich nicht in einem Avantgardegefecht so zu exponieren, daß Sie in wichtigen Momenten nicht helfen können“, antwortete ich ihm.“ Dann zog sich der Prinz in sein Quartier - das grüne Zimmer - zurück, wo er noch bis um ein Uhr Befehle schrieb. Sie trugen schon das Datum: „10. Oktober 1806“… - Der 10. Oktober: Angesichts der sich stündlich verändernden Situation erließ Louis Ferdinand am 10. Oktober um ein Uhr morgens den Befehl, die um Rudolstadt konzentrierten Truppen sollten „früh 7 Uhr vor Rudolstadt auf dem Wege nach Saalfeld zwischen Rudolstadt und Volkstedt auf dem linken Ufer der Saale zum Abmarsch bereitstehen“. Von einer Vorbereitung zum Kampf war also keine Rede, im Gegenteil, Hauptmann von Valentini hat später geschrieben, es sei „dem Prinzen ein unangenehmer Gedanke“ gewesen, „durch ein Vorpostengefecht im Tale der Saale festgehalten zu werden“. Als Rückzugsstraße kam nur die über Saalfeld führende in Betracht, deswegen sollte der Ort so lange gesichert werden, auch galt es, seine Magazine zu evakuieren. Des Prinzen an Hohenlohe gerichteter Brief vom Abend des 9. erhielt der Fürst am 10. um 2.45 Uhr durch den sächsischen Leutnant von Egidy zugestellt. Hohenlohe sagte dem Leutnant, der Prinz solle in der gestern „genommenen Position stehen bleiben und nicht angreifen“. Die Gefechte zwischen dem General Tauentzien und den Franzosen seien „ganz zur Avantgarde der ersteren ausgefallen“. So spielte man im preußischen Hauptquartier Krieg: Tauentzien, am 9. bei Schleiz angegriffen, hatte nämlich 566 Tote, Verwundete und Gefangene eingebüßt und sich nach Auma zurückziehen müssen. Der Befehl Hohenlohes erreichte den Prinzen erst, als es zu spät war. Morgens um 7 Uhr erschien der sächsische General von Bevilaqua auf der Heidecksburg beim Prinzen, meldete die Alarmbereitschaft der Truppe und bat um weitere Befehle. Der Prinz selbst war um 8.30 Uhr in Schwarza und eine halbe Stunde später in Saalfeld. Hier frühstückte er im Eckhaus Obere Straße/Markt mit seinen Adjutanten Nostitz und Klitzing, brach aber schon nach dem Genuß einer Tasse Schokolade auf, da plötzlich die Kampfhandlungen einsetzten. Die Situation der preußisch-sächsischen Avantgarde schien zunächst nicht ungünstig: In Saalfeld und den umliegenden Dörfern waren 5 Bataillone preußischer Füsiliere, 3 Regimenter Sachsen, 2 Kompanien preußischer Jäger, 8 Eskadronen sächsischer und 5 Eskadronen preußischer Husaren zusammengezogen: etwa 9000 Soldaten mit 40 Kanonen. Die Franzosen, ein Teil des 5. Armeekorps des Marschalls Lannes, verfügten über das 17. Leichte und das 34., 40., 64. und 88. Linien-InfanterieRegiment sowie 6 Eskadronen der 9. und 10. Husaren. Mit etwa 12000 Soldaten waren sie zwar dem Gegner zahlenmäßig überlegen, verfügten aber über 26 Kanonen weniger und konnten nur halb soviel Kavallerie einsetzen. Kommandiert wurden sie von General Suchet, dem Prinzen genau gleichaltrig. Um 10.30 Uhr schickte der Prinz seinen Freund, den Artillerieleutnand Victor de Caraman, nach Blankenhain zum Herzog von

Braunschweig und einen sächsischen Leutnant zum Fürsten Hohenlohe mit einem Bericht über die augenblickliche Lage. Er hoffe, Saalfeld zu halten. Um 11 Uhr erschien endlich auch Leutnant von Egidy, der sich schon um 3.30 Uhr auf den Weg gemacht hatte, mit dem Befehl Hohenlohes, Rudolstadt nicht zu verlassen. Da Egidy den Prinzen angeblich nicht finden konnte, übergab er den Befehl einfach an Nostitz. Louis Ferdinand wußte davon mittags noch nichts: „Ich verlasse Saalfeld ungern“, sagte er zu Hauptmann von Valentini. „Wenn wir uns nur so lange behaupten können, bis ich noch eine Nachricht vom Fürsten erhalten hätte, oder bis die Avantgarde der Hauptarmee heran wäre, um diesen Posten zu übernehmen, und ich über die Saale gehen könnte, um mich mit Tauentzien zu vereinigen!“ Um diese Zeit war es klar, daß Saalfeld nicht zu halten war und nur ein Rückzug auf Schwarza in Frage kam. Schon stürzten die ersten Preußen und Sachsen in wilder Flucht durch Saalfeld. Die sächsische Infanterie konzentrierte sich jetzt auf Wöhlsdorf; persönlich griff Louis Ferdinand ein, um die Ordnung unter den zurückweichenden Truppen wiederherzustellen. Den sie attackierenden zwei französischen Husaren-Regimentern stellte der Prinz die sächsisch-preußischen Husaren entgegen. Ihnen gelang es, die erste Welle der Franzosen zurückzuwerfen, aber deren zweiter Angriff zersprengte die alliierte Kavallerie vollkommen. Bis hierher sind sich die Berichterstatter einig. Was aber dann geschah, ist bis heute nicht geklärt worden. Nostitz will gesehen haben, daß der Prinz im Reiterkampf plötzlich getaumelt sei und die Zügel ihm zu entgleiten drohten: „Er hatte eine Verwundung im Nacken, fast unmittelbar gefolgt von einem Säbelhieb mitten auf die Brust, erhalten. Mit einer schnellen Bewegung hebe ich ihn vom Pferd und lege ihn quer über meinen Sattelbaum; dann kehre ich um und bemühte mich, mich aus dem Wirrwarr der Kämpfenden loszulösen.“ Von französischen Husaren verfolgt und verwundet, will Nostitz schließlich mit seinem Pferd und dem sterbenden Prinzen zusammengebrochen sein. Ganz anders aber ist die Darstellung, die der französische Wachtmeister Laurent Guindey vom 10. Husaren-Regiment gegeben hat. Er habe den Prinzen nicht als solchen erkannt, sondern ihn für den kommandierenden preußischen General gehalten: „Ich ritt im Galopp, mit dem Säbel in der Hand, auf ihn zu, indem ich ihm zurief: „Rendez-vous, Général, ou je vous tue!“ [Ergeben Sie sich, General, oder ich töte Sie.] Er antwortete mit fester Stimme: „Non, coquin!“ [Nein, Schuft!] und versetzte mir dabei einen Hieb mit dem Säbel ins Gesicht. Da ich sah, daß er sich tapfer verteidigte und sich durchaus nicht ergeben wollte, griff ich ihn mutig an, fest entschlossen, ihn nicht aus meinen Händen zu lassen, versetzte ihm mehrere Hiebe, die er mit Fertigkeit abwandte, nur einen Stich mit dem Säbel in die Brust sowie einen Säbelhieb hinten am Kopfe vermochte er nicht abzuwehren.“ Er selbst sei daraufhin von preußischen Husaren angegriffen und verwundet worden und habe den Prinzen etwas später bereits tot am Boden gefunden. Diese Version will auch der französische General Colbert 1826 von dem damaligen Wachtmeister Roboly gehört haben, der vorgab, gemeinsam mit Guindey den Prinzen gestellt zu haben: „Wir verfolgten den Feind, welcher in Unordnung zurückging. Einer meiner Kameraden, der Wachtmeister Guindey, und ich erblickten einen Offizier, der uns den Eindruck machte, als wenn er wohl ein Oberst sein könnte. Er suchte sich dem Gewühle zu entziehen, als Guindey zu mir sagte: „Fasse du ihn von links, von der anderen Seite der Hecke; wir wollen sehen, ob wir ihn nicht einkreisen und gefangennehmen können.“ Einige Augenblicke darauf erreichte ihn Guindey, als er im Begriffe war, über einen Graben zu setzen. Es war der Prinz. „Ergeben Sie sich, mein Herr Oberst“, rief er ihm zu. Der Prinz verteidigte sich durch Degenhiebe, von denen einer die Backe des Unteroffiziers (Wachtmeisters) traf. Dieser antwortete durch einen Stich, der des Prinzen Brust durchbohrte und ihn sofort entseelt zu Boden streckte.“ Wilhelm von Humboldt ließ sich 1808 in Rudolstadt diese Fassung erzählen: „Kettelholdt behauptet, den maréchal de logis [Wachtmeister], der ihn getötet und den er [Louis Ferdinand] verwundet, mit blutigem Kopf gesehen, und zwei Husaren, die dabei gewesen, gesprochen zu haben. Nach der Erzählung dieser ist er von sechs Husaren umstellt gewesen. Der Marechal deLogis hat ihn aufgefordert, sich zu ergeben. Er hat mit einem Hieb geantwortet, und in demselben

Augenblick hat ihn jener in den Leib gestochen. Zugleich hat er auch von hinten einen Hieb in den Kopf bekommen und ist vom Pferd gestürzt, wo dann noch alle andern auf ihn losgehauen. Daß er der Prinz sei, hat keiner gewußt. Nach andern Erzählungen ist sein Pferd beim Setzen über eine Hecke gestürzt, und er hat sich noch zu Fuß verteidigt.“. Johann-Jakob Rühle von Lilienstern: „Erst als alle Bemühungen vergeblich waren, den Strom der Flüchtlinge zu hemmen, als er sich der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt sah, dem Feinde in die Hände zu fallen, schien ihm die Wichtigkeit seiner Person recht lebhaft vor die Seele zu treten, denn er bedeckte mit dem Hute den Stern auf seiner linken Brust und suchte sich so dem Getümmel zu entreißen. Bei der Schnelligkeit seines vortrefflichen Pferdes würde es ihm auch höchstwahrscheinlich gelungen sein, wenn das Pferd nicht unglücklicherweise beim Übersetzen über einen Zaun mit einem Fuße hangen geblieben wäre. Er war eingeholt, empfing einen tiefen Hieb in den Hinterkopf, und als er trotzdem einen französischen marechal de logis, der ihn aufforderte, sich zu ergeben, die Antwort mit dem Degen gab, versetzte ihm dieser einen tödlichen Stich in die Brust, wodurch ihm die Besinnung geraubt wurde.“ Ein Saalfelder Bürger, der den Tag als Zwanzigjähriger erlebte, hat später im Alter die Begebenheiten des 10. Oktober aufgezeichnet. Darin behauptet er, der Prinz sei in einem Hohlweg am Ortsausgang von Wöhlsdorf von „mehreren andrängenden französischen Reitern umschlossen und zum Gefecht genötigt“ worden. Den tödlichen Degenstoß habe ein Dragoner dem Prinzen versetzt (- dieser Bericht des Saalfelder Justizrats Windorff enthält einige Unstimmigkeiten. So behauptet er, dem Prinzen sei das Pferd erschossen worden und er habe ein anderes bestiegen. Aber Louis Ferdinand ritt am 10. Oktober den auf Eisenberg erstandenen Slop, der den Tod seines Herrn unverletzt überlebte. August, der jüngere Bruder des Prinzen, erbte den Schimmel nach dem Tode seines Bruders; er ritt ihn während der Kapitulation bei Prenzlau und bei der Beisetzung Louis Ferdinands in Berlin. Am 1. Mai 1813 wurde Slop in der Schlacht bei Lützen getötet. Auf französischer Seite haben am 10. Oktober außerdem keine Dragoner teilgenommen, sondern nur Husaren (zum 5. Armeekorps Lannes’ gehörten überhaupt keine Dragoner). Die Verwundungen des Prinzen wurden von Säbeln verursacht, nicht von Degen. Der von Windorff erwähnte Hohlweg bei Wöhlsdorf existiert heute nicht mehr. Die Stelle, an der Louis Ferdinand den Tod fand, ist von allen Berichterstattern - auch von Windorff - übereinstimmend genannt worden, nämlich dort, wo heute das Denkmal Tiecks steht, am Ende des Hohlwegs. Dieses Denkmal hat 1813 - nach Entwürfen Schinkels - Luise Radziwill ihrem Bruder setzen lassen. Ein einfacher Gedenkstein wurde schon 1807 errichtet. Er trägt die Inschrift: „Hier starb kämpfend für sein Vaterland Prinz Louis Ferdinand von Preußen den 10. Oktober 1806.“). Nach anderem Bericht (- „Gisza“ & „Aswend“: Sie wollen den tödlich getroffenen Prinzen, der vom Pferd sank, noch aufgefangen haben. Louis Ferdinand habe noch gesagt: „Laß mich fallen, du kannst mich nicht mehr retten.“ Auch das ist unwahrscheinlich. Weitere sehr interessante Details, die aber hier nicht diskutiert werden können, finden sich in den beiden Aufsätzen von W. Roßmann) soll der durch eine Schußwunde tödlich verletzte Prinz von dem preußischen Husaren Caspar Gisza (vom Regiment Schimmelpfennig) aufgefangen worden sein „und starb derselbe in seinen Armen“. Gisza wurde dafür 1810 das Militärische Ehrenzeichen II. Klasse verliehen. Ausgezeichnet wurden ferner der Schimmelpfennig-Husar Conrad Aswend „wegen Verteidigung S. Königl. Hoheit Prinz Louis Ferdinand von Preußen“. Rätsel über Rätsel. Wie der Prinz wirklich ums Leben gekommen ist, wird sich vermutlich nie entschlüsseln lassen. Der französische Militärarzt Gallernat hat die Leiche am Morgen des 11. Oktober in der Saalfelder Johanniskirche untersucht: „Ich habe an ihm Schönheit des Gesichts bewundert, die Ruhe der Physiognomie, die Entwicklung der Brust, verbunden mit einer regelmäßigen Form der Glieder, deren starke hervortretende Muskeln auf viel Stärke und Kraft schließen lassen.“ Gallernat stellte sechs Verletzungen (- also nicht dreizehn, wie gelegentlich behauptet wurde, so von Rühle und Varnhagen. Varnhagen schreibt sogar: „Als er den Stich in die Brust bekam, soll er noch ausgerufen haben: „Est-il possible!““ -) durch Säbelhiebe

fest (- also keine Schusswunde -), davon tödlich ein Hieb in den Hinterkopf, der ins Gehirn drang, und ein Stich zwischen die zweite und dritte Rippe, der einen Teil des Brustbeins spaltete. Vom Saalfelder Schloß aus hatten die Bewohner ängstlich die Kampfhandlungen verfolgt. Hofdame Amalie von Uttenhoven notierte in ihrem Tagebuch: „Von weitem erkannte ich diesen liebenswürdigen Prinzen, der sich durch seinen edeln Anstand und seine stolze Haltung auszeichnete, und indem ich seiner ansichtig wurde, zerstreuten sich meine Befürchtungen für ihn, ich hielt seine Niederlage für unmöglich, denn sein Anblick belebte sein Vertrauen auf seinen Glücksstern und schien gleichsam seinen Sieg zu gewährleisten.“ Aber dann sah sie gegen Mittag die sich auflösenden preußisch-sächsischen Truppen durch Saalfeld fliehen: „Bald darauf sprengte ein französischer Adjutant herein und meldete die Ankunft des Marschalls Lannes und seiner Offiziere, welche sich im Schlosse einquartieren wollten. Er befahl ein Souper von dreißig Gedecken. Die Fürstin Reuß und ich waren genötigt, unsere Zimmer zu verlassen, um diesen Herrn Platz zu machen, und eine halbe Stunde später füllte sich der Hof mit Wagen, Pferden und Dienern des Marschalls, der nicht lange auf sich warten ließ. Er trat bei dem Herzog ein, und während er sich mit demselben unterhielt, kam ein Adjutant, ihm die Orden des Prinzen Louis Ferdinand mit der traurigen Meldung von dessen Tode zu überbringen. Für sein Vaterland kämpfend, hatte der edle Prinz den Tod einer schmachvollen Gefangenschaft vorgezogen. Der Graf Mensdorff überbrachte uns mit Tränen in den Augen diese Trauerkunde; wir beweinten alle den unglücklichen Prinzen, aber niemand nahm so lebhaften Anteil an seinem Geschick als ich. Er war der Freund meines Vaters, er war die Ehre und der Ruhm des preußischen Heeres, das ihn anbetete.“ Marschall Lannes hatte bis zu diesem Augenblick noch nichts vom Tode Louis Ferdinands gewußt. Erst Graf Mensdorff-Pouilly konnte ihm die überbrachten Orden identifizieren und damit ihren Träger. „Teufel, das ist gut! Das wird eine große Sensation bei der Armee machen!“ rief Lannes überrascht. Da die französischen Soldaten die Leiche des Prinzen als erstes ausgeplündert und bis auf die Unterwäsche ausgezogen hatten, ließ sich der Tote zunächst nicht identifizieren. Chirurg Gallernat sah sie noch am 11. morgens um 6 Uhr auf dem Schlachtfeld liegen. Graf Mensdorff-Pouilly ließ sich von den Husaren, die dem Marschall die Orden überbracht hatten, zu dem Toten führen, den er sofort als den Prinzen identifizierte. Daraufhin wurde die Leiche zum Saalfelder Schloß gebracht. „An meinem Fenster sitzend und in tiefes Nachdenken über die jüngste Vergangenheit versunken“, schreibt Amalie von Uttenhoven, „niedergebeugt von Schmerz und Kummer, wurde ich durch die Fürstin von Reuß aus meinen düsteren Betrachtungen gerissen, die gekommen war, mich in den Fernen des Schlachtfeldes auf eine Tragbahre aufmerksam zu machen, auf welcher man einen unglücklichen Verwundeten herbeitrug. Plötzlich sahen wir die Bahre von einer Kompanie Soldaten umgeben, die sie begleitete und deren Musikkorps einen fröhlichen Siegesmarsch aufspielte. Sie nahmen ihre Richtung auf das Schloß zu, traten in den Hof und setzten ihre Bürde in der Mitte desselben nieder. Großer Gott! Welch ein Anblick! Ich erkannte den Prinzen Louis Ferdinand, diesen jungen stolzen Fürstensohn, den Ruhm des preußischen Heeres, kaum noch strahlend wie das Gestirn des Tages, jetzt bleich und vom Tode entstellt. Ich sah den Neffen des großen Friedrich entblößt und nur mit einigen Lumpen bedeckt. Ach! niemals, niemals werde ich diesen schrecklichen Anblick vergessen. Der Marschall Lannes und seine Offiziere wohnten diesem gräßlichen Schauspiele bei, und der erstere befragte den Grafen Mensdorff, der hinzutrat und die entseelte Hand seines Freundes drückte, ob dies der preußische Prinz sei, den er gekannt habe? Der Graf, seinen Tränen gebietend, antwortete: „Ja - dieser mit Wunden bedeckte Leichnam ist der des angebeteten Prinzen, mit dem ich mich noch tags vor seinem ruhmreichen Falle so freundschaftlich unterhalten habe.“ Die Soldaten, welche ihn hergebracht hatten, wollten ihn jetzt verlassen, aber der Graf stellte ihnen vor, daß die Ehre ihnen gebiete, die Leiche des Helden nur vor dem Altar Gottes niederzusetzen, und er selbst führte sie an und begleitete den Trauerzug seines gefallenen Freundes. Jetzt ertönte auf des Grafen Geheiß ein Trauermarsch, der Zug setzte

sich über den Schloßhof wieder in Bewegung. Bleich und abgespannt kehrte ich in das Zimmer der Prinzessin Sophie zurück, und beide von demselben Gefühle der Trauer gedrückt, beweinten wir bitter den liebenswürdigen Prinzen…“ (- Guindeys Verletzungen sollen so schwer gewesen sein, daß er sich noch Ende Dezember 1806 im Lazarett von Czarkow bei Pleß (Südoberschlesien) befunden habe. Eine unglaubwürdige Geschichte erzählt sein Freund Parquin in seinen Memoiren. Danach habe G. von Marschall Lannes die Erlaubnis erhalten, zu seiner Wiederherstellung zwei Wochen in Saalfeld zu bleiben. G. habe sich daraufhin in einem nahe bei Saalfeld gelegenen Schloß einquartiert, das einem Baron von W. gehörte. Dort hätte Louis Ferdinand sechs Wochen lang (!) vor Beginn des Feldzugs gewohnt, „während seine Truppen in der Umgebung kantonnierten“. Als G. im Schloß als der Husar identifiziert worden sei, der den Prinz tötete, habe G. aus Taktgefühl das Schloß wieder verlassen. Erst 1976 wurde mir durch die Vermittlung von Helmut Niemann (Lenggries) ein Brief bekannt, den Laurent Guindey am 14. November 1806 aus Stettin an seine Eltern in Laruns geschrieben hat (Original: Archives du Ministere des Affaires Etrangeres, Memoires et Documents prusses, Paris). Er lautet: „Erfreut Euch, meine sehr lieben Vater und Mutter, an meinem Glück. Wißt, daß ich in der Schlacht von Saalsfeld (sic) den Prinzen Louis Ferdinand getötet habe, den Bruder des Königs von Preußen, mitten in seiner Armee von vielleicht an die 9000 Mann, von denen keiner entkommen ist, nachdem ich den Gefahren getrotzt habe. Ich habe nicht mehr als zwei Blessuren, von denen ich mich erholt habe. Ich werde Offizier und Mitglied der Ehrenlegion. Der Kaiser selbst hat es mir gesagt. Ich hätte gern die Zeit, Euch auch zu sagen, wie ich mich in der Schlacht von Wismar ausgezeichnet habe, das wird ein andermal sein, wenn ich Zeit haben werde, denn jetzt habe ich keine Minute für mich. Wißt, daß die Preußen völlig verloren sind; ihre Armeen sind 90 Meilen von Berlin entfernt; vor uns haben wir eine russische Armee, die ihnen zu Hilfe kam, wir werden sie schlagen. Ich hoffe, daß alles beendet sein wird und daß bald danach der Augenblick gekommen sein wird, wo ich mir wünschen kann, nach Frankreich zurückzukehren. Also ich hoffe die Erlaubnis zu bekommen, Euch in meine Arme zu schließen. Antwortet mir sofort. Ich erwarte meine Ernennung zum officier marechal de logis en chef. Ich stehe so unter Zeitdruck, daß ich Euch nicht alles, was Euch Freude machen wird, sagen kann; Ihr werdet mich in der Zeitung genannt finden. Der Oberst, der dem Kaiser berichtete, hat sich bei meinem Vornamen geirrt - aber Ihr werdet mich schließlich doch erkennen können. Man bläst zum Aufsitzen, adieu. Ich umarme Euch aus ganzem Herzen. Seit einem Monat haben wir weder in einem Bett noch in einem Haus geschlafen, immer unterwegs zum Kampf und zum Nächtigen im Biwak.“ Der militärische Rang ist nicht ganz klar: Guindey war am 10. 10. 1806 Marechal-des-logis ordinaire, das entspricht etwa unserem Wachtmeister. Von ihnen besaß jedes Husarenregiment vier, ihnen vorgesetzt war der Marechal-logis-en-chef, der im Rang unter dem Sous-Lieutenant stand, mithin kein Offizier war. Vielleicht wollte Guindey gegenüber seinen Eltern die Wichtigkeit seiner Beförderung durch den Zusatz „officier“ unterstreichen…). Die Todesnachricht: Das Gefecht von Saalfeld hatte die preußisch-sächsische Armee 1800 Tote, Verwundete und Gefangene gekostet. Von den 40 Kanonen konnten die Franzosen 34 erbeuten; ihre eigenen Verluste beliefen sich auf 172 Tote und Verwundete. Aber viel schwerer als die militärische Niederlage wirkte der moralische Schock, der besonders die Preußen völlig verstörte. Oberst von Massenbach befand sich am Mittag des 10. Oktober gemeinsam mit dem Fürsten Hohenlohe auf Erkundungsritt auf den Höhen von Hummelshain: „…indem der Fürst im Begriff war, selbst zum General Tauentzien zu reiten und ihm zu seiner glücklichen und ehrenvollen Rettung Glück zu wünschen, begann eine heftige Kanonade in der Gegend von Rudolstadt und Saalfeld. Der Fürst schien aber auf nichts zu merken und ritt nach Osten, indessen die Kanonen südwestlich donnerten. Ich konnte nicht anders glauben, als daß der Prinz Louis sich trotz aller Warnungen und trotz aller Befehle mit seiner Avantgarde engagiert habe; der Heftigkeit der Kanonade zu folgen, mußte es ein sehr ernsthaftes Gefecht sein. Meine Pflicht war es, dem Fürsten meine Besorgnis

mitzuteilen und ihn zu bitten, seine Visite beim General Tauentzien auf andere Zeit zu verschieben und zu sehen, was der tollkühne Louis begonnen habe. Der Fürst fertigte einen seiner Adjutanten zum General Gr. Tauentzien ab und ließ diesem General sagen, was er zu tun habe; er selbst kehrte um, um sich schnell nach Rudolstadt zu begeben. Die Kanonade wurde immer heftiger. Dreiviertel des Weges nach Kahla mochten wir zurückgelegt haben, als sich der Schall zu entfernen schien und endlich ganz aufhörte. Wir ritten langsamer und vermuteten einen für uns glücklichen Ausgang. Wir kamen in Kahla an, um frische Pferde zu nehmen und uns selbst durch einige Speisen zu stärken; denn wir hatten gewaltig geritten und waren ermüdet. Da stürzte in das Zimmer, worin alle Adjutanten und Ordonnanzoffiziere versammelt waren, um sich an die Tafel zu setzen, ein Mensch in einer grünen Strickjacke, die Verzweiflung war auf seinem bleichen Gesicht! Man brachte ihn schnell in ein Nebenzimmer. „Er ist tot“, stammelte er. „Wer? Wer denn?“ – „Mein Prinz!“ – „Der Prinz Louis?“ – „Ja!“ - - Der Mensch war der Büchsenspanner des Prinzen.“ - Der preußische Leutnant Friedrich Graf von Pückler schreibt in seinem Tagebuch: „Gegen Mittag hörten wir, wiewohl schwach, Kanonendonner und sahen sogar zuweilen den Rauch, der sich in den Bergen emporhob. Da wir nun sogar das Bataillonsfeuer hörten, dies nie gesehene, erhabene Schauspiel uns fesselte, unsere Herzen gewaltsam emporhob, so blieben wir beobachtend bis zum Abend zusammen, den Kämpfenden Glück wünschend und froh, als die Landleute versicherten, die Sache müsse, nach dem Schall zu urteilen, gutgegangen sein. Doch nur zu bald wurden wir dieses frohen Wahnes beraubt, denn ein sächsischer Flüchtling, der den 11. frühmorgens zuerst in mein Haus geriet, brachte durch seine Erzählung des unglücklichen Gefechts bei Saalfeld unser vorher ruhiges Dorf in Aufruhr. Alles stürzte zusammen, um selbst zu hören, und unglaublich war der Eindruck, den die Erzählung vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand selbst auf die gemeinen Soldaten, deren Abgott er war, machte.“ Friedrich Gentz kam am 11. Oktober vormittags um 11 Uhr in Weimar an: „Die Straßen waren förmlich mit Truppen, Bagagewagen und Pferden voll gestopft, und mitten darunter Offiziere jedes Ranges, Generäle und Leute aus des Königs unittelbarem Gefolge, die hier zu finden ich nicht erwartet hatte. In einem wirren Haufen hatten sich die Wagen verrannt. Ich sah den Kabinettsminister Lombard, der blaß und bewegt auf mich zukam, und mich fragte, ob sein Bruder mit in meinem Wagen gekommen sei. Hierauf trat er ganz nahe an den Kutschenschlag und sagte: „Wissen Sie es schon, was sich hier ereignet hat? Wir haben eine Schlacht verloren und Prinz Louis ist gefallen.“ Darauf war ich nicht gefaßt; es überstieg alle meine Berechnungen. Ein solches Unglück wäre schon an und für sich groß genug gewesen; allein in diesem Augenblick sah ich es, von den düstersten Vorbedeutungen überwältigt, als den Vorläufer noch anderen Mißgeschickes an. Graf Haugwitz erwartete uns um 8 Uhr in einem Gasthof zum Diner. Nach dem Diner kam Kapitän Kleist, erster Adjutant des unglücklichen Prinzen Louis. Er lieferte uns detaillierten Bericht über das Gefecht bei Saalfeld, aber keinen über des Prinzen Tod, da er während des Gefechts kurze Zeit vor dem stattgefundenen Unglück von ihm getrennt worden war. Das melancholische Ende dieses Prinzen erregte, so wunderbar es auch war, im allgemeinen nur wenig Interesse. Unter denen, welche ihn hätten am meisten bedauern sollen, waren einige, deren persönliche Berechnungen dergleichen Gefühle erstickten, während andre wieder durch die unvorsichtige Gewagtheit seines Benehmens zu sehr afficiert waren, um an den Tribut zu denken, welchen sie so vielen seltnen Eigenschaften und so heldenmütiger Hingebung schuldig waren. Ja, einige erfrechten sich sogar unanständiger, grausamer Worte gegen den ruhmreich Gefallnen.“ - Der französische Oberleutnant Marbot, der den Prinzen im August in Berlin kennen gelernt hatte, sah ihn am 11. Oktober in Saalfeld als Toten wieder: „Sorgfältig von allen Blutspuren gereinigt lag er nackt bis zum Gürtel, dagegen noch mit Lederhosen und Stiefeln bekleidet wie im Schlafe auf einem Marmortisch. Er war wirklich schön! Unwillkürlich drängten sich mir traurige Gedanken über die Unbeständigkeit alles Irdischen auf beim Anblick der Leiche dieses jungen Mannes, der an den Stufen eines Throns geboren und noch vor kurzem so sehr

geliebt, so umworben und so mächtig war!“ Carl von Clausewitz schrieb am 12. Oktober an seine Verlobte: „Der Tod des Prinzen hat fast der ganzen Armee Tränen gekostet.“ Charakteristisch war die Reaktion Friedrich Wilhelms III., die der Rittmeister von Alvensleben mitteilt: „So rückten wir sorglos immer weiter, als plötzlich das unglückliche Gefecht bei Saalfeld die Szene veränderte und die Sache einen ernsthaften Charakter annahm. Flüchtige Sachsen kamen an, und die Truppen rückten näher aneinander. Plötzlich erschien der König, ritt bei unserm Regimente vorüber und äußerte sich über den verewigten Prinzen Louis gegen den Oberst von Winning: „Hat wie ein toller Mensch gelebt, ist wie ein toller Mensch gestorben, die Scharte nur klein, muß aber ausgewetzt werden.“ - Hermann von Boyen, Offizier im Gefolge des Königs: „Wir mochten noch ein Drittel des Weges unter zunehmenden Zweifeln zurückgelegt haben, als uns endlich versprengte Soldaten die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand brachten, dem unglücklicherweise die Ausführung einer Kriegsaufgabe zugeteilt war, die mit seinem persönlichen ungestümen Mute im entschiedenen Widerspruch stand. Der dadurch erlittene Verlust hätte sich, so unangenehm wie er auch war, noch immer ertragen lassen, aber in moralischer Hinsicht brachte er in der Armee einen sehr nachteiligen Eindruck hervor. Die Meinung des Heeres hatte mit Recht auf die schönen Eigenschaften des Prinzen Louis Ferdinand viel vertraut, und dies war nun auf einmal zertrümmert.“ Am 13. Oktober - die Leiche des Prinzen hatte man inzwischen einbalsamiert und vor dem Altar der Saalfelder Johanniskirche aufgebahrt - vermerkte Amalie von Uttenhoven in ihrem Tagebuch: „Ohne Vorwissen der übrigen verfügte ich mich nach der Kirche, allein von zwei Dienern und einer Gärtnerin, die meine Blumen trug, begleitet. Auf dem Weg begegnete ich mehreren verwundeten Preußen und Sachsen und teilte meine kleine Barschaft an sie aus; dann verdoppelte ich meine Schritte der Kirche zu. Mit unaussprechlichen Gefühlen trat ich zu dem noch offenen Sarg und bekränzte das schöne Haupt des Prinzen mit einer Lorbeerkrone, einer Krone, die er so wohl verdient hatte. Sein reizender Mund schien zu lächeln, er war durch den Tod nicht entstellt, der Adel seiner Züge war geblieben. Indem ich eine Locke seines Haares abschnitt, erblickte ich plötzlich die tödlichen Wunden, die er auf der Brust erhalten hatte, und die Schere entsank meiner Hand. Diese Locke werde ich stets als ein bitteres, aber kostbares Andenken bewahren. Vom Schmerz überschüttet, sank ich vor dem Sarg in die Knie, und rief den Himmel mit Inbrunst an, das Leben meiner Brüder zu bewahren. Plötzlich traf der düstere Ton einer Glocke mein Ohr; mich erhebend, gewahrte ich eine Anzahl Soldaten, welche den Sarg umgaben, und von denen mehrere ihren Prinzen mit den Zeichen großen Schmerzes betrauerten. Was aber am meisten meine Aufmerksamkeit erregte, war ein alter französischer Offizier, welcher Ströme von Tränen vergoß. Von diesem Anblick lebhaft ergriffen, hörte ich mich von ihm mit den von einem traurigen Blick begleiteten Worten angeredet: „Ich beweine in ihm einen meiner tapfersten Waffengefährten.“ Nachdem ich den Sarg mit Blumen überschüttet hatte, warf ich, von innerer Bewegung einer Ohnmacht nahe, scheidend einen letzten wehmütigen Blick auf den, welchen ich mein ganzes Leben betrauern werde, und legte mein mit meinen Tränen getränktes Taschentuch auf seine Wunden.“ Am Morgen des 13. Oktober traf die Nachricht in Berlin ein. Die Eltern nahmen sie ohne sonderliche Bewegung auf. Vater Ferdinand war der Meinung, sein Sohn habe sich den Krieg und seinen Tod selbst zuzuschreiben, das war alles; die Mutter schien zwar „betrübt“, wie Luise Radziwill berichtet, „aber hauptsächlich voller Angst und Sorge um August“. Nur die Schwester beweinte den Bruder und mußte sich noch von der Mutter sagen lassen: „Warum weinst du? Du hast gewiß etwas gehört! Etwas Trauriges über August!?“ Und die Tochter erinnerte die Mutter daran, daß sie über den Tod ihres Bruders Louis Ferdinand weinte, den für die Eltern schon jetzt Vergessenen. So gleichgültig die Eltern den Tod ihres Sohnes hinnahmen, so stark war die Anteilnahme der Berliner Bevölkerung. Karoline Sack, Tochter des Hofpredigers Friedrich-Samuel Sack, in ihrem Tagebuch: „Montag d. 13. Oktober mittags kam die Nachricht hier an, daß Prinz Louis Ferdinand in einer unglücklichen Affaire geblieben sei. Dies erregte große

und allgemeine Bestürzung. Obgleich jeder Vernünftige diesen Vorfall für nichts Entscheidendes hielt, so konnte man sich doch tausend banger Ahndungen nicht erwehren, die ein so großes Opfer und ein so unglücklicher Anfang dieses wichtigen Kampfes erregen mußte.“ Der Schriftsteller Garlieb Merkel, Herausgeber der Zeitschrift „Der Freimütige“ in Berlin: „Anfangs wollte niemand daran glauben. Auf Märkten und Gassen, in den Klubs und Kaffeehäusern sah man große Haufen stehn, und wer in ihnen zu Worte kommen konnte, bewies die Unmöglichkeit des Ereignisses. Mit immer wachsender Überzeugung hörte man ihn an, bis etwa jemand hinzutrat, der noch einen Umstand des Vorganges zu dem schon Bekannten hinzufügte, der alle Beweise vom Gegenteil zu Boden schlug. Traurig und schweigend schlich dann die Versammlung auseinander. Als die Gewißheit von dem Tode des Prinzen sich nicht bestreiten ließ, brach eine allgemeine Trauer aus: Es galt für ein National-Unglück. Alte Frauen, die den Prinzen nie mochten gesehn haben, zerrauften auf offener Gasse ihr graues Haar darüber; und ernste, feste Männer, die mit dem Prinzen in keiner Verbindung gestanden, sprachen mit Händeringen von seinem Verlust.“ Der bayerische Gesandte in Berlin, Francois Gabriel de Bray: „Bestürzung und Trauer über diesen Verlust sind allgemein, denn der Prinz galt für einen der tapfersten und tüchtigsten Generale der Armee; er ist der erste Prinz des königlichen Hauses, der auf einem Schlachtfelde geblieben ist.“ Henrich Steffens erfuhr die Nachricht in Halle: „Daß eine große Schlacht bevorstand, war durch die Stellung der preußischen und französischen Heere entschieden; man lauerte in banger Erwartung auf Nachrichten. Da erscholl zuerst unbestimmt, dann immer gewisser, zuletzt in den Zeitungen, die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld. Prinz Louis Ferdinand war geblieben. Dieser durch seine Genialität ausgezeichnete Prinz bildete ein Hauptmoment der kriegerischen Begeisterung. Die Tollkühnheit, mit welcher er sich dem Feinde entgegengestürzt und ein Gefecht gesucht hatte, erfüllte uns mit banger Ahnung. Hatte er verzweiflungsvoll den Tod gesucht, um nicht Zeuge einer erwarteten allgemeinen Niederlage zu sein? In unheilschwangeren Zeiten wird ein jedes äußere Ereignis innerlich durchlebt. Die Verzweiflung, die, wie wir vermuteten, Prinz Louis Ferdinand und seine Schar in den Tod gestürzt hatte, ergriff uns selber.“ In Glogau traf die Trauerbotschaft am 14. Oktober ein: „Lange vor dem 10. Oktober, schon den 3. d. M., erscholl die allgemeine Sage, der Prinz Louis sei geblieben, und diese Sage pflanzte sich ununterbrochen fort, bis endlich den 14. jenes unglücklichen Monats die traurige Bestätigung eintraf. Hatte die Fama eine prophetische Kraft, oder ließ die Gegenwart schon auf die Zukunft schließen? Hatte der Feind den vorteilhaftesten Angriffspunkt schon bestimmt, oder verkündete der Zufall diesen Schlag voraus? Wer mag dies entscheiden? Genug, wir wußten den Tod des beweinten Prinzen früher als er eintrat, und vielleicht geschah dies an mehreren Orten. Die Szene seines Todes ward so rührend erzählt, daß jeder Fühlende bewegt ward. Ach, es war das erste große Opfer aus dem Heldenstamm Friedrichs II.“ - So der Schriftsteller Carl Friedrich Benkowitz. Achim von Arnim gab am 17. November 1806 aus Danzig seinen Angehörigen diesen Bescheid: „Heute, als ich den Pfarrturm bestieg und in die weite Welt sah aus der Stube des Türmers, da schlug ich mir vor die Stirn: Was ist denn geschehen? Vier Fürsten, Prinz Ludwig, Herzog von Braunschweig, Eugen von Württemberg und Hohenlohe, umfassen wie die vier Aussichten meines alten Türmers den ganzen Umkreis des Unglücks. Alles andre liegt darin wie die Dutzend kleiner Dörfer, mehr ist nicht zu sehen, alles übrige ist wüst. Mit ihnen ist das alte Rittertum untergegangen, ein neues mag beginnen! Aber welches bringt die eine herrliche Natur jenes besten Fürsten hervor, der sich seinem Unglück opferte? Mit des Prinzen Ludwig Tode hört für mich jede mögliche Wirksamkeit auf. Er fiel nicht ungewarnt, sein guter Geist trieb ihn über die Brücke des Lethe; es war dieselbe Saale, an der so viele schöne Jugend erwachsen und untergegangen. Er fiel mit schönen Hoffnungen für sein Land, sah seine Treuen um sich, kurz der Feind ehrte ihn im Tode. Der Herzog von Braunschweig flieht geblendet wie ein schnöder Verräter seines Volks, der Herzog Eugen von Württemberg wie eine Vogelscheuche und närrischer Kauz, Fürst Hohenlohe ist mit allen Rodomontaden

gefangen.“ Fürst Charles de Ligne kehrte von einer Jagd zurück - „während welcher meine Gedanken stets bei dem Prinzen geweilt hatten“ -, als ihm die Nachricht überbracht wurde. „Ich benütze den ersten Augenblick, wo man nicht mehr weint, um mich den Lebenden zu widmen. Ich verstelle, Gott weiß wie, mein Gesicht. Bei meinem Eintritt in das Schloß tun die beiden Christinen [seine Tochter und seine Enkelin] das gleiche und empfangen mich an der Tür. Trotz aller Heuchelkünste bemerkt einer an dem anderen, daß er um das Geheimnis weiß, und wir fallen uns weinend in die Arme.“ Carl von Clausewitz schrieb über den Tod Louis Ferdinands an Archenholz, den Herausgeber der „Minerva“ in Hamburg, und der druckte den Brief im Januar-Heft 1807 ab: „So unangenehm es war, die Kampagne mit einem unglücklichen Gefecht eröffnet zu sehen, so war doch bei weitem der größte Verlust, den wir dabei erlitten, das Leben eines Prinzen, der schon lange die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte und Eigenschaften besaß, die auf die Erscheinung eines zweiten Condé in der Geschichte die größte Hoffnung machte. Es gibt wenig Menschen, derem ganzen Wesen die Natur den Heldencharakter so deutlich aufgeprägt hätte, und selten gehen aus ihrer Hand so reich, ich möchte sagen, so prächtig ausgestattete Menschen hervor. Eine unglaubliche Kühnheit, eine Verachtung aller Gefahr, wie ich sie nie gekannt habe, sprach sich in seiner Lebensweise, selbst im Schoße des Friedens aus. Alle diese Eigenschaften erhoben seine körperliche Schönheit zur wahren Zierde und legten ihr Gehalt und Bedeutung unter. Darum nahete sich ihm der Veteran mit Vertrauen, und der Jüngling sah mit Enthusiasmus zu ihm auf. Wenig Offiziere der preußischen Armee durften sich so einer Herrschaft über unsere Gemüter bewußt sein, wie er sie genoß. Sein Tod war übrigens gewiß sein eigenes Werk; denn er würde sich haben retten können, weil er erst blessiert wurde, nachdem alles aufgegeben werden mußte. Er wollte nicht ohne Sieg zurückkehren. Wie viel habe ich dieser Aufopferung seiner selbst schon tadeln - ja, habe ich nicht darüber schon witzeln hören! - Wie wenig kennen diese Leute die menschliche Natur! - Den Tadel will ich ertragen, aber den Spott - wo die Natur in geheiligten Zügen zu unserm Herzen spricht, muß jeder edle Mensch seinen Blick von der Frivolität des Spottes wenden. - Das Gefühl, was diesen Helden auf den Todesplatz fesselte, mußte es ihn nicht, unter glücklichem Umständen, zur Größe führen?“ In einem Brief vom 27. März 1807 aus Königsberg an Bettina Brentano kam Achim von Amim noch einmal auf den Eindruck zurück, den ihm die Erscheinung Louis Ferdinands gemacht hatte: „Der Tod des unsterblichen Prinzen, dessen Natur mich anzog, schnitt im Beginne des Krieges das einzige Band ab, welches mich wahrscheinlich sonst an eine mir verhaßte Kriegsverfassung hingezogen hätte; vielleicht hätte seine Nähe mir alles überstrahlt. Er liegt unter Lorbeeren [es ist jener Kranz gemeint, mit dem nicht eine Fürstin, sondern Amalie von Uttenhoven den toten Prinzen schmückte], von einer edlen Fürstin gewunden, er pflegte zu sagen: „Mein Körper versagt mir keine meiner Phantasien“ - so ist ihm auch diese nicht versagt worden; er erlebte nichts von dem Jammer seines Hauses.“ Der Jammer seines Hauses: Napoleon und sein Marschall Davout zerschmetterten die preußische Armee am 14. Oktober 1806 in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt; die Reste des Blücherschen Korps kapitulierten am 7. November in Ratekau, nachdem schon am 28. Oktober das Hohenlohesche Korps bei Prenzlau die Waffen hatte strecken müssen; die meisten preußischen Festungen ergaben sich kampflos. Als Amim seinen Brief schrieb, standen die Franzosen in Polen und Ostpreußen: Noch vier Monate, und das Preußen Louis Ferdinands war ausgetilgt. Und wie reagierte Napoleon auf den Tod des von ihm gehaßten Prinzen? Aus Auma übermittelte er am 12. Oktober dem preußischen König seine persönliche Anteilnahme am „ruhmreichen Tod des Prinzen Louis“. Offiziell nahm er am gleichen Tag Stellung im 2. Bulletin der großen Armee: „Wenn er auch in der letzten Zeit seines Lebens nicht der beste Bürger war, so ist doch sein Ende glorreich und verdient beklagt zu werden. Er ist gestorben, wie jeder gute Soldat wünschen sollte, zu sterben. Zwei seiner Adjutanten sind an seiner Seite getötet worden [ein Irrtum]. Man hat Briefe aus Berlin bei ihm gefunden, aus welchen man sieht, daß es die Absicht des Feindes war, ohne Verzug anzugreifen, und daß die Kriegspartei,

an deren Spitze dieser junge Prinz und die Königin standen, immer noch fürchtete, daß die friedlichen Gesinnungen des Königs und die Liebe, die er zu seinem Volke hat, ihn zu Ausgleichungen bewegen möchten, durch welche ihre grausamen Hoffnungen vernichtet werden könnten. Man kann sagen, daß die ersten Streiche des Krieges einen seiner Urheber getötet haben.“ Preußischerseits hat man Napoleon diesen Nekrolog nie verziehen; man war der Meinung, er schmähe den Prinzen damit über das Grab hinaus. Nun wäre eine Laudatio Napoleons auf seinen Feind wohl kaum zu verlangen gewesen, und daß es ja Louis Ferdinand war, der diesen Krieg glühend gewünscht hatte - wer wollte und könnte das bestreiten? Viel anstößiger ist der burschikose Kommentar der französischen Armee in einem Lied, das die Soldaten damals über den Tod des Prinzen sangen, das aber in Preußen offenbar nie bekannt geworden ist:

C’est le prince Louis-Ferdinand,
qui se croyait un géant!
Ah! l’imprudent!
Un hussard, bon là,
Lui dit: N’allez pas si vite,
Ou bien sinon ça,
Je vous lance une mort subite,
A la papa.

(Das ist der Prinz Louis Ferdinand, der sich für einen Riesen hielt! Ah! Der Unverschämte! Ein Husar, recht tüchtig, sagt ihm: „Nur nicht so schnell! Sonst schicke ich Sie mit einem tödlichen Stoß rasch ohne Umstände hinüber!“) - Das preußische Offizierskorps hat den Waffengefährten tief betrauert. „Ein helleuchtendes Meteor am militärischen Sternenhimmel“, charakterisierte Ludwig von Reiche den Prinzen, „die Freude und die Hoffnung der Armee, die ihn mit Stolz den ihren nannte. Alle, die den Prinzen näher kannten, waren hingerissen und entzückt von seiner Liebenswürdigkeit und seinen eminenten Talenten.“ Karl von Wedel, der ihn aus der Magdeburger Zeit kannte: „Trotz seiner schonungslosen Urteile über die Höchsten der Welt, wodurch er Verhältnisse aufdeckte, die besser verborgen geblieben wären, war er höchst leutselig gegen jedermann, der ihm achtungswert erschien. Jede Art des Wissens trieb und erfaßte er mit Eifer und Leichtigkeit, dagegen erlaubte er sich den leidenschaftlichen Genuß jedes Vergnügens, den er aber immer mit einem Anstrich von Größe ausführte. Mit einem Wort: er war ein Fürst in allen Verhältnissen des Lebens.“ Friedrich August Ludwig von der Marwitz kommt zu einem ähnlichen Urteil: „Es war ein Herr, wie es sonst, und namentlich in Frankreich, mehrere gegeben hat, aber wie wohl, seit die Welt sich so ganz ins Flache gewendet, keiner wieder geboren werden wird. Er war groß, schön wie Apollo, geschickt in allen Leibesübungen, ein gewandter und dreister Reiter, einer der stärksten Schläger im Fechten, im Ringen und Voltigieren (was man jetzt Turnen nennt), dabei so außerordentlich stark, daß ich gesehen habe, wie er drei Finger in die Läufe von drei Infanterie-Musketen steckte und sie so mit einem Male aufhob! Wenn er erschien in der sehr schönen und prächtigen Uniform seines Regiments, sei es zu Fuß, sei es zu Pferde (und nie auf einem andern als dem allerschönsten), so war es nicht anders, als wenn der vornehmste Herr in der Welt, der schönste und der Kriegsgott selbst sich sehen ließ.“ - Sein Leben war abgeschlossen gewesen, seine Existenz in den Jahren nach 1806 ist nicht vorstellbar. Luise Radziwill schrieb ein Jahr nach dem Tod ihres Bruders an Stein: „Er hätte in dieser Welt zuviel zu dulden gehabt, und was ich täglich erfahre, läßt mich empfinden, daß die Schmerzen, die Gott uns schickt, oft Wohltaten sind, die wir in unserer Verblendung beweinen. Ihm könnte ich nur aus Eigennutz zu leben wünschen. Er fehlt mir an jedem Tage, in jedem Augenblicke meines Lebens, und doch fühle ich, daß er viel glücklicher als wir ist.“. Der Nachlaß: Die Nachricht vom Tode des Prinzen hatte nicht nur Trauer und Tränen hervorgerufen. Jetzt meldete sich die Schar der Gläubiger, die befürchten mußten, in den Kriegs- und Nachkriegswirren um ihr Geld zu kommen. Da

verlangte etwa der Berliner Musikalienhändler Rellstab 65 Reichstaler für gelieferte Noten, die Hamburger Weinhandlung de Romance 144 Friedrichsd'or für „gelieferte feine Weine", der Prager Glashändler Steigerwald 410 Dukaten für „eine ansehnliche Glasbestellung von brillandiert-geschliffenen Tafel- und Dessert-Service", der Berliner Kunsttischler Wichmann 194 Preußisch Courant für „einen großen Trimaux [Trumeau] und einen reichen Stuhl", und der Frankfurter Buchhändler Wilmans begehrte 130 Taler in Friedrichs-d'Or „für gelieferte Bücher, Kupferstiche". Auch die Magdeburger meldeten sich. Für den gewesenen Dompropst hatte man „das gewöhnliche Trauer-Geläute in der Dom-Kirche veranlaßt", wofür man aus Berlin 59 Reichstaler, 16 Groschen und 10 Pfennige haben wollte. Und das war erst der Anfang…; die Nachlaßverwaltung konnte vorerst alle Supplikanten nur mit einem Schemabrief vertrösten, „indem die Schulden-Last die Aktiv-Masse übersteigt". Das lag vor allem daran, daß man an die Besitzungen Louis Ferdinands nicht herankam. Die französischen Militärbehörden hatten auf ausdrückliche Anweisung Napoleons den gesamten Besitz des Prinzen beschlagnahmt zugunsten des französischen Domänenfonds, aus dem der Kaiser seiner Generalität die Dotationen zahlte. Am 3. und 4. April 1811 kam der Magdeburger Besitz unter den Hammer („Tische, Stühle, Schränke, dann Bücher, Karten, das Necessaire, das Zelt, Schabracken, Zaumzeug usw."; am 1. 1. 1824 schrieb Joseph Görres an den preußischen Kronprinzen, „ein glücklicher Zufall" habe ihn „in den Besitz einer Laute gesetzt, die ehemals dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen angehört". Sie sei „auf dem Schlachtfelde bei Jena aufgefunden worden und als Beute einem französischen Offizier zugefallen". Als Eigentum des Prinzen sei sie kenntlich „durch den eingegrabenen Namenszug unter dem Preußischen Adler". Diese Laute machte Görres dem Kronprinzen zum Geschenk; der Verbleib des Instruments ist unbekannt. Natürlich wurde die Laute nicht „auf dem Schlachtfelde bei Jena" gefunden, sie stammte aus französischem Beutegut, entweder in Magdeburg oder Schricke gestohlen… -). Vom 8. bis 12. April versteigerte man dann den Schricker Hausrat; Inventare wurden nicht gefertigt, Käufer und Preise sind nicht bekannt. Schricke selbst wurde 1820 für 42000 Taler verkauft; Wettin - zunächst Dotation Napoleons an seinen Großmarschall Duroc - fiel 1814 an den preußischen Staat. Während so das Erbe in alle Winde zerstreut wurde, bemühte sich Vater Ferdinand - erstaunlich genug - um die Leiche des ungeliebten Sohnes. Er bat darum, man möge sie von Saalfeld nach Berlin überführen, natürlich „ohne großen Aufwand". Napoleon fand nichts dagegen einzuwenden, und der König genehmigte daraufhin die Bitte am 20. 12. 1810. Nicht so schnell ging es mit den sächsischen Staaten. Für die Überführung waren nämlich gleich vier Staaten zuständig: die Herzogtümer Sachsen-Coburg, Sachsen-Gotha und Sachsen-Weimar und das Königreich Sachsen; für den Transit verlangten die einen den „ausdrücklichen Totenpaß", die anderen Pässe für die lebenden Begleiter des Leichnams. Am 21. März 1811 wurde der Tote in der Königlichen Familiengruft im Berliner Dom beigesetzt, nachdem ein festlicher Trauerkondukt mit militärischen Gepränge die Stadt durchzogen hatte. Die „Königlich Privilegierte Berlinische Zeitung" meldete am 26. März alles haarklein ihren Lesern und lieferte dazu einen köstlichen Druckfehler: Der Hofprediger Storck, so hieß es da, habe „in Abwesenheit sämtlicher Königlicher und übriger Prinzen" eine lange Rede gehalten, es sollte aber - wie aus den anderen Zeitungen hervorgeht - eindeutig Anwesenheit heißen. Aber Abwesenheit, wie glaubhaft: Konnte die Königliche Familie doch froh sein, den einzig Intelligenten und damit Unbequemen unter soviel fürstlicher Mittelmäßigkeit endlich los zu sein. Nur die Schulden war man damit noch nicht los. König Friedrich Wilhelm IV. zeigte in einem Schreiben vom 18. 8. 1843 an seine Minister Sayn-Wittgenstein und Stolberg, nach welchen Grundsätzen bei der Regulierung verfahren werden sollte: „Es ist überhaupt Meine Absicht, den ursprünglichen Gläubigern des Prinzen, soweit sie noch am Leben und einer Gnadenbezeigung würdig sind [sic!], sowie, wenn sie sich in dürftigen Umständen befinden, teils fortlaufende Unterstützungen, teils Aversional-Quanta, je nachdem das eine oder andere zweckmäßiger erscheint, zu gewähren." Ein Jahr später stand die Schuldenhöhe fest: 325498

Taler. Aber es dauerte noch dreizehn Jahre, dann, am 6. August 1857, erfolgte die endgültige Schuldenregulierung in einem Liquidationsprozeß, in dem 144 Gläubiger abgefunden wurden. Doch nicht alle. Einundfünfzig Jahre nach dem Tod des Prinzen waren die meisten Gläubiger längst hinweggestorben, und ihre Erben waren oft über die gültigen Forderungen nicht informiert. Aber genau darauf hatte der preußische Staat auch spekuliert. Seine vielgerühmte Sparsamkeit beruhte nicht zuletzt darauf, die Untertanen um das Ihre zugunsten der Staatskasse zu prellen (siehe auch den hier geschilderten Fall des Musketiers Spaedt); so hatte schon Friedrich II. seine Beamten betrogen, die er gern um Gotteslohn arbeiten ließ, so betrog man hundert Jahre später die Gläubiger des Prinzen Louis Ferdinand. Und wer nicht rechtzeitig zur Stelle war, ging überhaupt leer aus. So erwies sich 1846, daß Massenbach mitnichten alle Hamburger Schulden beglichen hatte. Denn der Gastwirt Peter-Christopher-Gottlieb Martz, Hamburg, Große Reichenstraße 77, Inhaber eines der feinsten Hamburger Restaurationsbetriebe, hatte dem Prinzen am 16. 2. 1799 (offenbar war er für wenige Tage damals in Hamburg) 2200 Mark, dänisch, geliehen. Jetzt, 47 Jahre später, meldeten sich die Nachkommen, die eine autographe Schuldenverschreibung des Prinzen vorweisen konnten, beim preußischen Staat. Der machte es sich einfach: Obwohl die Rechtmäßigkeit der Forderung nicht zu bestreiten war (und auch nicht bestritten wurde!), erklärten die Behörden, die Frist zur Einsendung solcher Forderungen sei längst verstrichen (obwohl sie erst elf Jahre später den Liquidationsprozeß abschlossen). Die Familie ließ nicht locker: Noch die Enkel verlangten ihr Geld. Schließlich, nach hundert Jahren, erklärten sie sich 1899 resigniert bereit, dem preußischen Staat - inzwischen Deutsches Kaiserreich - den Schuldschein des Prinzen als Autograph für 30 Mark zu verkaufen, und so geschah es dann auch. Mit diesem kleinen abgegriffenen, zerfallenden Stückchen Papier ging die Schuldenregulierung des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen wirklich zu Ende. Ein volles Jahrhundert hatte es gedauert. Henriette Fromme heiratete später einen Kriegsrat Alberts (und nicht Herrn von Quast). Sie starb 1828 in Königsberg, erst 45 Jahre alt. Ihre Kinder Ludwig (Louis) und Blanka (Blanche), die im Hause Radziwill aufwuchsen, erhob der König 1810 in den Adelsstand; darum hatte Louis Ferdinand in seinem Testament gebeten. Der König gab ihnen den Namen „von Wildenbruch“, den schon früher ein illegitimer Hohenzollernsproß getragen hatte: Der Sohn des Markgrafen Friedrich-Wilhelm von Brandenburg-Schwedt (Friedrich-Wilhelm-Georg Erhardt) hatte ihn 1755 erhalten; 1807 war er kinderlos in Ostpreußen gestorben, der Name war also jetzt frei. Blanka heiratete 1826 den Major a.D. Friedrich Erhard von Roeder und starb 1887 in Breslau. Ludwig heiratete 1837 Ernestine von Langen und nach deren Tod 1860 Flora Nicolovius (verw. Cabrun). Er brachte es bis zum preußischen Generalleutnant und bevollmächtigten Minister. Aus der ersten Ehe hatte er sechs Kinder, von denen das fünfte - der 1845 geborene Ernst - der zur wilhelminischen Zeit hochgeschätzte Dichter Ernst von Wildenbruch war. Der letzte Wildenbruch - das sechste Kind Ludwigs - starb 1930 bei einem Verkehrsunfall in Berlin. Mit ihm erlosch der Name. Pauline Wiesel ging 1808 nach Paris und heiratete dort 1828 - drei Jahre nach dem Tod ihres Mannes - den französischen Garde-Hauptmann Vincent. Sie starb 1848 in St. Germain en Laye bei Paris, siebzig Jahre alt. Die Totenfrau, welche die letzte Waschung vornahm, soll gesagt haben, noch nie habe sie an einer Frau einen schöneren Körper gesehen. Rahel, die wie stets das Richtige traf, hat von ihrer Freundin gesagt: „Pauline war das Ideal eines Weibes, das die Männer verdienen, wenn sie es erstreben, nichts durch sich selbst als schön und heiter, alles andere von dem Manne empfangend, der sie liebte, und darum von jedem Manne, den sie liebte, angebetet wie sein Spiegelbild, sein anderes Ich.“ Rahel selbst heiratete 1814 den um vierzehn Jahre jüngeren Karl August Varnhagen von Ense. Sie starb 1833, 62 Jahre alt. Ferdinand, der Vater des Prinzen, starb 1813; die Mutter sieben Jahre später. Wenige Wochen nach dem Tode ihres Sohnes hatten sie seinen Erzfeind Napoleon in ihrem Hause empfangen. Luise, die Schwester und Vertraute Louis Ferdinands, starb 1836, drei Jahre nach dem Tode ihres Mannes, des Fürsten Anton Radziwill. Carl Graf von Schmettau, mit großer Wahrscheinlichkeit der Vater

des Prinzen, wurde am 14. Oktober 1806 als preußischer Generalleutnant in der Schlacht von Auerstedt schwer verwundet und erlag seinen Verletzungen am 18. Oktober 1806. Johannes von Müller, der sich bis 1806 als Erzfeind Napoleons verstanden hatte, erlebte nach der Besetzung Berlins durch die Franzosen sein Damaskus in einem Gespräch mit dem französischen Kaiser. Als Staatsrat und Generalstudiendirektor des von Napoleon geschaffenen Königreichs Westfalen starb er 1809 in Kassel. Carl von Nostitz, einer der Adjutanten des Prinzen, trat zunächst in österreichische, dann in russische Dienste, avancierte zum Generalleutnant und Grafen und starb 1838. Johann-Ladislaus Dussek wurde 1808 Konzertmeister von Napoleons Außenminister Talleyrand und starb 1812 in St. Germain en Laye, dem Sterbeort Pauline Wiesels. Laurent Guindey, für seine Tat am 10. Oktober 1806 mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet, fiel am 30. Oktober 1813 in der Schlacht bei Hanau als Adjutant-Major der berittenen Garde-Grenadiere. Seine Leiche „wurde abends auf dem Schlachtfelde aufgefunden, ganz bedeckt mit Säbelhieben, mitten unter einem halben Dutzend bayerischer Chevaulegers, denen er sein Leben teuer verkauft hatte“ (Charles Parquin). So starb er wie der Prinz: Allein in einem Reitergefecht. Er ist nur 29 Jahre alt geworden. Sein Geburtsort Laruns bei Pau setzte ihm 1903 ein Denkmal mit dem falschen Vornamen „Jean-Baptiste“… - Der Nachruhm: Schon bald nach dem Tode des Prinzen bemächtigte sich die Publizistik seiner wie einer fast mythischen Person. Als erste Veröffentlichung erschien 1807 „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.“, verfaßt von Georg Friedrich Willibald Ferdinand von Cölln. Sein Tenor: „Bei Tage Champagner, des Nachts schöne Mädchen, zur Abwechslung Musik und Jagd, unter dies teilte er sein Leben. Die Menschen sah er als Produkte an, für seinen Genuß zu verbrauchen. Moralität war nicht in ihm.“ Kurz darauf versuchte das Buch „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen“ eine Ehrenrettung des Prizen, ausdrücklich gegen Cölln gerichtet. Aber schon die ein Jahr später erscheinende „Gallerie preußischer Charaktere“ (- anonym wie die beiden Vorgänger, der Verfasser der „Gallerie…“ war Friedrich Buchholz -) nannte den Prinzen einen Catilina, unterstellte ihm den Plan eines Staatsstreiches im Falle des Sieges über Frankreich und charakterisierte ihn - wie Cölln - als moralisch verkommenes Kraftgenie. Friedrich von Cölln, preußischer Kriegs- und Domänenrat, trat nach der Niederlage von 1806/07 als schonungsloser Kritiker Preußens auf und machte sich durch seine zum Teil überzogenen Angriffe auf Adel und Armee viele Feinde, nicht zuletzt durh seine Zeitschrift „Neue Feuerbrände“. Darauf wurde in Kiel eine Gegenzeitschrift mit dem beziehungsvolle Namen „Lösch-Eimer“ gegründet, deren erstes Heft 1807 erschien und in ihrem Beitrag Louis Ferdinand verteidigte. (Die „Minerva“ besorgte das in ihrem Januarheft 1807). Mit diesen Veröffentlichungen begannen die Publikationen über Louis Ferdinand. Da der Wert der Sekundärliteratur in den folgenden Anmerkungen beurteilt wird (wo nicht, findet sie sich in der Bibliographie verzeichnet), werfen wir zunächst einen Blick auf die Stimmen, die sich mit Louis Ferdinand als Komponisten beschäftigen. Schon am 29. Oktober 1806 widmete die Allgemeine Musikalische Zeitung in Leipzig dem Prinzen diesen Nachruf: „Der Tod Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, obschon allen unsern Lesern aus politischen Blättern bekannt, muß doch auch hier wenigstens mit einigen Zeilen erwähnt werden, da dieser Prinz von jeher ein so großes musikal. Talent, eine so ausgezeichnete Virtuosität als Komponist und ausübender Musiker, und eine so lebendige, tätige Achtung gegen wahrhaft ausgezeichnete Künstler bewiesen hat, als dies - wenigstens vereinigt - noch nie an einem Manne seines Standes bemerkt worden ist - ohne daß er darum, wie jedermann weiß, für Wissenschaften oder seinen militärischen Beruf gleichgültiger geworden wäre. Schreiber dieses, der sich seiner persönlichen Bekanntschaft rühmen kann und dem kaum einige der jetzt lebenden berühmtesten Klavierspieler fremd sind, fand sein Spiel, in Kompositionen von großem, leidenschaftlichem, kräftigem Charakter, erstaunenswert und nur von sehr wenigen übertroffen. Alles, was die jetzige Kunstsprache mit dem Ausdruck „großes

Spiel“ - sowohl im Ausdruck als in Besiegung der größten Schwierigkeiten gewisser Art - bezeichnen will, besaß er in seltenem Grade, in seltener Vollkommenheit. Seine neuern Kompositionen sind sämtlich - wenigstens, soweit sie öffentlich bekannt worden sind - in demselben Charakter geschrieben und verlangen dieselbe Spielart, wenn sie ihre volle, kräftige Wirkung tun sollen. Was von ihm vor verschiedenen Jahren, z.B. bei Erard in Paris, herausgekommen [bei Erard wurde nur op. 1 veröffentlicht], achtete er in der letzten Zeit wenig, ohngeachtet es bekanntlich überall mit vielem Beifall aufgenommen worden war; er wünschte jene früher’n Arbeiten durch die Suiten Quartetten und Trios (sämtlich mit vorherrschendem Pianoforte), die er dem Verleger dieser Blätter zur Bekanntmachung anvertraute und die eben, als er seinem Tode entgegenging, herauskamen - vergessen zu machen.“ Als diese Zeitschrift am 19. 8. 1808 Dusseks musikalischen Nekrolog „Elegie harmonique sur La mort de S. A. R. le Prince Louis Ferdinand de Prusse, en forme de Sonate pour le pianoforte“ rezensierte, schrieb der verantwortliche Redakteur (wahrscheinlich Rochlitz): „Er [Louis Ferdinand) fragte durchaus nicht, ob die Wissenschaft, welcher er sich jetzt ergab, schwierig oder leicht, trocken oder unterhaltend, mit seinen übrigen Neigungen zu vereinigen oder nicht, ob sie ihm im Kreise seiner eigentlichen Tätigkeit vorteilhaft oder gleichgültig sei: War er überzeugt, was ihm jetzt vorkomme, sei der Anstrengung eines edlen Geistes überhaupt würdig, so ergriff und so trieb er es mit Eifer, mit Penetration, mit Beharrlichkeit, bis er dahin war, es im ganzen zu übersehen, und dann beliebt’ es ihm, es auch vollends im einzelnen zu erschöpfen, so daß seine Ärzte oft besorgt waren und seine Lehrer ihm kaum folgen konnten. Ferner: So sehr er das Vergnügen und den Wechsel darin, so sehr er auch den Wechsel in seinen fremdartigen Beschäftigungen liebte, so fest verharrte er bei solch einer einmal erwählten Wissenschaft, bis er zu jener Stufe darin gekommen war, und während dieser Zeit gab er sich ihr ganz, gab er sich ihr allein hin und mit allen seinen Kräften, all seiner Zeit, all seiner Liebe, und es war an keinen Wechsel zu denken. Endlich - denn da ich hier für ein musikalisches Blatt schreibe, muß ich hierauf zu kommen eilen - endlich schien es, als ob er in den letzten Jahren, vornehmlich durch leidenschaftlichen Anteil an den Angelegenheiten seines Vaterlands und Deutschlands überhaupt, durch gewaltsames Drängen seiner Kräfte nach diesem Punkte, ohne eigentlichen oder doch ihm genügenden Wirkungskreis dafür, durch Einsicht in die Nichtigkeit des gewöhnlichen Lebens auch in sogenannten höheren Verhältnissen, wie nicht weniger in die Nichtigkeit des Treibens der meisten ihm nahen Wissenschaftler etc.; es schien, sag’ ich, als sei er dadurch in einen so gewaltsamen Zwiespalt mit sich selbst gesetzt worden, daß sich sein inneres Wesen gleichsam in zwei aneinander entgegen strebende, einander bekämpfende, einander wechselseitig besiegende und von neuem entflammende Teile zerlegte: Das böse Prinzip riß ihn tief in betäubende sinnliche Zerstreuungen, das gute zog ihn mächtig zu der Kunst hin, die es weniger als irgendeine andere Beschäftigung des Geistes und Herzens mit der Erde zu tun hat - zur Tonkunst. Jetzt mußte er eine Welt zerstören und dann schöner neu zu schaffen versuchen, oder sich selbst aufreiben und den bessern Teil seines Wesens entbinden. Das Schicksal und die über seine äußere Bestimmung entscheidenden Männer gaben ihm Gelegenheit zum letztem, und er widerstrebte nicht.“ Kompositionen Louis Ferdinands wurden 1807 in Mannheim und 1808 in Prag gespielt: Die Kritik nannte die Werke „schwülstig“. Günstiger war dieser Musik der Boden Wiens, wo mit der Person und den Werken des Prinzen ein wahrer Kult getrieben wurde, wovon sich Johann Friedrich Reichardt während seines Aufenthalts im Winter 1808/09 überzeugen konnte. Er verzeichnet sechs Konzerte, in denen Kompositionen des Prinzen gespielt wurden, darunter zwei im Hause des Fürsten Lobkowitz, „in welchem der Erzherzog Rudolph, Bruder des Kaisers, mehrere der schwersten Sachen vom Prinzen Louis Ferdinand und von Beethoven auf dem Fortepiano mit vieler Fertigkeit, Präzision und Zartheit spielte“. Erzherzog Rudolph, ein Schüler Beethovens, schrieb auch ein Trio für Klavier, Klarinette und Violoncello mit Variationen über ein Thema Louis Ferdinands (aus dessen Oktett op. 12). Auch Bearbeitungen wurden vorgetragen. So

berichtet Reichardt unter dem 22. 1. 1809: „Frau von Pereira und Fräulein von Kurzbeck hatten mir und einigen anderen echten Musikfreunden einen ausnehmend großen Genuß bereitet. Ihr jetziger Klavierlehrer, der vortreffliche Instrumentenmacher Streicher [Johann-Andreas Streicher war Schillers Jugendfreund und Begleiter auf der Flucht aus Stuttgart sowie späterer Biograph], der die würdige Tochter [Nanette] des genialen Augsburger Stein, auch eine brave Klavierspielerin, zur Frau hat, und dessen Äußeres schon den denkenden und fühlenden Künstler verrät, hatte für die beiden kunstreichen Damen das herrliche Quartett aus f-moll von unserem verewigten Prinz Louis Ferdinand mit vieler Kunst und Geschicklichkeit für zwei Fortepiano gesetzt und die sehr schweren Sätze mit der größten Sorgfalt lange mit den Damen eingeübt. So hörten wir nun an einem schönen, hellen Morgen in Streichers Wohnung, auf zwei der schönsten Fortepianos dieses Meisters, von schönen, kunstvollen Händen jene höchst geniale Komposition mit einer Vollendung vortragen, wie man selten etwas hört. Die zarten Kunstseelen gingen mit so vielem Geist und Gefühl in die sublimen und schönen Gedanken und Phantasien des Komponisten ein und übten die größten Schwierigkeiten mit so vieler Präzision und Rundung aus, daß sie wahrlich eine ganze Welt voll Musik um uns her zauberten. Nur sehr wenige, ganz auserwählte Kunstfreude nahmen teil an dieser hohen Lust und das erhöhte sie noch. Die schöne, gefühlvolle Fürstin Kinsky, die ihr eigenes vortreffliches Instrument dazu hergeschickt hatte, mit ihrer Schwester und ihrem Schwager, die Frau von Henikstein und der Fürst Lobkowitz machten das ganze edle Publikum aus. Nur selten genoß ich ein so schönes Kunstwerk in so ganz vollendeter Darstellung, und ich kann wohl sagen, mir war bei der Rückfahrt in dem offenen Wagen des Fürsten Lobkowitz unterm reinen, sonnenhellen Himmel recht himmlisch wohl. Die großen und lieblichen Gedanken, der tiefmelancholische Charakter der ganzen Komposition, oft von den reinsten Sonneblicken durchströmt, in denen sich ein Himmel öffnet, tönten noch so hell, so tief in meinem Innern nach; der Geist des edlen Prinzen, den ich gerade dieses Quatuor, in dem seine ganze bessere Seele so glühend lebt, so oft mit Entzücken vortragen hörte, umschwebte mich so rein, so hell, daß ich die hohe Macht seines Genies und seinen unersetzlichen Verlust tiefer als je empfand, und sich die hohe Lust in innige Wehmut auflöste.“ Die Berliner hörten Louis Ferdinands Trio op. 3 am 2. Februar und am 20. April 1809. Einen Marsch und Chor auf den Tod des Prinzen vertonte Bettina Brentano im März 1810: „Ich finde die Komposition sehr rührend und angemessen; ich werde Dir die Stimmen dazu schicken, Du wirst viel Freude mit verbreiten, denk ich“, schreibt sie selbstbewußt an ihren Freund Achim von Arnim, der ihr am 8. April antwortete: „Der Marsch und das Chor auf den Prinz Louis ist recht schön unabhängig von den Worten gedacht, aber der Marsch besonders hat wenig, so viel ich aus unvollkommenem Vortrag schließen kann, von einem eigentlichen Trauermarsche.“ Im April 1810 trägt die zwölf jährige Henriette Paradis ein Trio des Prinzen in Wien vor, ein Jahr später hört man dort das Quintett op. 1; Anfang September findet im Hause von Andreas Streicher eine Feier zum Andenken Louis Ferdinands statt, bei der die Quartette op. 5 und op. 6 in der Streicherschen Bearbeitung für zwei Klaviere vorgetragen werden. Eine dieser Bearbeitungen wird am 23. 2. 1813 in Wien öffentlich aufgeführt. Dort spielt man am 21. 12. 1817 auch ein „Andante und Rondeau“, wohl das Larghetto op. 11. Goethe machte die Bekanntschaft mit der Musik des Prinzen am 28. Oktober 1823, als eines der Quartette in seinem Hause aufgeführt wurde, deren Klavierpart die von dem Dichter verehrte polnische Pianistin Maria Szymanowska betreute. Goethes Urteil kennen wir nicht. Erst Ende Dezember 1831 wird wieder Musik des Prinzen öffentlich gespielt: Das vielbewunderte Quartett f-moll op. 6 hört man in einer Berliner Matinée gemeinsam mit Beethovens Trio op. 3 in Es-dur. Die Kritik war tief beeindruckt: „Nahe verwandt ist der Genius des verewigten Prinzen dem Beethovens, nur etwas tiefere Schwermut noch und weniger Reichtum der Phantasie, dagegen aber ein hochstrebender, unbefriedigter Feuergeist gibt sich kund. Daß auch hier so früh die Fackel des geistigen Lebens erlosch, ist leider „das Los des Schönen auf der Erde“. Nicht enthalten konnten wir

uns der innigsten Wehmut beim Hören des wild bewegten, leidenschaftlichen, elegischen Tongemäldes. Möchten doch alle Kompositionen von Prinz Louis Ferdinand jetzt mehr hervorgesucht und der Vergessenheit entrissen werden, da sie unserer Zeit weit näher stehen als dem Musikgeschmacke vor 25 Jahren!“ Mit dieser Meinung stand der Kritiker der Allgemeinen Musikalischen Zeitung nicht allein. Robert Schumann schrieb am 1. 3. 1840 in der Leipziger Allgemeinen Zeitung: „Vielleicht erinnert man sich auch des romantischsten aller Fürstensöhne, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und seiner Quartette, die ihm in der Geschichte der Musik ein unvergängliches Andenken sichern.“ Schumanns Bewunderung für den Komponisten Louis Ferdinand reichte weit zurück. Er zählte ihn unter die „Lieblingsmeister meiner Jugend“, und sein Jugendfreund Emil Flechsig erinnerte sich später: „Prinz Louissche Sachen waren bevorzugt.“ In seinen „Polyrhythmen“ begeisterte sich der jugendliche Schumann um 1826/28 unter der Überschrift „Prinz Louis“: „Du bist Schiller, und deine ganze überirdische Tonwelt sind die Schillerschen Ideale; aber den Wein und die … die hinter euren Dichtungen, mag ich nicht zählen“. Schumann bewahrte sich diese Liebe. Er verwendete Kompositionen des Prinzen im Unterricht und urteilte 1836 zutreffend, Louis Ferdinand sei „der Romantiker der klassischen Periode“ gewesen. Als Schumann 1840 seine oben zitierten Sätze niederschrieb, spielte Franz Liszt des Prinzen Meisterwerk, das Quartett f-moll op. 6, in Berlin; ein weiteres Mal zwei Jahre später. Wie sehr sich Liszt mit diesem Werk auseinandergesetzt hat, zeigt seine 1843 komponierte „Elégie sur des motifs du Prince Louis de Prusse“ für Klavier (revidierte Fassung 1847), die Themen des Quartetts verarbeitet. Auch in Petersburg gastierte Liszt mit dem Quartett, 1848; dann geriet die Musik des Prinzen in Vergessenheit. Erst am 10. Oktober 1906 - zum 100. Todestag des Prinzen - wurde das Quartett f-moll erneut aufgeführt, gemeinsam mit dem Trauermarsch aus der Eroica, dirigiert von Richard Strauss im Berliner Schauspielhaus-Konzertsaal. Zu dem Zeitpunkt, da die Musik des Prinzen allmählich in Vergessenheit geriet, also um 1840, wird die Gestalt Louis Ferdinands in der Dichtung populär. Ihre Dominante findet sich bereits in den Distichen:

Glorreich brach der gefallene Held die blutige Kriegsbahn.
Mit Leonidas’ Mut fand er Leonidas’ Tod.
Aus des Spartaners zersplittertem Speer grünt ewiges Palmlaub.
Ludwigs gesunkener Stahl flammt in unsterblichem Licht.

Diese Verse stammen von Friedrich-August Stägemann, spontan niedergeschrieben im Herbst des Unglücksjahres 1806. Das wahrscheinlich erste publizierte Gedicht auf den Tod Louis Ferdinands erschien am 20. Oktober 1806 anonym in der Berliner Zeitschrift „Der Beobachter an der Spree“; das nächste veröffentlichte der „Lösch-Eimer“ im ersten Heft 1807, gleichfalls anonym: „Des Prinzen Heldentod“. Ungenannt blieb auch der Verfasser, der im zweiten Heft des „Löscheimer“ das Gedicht „Louis Ferdinand - Eine Phantasie“ veröffentlichte. Achim von Arnim bedichtete den Tod des von ihm Verehrten schon 1806 („Prinz Louis Ferdinand“); der Schlesier Carl Friedrich Benkowitz publizierte seinen lyrischen Nekrolog 1807. Welches dieser Gedichte man auch nimmt: Sie sind alle von antikischem Heroenkult inspiriert. Auch das Volkslied artikulierte sich jetzt. Im Frühjahr 1807 sangen die Leierkastenbarden Berlins das fünfstrophige Lied „Klaget, Preußen, ach, er ist gefallen, / Der geliebte Menschenfreund als Held“, ein Lied, das Achim von Arnim noch Jahre später zu Tränen rührte, als er es unter seinem Fenster singen hörte. Ausgerechnet der Kriegslyriker Theodor Körner ließ sich nicht von der sogenannten Heldenerscheinung des Prinzen inspirieren, sondern von dessen Musik, die er während seines Aufenthalts in Wien kennengelernt hatte. Sein 1812 geschriebenes Gedicht heißt denn auch „Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand“, das einzige Gedicht, das dem Prinzen als Musiker gilt; es ist - trotz „vaterländ’scher Schmerz“ und „Lorbeern“ - weit weniger klischeehaft als die ihm vorangegangenen Heldenbeschwörungen. Zwei Jahre nach Körners Tod (1813) erschien eine Vertonung dieses Gedichts von Carl-Maria von Weber („Leyer und Schwert“ Heft III, op. 43, „Den Manen des verewigten Prinzen gewidmet“) mit einem lyrischen Vorspruch von Clemens Brentano, der darauf hinweist, daß Webers

Vertonung Zitate aus den Kompositionen des Prinzen (meist aus op. 6) verwendet. Die Beisetzung Louis Ferdinands 1811 in Berlin bedichtete konventionell Stägemann (- ein Gedicht „Nachfeier bei dem Leichenzuge seiner Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Christian Ludwig von Preußen, 21. März 1811“ veröffentlicht als Einzeldruck ein uns sonst nicht bekannter Poet namens Dauz. Es war mir nicht möglich, den Text aufzuspüren. Zwei Strophen daraus zitiert Otto Tschirch in seinem Aufsatz „Prinz Louis Ferdinand als Musiker“; sie lauten:

Selig in dem Glauben der Heroen,
Daß wer sterben kann, das Höchste darf,
War er kühn der Erste, der dem Drohen
Fremder Kräfte sich entgegenwarf.
Nicht an seinem Sarge laßt uns weinen!
Lebte er, er wäre minder groß;
Friede den geheiligten Gebeinen,
Welche heut die Königsgruft verschloß.

Ein weiteres, mir ebenfalls nicht erreichbares Gedicht nennt eine Anzeige in der Königl. Priv. Berlinischen Zeitung v. 26. 3. 1811: „Ode auf Se. K. Hoheit, den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, Neffen Friedrichs des Großen, gedichtet von Friedrich Heyne, ist nur zu haben bei dem Verfasser, Werderschen Markt Nr. 5, auf Velin zum Preise von 8 G. Cour.“ -), und mit diesem Gedicht (1828) endet der erste Abschnitt der dem Prinzen gewidmeten Dichtung. Denn jetzt rühren sich die Poeten erst fünfzehn Jahre später wieder: 1843 veröffentlichte Ferdinand Freiligrath sein Gedicht „Prinz Ludwig von Preußen“, ein deutlich gegen die herrschende Reaktion gerichtetes Poem, in dem Louis Ferdinand als Gestalt der Opposition erscheint. Aber das ist die Ausnahme, denn die Balladen von Christian Friedrich Scherenberg (1845), Theodor Fontane (1847) und Adolf Bube stilisieren den Prinzen zur nationalen Galionsfigur, und dabei sollte es bleiben. Eine Ausnahme bildet zum Teil Fanny Lewalds Roman „Prinz Louis Ferdinand“ (1859), der erste Roman über den Prinzen, Ausnahme insofern, als die Autorin den Mut besitzt, auf die skandalöse Behandlung des preußischen Soldaten hinzuweisen wie überhaupt auf die Zeitumstände, gerade auch auf die wenig glorifizierbaren. Erst nach dem Roman von Fanny Lewald wird auch Louis Ferdinand jener preußische Halbgott, der seine Geburt vornehmlich dem Siegesüberschwang von 1864 und 1866 verdankt. Das erste Drama über den Prinzen erschien 1865: „Prinz Louis Ferdinand - Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen“ von Wilhelm Hosaeus. Hier wird zum erstenmal in einer Dichtung der Gedanke ausgesprochen, Louis Ferdinand könne - zur Rettung Preußens natürlich - durch einen Militärputsch zur Macht kommen und sei dazu auch willens. Mit der „historischen Novelette“ „Prinz oder Schlossergeselle“ von Louise Mühlbach eröffnete 1868 „Die Gartenlaube“ (in Fortsetzungen) den Reigen der sentimentalen Prinzenverklärung. Theodor Fontanes „Schach von Wuthenow“ (1882) gehört nur am Rande hierher, da der Prinz in diesem Werk Nebenfigur ist; die Erzählung geht auf einen historisch belegbaren Fall aus dem Regiment „Gens d’armes“ zurück (- das Vorbild der Frau von Carayon in Fontanes Erzählung war Henriette von Crayen, eine Tante Pauline Wiesels. In ihrem. Haus traf sich Louis Ferdinand wiederholt mit Pauline. Das Vorbild des Schach von Wuthenow war der Major Otto Friedrich Ludwig von Schack vom Regiment Gensdarmes, der zum Kreis des Prinzen gehörte und diesen mit Friedrich Gentz bekanntmachte. Interessante Materialien liefert der Aufsatz „Die schöne Frau von Crayen und die Ihren“, den Joachim Kühn im Jahrbuch „Der Bär von Berlin“ (21. Folge, 1972) veröffentlichte). Johannes Jacobis „Prinz Louis Ferdinand - Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten“ (1890) schildert den Prinzen als Propheten des neuen deutschen Kaiserreichs, er ist die Seele des preußischen Patriotismus. Sogar ein Epos wurde Louis Ferdinand gewidmet: „Prinz Louis Ferdinand, ein Heldenleben“ von Rudolf Bunge (1895). In seiner Verkitschtheit und Geschmacklosigkeit, süßlicher Idyllik und nationalistischem Mief sucht dieses Opus an Unerträglichkeit

seinesgleichen. Die Strophe, die Detlev von Liliencron ein Jahr später in seinem Epos „Poggfred“ auf Louis Ferdinand dichtete, sagt mehr über den Prinzen aus als Bunges einen ganz Band füllende Reimerei. In „Schwertklingen“, einem „vaterländischen Roman“ von Hans Werner (d.i. Anna Bonin) in drei Bänden (1897), tritt Louis Ferdinand nur im ersten Band als Seitenfigur auf, wird aber ausführlich beschrieben. Die Verfasserin nennt zwar sogar in Fußnoten die von ihr benutzten Quellen, aber das Portrait bleibt so klischeehaft wie der ganze grob-patriotische Roman. Einen witzigen Einfall hatte C. von Kalkhorst in seiner Erzählung „Nächtliches Abenteuer eines preußischen Prinzen“ (1902). Sie spielt zur Zeit des Lemgoer Aufenthalts. Das „nächtliche Abenteuer“ besteht darin, daß der Prinz gleichsam en passant einer Frau ein Kind macht, das neun Monate später als Christian Dietrich Grabbe zur Welt kommt. Sich Louis Ferdinand als Vater Grabbes vorzustellen, ist sicher nicht ohne Reiz; nur wurde Grabbe am 11. 12. 1801 geboren, und zur Zeit seiner Zeugung war der Prinz längst in Magdeburg. Das letzte auf den Prinzen geschriebene Gedicht in deutscher Sprache verfaßte 1906 sein Enkel Ernst von Wildenbruch: „Held und Helden“. Ein Schauspiel „Prinz Louis Ferdinand“ plante Georg Heym, allerdings kam er über zwei Szenen-Entwürfe - geschrieben 1907/09 - nicht hinaus. Interessant ist, daß Heym - ein glühender Bewunderer Napoleons - in diesen Entwürfen Louis Ferdinand die von Napoleon befohlene Hinrichtung des Herzogs von Enghien verteidigen läßt: „Das sind die Gefahren eines Großen, daß er da wählen muß, wo ein andrer es dem Schicksal überlassen darf, für ihn auszusuchen. - Heißt, wenn er je in seinem Leben in solche Wahl kommt. Man sollte auch nie über jemand richten, ehe man nicht selbst in seiner Lage war. Ich, Louise, kann seine Tat verstehen und verzeihen.“: Sätze, die der Prinz in Wirklichkeit nie gesprochen haben könnte, denn es war ja gerade der Mord an Enghien, den er Napoleon nie vergeben hat. Aufsehen erregte 1913 das Drama „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen“ von Fritz von Unruh. Wie Hosaeus vertritt auch Unruh die Auffassung, die preußische Armee habe geplant, Louis Ferdinand zum König auszurufen. Zwar besitzt dieses Drama mehr literarische Qualitäten als seine Vorgänger, aber sein überhitzter expressionistischer Sprachgestus wirkt heute unerträglich, und der exaltierte Preußenkult des Autors ist nicht ohne unfreiwillig komische Züge. Sechs Jahre später erschien ein Zeugnis geradezu rührender Verehrung in Helsinki: „Prinz Louis Ferdinand av Preussen - En romantisk cykel“. Das Bändchen enthält einige Gedichte in schwedischer Sprache, die Episoden aus dem Leben des Prinzen zum Gegenstand haben. Verfasser war der sechsundzwanzigjährige finnische Dichter Jarl Hemmer. In Deutschland ist diese liebenswürdige Huldigung offenbar nie beachtet oder gar übersetzt worden, dabei ist dieses Büchlein die einzige poetische Referenz vor dem Prinzen außerhalb Deutschlands. Die Romane und Erzählungen um den Prinzen, die nach dem Ersten Weltkrieg erschienen, sind durchweg belanglos, wenn sie auch manchmal recht erfolgreich waren; der Roman „Prinz Louis Ferdinand - Ein Buch von Liebe und Vaterland“ (1919) von Alfred Semerau brachte es auf mehrere Auflagen. Es folgten die Erzählung „Das Adagio des Prinzen Louis Ferdinand“ von Margarete Reichardt-Brader (1924) und der Roman „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen“ (1930) von Sophie Hoechstetter. Einen neuen Akzent brachte das Drama „Prinz von Preußen“ von Hans Schwarz (1934). Ein Jahr Hitlerherrschaft hatte genügt, um den Prinzen in einen strahlenden Jungnazi zu verwandeln, einen Rebellen gegen die alte Ordnung, der sich Machtdemonstrationen gegenüber seinem König erlauben darf. In allen Dichtungen, die Louis Ferdinand gewidmet worden sind, gibt es seltsame Traditionen, aus denen man eine eigene Motivgeschichte entwickeln könnte. Die Anekdote, der Prinz habe sich 1805 demonstrativ den vorgeschriebenen Zopf abgeschnitten und seine Umgebung aufgefordert, ein gleiches zu tun, hatte Freiligrath schon 1843 besungen. Diese Szene (sie ist historisch nicht belegbar) kommt nun auch in den Dramen von Hosaeus, Jacobi und Schwarz vor. Schwarz läßt den Prinzen sagen: „Es ist die Rebellion, die uns heute erlaubt ist! Ich werde von morgen ab der erste preußische General sein, der keinen Zopf mehr besitzt und sein Haar so natürlich und frei wie der Mann aus dem Volke trägt!“ Der Held: „wie der Mann aus dem Volke“, diese

Anspielung verstand man 1934 sehr genau, es war ein viel benutzter „Führer“- Topos. In einer anderen Szene läßt Schwarz den Pfarrer der Potsdamer Garnisonkirche eine Friedenspredigt halten, die der Prinz durch Zwischenrufe stört. Ganz abgesehen davon, daß Louis Ferdinand im Gegensatz zum Nazi-Jungvolk Manieren hatte: Bemerkenswert ist die Erklärung, die Schwarz ihn dem Pfarrer gegenüber sagen läßt: „Der Geistliche soll dem Leben dienen, ohne seinem Auftrag untreu zu werden. Wenn er nicht mithilft, daß wir eine Wiedergeburt unseres Volkes erleben, so stehen wir alle auf verlorenem Posten!“ Das war wieder haargenau die herrschende Terminologie; als „Wiedergeburt unseres Volkes“ feierte das Nazivokabular Hitlers Machtergreifung. So vordergründig ideologisch eingefärbt waren die übrigen Dichtungen nicht: der Roman „Die Schwinge Preußens“ von Victor Helling (1935) und die „Erzählung des Adjutanten von Nostitz“ von Walter von Molo (1937), „Glockenschläge“ von Julius Lothar Schücking (1935) und „Die Nacht von Rudolstadt“ (1942) von Fritz Helke. In einem Trivialroman, den die Zeitschrift „Hör’ zu!“ in Fortsetzungen von Heft 51/1968 bis Heft 12/1969 abdruckte, begegnet uns L.-F. als „Der Prinz“, verfasst von Hugo Krizkovsky, der sein Material vornehmlich aus früheren Romanen bezieht. Und 1986 folgt schließlich - im „Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik“ - „Und wenn der Zügel reißt - Ein Roman um Prinz Louis Perdinand von Preußen“ von Werner Neubert, eine literarische Dürftigkeit. Zusammenfassend: Ein Epos, vier Dramen, ein Dramen-Fragment, sechs Erzählungen, acht Romane und achtzehn Gedichte haben sich mit Louis Ferdinand beschäftigt. Unter diesen Werken ist nicht eines, das literarisch den ersten Rang behaupten könnte. Eine von Mit- und Nachwelt schon früh ins Mythische abgedrängte Persönlichkeit, Ersatzgott im patriotischen Himmel, ist wahrscheinlich für die Poesie verloren. Keine Dichtung hat so treffend das Wesen Louis Ferdinands erfaßt wie Rahel in ihren Briefen. Daß mit seinem Tod eine Epoche endete, hat Sie mit seltener Klarheit gesehen, als Sie zwölf Jahre nach seinem Tode schrieb: „Wo ist unsre Zeit, wo wir alle zusammen waren. Sie ist Anno 6 untergegangen. Untergegangen wie ein Schiff: mit den schönsten Lebensgütern, den schönsten Genuß enthaltend.“. Das musikalische Werk Louis-Ferdinands: Unter dem Namen Louis Ferdinands sind vierzehn Kompositionen überliefert; allerdings ist die Echtheit von op. 14 - Marsch C-dur - umstritten. Zu Lebzeiten des Prinzen wurde nur op. 1 gedruckt, es erschien 1803 bei Erard in Paris. Die Edition von op. 1., 3., 4., 5., 6., 7., 8., 9., 10., 11. und 12. besorgte der treue Dussek - diese Werke erschienen zwischen 1806 und 1808 entweder bei „Breitkopf & Härtel“ in Leipzig oder bei „Werkmeister“ in Berlin. Das Rondo Es-dur op. 13 wurde erst 1823, also elf Jahre nach Dusseks Tod bei Breitkopf&Härtel veröffentlicht. Der gesamte muskalische Nachlaß, den der Prinz testamentarisch seinem Schwager Anton Radziwill vermacht hatte, ist verschollen! Die Opus-Zahlen sagen nichts aus über die chronologische Entstehung der Kompositionen. Datiert ist nur das in Zwickau komponierte op. 4. („10. 1. 1806“). Eine öffentliche Aufführung zu Lebzeiten des Prinzen ist nur für op. 1 und op. 8 bezeugt. Vier Komponisten haben die Werke Louis Ferdinands nachweislich beeinflußt: Beethoven, Mozart, Joseph Haydn und Clementi. Der Einfluß Beethovens dominiert. Er ist deutlich bemerkbar in op. 1 (erster und dritter Satz), op. 2 (erster Satz), op. 3 (zweiter Satz), op. 4, op. 5 (zweiter und dritter Satz, hier auch Anklänge an das Scherzo-Thema der Eroica), op. 6 (zweiter und vierter Satz), op. 8 und op. 10. Sieht man von der Eroica ab, so war es vor allem das Studium von Beethovens Klaviersonaten op. 1. (Nr. 1 und 3), op. 10 (Nr. 3), op. 13 und op. 31 (Nr. 2), das dem Prinzen Anregungen gab. Der Einfluß Mozarts mischt sich in diese Kompositionen: das gilt für den ersten und vierten Satz des op. 1, für op. 2 und op. 3, für den ersten Satz von op. 10 und für das Rondo Es-dur op. 13, in dem fast wörtlich ein Zitat aus der Klaviersonate A-dur (KV 331, 4. Variation) wiederkehrt. Haydns Einfluß scheint in op. 3 wirksam; das Thema des ersten Satzes erinnert an das Thema der Romanze in der Militärsymphonie (Nr. 100). Clementi schließlich - sein op. 28, Nr. 1 - hat Anregungen geliefert zum vierten Satz des op. 5. Frei von solchen Einflüssen sind nur op. 7, op. 9, op. 11 und op. 12 (dessen aparte Instrumentierung für ein Oktett ungewöhnlich ist). Die

Musik Louis Ferdinands wirkte aber auch inspirierend auf Schubert, Weber, Spohr und vielleicht sogar Chopin, wenn man umgekehrt konstatieren kann, daß das Rondo aus op. 19 Chopinsche Züge trägt, so wie der vierte Satz des op. 6 an Brahms erinnert. Schubertsche Züge tragen das Menuett-Trio von op. 1 und das Trio des ersten Menuetts von op. 6; Schubert wird ganz zweifellos Musik des Prinzen gekannt haben, die ja in Wien besonders gepflegt wurde. Bei Carl-Maria von Weber ist es sicher; hier zeigen sein Konzertstück, das Konzert op. 11 und die Sonate op. 14 Beeinflussungen. Der Grundcharakter der Kompositionen Louis Ferdinands schwankt zwischen einem zart-lyrischen dolce einerseits und einem schwungvoll-beseelten espressivo andererseits. Auffallend ist dabei das plötzliche Abschweifen in fernliegende Tonarten und jene espressive Chromatik, die das Rondo B-dur op. 9 prägt. Die bevorzugte Form in den dreizehn gesicherten Werken ist das Rondo. Eine Werkliste: op. 1 Quintett c-moll für Klavier, 1 Violinen, Viola und Violoncello - op. 2 Trio As-dur für Klavier, Violine und Violonecello - op. 3 Trio Es-dur für Klavier, Violine und Violoncello - op. 4 Andante mit Variationen B-dur für Klavier, Violine, Viola und Violoncello - op. 5 Quartett Es-dur für Klavier, Violine, Viola und Violoncello - op. 6 Quartett f-moll für Klavier, Violine, Viola und Violoncello - op. 7 Fuge g-moll für Klavier - op. 8 Nocturno F-dur für Klavier, Flöte, Violine, Viola und Violoncello - op. 9 Rondo B-dur f. Klavier, 2 Violinen, Flöte, 2 Klarinetten, 2 Hörner, Viola, Cello und Baß - op. 10 Großes Trio Es-dur für Klavier, Violine und Violoncello - op. 11 Oktett F-dur für Klavier, Klarinette, 2 Hörner, 2 Violen und Violoncelli - op. 13 Rondo Es-dur für Klavier mit Orchester – [op. 14 Marsch C-dur - op. 15 Marsch A-Dur] --- Gedichte auf Prinz Louis Ferdinand von Preußen:

Julie Pelzer: „Prinz Ludewig von Preußen, Held & Menschenfreund“ (1793)

Singt von lorbeerreichen Helden-Taten,
ihr Harfner! Mächtig groß und kühn.
Singt, was Deutschlands kühne Krieger taten
in den jubelvollsten Melodien.
Singt wie Vater Gleim von Friedrichs Kriegen,
wie der Preußische Tyrtäus sang.
Von den hohen tatenvollen Siegen,
die der brandenburger Mark-Aurel errang.
Nicht der Helden prächtige Trophäen,
nicht ein kühner stahl-errung’ner Sieg
Soll mein sanftes Saiten-Spiel erhöhen,
das so gern von Blut und Morden schwieg.
Groß ist zwar ein Held im Schlachtgetümmel,
rühmenswert ein hoher Streiter-Mut,
Aber schöner noch vor Gott und Himmel,
der so Menschen-Leben retten tut!
Schöner ist wie tausend Heldentaten
eine Tat der reinen Menschlichkeit.
Möcht mir jetzt das schönste Lied geraten,
wert des Nachruhms und Unsterblichkeit!
Ihn zu singen - Ihn, den edlen Großen
Menschen-Leben-Retter, Held und Christ,
So der Stolz von Seinen Streitgenossen
und die Krone deutscher Prinzen ist.
Nicht des Ruhmes laute Donner-Klocken
wie vor Mainz er kühn die Schanz erstieg -
nicht die stolzen blut’gen Lorbeer-Locken -

nicht die Wunden im erkauften Sieg -
Sing ich hier? - Nein, jenen göttlich-schönen
Heiligen Triumph der Menschlichkeit
So Ihn mehr als tausend Siege krönen,
wo Ihm selbst der Syrach Weihrauch streut.
Seht ihr Ihn - den edlen Menschen-Retter? –
seht auf seine Schultern träget dort
Unter den Kartaunen Donnerwetter
Er den armen wunden Krieger fort.
Dem bei ängstlich rührend langen Flehen
keiner seiner rauhen Brüder hört,
Eignes Leben - eignes Blut zu wagen
ihn zu retten - war zu viel begehrt,
Nicht zu viel - für Ludewig den Brennen,
ruhig wie ein Gott eilt er herbei,
Rafft ihn auf und tausend Kugeln brennen
mörderlich rings um Ihn her vorbei,
Liebevoll sorgt er für seine Wunden,
eilt drauf zu neuen Lorbeer fort,
Eine ameranthne Krone wunden
um Sein Haupt Gottes Engel fort.
Und ihr Harfner, Sänger, Dichter, Barden
singt - o singt! - dem Edlen Ludewig
Schöner ist im Himmel und auf Erden
keine Tat als Menschlichkeit im Krieg.
Welket einst wie gelbe Krokus-Blüte
aller Helden stolzer Lorbeer hin,
Dann o Prinz! wird deine Seelengüte,
deine Tat noch unverwelklich blühn!

(erstmals hier publiziert)

Amalie von Uttenhoven: „Den 11. Oktober 1806“

Wie sich Nebel über Fernen weben
Und in blauem Duft die Flur verschwimmt,
Wo mit tausendfarbig regem Leben
Gegenwart uns in die Mitte nimmt,
So verhüllt die Zeit mit ihrem Flor
Gütig das Vergangene den Blicken;
Doch den Tag wird sie mir nie entrücken
Wo ich - einst, ein Vaterland verlor.
Des eilften Weinmonds Mittag stieg,
Der erste nach der Franken erstem Sieg,
Tief trauernd am Fenster des Schlosses ich stand,
Fromm legt ich die Meinen in des Schicksals Hand,
Ich blickte durch Tränen hinaus in die Welt,
Mein Auge traf schaudernd das blutige Feld.
Da naht von fern ein Zug; auf einem Zelt

Lag ausgestreckt ein blutbedeckter Held.
Bist du meines Vaterlandes Sohn?
Wühlt noch der Schmerz in deinen Wunden?
Oder hast du armer Dulder schon
Deine Freistatt für den Schmerz gefunden?
Aber rauschender, lauter drängt
Jubel mit Schmerzenstönen gemengt,
Siegesgeschrei und kriegerisches Spiel
Sich um das Bette des Helden, der fiel.
Wer bist du Held, bei dessen Fall
Mit lautem kriegerischen Schall
Der Sieger triumphiert? –
Der Todesengel hat dich furchtbar wild berührt.
Wer bist du? Seh ich recht? - Das Auge mißtraut sich.
Oh welch ein Anblick! Ludewig! –
So sollt ich diese Züge wiedersehen,
Die mein Gedächtnis seit der Kindheit aufbewahrte?
Dies Angesicht so königlich und schön,
In dem die Schönheit sich mit solcher Würde paarte!
Noch seh' ich ihn an meines Vaters Seite,
Des alten Kriegers Sohn und Freund,
Beginnend jene Bahn, an derem Ziele heute
Um ihn mein Auge weint.
Noch hör ich jeden Ton, der einst mein Herz entzückte,
Den „kleinen Liebling" nannt' er mich so gern.
O Ahndung, daß ich je ihn so erblickte,
Wie warst du so fern!
In seiner Kraft lag eine ganze Welt
Des Ruhmes vor dem jungen Helden offen,
Starr liegt er jetzt vom Todespfeil getroffen,
Mit Lumpen kaum bedeckt, sein Bett ein großes Zelt,
Doch noch im Tode spricht, die Schmach zu rügen,
Ein königlicher Stolz aus seinen Zügen.
Bist du, o Sieger,
Führer menschlicher Krieger?
Sind es Barbaren,
Deine raubgewohnten Scharen?
Ist denn für Heldenmut selbst das Gefühl
In der plündernden Rotte verschwunden?
Wißt, den jungen Löwen, der fiel,
Hat nicht die zehnfache Macht überwunden,
Nur sein eigenes großes Herz
Weckte des Vaterlands blutiger Schmerz.
An seinem Lager stand
Graf Mensdorff jetzt, ein Freund, mit düsterm Blick,
In seiner Hand des Toten kalte Hand,
Die des Lebens volle Blüte
Gestern noch so heiß durchglühte.
Ach, sie gibt den Druck nicht mehr zurück.
Es durchschauert eisig ihr Berühren
Selbst den Mann, und ihre Schauer führen

Über dieses Dasein enge Schranken
Den erbebenden Gedanken.
Indes verlieren sich die Träger in den Gassen,
Da sprach der Graf mit edlem Ungestüm:
So wolltet ihr uns hier den Helden lassen?
Nicht so! Ehrt euch in ihm!
So edle Bürde trägt ihr nimmer wieder,
An Gottes Altar legt den Helden nieder!
Die Rede wirkt und das Gefühl erwacht,
Zur heil'gen Stätte wird der Held gebracht.
In Tränen löste sich mein Schmerz
Und zum Gefühl erwacht' das wunde Herz,
Doch die erschütterte Phantasie
Sah nur die Leiche, und sah nur sie.
Ein Fieber schüttelte krampfend die Glieder,
Und immer kam die große Szene wieder.
Da hob mich schnell ein kühner Entschluß
Auf! Eil! ein Totenopfer muß
Des Vaterlands Tochter dem Helden bringen,
Den Lorbeerkranz um seine Schläfe schlingen!
Doch eil', in einer Stunde schon
Ist dieser Schreckensort vor deinem Blick entflohn!
Ich schlich mich heimlich durch den dunklen Garten,
Ließ treue Diener mein am Tore warten,
Begleitet von der Gärtnerin
Eilt' ich mit Blumen zu dem Altar hin.
Mein blasses Gesicht, das Auge voll Mut,
Verbarg ein tiefer schützender Hut.
Ich hoffe öd und leer die Stege,
Allein in tausend Formen harrt
Das [sic] Schrecken mein und lagert an dem Wege,
Und bald geflügelt, bald gefesselt ward
Mein Schritt, jetzt von Erbarmen, jetzt von Grauen.
Ein langer Zug, entsetzlich anzuschauen,
Von wunden Streitern ward herbeigeführt.
Den Wilden hätt' ihr Schmerzens blick gerührt.
Ich teilte Schmerz und Barschaft gern mit ihnen,
Zufrieden mit dem Dank in ihren Mienen.
Und schneller eilt' ich zur geweihten Stille,
Wohin mich mein Gelübde rief,
Wo still und friedlich nun die Hülle
Den zarten Kampf des Lebens schon verschlief.
Mit Beben trat ich an den Sarg,
Der meines Vaterlandes Liebling barg,
Es zitterte der Lorbeer in der Hand,
Als ich mit Müh' um seine Schläf ihn wand,
Ach - nicht den Lorbeerkranz zum Siegeslohne,
Es war des Märtyrers errung'ne Krone.
Da ward's, als ob der blasse Mund erbebte
Und dankbar Lächeln um die stummen Lippen schwebte.
Nur eine Locke von dem königlichen Haupt,

Die wünscht’ ich mir und - habe sie geraubt,
Doch schaudernd zitterte der starre Blick
Von seiner tief durchbohrten Brust zurück,
Und betend sank ich an dem Sarge nieder,
Von Todesschrecken rings umgeben,
Fleht’ ich zum Himmel um das teure Leben,
Um Schutz für meine heißgeliebten Brüder.
Doch ach kein Trost stieg in mein Herz hernieder
Und stärkte mich mit Zuversicht des Sieges;
Mir ahndete das Unglück dieses Krieges.
Ein dumpfes Grabgeläute traf mein Ohr
Und schreckte mich aus düsterm Traum empor,
Erschreckt trat ich zurück und sah mit Beben
Von fremden Kriegern war der Sarg umgeben,
Erstaunt erkannte ich von den Siegern einen,
Doch nicht mit Siegerblick, - ich sah ihn weinen.
Er sprach, und sah mit Tränen auf mich nieder:
„Auch wir begleiten einen uns’rer Brüder.“
Gerührt wandt’ ich von seinem Schmerz mich ab,
Denn meine Träne galt nur Ludwigs Grab.
Ich deckte schnell auf seine Wunden
Die späten Blumen, die ich trug,
Dazu mein naßgeweintes Tuch,
Und war dem Blick der Forschenden entschwunden.

(erstmals hier publiziert)

Ungenannter Verfasser: „Totenfeier Prinz Ludwigs von Preußen (1806)“

Wir ziehn einher, und unsre Herzen klopfen
und glühen mächtiger zum Streit,
und unser Auge flammt durch Tränentropfen
und trägt um unser Feldherrn Leid.
Wie stand Er stolz, wie unsrer Haine Eichen
auf ihrem Berg im Sturme stehn,
er bahnte sich den Weg durch Femdes Leichen,
wir sahn sem Schwert wie Blitze wehn.
Der Feldherr sprach: Rückt an! brecht in die Glieder!
wir brachen wie ein Wetter ein,
wir fochten kühn! da stürtzt er blutig nieder
und ließ uns in dem Kampf allein.
Zur Rache nun! Gott ist mit unsrem Heere,
und Ludwigs Geist umschwebt uns itzt,
Sein Name sei in Segen und in Ehre,
wo deutsche Kraft die Freiheit schützt.
Und Glück und Heil den Kriegern, welche wallen
wie Er hinein in Dampf und Knall,
und müssen wir dereinst zur Erde fallen,
so gebe Gott uns seinen Fall!

So donnert nun vor Wut auf jedem Flügel,
vertilget, was uns ihn geraubt,
und opfert nun an seinem Grabeshügel
der Räuberhorden Haupt.
Flieht eilig, flieht, wir schwuren, es zu rächen,
zu rächen tausendmal sein Blut,
und zu des Schwures heilgen Zeichen sprechen
wir laut em Amen! aus voll Mut.
Victoria! Glück zu, der König lebe!
Um wen Gott Sieg verleiht, sei Er!
und fromme hei!'ge Rast und Ruhe schwebe
um Ludwigs Asche her.
Victoria! und zieht der Franken Kaiser
hier einst vorbei, so schaur' es ihn,
uns aber laßt vor Ludwigs Hügel leiser
und mit Gebet vorüberziehn.

(aus: „Der Beobachter an der Spree", Bln. 5. Jhrg., 43. Stück, 20. 10. 1806)

Achim von Arnim (1781-1831): „Prinz Ludwig Ferdinand (1806)"

Oh: Nixe von der Saale,
Was rötet dein Gewand,
Hast du beim Burschenmahle
Den Becher umgewandt?
„Der Becher ist geleeret,
Der Geist ist schon dahin,
Ich laufe ganz zerstöret,
Weil ich nicht bei mir bin."
Nun weiß ich, was geschehen,
Warum sie floß daher,
nicht wagte umzusehen,
sich stürtzte in das Meer.
Warum die Blumen erbleichen
Auf ihres Pfades Spur,
Unschuldig Blut kann weichen
Der schuld'gen Rache nur.
Er ist bei ihr getötet,
Bei ihr, sie stürzt ins Meer.
Held Ozean errötet
Und seufzet auf so schwer.
Also der Feinde Flotte
Wirft aus am fernen Strand!
„Sei frei beim Wellengotte,
Da Sklaverei im Land!"
Wer's mit dem Blut bewähret,
Der ist ein Prinz vom Blut.
Prinz Ludwig war bescheret
Uns wie ein Schutzgott gut.

Auf seinem leichten Schimmel,
Auf seiner Tigerdeck’,
Da kam er wie vom Himmel,
So sicher und so keck.
Er war bei allen Dingen
Mit seiner ganzen Seel’,
Mocht’ es ihm wohl gelingen,
Mocht’ es ihm schlagen fehl.
Er war bei allen Dingen,
In allem gleich geschickt.
Mit Feinden konnt er ringen,
Durch Saitenklang beglückt.
Die Meister ihn umstanden
In Demut bei dem Spiel,
Und seine Worte fanden
Wie spitz’ge Pfeile ihr Ziel.
Mit seinem hohen Leibe,
Mit seinem Stern und Glück
Stellt er sich hin als Scheibe,
Ob heilig unser Geschick? -
Nur für sich selbst kann stehen
Der edle, kühne Mann,
Ob er die Welt gesehen,
Das prüft er, wo er kann.
Nicht in den Weg zu treten
Der großen Weltenseel’,
Darum will er nicht beten,
Er bleibet ohne Fehl.
Denn was zum Heil begonnen,
Das fängt sich an mit Glück,
Die Opfertiere sonnen
Sich in der Mordaxt Blick.
Er läßt die Locken schneiden
Für die Geliebte sein,
Damit, wenn er sollt’ scheiden,
Ihr blieb von ihm ein Schein.
„Umlockt vom Lorbeerkranze
Komm’ ich zurück zu dir,
Sonst seh’ ich in dem Lenze
Nicht mehr die grüne Zier!“
Betäubt der Trommel Schallen!
Was du vorausgesagt,
Die Guten werden fallen,
Ihr Fall bleibt unbeklagt!
Ihr Fall wird nicht mehr nützen,
Sie fallen nach der Zeit,
Die Toren werden sitzen
Mit klugem Spruch bereit.
„Es sei! Doch nicht erblicken
Will ich die Schmach der Welt,
So nimm mein letzt’ Entzücken,

Ich sieg’, ich fall’ als Held!“

Carl Friedrich Benkowitz (1764-1807): (Ohne Titel)

Niemals hat den erhabenen Mann mein Auge gesehen,
Aber es weinet ihm nach. Denn von dem, der sein Angesicht schaute,
Tönt dem Entschlafenen nur die melodische Stimme des Ruhmes.
Königlich war des Leibes Gestalt, noch schöner die Seele,
Liebend und hold sein Tun, und sanft die Rede des Mundes.
Wohl tun war sein heilig Geschäft, und Milde die Wonne
Seines Herzens. Vermochte soviel erhabene Tugend
Nicht vor des Todes Pfeile zu schützen den kämpfenden Jüngling?
Nein! Er wollte fallen der Held, und er fiel in der Feldschlacht.
Als er fliehen die Seinigen sah, und siegen die Feinde,
Stürzt’ er sich unaufhaltsam ins Blut, und sank, und der Staub trank
Königlich Blut, trank Blut von dem Heldenstamme des Thrones,
Auf dem Friedrich saß. Er flocht sich sterbend sein Lorbeer.
Siehe, nun liegt der blutige Held entseelt vor dem Altar.
Um ihn ist die trauernde Schar der Seinen versammelt,
Welche des Feindes gewaltiger Arm umschlang. Sie umjammern
Seinen Sarg, es fließt die Träne der Krieger; sie küssen
Die erblichene Hand, und schneiden die blutige Locke
Von dem Haupt des entschlafenen Herrn zum bleibenden Denkmal.
Auf, erwachet ihr Künstler, und bildet die heilige Szene
Durch des Gemäldes Spiel, durch der Kunst nachahmende Schöpfung.
Siehe, so lange der Name des großen Friedrichs genannt wird,
Wird von Ludewig auch die Sage des Todes erschallen.

(aus: „Geschichte des Angriffs, der Blockierung und Übergabe von Glogau“ von Carl Friedrich Benkowitz. Leipzig 1807)

Ungenannter Verfasser: „Des Prinzen Heldentod“ (1807)

Traurig saß Louis, und sinnend, erwog des Feldherrn Versäumnis:
„Wahrlich, Friedrich du Einziger, schon ständest du lange am Rheine
Siegreich und groß, und dein Heer in trefflich geordneten Reihen:
Nimmer vergönntest du ihm, dem Feinde, die kostbare Muße.“
Da erschien ihm der goldene Tag, der so bange ersehnte,
Und die herrliche Stunde erschien dem mutvollen Helden,
Wo ihm vergönnt war dem Feind ins offene Auge zu sehen.
- Da bestieg er das Roß, den edlen britannischen Renner,
Der in mutiger Kraft wie der Adler der Lüfte dahinflog:
Königlich blickte der Schöne herab von dem schnaubenden Rosse,
Wie ein Centaur an die Glieder des herrlichen Tieres gegossen,
Und der Anblick erfüllte mit Mut die Herzen der Krieger.
Und er eilt in den Kampf, es donnert vom Hufschlag die Brücke,
Fort in die Ebene dringt, es weichen die gallischen Scharen,

Immer verfolgen die Seinen, und fern über blutigem Schlachtfeld
Auf dem erfochtnen Gebiet weht hoch der flatternde Adler.
Siegreich denket der Held nicht seines verwundeten Armes:
Vorwärts! ruft er, und dringt stets vor auf tödlichem Pfade.
Da entstürzen der Feinde viel tausend und abermal tausend
Dem verräterischen Berg, und blutiger wird das Gemetzel:
Und Borussias Söhne von fünffach stärkeren Feinden
Rings umgeben, sie kämpfen wie einst spartanische Scharen.
Und sie fallen um ihn: und Louis umringen wohl zehne,
Größer fühlt sich der Held, da viele auf ihn sich stürzen.
Enger und enger wird das wild verworrne Gedränge,
Schaurige Nacht verbreiten die Donner redenden Erze:
Und der Staub, den der zitternde Huf des schäumenden Rosses
Aufwirft, dämpft das spritzende Blut, der Sterbenden Angstschweiß.
Lächelnd blickt Louis herab, und schaut auf das leere Getümmel,
Auf die Wunden, die ihn an vielen Stellen gezeichnet,
Herrliche Orden scheinen sie ihm, dem mutigen Helden.
Ach, da sieht er zugleich mit hoher unnennbarer Wehmut,
Wie die Seinen, nur wenig dem Tode Entronnene, fliehen,
Und er gedenkt den Schwachen ein leuchtendes Beispiel zu geben:
Ritzt mit dem eisernen Sporn die Seiten des müden Rosses,
Und mit gewaltigem Streich haut der Gegner zu Boden.
Neunfache Wunden schon führen des Prinzen Herzblut zur Erde:
Saalfelds Gefilde seid stolz, ihr tranket königlich Herzblut.
Gleich einer ehernen Mauer umgeben die Feinde den Hohen,
Und von Ehrfurcht beseelt entbieten sie alle ihm Gnade.
Schrecklicher tönte ihm nimmer ein Wort, denn das der Ergebung:
Teuer beschloß er dem Feind das teure Leben zu lassen.
Und sie lähmen die Rechte dem Helden: doch gibt er sich nimmer:
Und ein feindliches Schwert durchstößt ihm den fürstlichen Busen.
Coburgs Fürstin durchflocht mit Lorbeern die blutigen Locken,
Und zu Saalfeld schlummert der Prinz mit lächelndr Miene,
Glücklicher denn wir alle! Er sah nicht unsre Vernichtung!

Ungenannter Verfasser: „Louis Ferdinand“ (eine Phantasie) (1807)

„…nur dieses fühl’ ich, und erkenn’ es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht –
der Übel größtes aber ist die Schuld…“
(Schiller)

Mit junger Kraft trat er hinaus ins Leben,
Der Genius, der kühn den Fittich schwang,
Begann sich freier, göttlicher zu heben,
Er sah die Horen, die Chariten schweben,
Dem Ohr ertönte Castiladensang.
Entzückend, wie der Ton der Götterlieder,
Schien ihm der Sphären schon verklung’ner Tanz,
In ihnen fand er jene Formen wieder,

Und auf die Erde strahlten sie hernieder,
Und mild erschien sie, zauberisch, im Glanz.
Er sah sie flammen in den weiten Fernen,
Im ewgen Licht, das immer neu sich schafft,
Von ihnen wollt' er ewges Wirken lernen,
Die Welt beglücken gleich den schönen Sternen,
Harmonisch ihnen, - Er mit seiner Kraft!
Schön lächelt anfangs ihm die Welt entgegen,
Der Jugend Traum scheint herrlich ihm erfüllt,
Und die Gefühle, die sich in ihm regen,
Umfächeln ihn auf mühevollen Wegen,
Ihn stärkt des ewgen Ideales Bild.
Doch bald sieht er, daß die entstellten Herzen
Auch keine Kraft zum einzig Wahren lenkt,
Er sieht die Frechen mit dem Heilgen scherzen,
Verhüllt sein Haupt in tiefen Seelenschmerzen,
Und flieht, in dem er seine Fackel senkt.
Die Jugend brauste: aus der Wogen Schäumen
Entsteigt, wie Venus Amathusia,
Der hohe Geist zu ewig schönen Räumen,
Und sieht das Land, was er in seinen Träumen
Hienieden schon im Zauberspiegel sah.
In jenen heilgen Götterregionen
Empfindet er der reinen Seele Glück:
Und ja! die Erde, welche wir bewohnen,
Mit dem Gepränge ihrer goldnen Kronen
Wird nur ein kleiner Punkt für seinen Blick.

(aus: „Löscheimer", Kiel, 2. Heft 1807 (Herausgegeben von Gustav v. Both))

Ungenannter Verfasser: „Auf den Tod des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen" (Melodie: „Ausgelitten hast du, ausgerungen…")

Klaget Preußen, ach er ist gefallen,
Der geliebte Menschenfreund als Held,
Ach zu früh ist er entrissen allen,
Die die Vorsicht neben ihm gestellt,
Kämpfend für das Vaterland gesunken,
Starb er in der Jahre Blüte hin,
Ach, das Schlachtfeld hat sein Blut getrunken
Und das Vaterland weint jetzt um ihn.
Zeigt er nicht selbst in dem Schlachtgewühle,
Daß er nie verschloß sein edles Herz,
Fühlt er nicht des Menschenfreundgefühle,
Schon als Jüngling bei des Kriegesschmerz.
Und der Gute ist uns nun entrissen
Durch des Schicksals allgewaltige Hand.
O! so bald mußt er sein Blut vergießen
Und erblassen für das Vaterland.

Doch zu bessern Sphären aufgestiegen
Ist sein Geist jetzt bei der Heldenschar,
Die in Friedrichs sieggewohnten Kriegen,
Stets der Stolz des Vaterlandes war.
So wie Ludwig jetzt sein Blut vergossen,
Sank auch Winterfeld, Schwerin und Keith,
Erst an diese Helden angeschlossen,
Ist der Gute nun nach schwerem Streit.
Ruhe sanft, du hast das Ziel erreichet,
Das der Allmacht Hand dir aufgestellt,
Deine irdische Hülle hier erbleichet,
Lebt dein Geist in einer bessern Welt,
Das Bewußtsein, treuerfüllter Pflichten,
Folgte dir mit vor der Allmacht Thron,
Und der Gott der deine Tat wird richten,
Reicht dir dort die schönste Lorbeer-Kron.
Unverlöschlich bleibt dein Bild uns teuer,
Tief in unserm Herzen eingedrückt,
Hat es Lieb und Ehrfurcht und mit Feuer
Wirkt es auf den Krieger, der hin blickt,
Nach der Stätte wo dein Blut geflossen,
Wo von Feinden du nicht Gnad' erfleht,
Ernster wird sein Mut dann unentschlossen,
Kämpft er für das Vaterland und steht.

(aus: „Sechs schöne Lieder und Arien“ Ganz neu gedruckt. Ohne Ort, Drucker oder Jahr. Stadtbibliothek Braunschweig. Deutsches Volksliedarchiv, Freiburg i. Brsg. Bl. 22. Dieses Lied wurde noch 1844 in Preußen gesungen. Wie alle Volkslieder hat auch dieses im Laufe der Zeit etliche Varianten erfahren. Der hier abgedruckte Text entspricht der Erstfassung)

Theodor Körner (1791-1813): „Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand“ (1812)

Düstre Harmonien hör' ich klingen,
Mutig schwellen sie ans volle Herz;
In die Seele fühl' ich sie mir dringen,
Wecken mir den vaterländ'schen Schmerz,
Und mit ihren früh geprüften Schwingen
Kämpfen sie im Sturme himmelwärts;
Doch sie tragen nur ein dunkles Sehnen,
Nicht den Geist aus diesem Land der Tränen.
Allgewaltig hält ihn noch das Leben,
Taucht den Flügel in den styg'schen Fluß;
Es ist nicht der Künste freies Schweben,
Nicht verklärter Geister Weihekuß.
Noch dem Erdgeist ist er preisgegeben,
Mit dem Staube kämpft der Genius,
Reißt er auch im Rausche der Gedanken
Oft sich blutend los aus seinen Schranken.
Dann ergreift ihn ein bachantisch Wüten,

Wilde Melodieenwitze sprühn;
Aus dem Tode ruft er Strahlenblüten
Und zertritt sie kalt, sobald sie blühn.
Wenn die letzten Funken bleich verglühten,
Hebt er sich noch einmal stolz und kühn
Und versinkt dann mit gewalt'gen Schauren
In den alten Kampf mit dem Centauren.
Wilder Geist, jetzt hast du überwunden.
Deine Nacht verschmilzt in Morgenrot;
Ausgekämpft sind deiner Prüfung Stunden,
Leer der Kelch, den dir das Schicksal bot.
Kunst und Leben hat den Kranz gewunden,
Auf die Locken drückte ihn der Tod.
Deinen Grabstein kann die Zeit zermalmen;
Doch die Lorbeern werden dort zu Palmen.
Und dein Sehnen klagte nicht vergebens:
Einmal ward's in deiner Seele Tag,
Als dein Herz am kühnsten Ziel des Strebens
Kalt und blutend auf der Walstatt lag.
Sterbend löste sich der Sturm des Lebens,
Sterbend löste sich der Harfe Schlag,
Und des Himmels siegverklärte Söhne
Trugen dich ins freie Land der Töne.

(zitiert nach: „Theodor Körners sämtliche Werke in vier Teilen" - hrsg. v. Eugen Wildenow. Leipzig 1903)

Ungenannter Verfasser: Prinz Louis bei Saalfeld" (Mel.: „Guter Mond! Du gehst so stille…")

Saalfeld, Saalfeld, wo gefallen
Prinz Ludewig in seinem Blut!
Ach was hört man Klagen schallen
Um sein ritterlichen Mut!
Schade für sein junges Leben,
Schade für den jungen Held,
Der sich in den Tod begeben,
Für das Vaterlande fällt!
Dort, in jener Schicksalsstunde,
Hat er ritterlich gekämpft,
Bis die blut'ge Todeswunde
Seinen Heldenzorn gedämpft.
Ach mit Jammern und mit Klagen
Stehn die Seinen um ihn her,
Haben ihn hinweggetragen,
Und beweinet viel und schwer.
Jetzt dringt frecher der Franzose
Auf den guten König ein,
Dem die schwarzen Schicksalslose

Geben viele Sorg' und Pein.
Mußte fliehn fast aus dem Lande,
Vor dem wütigen Siegertroß,
Bis am fernen Memelstrande
Mit dem Feind er Frieden schloß.

(aus: Einhundert Historische Volkslieder des Preußischen Heeres von 1675 bis 1866. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Berlin 1869. - Anmerkung des Herausgebers: „Mündlich 1835 von dem Bedienten meines verstorbenen Bruders Christian, Offizier im K. Alexander-Regimente zu Berlin. Eine Strophe soll noch fehlen, auf die sich Ersterer nicht mehr besinnen konnte; doch rundet sich das Lied auch so noch gut ab.")

Clemens Brentano (1778-1842): „Merkt, o güt'ge Freunde" (1815)

Merkt, o güt'ge Freunde meines Klanges,
Wenn des Liedes Traum Sturmschwmgen regt,
Daß ein Schwanensang hier hohen Ranges
Adlerflügel-Klang zur Sonne trägt.
Ludwigs Weise, Ziel des Lobgesanges,
Ist ihm, ja es selbst sich unterlegt.
Körners Lied von Ludwigs Melodieen
Habe Ludwigs Töne ich ich geliehen. –
Und so wird nach Weisen es gesungen,
Deren Lichtbahn es zu singen strebt;
Ob dem Dichter, ob dem Sänger mehr gelungen
Ob das Wort, der Klang lichttrunkner schwebt? –
Prüft den Kranz, ich habe ihn geschlungen,
Daß ihr Ludwigs Klang dem Dichter gebt;
Und den Sänger grüßt mit Körners Worten,
Die in gleicher Ehre stumm geworden.

(zitiert nach: Werke von Clemens Brentano. Band I. München 1968. Vorspruch zu Carl Maria von Webers Vertonung von Theodor Körners Gedicht „Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen". Das Gedicht ist unterzeichnet: „Im Namen des Carl Maria von Weber, Clemens Brentano.")

Friedrich August von Stägemann/Stegemann (1763-1840): „Bei dem Leichenbegängnisse des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen" (1828)

In die Gruft der hochverklärten Ahnen
Senken wir den Staub des ruhmgesunknen
Fürstenjünglings, der auf Kriegesbahnen
Blutigfrüh den letzten Tag vollendet,
Und den Heldengeist, den tatentrunknen,
Früh empor den Sternen zugesendet.
Laßt die Fahne herrlich wehn, Soldaten!

Laßt den Marsch der Trommel mutig schallen!
Und der Mund von donnernden Metallen
Tu’ es kund, ein Herold tapfrer Taten,
Daß ein Held fürs Vaterland gefallen!
Durch die Reih’n beherzter Schlachtgenossen
Mäht der Krieg mit todgefüllten Schloßen,
Und ein blühend’ Jugendreich versinket.
Mit der Wiederkehr der frischen Ähren
Blitzt ein neuentsproßner Wald von Speeren,
Der des Feindes Blut versöhnet trinket.
Aber wenn der Feldherrnstab, zersplittert,
Aus der Hand dem edlen Hektor sinket,
Mag das Volk, von Ahndung tief erschüttert,
Um den frühgefallnen Jüngling trauern.
Denn die hohe Pergamos erzittert,
Nicht umschlossen mehr von Heldenmauern.
Wir, die Krone feiernd, die der Taten
Edelreicher Demantschmuck durchwoben,
Wir, das Schwert zu schwerem Eid erhoben,
Als wir diesen Friedensort betraten,
Brennensöhne wir durch Ahnenproben,
Neigen uns an deines Grabes Stufen,
Teurer Geist, von deinem Sterne droben
Dich hinab an irdisch Licht zu rufen.
Und die Heldenantwort tönt hernieder,
Und der graue Dom ertönt sie wieder:
„Euch geleiten, junge Waffenbrüder,
Euch geleiten werd' ich zu den Toden
Für des Vaterlandes werten Boden.
Eure Fahne, wenn die Schlacht sich faltet,
Euer Stern, wenn ihr Gewitter waltet,
Werd' ich hell um eure Stirnen schweben,
Euch zum Schilde vor der Ehre wunden
Werd' ich männlich eure Brust umgeben,
Und der Tod, den ich im Kampf gefunden,
Wird, ein Siegesgott auf Sonnenrosen,
Von des Volks Frohlocken wog' umflossen,
Euch in Tagen Sorrs, in Roßbachs Tagen
Hoch hinauf zur Heimat Friedrichs tragen.“

(aus: „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten“ von Friedrich August von Stegemann. Berlin 1828)

Ferdinand Freiligrath (1810-1876): „Prinz Ludwig von Preußen“ (1843) (Melodie: „Prinz Eugenius, der edle Ritter…“)

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt ihr allesamt!

Doch kein Teufel weiß jetztunder,
Wie sein Säbel, Gottes Wunder!
In die Zöpfe einst geflammt!
Auf und laßt die Fahnen wehen!
Anno fünf ist es geschehen,
Anno fünf zu Altenburg!
Prinz Ludwig bei Spiel und Mahle
Saß allda bei Vogt im Saale
Zechte flott die Herbstnacht durch.
Tat’s mit hundert Offizieren;
Trugen allzumal noch ihren
Wohlfrisierten Puderschopf;
Seitenlöcklein, wohlgebacken
Und gekleistert, und im Nacken
Steif und starr den alten Zopf.
Gläser klirrten, Lieder schallten,
Die Champagner-Pfropfen knallten –
Dreimal hoch das Hauptquartier!
Tafelmusik rauschte munter,
Meister Dussek mitten drunter
Dirigierte am Klavier.
Ist der Prinz emporgeschwungen,
Hat er hoch sein Schwert geschwungen,
Zugelacht dem Freunde dann:
"Hackbrettschläger, jetzt ans Hacken!
Hack' den Zopf mir aus dem Nacken!
Heute soll'n die Zöpfe dran!«
Meister Dussek nahm den Degen,
Tät den Zopf aufs Tischtuch legen,
Auf den Knien lag der Prinz:
Dussek hieb mit scharfem Streiche,
Auf der Tafel lag die Leiche –
Achtunddreißig Jahre sind's!
Tusch! Das fuhr durch alle Köpfe!
Laut scholl's: "Pereant die Zöpfe!«
Das war eine Wirtschaft heut!
Oberst, Kapitän und Junker
Hieb sich ab den garst'gen Klunker –
Jeder Zopf ließ Haare heut!
Dieses in dem Preußenheere
War'n die ersten Zöpf' auf Ehre!
Die da abgeschnitten sein!
Zopflos in den lieben Himmel
Rückt' aus Saalfelds Schlachtgetümmel
Ludwig Ferdinandus ein!
Noch im Dreispitz mit der Krempe,
In der Hand die blut'ge Plempe,
Kam er - doch der Zopf war ab!
Drob der alte Fritz erstaunte,
Und ihm eine gutgelaunte
Oheimliche Nase gab! -

Der Armeezopf liegt erstochen,
Jenas Zopf ist auch gebrochen,
Doch manch andrer macht sich breit!
Wann zerfetzt uns die ein Retter?
Ludwig, schick' ein Donnerwetter
In die Zöpfe dieser Zeit!

(zitiert nach: „Gesammelte Dichtungen“ von Ferdinand Freiligrath, Band 3, Stuttgart 1886)

Christian-Friedrich Scherenberg (1798-1881): „Prinz Louis Ferdinand“ (1845)

Prinz Ludwig sitzt vom Saitenspiel
Im Rudelstädter Schlosse,
Der letzte Strahl durchs Fenster fiel,
Und Nacht wird sein Genosse.
»Ade mein Preußen!« greift voll Schmerz
Er nieder in die Tasten,
Als schlüg' er drein sein wildes Herz
Mit allen seinen Lasten.
Springt auf: »Mein Pferd! Mein Pferd! Muß fort
Zu meinen Fahnen reiten!«
Stürmt weg, noch ehe der Akkord
Verklungen aus den Saiten.
»Die Pferde vor! Wir reiten mit!«
Nachstürzen aus dem Saale
Sich Freund und Arzt zum späten Ritt.
»Ich dank' Euch allzumale.«
»Kein Freund, soviel er mir auch wert,
Kein Doktor heilt die Wunde;
Was mir an meinem Leben zehrt,
Ist Preußens schwere Stunde.«
"Wo bist du, Friedrichs Gloria?
Verblaßt an der Misere -
Wir betteln! - ratio ultima –
Verfederfuchst die Ehre!«
Stößt seinen Schweißfuchs fort zu Tal
Den Blutsporn in die Flanken,
Als hätt' er Preußen unterm Stahl
Mit seinen Ruh-Gedanken.
Und reitet durch dieselbe Nacht,
Wo auch in schlimmen Tagen
Sein großer Ohm sich aufgemacht,
Sein Hochkirch zu erjagen.
Aufsteigen die Nebel um seinen Ritt,
Es reiten die bleichen Scharen
Gar still wie tote Schwadronen mit,
Herbstwinde die Fanfaren.
Der wilde Stern durch Wolken jagt,
Nachflüsternd fall’n die Blätter,

Die Saale rauscht, die Saale klagt,
Sie träumt gar schwere Wetter.
Und als die Morgenwinde naß
Am Federbusche streifen,
Die bleichen Nebel gefallen ins Gras,
Und Roß und Reiter träufen.
Und tot der Stern, und d'rüber kalt
Die feuchten Purpur treiben,
Da macht der Prinz vor Saalfeld halt,
Und spricht: „Hie muß ich bleiben!" -
Still grüßt sein Hauf von Brück' und Gaß',
Still dankt er seinen Fahnen:
„Wir halten", spricht er, „diesen Paß,
Will durch Franzos sich bahnen!" -
„„Angreifen nicht, nur wehren sich!"
So lauten die Befehle…"
Befielt er selbst sich innerlich
Zur Ruhe seine Seele.
Derweilen sucht sein Aug' durch's Tal:
„Will kein Franzose kommen?"
Die Berge glühen, ein Fanal,
Von ihrer Sonn' erglommen
Vortänzelt ihm: „Vive l'Empereur!";
ein Häuflein aus dem Berge:
Es ist der kleine Voltigeur. -
Er mißt die Handvoll Zwerge,
Mißt sie an seinem Heereshauf,
Und seine Pulse treiben,
Der ganze Mann steht in ihm auf:
„Und davor ruhig bleiben!
Ist auch verboten eine Schlacht,
Ein Sieg ist immer befohlen.
Schwadronen drauf! 'n Choc gemacht!
Die müssen wir uns holen!"
Und - hei! - als ritt' der wilde Tod
Einher auf tausend Rossen,
Vorschießt der Stern ins Morgenrot,
Nach seine Reiter schossen.
Fort über Au und Brücke fliegt
Das rasselnde Gewitter,
Weg spreut das Gras, das Joch sich biegt,
Die Planken stieben in Splitter.
Und »en evant« spricht der Franzos',
Und hinter seinen Bergen
Vorwächst zu dreißigtausend groß
Ein Riese aus den Zwergen.
Legt seine Brust und beide Arm'
Zermalmend um die Degen,
Sie all' aus der Umarmung warm
Ins kühle Gras zu legen.
Prinz Ludwig aber schaut, als wär

Erlösung im Verderben:
„Und sind es nun auch so viel mehr,
Wir können nichts als sterben!“
Er spricht’s und deckt mit seinem Hut
Den Stern auf seinem Kleide,
Ein Reiter frei mit seinem Blut
Zu werben auf grüner Haide.
„Komm blasse Braut an meine Brust!
Dir will ich mich ergeben!
Ich liebt’ manch’ Kind voll Leideslust,
So liebt' ich keins im Leben!“
Er stürzt mit wilder Seligkeit
In ihr verzehrend Feuer,
Und voll hat er die Braut gefreit,
Der schönste aller Freier.
Und voll hat sie ihn auch empfahn,
Den Liebling aller Herzen,
Tut voll ihm auch die Liebe an
Mit allen ihren Schmerzen.
Hinab sinkt er von seinem Roß,
Zerstochen und zerschossen,
Sein prachtvoll’ Leben strömend schoß,
Daß alle Adern flossen.
Und wie die Nebel auf der Au,
All seine Reiter liegen,
Und wie der Westwind übern Tau,
Die Kaiseradler fliegen,
Durchs Morgenrot nach Jena fort
Sie ihre Fahnen reißen,
Aushaucht er in dem Sturmakkord
Sein letzt’ „Ade mein Preußen!“

(zitiert nach: Buch deutscher Lyrik, hrsgg. v. Adolf Böttger, Leipzig 1853)

Theodor Fontane (1819- 1898): „Prinz Louis Ferdinand“ (1857)

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschaun,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott schöner Fraun,
Blauäugig, blond, verwegen,
Und in der jungen Hand
Den alten Preußendegen –
Prinz Louis Ferdinand.
Die Generalitäten
Kopfschütteln früh und spät,
Sie räuspern sich und treten
Vor Seine Majestät,
Sie sprechen: »Nicht zu dulden

Ist dieser Lebenslauf,
Die Mädchen und die Schulden
Zehren den Prinzen auf.«
Der König drauf mit Lachen:
»Dank schön, ich wußt' es schon;
Es gilt ihn kirr zu machen,
Drum: Festungsgarnison;
Er muß in die Provinzen
Und nicht länger hier verziehn,
Nach Magdeburg mit dem Prinzen –
Und nie Urlaub nach Berlin.«
Der Prinz vernimmt die Märe,
Saß eben bei seinem Schatz:
»Nach Magdeburg, auf Ehre,
Das ist ein schlimmer Platz!«
Er meldet sich am Orte,
Und es spricht der General:
»Täglich elf Uhr zum Rapporte
Ein für allemal!«
O Prinz, das will nicht munden!
Doch denkt er: »Sei gescheit,
Volle vierundzwanzig Stunden
Sind eine hübsche Zeit.
Relais, viermal verschnaufen,
Auf dem Sattel Nachtquartier,
Und kann's ein Pferd nicht laufen,
So laufen's ihrer vier.«
Hin fliegt er wie die Schwalben,
Fünf Meilen ist Station,
Vom Braunen auf den Falben,
Da ist die Havel schon;
Vom Rappen auf den Schimmel,
Nun faßt die Sehnsucht ihn,
Drei Meilen noch - hilf Himmel,
Prinz Louis in Berlin.
Gegeben und genommen
Wird einer Stunde Glück,
Dann, flugs wie er gekommen,
Im Fluge geht's zurück;
Elf Uhr am andern Tage
Hält er am alten Ort,
Und mit dem Glockenschlage
Da steht er zum Rapport. -
Das war nur bloßes Reiten,
Doch wer so reiten kann,
Der ist in rechten Zeiten
Auch wohl der rechte Mann;
Schon über Tal und Hügel
Stürmt ostwärts der Koloß –
Prinz Louis sitzt am Flügel
Im Rudolstädter Schloß.

Es blitzt der Saal von Kerzen,
Zwölf Lichter um ihn stehn,
Nacht ist's in seinem Herzen,
Und Nacht nur kann er sehn,
Die Töne schwellen, rauschen,
Es klingt wie Lieb' und Haß,
Die Damen stehn und lauschen
Und was er spielt, ist das:
Zu spät zu Kampf und Beten!
Der Feinde Rossehuf
Wird über Nacht zertreten,
Was ein Jahrhundert schuf;
Ich seh es fallen, enden,
Und wie alles zusammenbricht –
Ich kann den Tag nicht wenden,
Aber leben will ich ihn nicht!«
Und als das Wort verklungen,
Rollt Donner schon der Schlacht,
Er hat sich aufgeschwungen,
Und sein Herze noch einmal lacht,
Vorauf den andern allen
Er stolz zusammenbrach;
Prinz Louis war gefallen
Und Preußen fiel - ihm nach.

(zitiert nach: Gedichte von Theodor Fontane, München 1969)

Adolf Bube (1802-1873): „Das Gefecht bei Saalfeld am 10. Oktober 1806“

Aus Saalfeld ritt einst ein edler Graf
Mit Ludwig Ferdinand,
Als kaum die Morgensonne traf
Die Flur im Herbstgewand,
Ein männlich schöner Krieger,
Sprach er mit Innigkeit:
-Leb' wohl, mein Prinz, sei Sieger!
Gern zög' ich mit zum Streit!«
Doch, treu dem guten Kaiser Franz,
Kehrt er ins Schloß zurück,
Das in dem alten Mauerkranz
Barg seines Herzens Glück.
Besorgt trat er ans Fenster
Und sah den schwanken Kampf;
Rings wogten wie Gespenster
Die Streiter in dem Dampf.
Des Grafen Blicke folgt unverwandt
Dem königlichen Herrn,
Bis er in Rauch und Staub verschwand,
Wie im Gewölk ein Stern. –

Bald nahten Feindeshorden
Und sprengten in das Schloß;
-Wer trug den Adlerorden?«
Erscholl es aus dem Troß.
Der Graf erblaßt, er sieht den Stern
Von Ludwigs Heldenbrust;
-Auf«, ruft er, -sucht nach seinem Herrn! –
Entsetzlicher Verlust!« -
Das trieb sie an; sie suchten
Noch spät bei Sternenschein;
Doch erst am Morgen trugen
Sie Ludwig tot herein.
Der Graf blickt ihm ins Angesicht,
Verletzt vom Säbelhieb;
-Weh', das ist Ludwig, zweifelt nicht,
Er, mir so hold und lieb!
Hier dieser Locken Farbe,
Hier der verlor'ne Zahn,
Und hier am Fuß die Narbe
Zerstreuen jeden Wahn!« -
Er hebt die große Decke auf,
Die Brust und Leib verhüllt,
Und läßt der Trauer freien Lauf,
Die ihm das Herz erfüllt.
Es träufeln Tränen nieder
Zur Bahre hart und schmal,
Auf die entblößten Glieder
Zum blut'gen Wundenmal.
-Auf«, ruft er den Franzosen zu:
-Ehrt Euren tapfern Feind!
Ehrt Euch, tragt ihn zur Grabesruh,
Wie einen lieben Freund!« -
Alsbald mit frommen Zeichen
Folgt ihm der Träger Schar
Zur Gruft, wo Fürstenleichen
Schon ruhen manches Jahr.
Der Prinz, bekränzt von Frauenhand,
Lag dort im Sarkophag,
Bis für sein teures Vaterland
Aufging ein Friedenstag.
Dann mit umflorten Fahnen
Und Trommeln, dumpf gerührt,
Ward er zur Gruft der Ahnen
Vom Preußenheer geführt.

(zitiert nach: „Die Schreckenstage von Saalfeld a.S. und der Heldentod des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen“ von Bruno-Emil König, Meiningen 1896. - Erstabdruck und Entstehungszeit dieses Gedichts konnten nicht ermittelt werden)

Johannes Jacobi (1838-1897): „Prinz Louis Ferdinand“ (1890)

Von Deutschlands Niedergang, aus dunklen Tagen
Ein Bild der Trauer, trüb und hoffnungsleer,
Als der Vernichtung Schrecken wild und schwer
Auf allen deutschen Herzen lastend lagen!
In Trümmer ward ein stolzes Reich zerschlagen,
Zu Boden sank sein sieggewohntes Heer,
Und der Eroberer Schar, ein tosend Meer,
Ergoß sich drüber hin in tollem Jagen.
Der erste Strahl aus schwüler Wetternacht
Er fiel auf Dich, zerriß Dein blühend Leben,
Den Stamm der Eiche hat er jäh gespalten.
Wild tobt der Kampf in blut'ger Reiterschlacht –
Sieg oder Tod! Du hast Dein Wort gegeben,
Und hast es fürstlich, heldenhaft gehalten!
Ein Denkmal ragt, wo Dich der Tod einst fand,
Der Schwester Liebe hat es Dir erhoben,
Von Trauerschatten steht es ernst umwoben,
Vereinsamt still am stillen Wegesrand.
»Hier fiel er kämpfend. für sein Vaterland«,
So meldet es - die schlichten Worte loben
Dich herrlicher, als stolze Dichterproben –
»Der Prinz von Preußen, Louis Ferdinand.«
Nun tritt heraus aus Deinem Grabesdunkel,
Sieh um Dich her: Die Nacht ist längst verschwunden,
Nicht schmachtet Deutschland mehr in fremden Banden!
Hell strahlt der Kaiserkrone Lichtgefunkel,
Das neue Reich hat neue Kraft gefunden –
Aus Deinem Blute ist es mit erstanden!

(aus: „Prinz Louis Perdinand.“ - Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Johannes Jacobi. Bremen 1890. Vorspruch zum Drama)

Detlev von Liliencron (1844-1909): Aus „Poggfred“ (1896)

Und noch ein Bild: Prinz Louis Ferdinand.
Genialer Prinz, du rittest jung ins Sterben,
Dein Lebenskrug fiel früh dir aus der Hand,
Aus vierzehn Wunden höhnten vierzehn Scherben.
Wie, wenn dich nun des Schicksals Gängelband
Gnädig entrissen hätte dem Verderben?
Wärst du der Sonne in den Kranz geflogen?
Hätt dich die Hölle in den Schlund gesogen?

(aus: „Poggfred“ - Kunterbuntes Epos in 12 Kantussen von Detlev von Liliencron. Berlin 1896)

Ernst von Wildenbruch (1845-1909): „Held und Helden“ (1906)

Dem Infanterie-Regiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen zum 18. November 1906 dargebracht

Wie Mären klingt's und Sagen,
Geschichte aber spricht's:
Preußen ward totgeschlagen
Vom Streich des Weltgerichts,
Als es die Schicksalsstunde
Verpaßte und verschlief,
Die aus der Zeiten Munde
„Seid wach!“ den Völkern rief.
Wie Sagen klingt's und Mären,
Geschichte aber spricht's:
Preußen erstand zu Ehren
Nie dagewes'nen Lichts,
Als es den Schrei der Nöte
Aus deutscher Brust vernahm
Und wie die Morgenröte
Dem neuen Deutschland kam.
Aus jenen dunklen Tagen
Ein Name flammt ins Land:
Bei Saalfeld Du erschlagen,
Held, Louis Ferdinand.
Du hast nicht mehr gesehen
Aus Preußens altem Mark
Das Neu-Geschlecht erstehen,
Wie Du, so stolz und stark.
Dich rief das Schlachtentosen
In Böhmen nicht mehr wach,
Sahst nicht mehr den Franzosen
Abbüßen Deine Schmach.
Doch Deinen Heldennamen
Hat Sterben nicht erdrückt -
Sieh - neue Helden kamen,
Die heut Dein Name schmückt:
Die Mutigsten der Mut'gen,
Die aus dem Wald von Swiep
Dem kampfzerfetzten, blut'gen,
Zehnfacher Feind nicht trieb.
Heut gönnen ihre Hände
Den Waffen Ruh und Rast –
Heut zur Jahrhundertwende
Sei Held der Helden Gast!
Blick' auf aus Not und Sorgen,
Die Dich zu Tod gebeugt:
Das Land ist wohl geborgen,
Das solche Söhne zeugt.

(aus: „Letzte Gedichte“ von Ernst von Wildenbruch. Berlin 1909. - Dem 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 27 war am 27. 1. 1889 durch Kaiser Wilhelm II. der Name „Infanterie-Regiment „Prinz Louis Ferdinand von Preußen““ verliehen worden: „…Ich habe das Regiment für die hohe Auszeichnung ausgewählt, sich nah diesem heldenmütigen Gliede Meiner Familie nennen zu dürfen, weil es sich bei allen Gelegenheiten durch Tapferkeit und Treue besonders hervorgetan hat!“) - “; so-weit E. Kleßmann. Leise wimmert flüsternd der Wind im lilabraunen Gehölz bei WÖHLSDORF zwischen RUDOLSTADT und SAALFELD an der Saale nicht immer hellem Strande; leise raunt flüsternd der Weidicht-Bach im Dialog mit dem Oktoberwind zur Saale hin: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“, alte weise Worte einer frommen Gräfin von der Heidecksburg… – Der Schauspieler/Regisseur/…/Schriftsteller Hans Lucke aus MELLINGEN bei WEIMAR schreibt („**Ein Wiedersehen, froh und bedenklich**“): „…ein frohes Wiedersehen in angespannter Lage hatte Goethe Mitte Dezember 1805 in Jena erlebt. Er wohnt wie gewöhnlich im Schloß, am 15. kam von Weimar herüber der Herzog Carl-August mit einem willkommenen Freunde, dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Gern hielt Goethe auf des Herzogs Wunsch ein Bett bereit in seinen Räumen. Mittags speisen sie mit Achim von Arnim, ein alter Bekannter von ihnen Allen. Am Abend saßen sie zu dritt beim Weine, aber Karl August zog sich beizeiten zurück, berichtet indessen: die Anderen tranken die ganze Nacht um die Wette. Goethe konnte fürchterlich trinken…; Louis-Ferdinand schrieb seiner Geliebten Pauline Wiesel: „…ich habe nun Goethen wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause und saß dann an meinem Bette. Wir tranken eine Flasche Champagner, [- ist hier ein Widerspruch zur Äußerung KarlAugusts? -] und er sprach ganz vortrefflich. Herrlich deboutonnierte er seine Seele. Er ließ seinem Geiste freien Lauf, er sagte viel und ich lernte viel und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig…“; an anderer Stelle äußert der Prinz, er sei auf das Schlimmste gefaßt. Goethe und der dreiundzwanzig Jahre jüngere LouisFerdinand kennen einander schon von der Kampagne in Frankreich her sowie von der Belagerung von Mainz. Der Prinz ist über einsachtzig hoch gewachsen, stark und behende, musikalisch begabt und literarisch interessiert, ein hellwacher Beobachter des Geschehens. Er war dem 23 Jahre älteren Goethe wohl von Anfang an sympathisch, doch nun erst ist Gelegenheit, sich richtig auszusprechen. Beiderseits interessierende Themen sind genug, vom Weine, den Frauen, den Dilettanten jeglichen Metiers, den Philosophen, den Poeten, den Musikern und endlich die aktuellen Militaria & Politika. Es gibt keine Notate über die nächtliche Konversation, in der sich beide einander offen äußerten, denn gewißlich deboutonnierte [- „knöpfte sich auf“ -] nicht nur der Geheime Rat. Zwischenszene: Zwei Flaschen Champagner sind geleert, als Karl August geht, zwei Flaschen Rotwein hält „Göthe“ entkorkt bereit - Rotwein muss mindestens eine Stunde vor dem Genuß geöffnet stehen! Der Prinz weiß um des Geheimrats Trinkfestigkeit, er setzt darum den Korkenzieher in zwei weitere Bouteillen, indem er anspielt auf eine Begebenheit, die der Herzog ihm berichtete. Ob sie sich tatsächlich so zugetragen habe? Bei einer höfischen Herrenrunde in Weimar nämlich setzte der Kellermeister einen Krug mit Rotem auf die Tafel und forderte die Anwesenden auf, davon zu kosten und zu raten, um welche Sorte es sich handele. Der Herzog nahm die Probe als Erster und meinte nach einigem Schmecken und Schnüffeln, es müsse ein Burgunder sein. Die anderen Herren schlossen sich dieser Meinung an oder zeigten sich ratlos. Endlich kam die Reihe an Goethe. Der nippte, wendete den Schluck im Munde, mümmelte, nahm noch ein Schlückchen, schnupperte wiederholt und sagte, es wäre wohl ein guter hiesiger Tropfen, der lange in einem Madeirafasse gelegen habe. „Getroffen!“ rief der Kellermeister. War es so? Mit leisem Lächeln nickt der also Gerühmte zu der Anekdote und hebt sein Glas dem Prinzen zu. Der Saale/Unstrut-Wein werde oft unterschätzt, weil es halt sehr nördlich liege, dieses Anbaugebiet. Darum glaube man vielerorts, hier könne nur „Rambass“ in den Kellern liegen. So nennt man in der Maingegend in etwas despektierlicher Weise mittelmäßige Weine. Unter dergleichen finden sich nicht wenige, die sich leicht und angenehm weg-trinken, aber doch, ehe man sich’s versieht, zu

Kopfe steigen. Amüsiert erinnert er sich an seinen alten Freund, den leider verstorbenen Kriegsrat Merck, der dem Herzog einmal nicht habe verzeihen können, daß er in der Ruhl bei Eisenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden. Goethe hat aber auch erlebt, wie der „Aßmannshäuser Rote“, der doch auch nicht ganz übel sei, geschmäht wurde von Leuten, die einen „Monzinger“ nicht von einem „Chianti“ zu unterscheiden wußten…; Louis Ferdinand erinnert ans Jahr ’zweiundneunzig, da man ausgerechnet in der Champagne lange ausharren mußte, ehe man einen guten Tropfen bekam. Die trockenen Kehlen nun erst bei der Begegnung auf freiem Felde, als des Prinzen Männer aus einem nahen Dorfe einen fest verschlossenen Küchenschrank anschleppten, in welchem es vielversprechend klapperte. Und dann enthielt der eilig zerhackte Schrank nichts als einige Geschirrteile und ein umfangreiches Kochbuch. Wonach man denn beim auflodernden Feuer saß, zu dem der Schrank das Holz geliefert, und beim Vorlesen der köstlichsten Rezepte Hunger und Durst bis zur Verzweiflung steigerte. Ja, die Kampagne in der Champagne! Goethe hat erlebt, wie die Soldaten den Prinzen lieben. Er ist ein Draufgänger und ein für seine Männer einstehender Kommandeur, er geht mit ihnen um wie mit Mitmenschen, nicht wie mit Muschkoten. Die alte übliche Anrede „ER“ hat er nie gebraucht, stets wendet er das „Sie“ an. Einen ungarischen Husaren hat er damals vorm Feinde gerettet wie auch einen verunglückten Bauern. Das alles weiß Goethe. Die Verehrung, die der Prinz genießt, erlebte Goethe, als er den vor Mainz Verwundeten in Mannheim besuchte. Dort fand er den Prinzen ganz wohlbehaglich auf seinem Sopha ausgestreckt und erfreut über den unvermuteten Besuch. Dem bekundete er seine Begierde, bald möglichst auf dem Kriegschauplatz ganz persönlich aufzutreten. Doch die Genesung zog sich hin, das belagerte Mainz wurde inzwischen erobert. Jetzt erwähnt der Prinz eine Episode, die ihm zu Ohren kam, die er nicht recht glauben kann. Goethe soll, erzählt man, wütend dazwischen gegangen sein, als nach dem Einzug in Mainz den Klubisten - die Revolutionsanhänger in der Stadt - der zugesicherte freie Abzug gefährdet wurde. Eine Schar aufgebrachter Bürger wollte sich an den Abziehenden vergreifen, der „Geheime Rat“ hat es ihnen energisch verwehrt. War es so? Das Glas wird erst geleert, dann nickt er lächelnd und fügt ernst hinzu: „…bei diesen Bürgern zeigte sich der pöbelhafte Rausch, der die Gesetzlosigkeit, die absolute Unordnung heischt…“. Diesen Geist wolle er nirgends dulden. Schließlich war die Pariser Revolution aus eben diesem Geiste geboren und hat die Franzosen an den Rand der Selbstvernichtung als Nation getrieben. Man möge sich zu dem General Bonaparte stellen wie man wolle, man müsse doch anerkennen, daß er diesem Ungeist ein Ende setzte und wieder Ordnung walten ließ. Der Name des Generals, der sich vor Jahr und Tag selber zum Kaiser der Franzosen krönte, ist dem Prinzen nicht angenehm, man sieht es ihm an, obwohl er die heitere Miene wahrt. Er habe gehört, entgegnet er, daß Ludwig van Beethoven die Eroica-Sinfonie, die er zunächst Bonaparte gewidmet, nach der Kaiserkrönung umwidmete. Und das sei gewiß die Wahrheit. Goethe gesteht, daß er von diesem Komponisten noch recht wenig kennt, daß er sich recht bald Werke von ihm vorspielen lassen wolle. Louis Ferdinand ist ein begeisterter Anhänger des in Wien lebenden Genies. Er hat ihn erlebt, als der 26-Jährige in Berlin vor’m König spielte, er sah die Angst Friedrich Wilhelm des Zweiten um seinen kostbaren Flügel, als der große Künstler darauf brillierte. Dennoch hat der König ihm einen Vertrag an seinem Hofe geboten. Was der Musiker leider ablehnte. Aber Louis Ferdinand besaß damals die Kühnheit - „Oder soll ich sagen Frechheit?“ grinst er - sich selber an den Flügel zu setzen, um zu improvisieren, wie er das gern tut. Und was hat Beethoven dazu gesagt? In Louis Lächeln liegen Stolz und Ironie gleichermaßen: Dieses Spiel sei gar nicht königlich oder prinzlich, sondern das eines tüchtigen Klavierspielers! Ironie liegt vor allem in seinem Nachsatz, man habe leider den Eindruck, daß es mit dem Gehör des Beethoven nicht zum Besten stehe. Goethe gibt zu, daß ihm als Augenmenschen die Musik nicht so zu Gebote steht wie etwa die Malerei. Er weiß nicht viel vom Tonsatz, von der Harmonielehre. Desto heilsamer war für ihn erst jüngst eine Beschäftigung, die ihn geradezu nötigte, sich mehr mit Musik zu befassen, mit dem

gedanklichen Hintergrund dieser Kunst. Er hat ein Manuskript des Diderot übersetzt, in dem dieser einen höchst geistreichen bis zynischen Dialog in einem Pariser Café zur Zeit des „Ancien Regime“ schildert: „Rameaus Neffe“. Vor fünfundzwanzig Jahren war ihm Diderots „Jaque le Fatalist et son Maitre“ untergekommen - in einem Zuge, in 6 Stunden, hat er damals das Buch verschlungen! Und war nun wieder höchst eingenommen von Stil und Gedanken des Autors. Dieses Gespräch kreist um den Rokokokomponisten Rameau, um Musik also vor allem, indessen auch um die allgemein herrschende Skrupellosigkeit, um die Genußsucht fern aller Moralität. Der Neffe des bekannten Komponisten ist bei Diderot der Repräsentant der Pariser Bohéme jener Zeit, der in seiner totalen Gesinnungslosigkeit zu allen Schandtaten bereit ist und eine total amoralische Existenz fristet. Diesem Menschenschlag und einer Gesellschaft, die derartige Monstren gebiert, gilt diese Satire. Monstren freilich, wie sie zu allen Zeiten und in allen Ländern zu finden sind. Natürlich geht es in dem Dialog um Musik; Höhepunkt ist die Apologie der italienischen Oper, die der plaudernde Schurke darlegt. Und so begriff er, sagt Goethe, im Verlauf dieser Arbeit, daß ihm Etliches an Verstand „in puncto musici“ fehle, wodurch schöner Teil des Lebensgenusses ihm eigentlich abgehe, was nicht heiße, daß er nicht imstande sei, musikalischen Vortrag zu genießen. Aber zum Genuß der Feinheiten, wie er dem Kenner möglich sei, fehle ihm eben Vieles. Doch wer Musik nicht liebe, der verdiene eigentlich nicht, „Mensch“ genannt zu werden. Louis Ferdinand berichtet, wie er zwar als Knabe schon recht gut auf dem Pianoforte zurecht kam und bald auch die Freude am Improvisieren entdeckte, wie er jedoch unweigerlich auf der Stufe des dilettierenden Jünglings verblieben wäre, hätte ihm nicht die Bekanntschaft mit einem Manne zu wahrem Studium der Grundlagen verholfen. Der dicke Dussek stammte aus Böhmen, hatte in Paris gelebt, war im Jahre neunzig nach London geflohen und endlich, vor vier Jahren, abgebrannt nach Hamburg gekommen, wo derzeit auch der Prinz lebte. In Berlin nahm man ihm diesen Umgang übel, nicht nur weil der Musiker genau wie sein Kompositionsschüler einen Berg von Schulden hatte, auch weil er aus England kam, vor allem aber, weil zum täglichen Umgang des Prinzen Männer wie Friedrich von Gentz gehörten, der Friedrich Wilhelm ein Bündnis mit England und Österreich gegen Bonaparte angeraten hatte. Von Dussek hat er jedenfalls viel gelernt - genug, um nun ernsthaft komponieren zu können, freut sich Louis-Ferdinand; und fügt hinzu, er möchte Goethes Übersetzung des Diderot-Textes gar zu gern lesen. Goethe schmunzelt, es werde ohnehin kaum möglich sein, den Text im französischen Original zu lesen, weil er so gar nicht publiziert sei. Das Manuskript ist auf geradezu abenteuerliche Weise in Goethes Hand gekommen, aus Paris über Sankt Petersburg nämlich! Katharina die Zweite hatte Diderots Bibliothek aufgekauft und Goethes Jugendfreund Klinger, in russischen Diensten als General, fand das Manuskript. Er gab es Schillers Schwager Wolzogen, der sich am Zarenhofe um die Heirat des Weimarer Erbprinzen mit der Zarentochter Maria-Pawlowna bemühte, und dieser brachte es nach Weimar, gab es seinem Schwager Schiller. Schiller reichte es weiter seinem Freunde Goethe und der fand sofort Gefallen an dem Werkchen. Ja, der gute Schiller! Es tritt eine Pause ein. Louis Ferdinand fühlt, wie sehr der Verlust des Freundes und Mitstreiters Goethe getroffen haben muß. Er hebt das Glas in stummer Ehrung des Verstorbenen. Wie um die aufkommende Rührung zu verscheuchen, bringt Goethe eine Komposition des Prinzen zur Sprache, die er leider noch nicht hören konnte, wiewohl er nur Gutes davon gehört hat. Er meint das Quintett fur Klavier, zwei Violinen, Viola und Violoncello, das dem Kapellmeister Himmel gewidmet ist. Die Verwunderung ob dieser Dedikation deutet er nur im Untertone an, sie gilt weniger der Tatsache, daß ein Prinz sein Werk einem Kapellmeister zueignet - die Normalität kennt es ja genau umgekehrt - als eher die Merkwürdigkeit, daß ein Operettenkomponist mit einem seriösen Werke geehrt wird. Goethe hat Himmel anno 1800 in Leipzig gehört und gesprochen, er hat dessen Vaudeville „Fanchon oder „Das Leiermädchen““, nach dem Text von Kotzebue, auf den Spielplan des Weimarer Hoftheaters gesetzt, wo es weit mehr Erfolg hat als sein „Egmont“ oder seine „Iphigenie“ und gar Schillers „Tell“ hinter sich läßt…; Louis Ferdinand

muß ihm versprechen, dieses Quintett in Weimar zu spielen, er selber am Flügel, sobald die Zeiten wieder ruhig geworden sind. Des Prinzen Mundwinkel ziehen sich einen Moment lang herab, ein Seufzer entringt sich, Melancholie liegt in seinem Blicke. Es werde leider wohl die Ruhe eines Kirchhofs sein, fürchtet er, Schillers Marquis Posa zitierend. In Anbetracht der unentschlossenen, ewig zögernden Haltung des Königs, angesichts der Stagnation der Armee in althergebrachten Kampfesweise und Organisation, der die eines Bonaparte weit überlegen ist, kann man für Preußen nur das Schlimmste befürchten. Er kippt die Neige seines Glases in sich hinein - eine Geste des Zornes und der Resignation. Seichte Hoffnungsworte mag Goethe dagegen nicht setzen, er weiß um die Überalterung der preußischen Generalität, die der Erstarrung in einst so erfolgreiche Reglements entspricht. Die in geschlossener Linie vorgehende Infanterie hat noch immer die höchste Feuergeschwindigkeit, aber ihre ungezielten Salven gehen meist an dem in lockerer Formation kämpfenden Gegner vorbei. Die Schwerfälligkeit der alten Bataillionsformation und der langsamen Märsche, die nachts nicht gestattet sind der Desertationsgefahr wegen, die großen Troßkolonnen, all das macht den französischen Truppen unterlegen. Der rasche Fall von UIm und Napoleons Sieg bei Austerlitz haben es unlängst wieder bewiesen. Goethes Schweigen ist Zustimmung. Louis Ferdinand lacht auf, es klingt nicht frei, eher gekünstelt, dieses Lachen. Er gießt die Gläser wieder voll und fragt, wie es um Goethes Hausstand stehe. Die Anspielung auf die in Weimar geächtete wilde Ehe des Geheimen Rates mit der Frau aus der hinteren Gasse ist deutlich genug. Doch er setzt sogleich nach, er selber befinde sich, was Frauen anbelangt, in einer höchst desolaten Situation. In Berlin lebt er in einer morganatischen Ehe mit der schönen Henriette Fromme, zugleich aber kann er von Pauline Wiesel nicht lassen, die selbst verheiratet ist, von ihrem Manne getrennt lebt. Ist Goethe besser dran mit seiner Christiane? Die Frage wird nicht ausgesprochen, sie liegt in der ironischen Selbstbezichtigung des Prinzen als „Filou“…; die direkte Antwort bleibt der Geheime Rat schuldig. Er ergeht sich allgemein über das Ewigweibliche, das die Männer hinauf wie hinab zu ziehen imstande ist. Gehe ein Weib vom rechten Wege ab, so schreite sie auch blindlings auf diesem fort. Es wirke in ihr nichts als die bloße Natur. Die Weiber möchten lieben und geliebt werden und so beide Pole ihres Magneten beschäftigen. Sie tun das ganz unbewußt. Wir hingegen wissen es. Aber nicht jedem ist verständlich, daß Lieben Leiden heißt. Man muß es, man will es nicht. Der Prinz sagt nicht ohne Melancholie, dies sei ihm helle, seit er Pauline kennt. Hat er gehofft, mit Henriette ein häusliches Glück zu finden, so sei dieser Aberglaube gründlich revidiert. Er kann nicht von Pauline loskommen, er ist ihr verfallen. Sie ist ihm Venus in Person. Er blickt den Älteren an, als hoffe er auf eine Lösung des Rätsels. Goethe lächelt verständnis-innig. Er ist seit Rom erst dessen wahrhaft kundig, was man „Liebe“ nennt. Und er hat, zu seinem Glücke, daheim ein Wesen gefunden, das ihm diese Kunde zu erhalten erlaubt. Ein Erotikon ist gewiss nicht alles, was ein Mann an seiner Seite braucht. Aber eine Frau, die diese Seite in sich birgt und zugleich das Hauswesen fest in der Hand hält, ist für ihn quasi das non plus ultra einer Ehe, sei die nun morganatisch oder zeremoniell gesegnet. Louis Ferdinand atmet tief, ehe er äußert, das Wort „Erotikon“ bringe es auf den Begriff, besser als die Vergleichung mit der Göttin. Er hätte es nie für möglich gehalten, dass er einem weiblichen Wesen derart verfalle. Er sieht Goethen an, als frage er: „Und Sie?“; der versteht sehr wohl! Und lächelt: Auf klassischem Boden habe er die Werke der Alten, die er tagsüber betrachtete, erst recht begriffen, als er des Nachts die reizende Geliebte im Arm hielt. Dann begann er den Marmor zu verstehen mit allen Sinnen, mit dem ruhenden Auge, mit der sehenden Hand. Und umgekehrt stand er des Tags vor den Statuen mit dem sinnlichen Verständnis der Nacht. Um so glücklicher schätzt er sich, dass bald nach seiner Rückkehr die Göttin ihm ein Wesen zuführte, welches genau diese Nachterlebnisse ihm weiter bescherte. Er hat bei Mondenschein in ihren Armen gedichtet, des Hexameters Hebung und Senkung auf ihrem Rücken mit leisem Finger erprobt; sie ließ ihn im Sonnenlichte alle zwölf Figuren sehen, wie sie Philänis beschrieb, obgleich sie nicht weiß, wer das war. Des Prinzen Miene ist ein einziges

Fragezeichen. Kennt er den Namen Philänis auch nicht? Nein, darum ist es ihm nicht zu tun, wie seine erstaunte Frage erweist: „Zwölf?“; die heitere Antwort ist, man werde dem Prinzen bei erster Gelegenheit die Beschreibung der zwölf Figuren des Beischlafes, die die griechischen Dichterin lieferte, zukommen lassen. Ob es gleich mit einer Übersetzung geschehen solle? Die Versicherung hinzu-gefügt, man habe schon für den Herzog Karl-August dergleichen Texte übertragen, aus dem Lateinischen wie aus dem Griechischen. Ob es Amor sei oder Eros, der gut befiederte Pfeil trifft stets ins Mark und zündet das Blut. So unterwarf er sich nicht nur Menschen, auch Göttinnen und Götter gehorchten ihm, Aphrodite verfiel im Idäischen Hain dem Anchises, Leander stürzte sich in den Strom, kaum dass er die Hero erblickt hatte, Rhea Silva ging Wasser holen zum Ufer des Tiber und wurde beschlafen von Mars. Alles nachzulesen bei den Alten. Wollen wir Heutigen dümmer sein und beschämter? Beide lachen und prosten sich zu. Die Italiener, meint Goethe, sind zumindest in einem Punkte echte Nachkommen der alten Römer, sie sind lange nicht so prüde wie die Deutschen. Weil das deutsche Publikum zu prüde sei und nicht recht Spaß verstehe, bleibe der Bühne ein Gebiet verschlossen, das wenigstens den Genuss größerer Mannigfaltigkeit geben könne. Freier behandelt, könnte das Grotesk-Komische gerade ein Vehikel sein, so manches zur Sprache zu bringen, was in zarterer Behandlung einen zu ernsten Charakter gewinne. Bilder wie die des Römischen Karnevals, die er gesehen, sind ihm in Deutschland kaum vorstellbar. Da die Frauen ebenso viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, sich in Frauenkleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muss bekennen, dass es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu sein. Erzeigt ein Kutscher einer seiner Freundinnen den Dienst, sie auf den Bock zu heben, so sitzen sie denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe. Dergleichen erlebe man hierzulande allenfalls auf dem Theater, wo die Damen schon darum gerne Hosenrollen übernähmen, wie etwa die Viola in „Was Ihr wollt“, weil sie da endlich ihre schönen Beine zeigen dürfen. Das sei ja seit dem Mittelalter den Männern allein vorbehalten, die Frauen mussten sich stets begnügen mit einem Decollete oder, seit Madame Recamier, mit einer Verhüllung des Leibes und der Gliedmaßen mittels Musselin, was wiederum einer Enthüllung entgegen spiele. Der Pariser Salon dieser Bankiersgattin sei darum wohl mindestens so erotisch wie literarisch-politisch. Louis Ferdinand kennt ein Bildnis dieser Madame, er bestätigt Goethes Meinung. Und doch kenne und schätze er eine Frau, sagt er, die fern aller physischen Begier ihn höchst interessiere. Er nennt Rahel Levin, von deren Salon Goethe längst weiß. Dort, in Berlin, wird des Dichters Name noch freundlich genannt, während in weiten Kreisen er fast schon vergessen scheint. Mit Rachel, die nicht eben hübsche Tochter eines jüdischen Kaufmanns, ist Goethe länger bekannt als der Prinz, er traf sie vor zehn Jahren bereits in Karlsbad. Louis Ferdinand wurde erst vor fiinf Jahren von Friedrich von Gentz eingefiihrt in ihren Salon in der Jägerstraße, der nur eine Dachstube ist. Selbstredend kennt Goethe auch den Politiker und Publizisten, mit dem er in Weimar bekannt wurde vor allem durch dessen Bruder Heinrich von Gentz, den Berliner Architekten, der den Innenausbau des neuen Schlosses in Weimar gestaltete. Bei Rahel treffen sich die Brüder Schlegel, die Humboldts, die Tiecks, dort verkehren Schauspieler, Offiziere und Diplomaten, gesellschaftliche Gräben kennt man hier nicht, Bürger und Adlige, Christen und Juden bilden einen anregenden Kreis. LouisFerdinand fühlt sich dort wohl, nimmt lebhaft teil an den Debatten und unterhält manchmal noch tief in der Nacht mit seinen Phantasieen auf dem Flügel. Am meisten jedoch zieht ihn die Gastgeberin an, RaheI, die intellektuelle Frau mit dem warmen Herzen, die fast der einzige Mensch ist, bei dem sich der Prinz offen aussprechen kann über Alles, was ihn beschäftigt, was ihn quält, auch seine inneren Widersprüche. Bei Rahel fiihlt er sich wie bei einer seelischen Hebamme. Goethe hat sie seinerzeit in Karlsbad gesprochen und einen sehr guten Eindruck von der jungen Dame gehabt: o!-, die Levin hat sehr viel gedacht, hat

Empfindungen und Verstand; es ist was Seltenes, das muss ich sagen - wo findet man das? Lachend gesteht Louis Ferdinand, wie er sich vor ihr einmal blamierte und eine Rüge einhandelte. Er erklärte den Egmont Goethes zum Nicht-Helden, dem ginge alles Heldische ab. Die Rahel schwieg dazu - aber wie! Ihr Blick war die Rüge. Goethe gefällt sowohl der Freimut, mit dem der Prinz dies erzählt, wie auch die Art der Rüge, die die Rahel ihm erteilte. Er selber nämlich hält es ebenso. Ist ihm eine Äußerung gar zu töricht, kennt er drei Arten der Erwiderung: Die milde Ironie, das Schweigen, die grobe Zurechtweisung. Rahel hat nur die erste Stufe angewendet: Louis Ferdinand vermutet, Rahels beinahe mütterlich zu nennendes Verständnis fiir seine Sorgen und Sehnsüchte beruhe vielleicht auf dem Erleben früher Notwendigkeit, sich um die Erziehung der drei jüngeren Geschwister zu bemühen. Als der Vater starb, war sie eben neunzehn, die verwitwete Mutter brauchte dringend ihren Beistand. Womöglich rührt von da auch die gewisse Herbheit, die ihr eigen ist. Die sich zum Exempel darin zeigt, dass sie sich selber seinen Freund nennt, nicht etwa Freundin. Was denn zur Folge hat, dass sie nicht von Männern umschwärmt wird wie die schöne Henriette Herz. So verlobte sich zwar der Graf von Finkenstein mit ihr, fand aber nicht den Schneid, sich mit ihr in den Bund der Ehe zu begeben. Jahre zog sich das seltsame Verhältnis hin, der Graf auf Reisen und die Verlobten mehr getrennt als beisammen, bis es Rahel überdrüssig war und sie sich entschloss, „unbekannt mit ihm zu werden“, als er den Gesandtenposten in Wien antrat. Sie selber ging für ein Jahr nach Paris. Jetzt ist ein kritischer Punkt erreicht, die letzte Bouteille Burgunder ist so ziemlich leer. Goethe hat nur noch von seinem Alltagsgetränk, den hessischen Landwein, einen kleinen Vorrat, den der gern hervorholen will. Aber der Prinz erhebt sich, um den vor der Tür im Korridor wartenden Burschen zum Tross zu schicken, wo ihm etliche gute Tropfen zu Gebote stehen. Goethe begleitet ihn zur Tür, spricht auf ihn ein, der Hessenwein sei doch auch nicht übel, doch schon reißt Louis Ferdinand die Türe auf. Der junge Soldat ist am befohlenen Platze, aber wie? Die Beine in den Gamaschen weit von sich gestreckt, den Kopf seitlich hinten an die Wand gelehnt, sitzt er auf dem Stuhle und schnarcht. Die beiden Herren nehmen es zur Kenntnis, sehen sich an und einigen sich ohne Worte: Der Hessentropfen wird es tun. Leise schließt der Prinz die Tür. Weißer auf Roten – sei’s drum! Diesmal zieht Goethe den Pfropfen. Louis Ferdinand schmeckt den Wein an und nickt anerkennend. Nicht nur dies, er leert das Glas in einer Folge von Schlucken, setzt es dann heftig auf die kleine Tischplatte und starrt vor sich hin. Goethe ahnt einen Ausbruch und behält recht. Dieser Zauderer! Und sein Tartüff dazu! Wen er meint damit? Nun, den König und seinen Haugwitz. Neutralität um jeden Preis! Und wenn dieser Preußen selber ist. Die Schwachköpfe! Der Zar wirbt um eine Allianz, sie warten bis er selber geschlagen ist von Bonaparte. Sie buhlen lieber mit dem kleinen Korsen um das schäbige Hannover. Generale wie der Herr Rüchel tönen selbstzufrieden von der Überlegenheit der Armee und sehen nicht, wie die längst verkommen ist. Ein Artillerieregiment braucht von Breslau nach Berlin vier Wochen! In der Zeit marschiert Bonaparte mit der gesamten Armee von Paris bis Wien! Und weiter noch. Preußische Gutsherr’n brauchen ihre Kantonisten zur Ernte auf den Feldern, darum kann nicht so ohne weiteres mobil gemacht werden! Und wenn sie denn endlich losmarschieren, dann schleppen Soldaten und Unteroffiziere gar ihre Familien mit! Und leiern zu alle dem noch immer die alte Litanei: Der preußische Infanterieangriff ist unwiderstehlich! Eine Schlacht ist nie verloren, solange das Regiment Garde du Corps nicht angegriffen hat! Oder natürlich auch das Regiment Gensdarmes. Ja, er selbst hat den General Bonaparte, hat die französische Armee, ihre neue Kampfesweise unterschätzt. Der Oberst Scharnhorst hat ihm bestätigt, dass Männer genug in Preußen sind, die willens und fähig wären, mit dem alt-her gebrachten Schlendrian, dem sanften Ruhen auf lange vergilbtem Lorbeer aufzuräumen. Aber der Zauderer und der Heuchler ganz oben an der Spitze hindern sie! Was zum Teufel soll das geben? Soll man gehorsam, wenn es so weit sein wird, in die Todesfalle stürmen? Muss man nicht, solange Zeit bleibt, alles daran setzen, die Armee und den Staat umzukrempeln? Preußenturn - das ist doch nicht etwa gleich zu setzen mit blindem Gehorsam

und Feigheit vor Vorgesetzten! Ich bin auf das Schlimmste gefasst. Der Geheime Rat wahrt immer noch Ruhe, sinniert ins Glas hinein. Die Welt brennt in allen Ecken und Enden, zu Lande und See gehen Städte und Flotten in Trümmer. Und man sitzt in einem fieberhaften Frieden und gräbt nach Hoffnung. Preußen scheint das Vorrecht gegönnt, sich in Norden zu befestigen. Erfurt gibt einen wichtigen Haltepunkt. Der Prinz schlägt die Hände vors Gesicht. Seine Stimme ist plötzlich brüchig. Sie haben den Haugwitz weg geschickt, den Hardenberg an seine Stelle gesetzt. Ich kenne den Mann, schätze ihn. Was kann er aber erreichen bei dem Zauderer? Vor der Tür des Monarchen sitzt weiter der Kabinettsrat Lombard, der bonapartistisch gesinnte. Und Haugwitz wird bald wieder amtieren! Goethe legt dem Prinzen eine Hand auf die Schulter. Die Geste nimmt seinem Schweigen den Tadel. Eher betont sie ein Mitempfinden. Louis blickt auf, in seinen Augen Hilflosigkeit und Dankbarkeit in Einem. Der Ältere steht mit auf dem Rücken verschränkten Händen, nickt seufzend und wandert im Zimmer auf und ab. Ein wenig dozierend klingt es, was er da redet, aber der Zuhörer nimmt es begierig auf. Die Erfolge Napoleons wollen ergründet sein, wenn man sich gegen ihn wenden wolle. Die Volksmenge folge ihm enthusiastisch, ausgenommen einige Wenige. Woher diese Folgsamkeit aus freiem Willen? Der Kaiser hat in den Augen des Volkes die Ungerechtigkeit des „Ancien Regime“ beendet, jene krasse Bereicherung der Oberen auf Kosten der Ärmsten, die letztlich die Pöbelwut ausbrechen ließ. Es sind stets die Regierenden, die eine Regierung ihres Ansehens berauben! Goethe hat einen kleinen Eindruck erhalten von solcher Problematik, als er vor vierundzwanzig Jahren die Sanierung der Staatsfinanzen im kleinen Sachsen-Weimar übernahm, seinem Freunde Carl-August zuliebe. Durch übermäßige Leidenschaften des Herzogs waren die Kassen leichtfertig geleert. Obwohl nicht zu vergleichen mit den Zuständen in Paris zu Zeiten der Halsbandaffäre, habe hier durchaus ein gleiches Prinzip gewaltet. Das wurde ihm bewusst damals, durch die Lande reisend und mit Leuten aus den unteren Ständen sprechend. Er sah den Bauersmann dem Lande das Notdürftige abringen, eine Mühsal, die ihn ein behagliches Auskommen sichern konnte, hätte er nur für sich schwitzen müssen. So aber brachte man es dahin, dass oben immer in einem Tage mehr verzehrt wurde, als unten beigebracht werden konnte. Mehr oder mindestens ebenso wichtig wie die Armee-Reform sei daher auch in Preußen ein sorgfältig sachter Umbau des Staates, die Abschaffung der Fron voran gestellt. Carl August habe Dies’ fur sein Land vollauf verstanden und arbeite an entsprechenden Veränderungen, unterstützt von seinem Minister Voigt. Louis-Ferdinand lächelt ein wenig, nickt wie selbstverständlich. Sie kennen den Hardenberg! Waren mit ihm auf der Universität! Und beim Zeichenlehrer Oeser, ergänzt Goethe. Der Prinz weiß um ähnlich geartete Erwägungen des jüngst erst in die Nähe des Königs gerückten Freiherrn von Hardenberg, die auch vor Widerrede gegen des Monarchen Ansicht nicht schreckt. Zu dieser letzten Bemerkung schweigt Goethe. Er schenkt die Gläser wieder voll, setzt sich, spricht über’s Weinglas hinweg. Die Weltgeschichte verlaufe nicht nach höherem Plane, sie bewege sich aufkomplizierten Bahnen in Polarität und steter Steigerung. Das sehe man sowohl in Naturerscheinungen wie in der Doppelnatur des Menschen. Geist & Materie untrennbar, Leib & Seele, Licht & Finsternis, Anziehen & Abstoßen, Vereinigung & Trennung, Liebe & Haß, Gut & Böse – Dies’ alles doppelsinnig; jede absolute Wertung des Einen führe zu Irrtum und Überbewertung der Idee. Eins könne nie erwogen werden ohne Berücksichtigung des Gegensatzes, auch Gut und Böse existiere in der Einheit der Polarität. Er sehe in dieser Weise die Chance, dass einem Bonaparte der Friede zuletzt vernünftiger scheine als ein fortdauernder Kriegszustand. Nach Montesquieus Definition sei Napoleon kein Despot, weil er mit dem „Code Civil“ einen Grund gelegt hat, nicht allein nach seinem Willen und Launen zu herrschen. Weit gefährlicher sei doch, wie sich in der Schreckensherrschaft erwiesen hat, die Verabsolutierung der individuellen Freiheit bis zum Despotismus des Pöbels. Das gemeine Volk wisse nie recht, was es denn eigentlich will und daraus resultiere die Willkür, wenn man es zum Souverän erhebe. Louis Ferdinand stimmt dem zwar bei, schließt jedoch einen Satz an, der dem selbst-ernannten Kaiser böse

Launen ankreidet. Oder war die heimtückische Arretierung des Bourbonen-Prinzen Enghien auf badischem Territorium und seine hastige Ermordung in Vincennes kein Akt despotischer Willkür? Goethe schaut in's Glas, scheint die Antwort mit Sorgfalt zu bedenken. Da fährt der Prinz bereits fort: Die Geschichte kenne Beispiele despotischer Hybris, die sich steigerte, bis der von Sieg zu Sieg eilende Herrscher seinem sicheren Untergang zustrebte. Er nennt die Namen Hannibal und Attila! Nur sei es ein fataler Trugschluß, wenn man einfach darauf warten wolle, daß dieser Bonaparte sein Cannae finde. Damit leert er sein Glas und stellt es auf dem Boden ab, lehnt sich weit zurück auf dem Bette. Der Geheime Rat gibt lediglich zu Bedenken, daß der Prinz Enghien sehr leichtsinnig handelte, als er, dem Zugriff der Franzosen so nah ausgesetzt, Fäden nach England knüpfte, um mit Wellington gegen Frankreich zu kämpfen. Im Übrigen nimmt er seinen Gedankenfaden wieder auf, das Entwicklungsgesetz von Polarität und Steigerung, und setzt seine unterbrochene Wanderung im Zimmer fort. Waltet nicht auch in der Musik dieses Prinzip? Konnte die Dichtung denn anders entspringen als aus der Musik, um schließlich zu dieser zurück zu kehren? Nicht anders der Gang der Welt, der…; mitten im Satze aber verhält er, schaut auf den Prinzen. Louis stützt sich auf die Ellenbogen, sein Blick ist gesenkt, er bemüht sich die Lider offen zu halten. Er ist plötzlich sehr müde. Goethe hält einen Handrücken vor den Mund und gibt vor zu gähnen. Der Prinz bemerkt es und sagt, es sei wohl an der Zeit, daß er sein Zimmer aufsuche!" -- So-weit Hans Lucke in MELLINGEN; es weint der Wind bei WÖHLSDORF leis' die alte preußisch' traurig' Weis'… -- Wolf-Jörg Schuster schreibt in „Napoleon in Thüringen 1806" über „Ludwig-Friedrich-Christian" (- so der eigentliche Name unseres Helden „LF"…): „…Napoleon hatte längst das Heft des Handelns ergriffen und seine Truppen am Oberlauf der Saale zusammengezogen… …nur wenige sächsische Regimenter hatten sich bis zum 7. Oktober 1806 tatsächlich mit den Preußen vereinigt und gemeinsam mit diesen die Saale passiert. Seine etwa 10000 Mann starke Avantgarde postierte Hohenlohe vor sich am Thüringer Wald, das Hauptquartier in Stadtilm. Der am nächsten Tag das Kommando übernehmende Louis Ferdinand kam aus Jena in Rudolstadt an… …der 3. Kampftag, der 10. Oktober 1806, ein Freitag, war angebrochen. Napoleons Adjutant Rapp hatte in der Nacht das Gefechtsergebnis von Schleiz gebracht und den Kaiser unablässig im Kabinett arbeiten gesehen. Lange kann Napoleon in seiner ersten „thüringischen" Nacht tatsächlich nicht geschlafen haben, denn zeitig am Morgen schon diktierte er wieder Befehle. Mit ernster Miene ging er, die Hände auf dem Rücken und den Oberkörper leicht gebeugt, trotz des Sieges vom Vortag unruhig im Salon des Ebersdorfer Schlosses auf und ab. Im Zentrum seiner „Großen Armee" waren zwar am Vorabend Korps, fast zwei Kavalleriedivisionen und Teile der Garde dicht aufgerückt, aber besonders auf den Flügeln war die 2. Linie zu langsam vorangekommen und stand statt eines nun anderthalb Tage zurück. Napoleon konnte nicht ahnen, daß sich die Preußen und Sachsen noch im Zustande größter Trägheit befanden. Er kannte die Stellungen, Absichten und Bewegungen des Gegners nicht, und gerade diese Ungewißheit war ihm unangenehm. Bis spät in die Nacht waren unterschiedlichste Stärkeangaben eingetroffen. Hatte er bis jetzt die Hauptkräfte der Preußen bei Gotha und Weimar vermutet, erfuhr er nun vom Vormarsch einer feindlichen Abteilung über den Thüringer Wald - es handelte sich um die Avantgarde Carl Augusts - sowie preußische Stellungen bei Jena. Das konnte ein feindliches Vorgehen in zwei Kolonnen über den Thüringer Wald bzw. entlang der Saale gegen Saalfeld-Coburg und somit eine ernsthafte Bedrohung seiner linken Flanke bedeuten. Da die Verbindung zu Lannes noch fehlte, galt diesem Napoleons Hauptsorge. Der Kaiser war unsicher, ob er nicht lieber Verstärkungen an seine linke Flanke jenseits der Saale entsenden sollte und fühlte sich in seinem Drang, dem am Vortag geschlagenen Feind nachzufolgen, gehemmt. Es drohten Zeitverzögerungen beim Weitermarsch, vielleicht sogar ein Abwarten. Nur die Avantgarde sollte zunächst bis Auma vorgehen. Zur raschen Aufklärung der Ungewißheiten mußte wieder die Kavallerie vorgeschickt werden. Murat erhielt um 5 Uhr Befehl, eine starke Abteilung in Richtung

Pößneck nach Saalfeld, wo Napoleon 12000 bis 15 000 Feinde vermutete, abzusenden und gleichzeitig die Gegend nach Auma zu erforschen. Der Marschall ritt daraufhin selbst mit der herangezogenen, 3000 Mann starken Dragonerdivision Beaumonts nach Pößneck und beorderte General Wattier mit den beiden Kavallerie-Regimentern von Löhma nach Auma. Da militärisch noch alles in der Schwebe hing, nutzte Napoleon die Zeit in Ebersdorf, um sein diplomatisches Geschick spielen zu lassen mit dem Versuch, sich zum Beschützer der Sachsen aufzuwerfen. Seine Absicht war es, die gegnerische Koalition aus Preußen, Sachsen und Sachsen-Weimar zu trennen und sich späterhin hilfreiche Freunde zu schaffen. Da der Kaiser bei Schleiz die Verflechtung von preußischen und sächsischen Truppen erlebt hatte, diktierte er früh 5 Uhr ein Schreiben an den Staatssekretär und späteren Außenminister Maret: „Setzen Sie in die Zeitungen, dass ... das Benehmen der Preußen unwürdig ist. Um der Sachsen sicher zu sein, haben sie ein sächsisches Bataillon zwischen zwei preußische gesetzt; ich bin gewiss, dass ein solcher Raub an der Unabhängigkeit und eine solche Unwürdigkeit gegen eine viel schwächere Macht ganz Europa erschüttert.“; um der Sache Nachdruck zu verleihen, verfaßte Napoleon ein in starke Worte gekleidetes Dokument, den hoch wichtigen Aufruf „An die Völker Sachsens“. Die für eine breite Öffentlichkeit bestimmte Proklamation war für die Demagogie des „Befreiers“ Napoleon sehr aufschlußreich und lautete folgendermaßen: „Sachsen! Die Preussen haben euer Land überfallen - Ich betrete dasselbe, euch zu befreien. Sie haben gewaltsam das Band eurer Truppen aufgelöst, und ihrer Armee angeknüpft. Ihr sollt euer Blut vergießen, nicht nur für ein fremdes, sondern sogar für ein mich entgegengesetztes Interesse. Meine Anneen waren eben im Begriffe, Deutschland zu verlassen, als euer Gebiet verletzt wurde; sie werden nach Frankreich zurückkehren, wenn Preussen eure Unabhängigkeit anerkennt, und den Plänen entsagt haben wird, die es gegen euch im Schilde führt. Sachsen! Euer Fürst hatte sich bis jetzt geweigert, solche pflichtwidrigen Verbindungen einzugehen; wenn er sie seitdem eingegangen, so wurde er durch den Einfall der Preussen hierzu gezwungen. Ich war taub gegen die eitle Herausforderung, welche Preussen gegen mein Volk richtete, so lange taub, als es nur auf seinem Gebiet in Waffenrüstung trat; Dann erst, als es euere Gränzen überschritt, hat mein Minister Berlin verlassen. Sachsen! Euer Loos liegt jetzt in euerer Hand. Wollt Ihr im Zweifel stehen zwischen denen, die euch unterjochen, und denen, die euch schützen wollen? Meine Fortschritte werden die Existenz und Unabhängigkeit eueres Fürsten, euerer Nation befestigen. Die Fortschritte der Preussen würden euch ewige Fesseln anlegen. Heute würden sie die Lausitz, morgen die Ufer der EIbe verlangen. Doch, was sage ich? Haben sie nicht alles verlangt? Nicht schon längst versucht, eueren Beherrscher zur Anerkennung einer Oberherrschaft zu zwingen, die unmittelbar euch aufgelegt, euch aus der Kette der Nationen reissen würde? Euere Unabhängigkeit, euere Verfassung, euere Freiheit würde dann ein bloser Gegenstand der Erinnerung seyn, und die Manen euerer Vorfahren, der tapferen Sachsen würden sich entrüsten, euch ohne Wiederkehre von eueren Nebenbuhlern, unter das Joch solange bereiteter Knechtschaft gebeugt, und euer Land zu einer preußischen Provinz herabgewürdigt zu sehen. - Gegeben in unserem Kaiserlichen Hauptquartier zu Ebersdorf 1806“. Inzwischen war es fast 8 Uhr geworden. Der Kaiser war über den Stand des Feindes so klug wie zuvor. Neue Marschbefehle mußten gegeben werden. An Lannes erging ein Schreiben, die Ankunft Augereaus zu beschleunigen und anschließend den Feind anzugreifen. Für den Ernstfall, das hieß starke gegnerische Kräfte bei Saalfeld, wollte er die Divisionen Dupont und Morand (1. und 3. Korps) bereithalten. Da Napoleon die größere Gefahr von Saalfeld erwartete, berief er das 6. Korps vom rechten Flügel zur Mitte hin ab. Ney erhielt die kaiserliche Order, von Hof nach Tanna zu gehen, während Jerome mit den Bayern den Weg von Bayreuth nach Lobenstein nehmen sollte. Gegen 8 Uhr zog Napoleon ein Resümee des vergangenen Tages und teilte sct seinem Marschall Soult mit: „Wir haben gestern die 8000 Mann über den Haufen geworfen, die von Hof nach Schleitz sich zurückgezogen hatten, wo sie Verstärkung in der Nacht erwarteten. Ihre Kavallerie wurde zusammengehauen, ein Oberst

gefangengenommen, mehr wie 2000 Gewehre und Hüte wurden auf dem Schlachtfeld gefunden. Die preußische Infanterie hat nicht Stand gehalten... Soviel scheint klar, die Preußen hatten die Absicht anzugreifen... Ich kann nicht marschieren, ich habe noch zuviel hinten. Ich werde meine Avantgarde nach Auma vorschieben. Ich habe ein gutes Schlachtfeld für 70- bis 80000 Mann nördlich Schleiz ausgesucht... Wie es scheint, beginnt der Feldzug unter sehr glücklichen Auspizien.“; nach dieser triumphierenden Bemerkung schrieb er Soult seine weiteren Absichten: „Diese Verbindung (zu Lannes - d. Verf.) erst gewonnen, gehe ich auf Neustadt-Triptis, und (der Feind - d. Verf.) mag dann machen, was er will. Greift er mich an, werde ich hocherfreut sein; läßt er sich sie angreifen, so werde ich nicht verfehlen, es meinerseits zu tun; weicht er auf Magdeburg aus, dann werden Sie vor ihm in Dresden sein. Ich wünsche sehr eine Schlacht.“; Napoleon hatte den Brief an Soult eben beendet, als auf dem Schloßhof ein Kurier vom abgehetzten Pferd sprang und sich der Adressat mit einer Botschaft aus Plauen meldete. Darin gab Soult den Abzug des Feindes von Plauen auf Gera bekannt und behauptete, daß hinter Chemnitz eine Dresden deckende Armee stünde. Der Kaiser war wie elektrisiert; all’ seine Unsicherheit schien plötzlich zu verschwinden, und seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich endlich auf einen einzigen Punkt. Umgehend setzte er davon Soult in Kenntnis und schrieb: „Die Nachricht, die Sie mir über den Abzug von 1000 Mann von P1auen auf Gera geben, läßt mir keinen Zweifel, daß dies der Vereinigungspunkt der feindlichen Armee ist. Ich glaube nicht, daß sie diese Absicht vor meiner Ankunft dort ausführen kann...“. Gera hieß fortan der Zielpunkt für Napoleon. Wie sehr er sich mit seiner Ansicht irrte, erkannte er 30 Stunden später. Im ersten Augenblick war Napoleon selbst noch etwas zögerlich und gab nur Murat und den zwei Divisionen Bernadottes bei Oettersdorf Befehl, nach Auma zu marschieren und die Straße zwischen Saalfeld und Gera zu blockieren. 3 Stunden später, gegen 11 Uhr und vielleicht endgültig bekräftigt durch die Patrouillen über Auma, hatte er sich entschieden und gab weitere Anweisungen zur Konzentrierung bei Gera. Soult sollte über Weida dorthin gelangen, Davout mit zwei Divisionen die Saale überschreiten und selbst mit der schon bei Saalburg stehenden 1. Division Morand jenseits Schleiz Stellung beziehen. Alle rückwärtigen Armeeteile wie Garde, Genietruppen und Artilleriepark wurden nach Schleiz verwiesen. Augereau schließlich sollte durch große Marschleistungen Lannes erreichen und mit ihm gemeinsam Saalfeld angreifen. Gegen Mittag verließ Napoleon Ebersdorf, um es nie wieder zu betreten. Zurück ließ er die Einwohner mit ihren Sorgen, die sie bis 1815 nicht loswurden. Vorerst zogen bis zum 14. Oktober, als der unheilverkündende Kanonendonner von Jena herüberrollte, fast ohne Unterbrechung französische Truppen in starken Kolonnen durch den Ort. Sie setzten aber, dem Inhalt des kaiserlichen Schutzbriefes gemäß, ohne Aufenthalt ihren Marsch fort. Ein mit 50 Gardisten zurückgelassener kaiserlicher Adjutant hielt den erstaunten Befehlshabern, die besonders am 10. mit großen Einheiten anrückten und Einquartierung verlangten, den strengen Befehl des Kaisers vor und nötigten sie zum Weiterzug. Das betraf Marschall Lefebvre mit seinen 5000 Gardisten ebenso wie einige Tage später die Bayern, die sogar mit dem Anzünden des Dorfes gedroht hatten. Nur Staatssekretär Maret, der sich beim Fürsten Heinrich LI. melden ließ, durfte bleiben. Ein Augenzeuge soll das Schlußwort für die kriegerischen Oktobertage in Ebersdorf halten: „Die Angst aber unter den gespannten Erwartungen neuer Drangsale, während welcher man sich so ganz der kriegerischen Willkür preisgegeben sah, kann nicht beschrieben, sie muß erfahren werden. In den meisten Häusern war bei den unendlichen Durchmärschen oder den starken Einquartierungen die Arbeit und die Unruhe von der Art, daß die Kräfte höchst erschöpft waren. An Schlaf war bei vielen gar nicht zu denken, denn wenn auch die Gemüter dazu ruhig genug gewesen wären, so forderten doch sowohl die Bedienung als die Gefahr vor Einbruch und Feuer Wachsarnkeit und beständige Bereitschaft.“; zur selben Zeit, als Napoleon in Ebersdorf zum Aufbruch rüstete, begann sich der furchtbare Untergang eines weiteren preußisch-sächsischen Heeres zu vollziehen. In der elften Tagesstunde hatte die Sonne die nebligen Schleier durchbrochen und spendete herbstliche Wärme. Murats und Bernadottes

Avantgarden waren im Zentrum bis nach Auma vorgedrungen, um dort erbarmungslos zu plündern. Und derweil Auma vom Gebrüll der Marodeure und dem Gepolter wuchtender Kolbenstöße widerhallte, dröhnten im Westen Kanonenschläge und kündeten vom Stand des linken französischen MarschflügeIs. Dort, bei Saalfeld, traf Lannes, einer der kühnsten und fähigsten von Napoleons Marschällen, auf die zweite Vorhut Hohenlohes. An ihrer Spitze stand Prinz Louis Ferdinand, ein Neffe Friedrichs des Zweiten und mit 33 Jahren jugendlicher Held der Armee. Er war nicht nur ein verwegener Reiter und kühner Soldat, sondern auch ein begabter Schöngeist mit patriotischen Reforminteressen, der die Schwächlichkeit des Königs und seines „schändlichen“ Kabinetts gründlich verachtete. Dem altzopfigen preußischen Hof deshalb und wegen seiner amourösen Verhältnisse suspekt, blieb Louis Ferdinand eine äußerst zwiespältige Persönlichkeit, mehr Phantast als Realist und im militärischen Sinne ganz der friderizianischen Schule verhaftet. Er brannte darauf, die erste Klinge mit dem Feind zu kreuzen, was ihm Lannes, der jeden 30jährigen noch lebenden Husaren für einen Lumpen hielt, nur zu gern gewährte. Auf den Befehl Hohenlohes, die Avantgarde bei Rudolstadt zu konzentrieren, hatte Louis Ferdinand bis zum Abend des 9. Oktober seine Einheiten dort sowie in Remda, Schwarza, Cumbach, Preilipp, Blankenburg und Saalfeld Stellung beziehen lassen, während die Vorposten schon bis Arnsgereuth zurückgedrängt waren. Davon sowie vom Einmarsch der Franzosen mit 16000 bis 20000 Mann in Coburg unterrichtet, hatte der Prinz nach seinem letzten Klavierabend im Kreise des gastgebenden Rudolstädter Fürsten auf Schloß Heidecksburg erst spätnachts beschlossen, am 10. Oktober mit der Avantgarde bis Saalfeld vorzurücken. Eine Information des Königs oder Hohenlohes war nicht erfolgt. Louis Ferdinand glaubte, die Saalebrücken für einen geplanten Übergang des Hohenloheschen Korps auf das rechte Saaleufer halten zu müssen. Am Morgen des 10. Oktober standen die drei in Rudolstadt stationierten sächsischen Regimenter (- die Division der Avantgarde war durch ein Regiment der 2. Division Hohenlohes verstärkt worden und umfaßte jetzt elf-einhalb Bataillone -) mit einer Batterie auf der Straße nach Saalfeld zum Abmarsch bereit. 5 Schwadronen Husaren sollten die Spitze bilden, das preußische Regiment Müffling aus Remda nachfolgen. Gegen 8.30 Uhr begann der Marsch. Inzwischen war Marschall Lannes bereits 5 Uhr mit der 1. Division Suchet sowie zwei Reiterregimentern aufgebrochen und weitergerückt. Entgegen seinem Beschluß hatte er die Vereinigung des 5. Korps nicht abgewartet, so daß die 2. Division neun Kilometer hinter der ersten blieb. Auch Augereau, der nach Napoleons Vorstellungen mit Lannes gemeinsam Saalfeld angreifen sollte, erhielt keine Information über die zeitige Vorwärtsbewegung seines Marschallskollegen. Die auf der Coburger Straße vorgehenden 12000 Mann Suchets hatten die preußische Jägerkompanie Valentini aus Arnsgereuth vertrieben und mit ihrer Kavalleriespitze gegen 8 Uhr versucht, den Wald vor Gamsdorf zu verlassen. Dabei wurden sie zunächst von den Jägern aufgehalten, die sich aber bald auf eine Vorpostenstellung am Lerchenhügel südwestlich von Saalfeld zurückzogen. Auf Geheiß des von Rudolstadt mit dem Gros zu Hilfe kommenden Louis Ferdinand sollten die Obersten von Rabenau und von Rühle diese um 1500 Schritt nach rechts verlängerte Position mit den Jägern, ihren beiden Füsilierbataillonen, fünf Husarenschwadronen und reitender Artillerie gegen die Franzosen behaupten. Vor Saalfeld, am östlichen Hang des Lerchenhügels und äußersten linken Flügel der sich entwickelnden preußisch-sächsischen Aufstellung, entbrannte zuerst der Kampf in Form eines Schützengefechts. Das 9. und 10. französische Husarenregiment General Treillards, unterstützt durch Tirailleure, griffen zu beiden Seiten der Coburger Straße die Salvenfeuer abgebenden Preußen an. Rasch lichteten sich die Reihen der aufrecht stehenden Preußen durch Kugeln aus unsichtbaren Verstecken. Nur durch den Einsatz von Artillerie und den regelwidrigen Befehl des Hauptmanns Gneisenau an seine Füsilierkompanie, Deckung zu suchen und selbst zum zerstreuten Gefecht überzugehen, konnte der 1. französische Angriff abgeschlagen werden. Prinz Louis Ferdinand hatte inzwischen das Gros seiner Avantgarde von Rudolstadt nach Saatfeld vorgezogen und es dort, zwischen der Stadt und dem Dorf

Crösten, aufgestellt. Die Saale im Rücken und das vom Waldsaum zum Fluß hin abfallende, mit Büschen, Hecken und Bachgründen durchzogene Berggelände vor sich, standen die sechs sächsischen Bataillone Infanterie in erster, die zwei preußischen Bataillone in zweiter und fünf Schwadronen Kavallerie in dritter Linie beidseits der Straße. Nach links schlossen sich bis zum östlichen Lerchenhügel die kämpfenden Bataillone Rabenaus und Rühles an. Kurz nach halb elf Uhr erhielt der Prinz die verspätete Meldung des in Jena befindlichen Fürsten Hohenlohe, daß er mit seiner gut 9000 Mann zählenden Avantgarde bei Rudolstadt zu bleiben und sich in keinen Kampf einzulassen habe. Louis Ferdinand mußte erkennen, daß Hilfe nicht zu erwarten, der Besitz von Saalfeld trotz seines Magazins unwichtig und der gegnerische starke Aufmarsch keine bloße Rekognoszierung war. Die drei französischen Brigadegeneräle Claparede, Reille und Vedel der Division Suchets führten ihre Infanterie parallel zur Straße von Saalfeld nach Schwarza am hochgelegenen Waldsaum entlang, um die Preußen und Sachsen von Rudolstadt abzuschneiden. Vom Feind unbemerkt hatten sie schon Beulwitz besetzt. Die bei Blankenburg stehenden Truppen (Füsilierbataillon Pelet, eine Jägerkompanie, 3 Husarenschwadronen) griffen nur wenig in die Kämpfe ein. Louis Ferdinand beschloß den Rückzug nach Schwarza, gleichzeitig aber - seinem blinden Kampfeseifer die Zügel schießen lassend - einen ganz unnötigen Offensivstoß gegen die Höhenstellung des Feindes. Nachdem er drei Bataillone als Flanken- und Rückzugsschutz nach Schwarza, Unterwirbach und auf den Sandberg bei Aue am Berg in Richtung Norden abkommandiert hatte, begann sein nur noch drei-einviertel Bataillone starkes Gros bataillonsweise an Crösten vorbei bis in die Höhe von Beulwitz zu avancieren. Freilich vermochte die starre, im Geschwindschritt mit Salven feuernde Soldatenlinie kaum etwas gegen die flinken, sich im welligen Gelände



das Monument (Foto: wgl)



LFs fliehende Truppen…



LF



LF



der „Alte Fritz“ (Friedrich II. („Der Große“)), LFs Onkel



Anna-Amalia v. Pr.



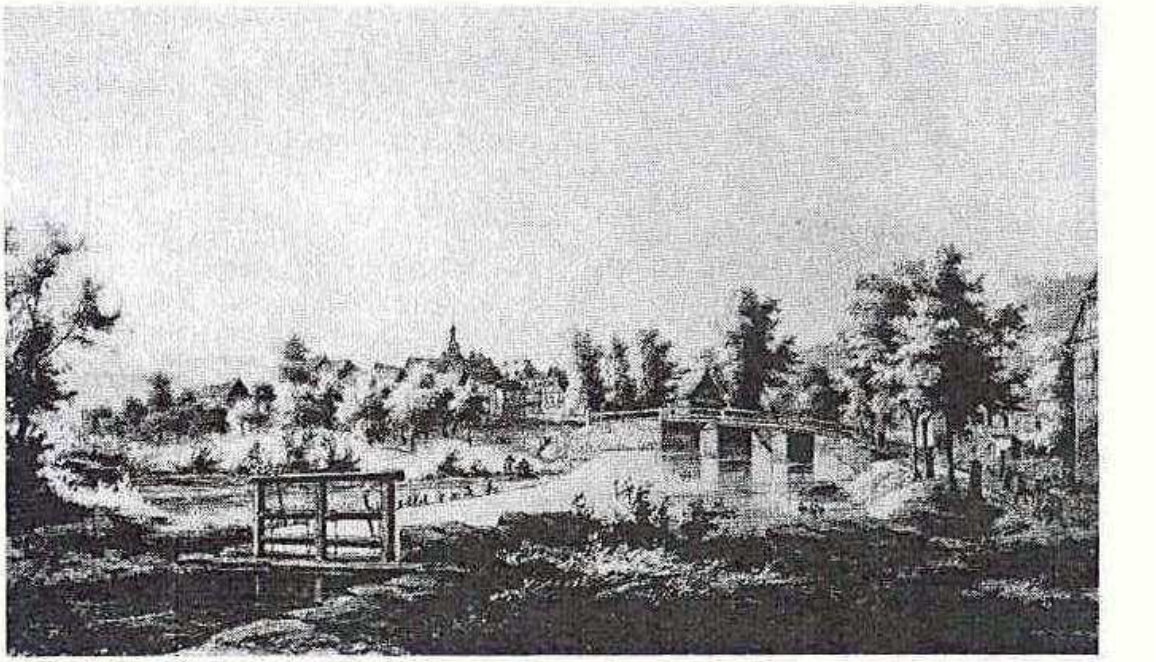
LF



LF (- das berühmte Mosnier-Bild zum Geburtstag des Vaters Ferdinand)

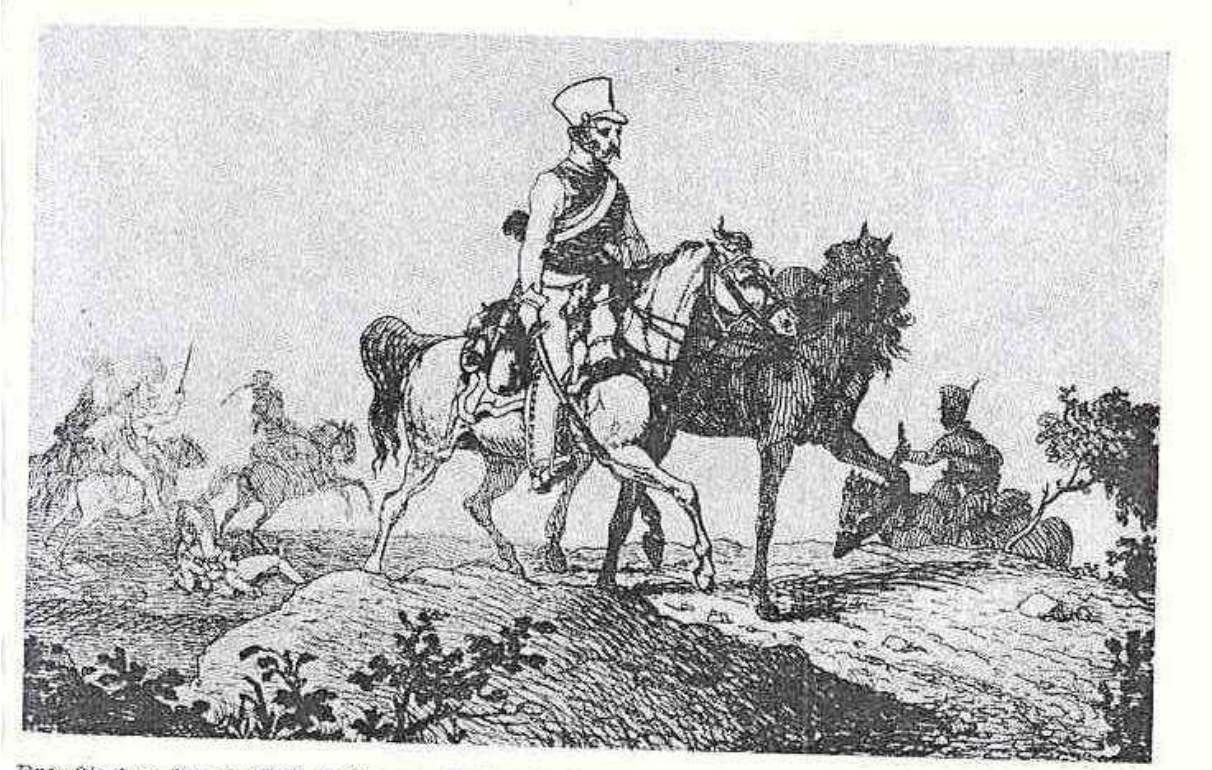


der Tote (- knieend: Jean-Baptiste Guindet)



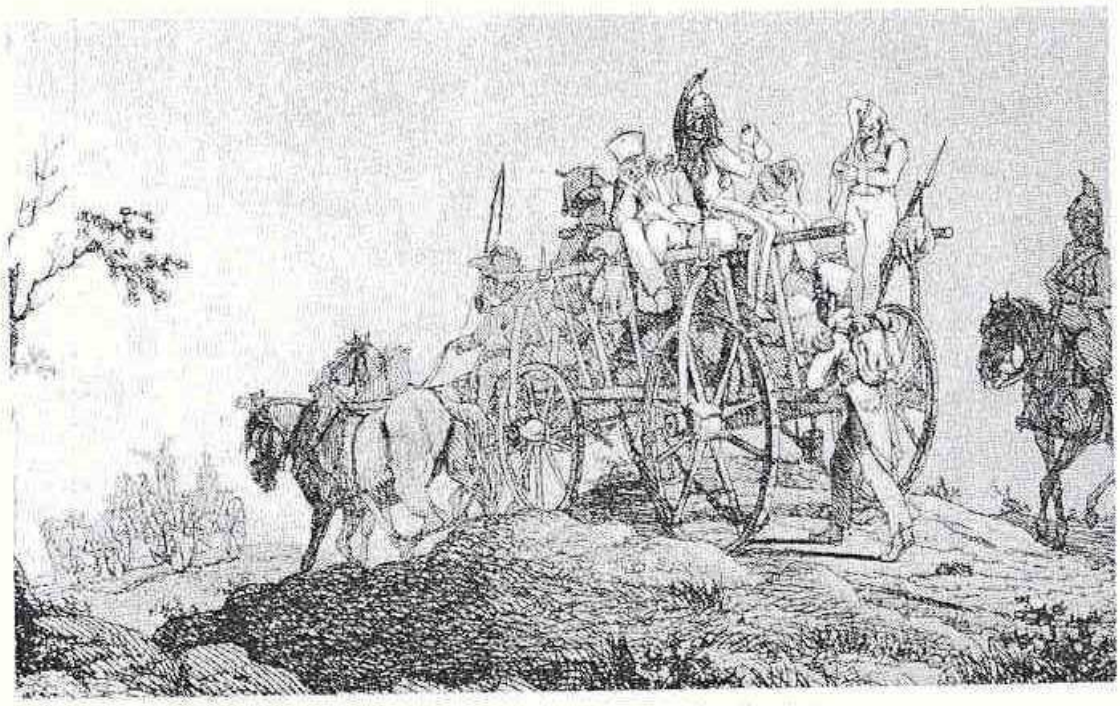
Schwarza mit der Brücke 1854. Zeichnung R. Schinzel. Von hier aus marschierte am 10. Oktober 1806, 8 Uhr, das Gros der preußisch-sächsischen Avantgarde nach Wöhlsdorf

Brücke bei Schwarza (H. Cotta)



Preußischer Husar 1806. Zeichnung Heinrich Cotta

preuß. Reiter



Bei Wöhlsdorf verwundete Franzosen 1806. Zeichnung Heinrich Cotta

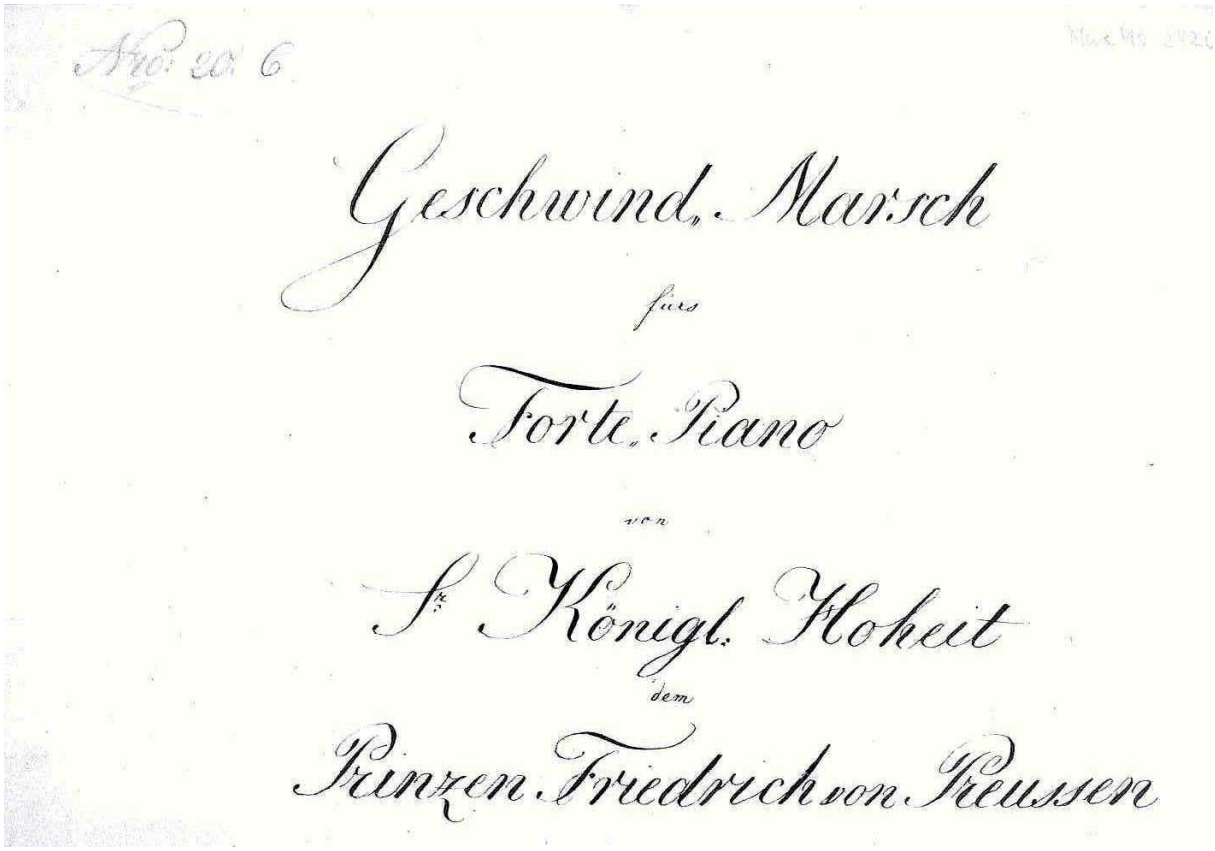
Krieg…



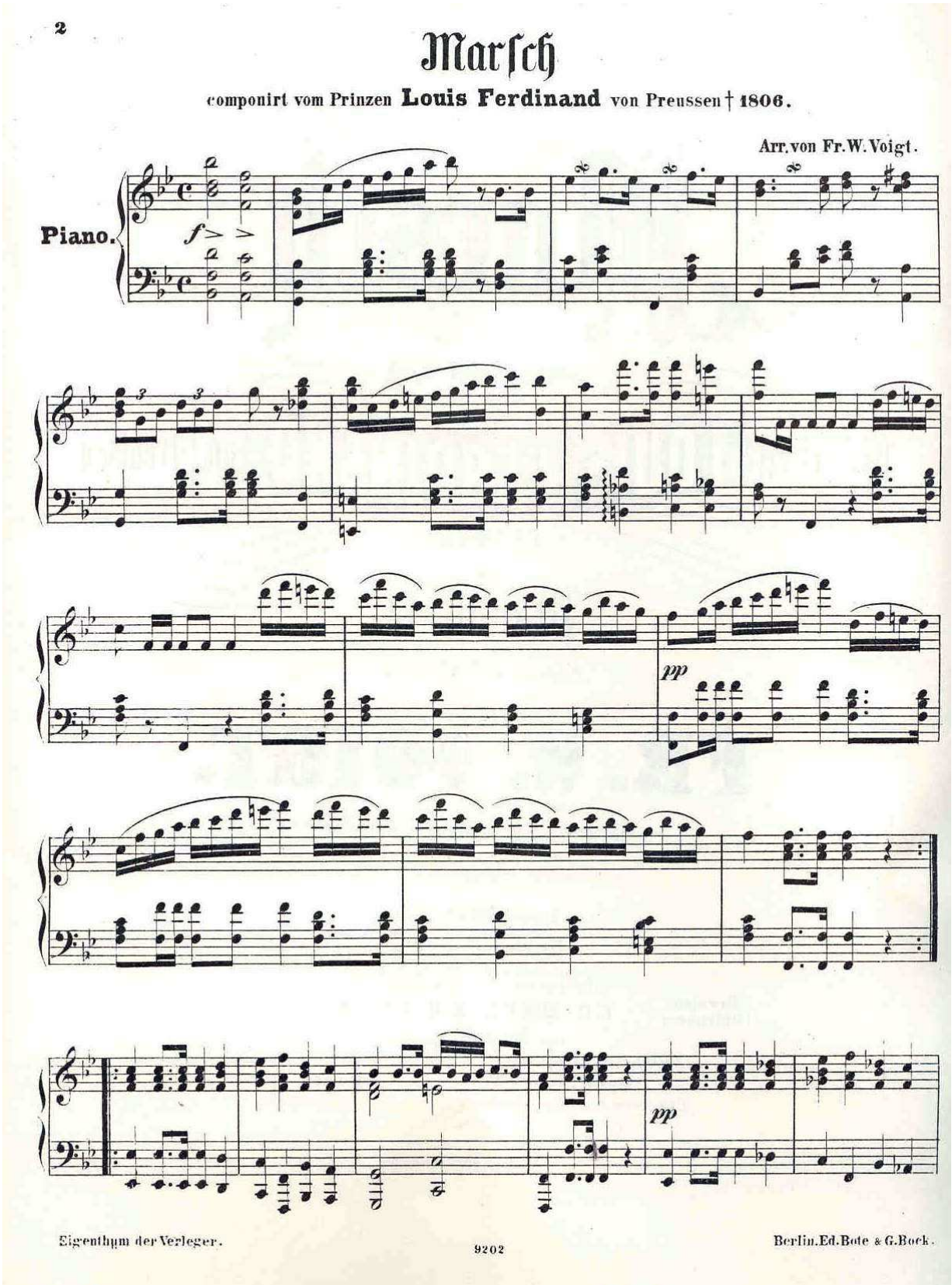
LFs Tod (Cotta)



LFs Tod (Anonymus)



der Kavalleriemarsch (1)



der Infanteriemarsch (2)



LFs Sarg im Berliner Dom



der „Genius“ am Monument (Foto: wgl, März 2006)



der Fluchtweg im März 2006… (Foto: wgl)



die Höhen im Osten gen Unterpreillipp/Rudolstadt (Foto: wgl)



unweit der Todesstelle im März 2006 (Foto: wgl)



der Fluchtweg zur Saale im März 2006 (Foto: wgl)



WÖHLSDORF März ’06 (Foto: wgl)



Inschrift auf dem Gedenkstein (Foto: wgl)



der Gedenkstein März 06 (Foto: wgl)



LF



auch heute wird die Schlacht gelegentlich noch nachgestellt…



Friederike-Luise



Luise



Burg/Schloß Hohenzollern



LF bei Beethoven in Wien



127er auf dem Marsch heutzutage…



conference militaire



an der Saale hellem Strande…



Erz-Herzog/Bischof Rudolph



Exercitium



auf staubiger Straße…



4 Tage später: Jena/Auerstädt…



Preußisches Traumpaar: König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise im Charlottenburger Park. Nur kurz wurde das Eheglück der beiden durch die Avancen des Prinzen Louis Ferdinand gestört. Gemälde von Friedrich Georg Weitsch, 1799.



Das letzte Bildnis nach dem Leben

Miniatur von Hummel, nach dem Gemälde von Grassi. (Dresden, Sept. 1806)



Berliner Miniatur um 1790

LF als Kind/Jugendlicher



Prinz Ludwig und Prinzessin Ludwig von Preußen
Miniatur um 1793



Miniaturbildnis des Prinzen Louis Ferdinand. 1793



Gemälde von Mosnier, Hamburg 1799
(Geburtstagsgeschenk für den Vater)



Büste von Wiechmann, 1804

LF als „Beethoven“…



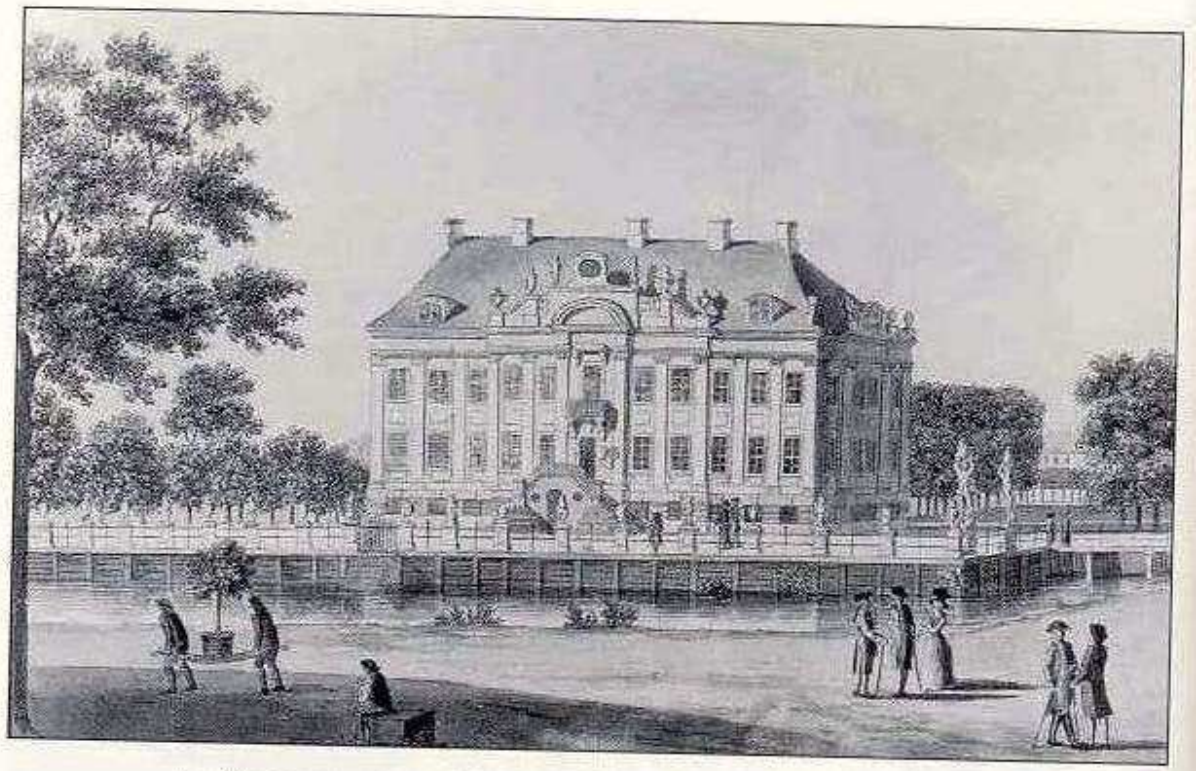
Prinz Louis Ferdinand auf einer Miniaturmalerei von Domenico Bossi, 1796. Das Bild zeigt den Prinzen im Alter von 24 Jahren während seiner Zeit als Regimentskommandeur in Lemgo.



Der Vater: Prinz Ferdinand von Preußen (1730–1813). Der jüngste Sohn des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., blieb stets im Schatten seiner berühmteren Brüder Friedrich dem Großen und Prinz Heinrich. Gemälde von Johann Heinrich Schröder, um 1790.



Luise Prinzessin von Preußen (1770–1836).
Die Schwester des Prinzen Louis Ferdinand heiratete 1796 den Fürsten Anton Radziwill. Für ihren Bruder war sie zeitlebens engste Freundin und Vertraute.
Gemälde von Paul Joseph Bardou, um 1795.



Auf Schloss Friedrichsfelde, damals weit vor den Toren Berlins gelegen, verbrachte Prinz Louis Ferdinand die Jahre seiner Kindheit. Kolorierte Radierung von Karl Benjamin Schwarz, 1787.



Schloss Bellevue (hier von seiner Gartenseite) ließ sich Prinz Ferdinand von Preußen 1785 als Sommerresidenz erbauen. Nach einem Gouachegemälde von Alberti um 1800.



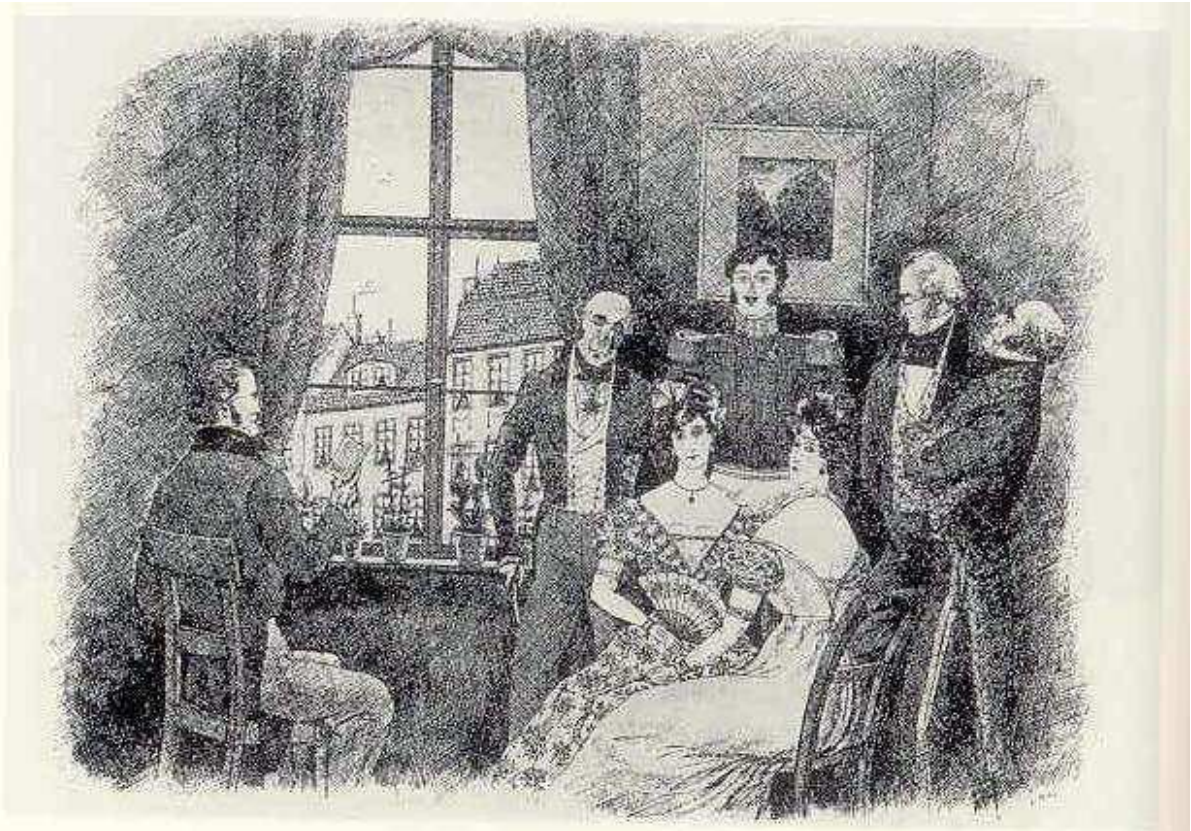
König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, wurde in der preußischen Geschichtsschreibung lange Zeit einseitig negativ beurteilt – zu Unrecht. Gemälde von Anton Graff, 1792.



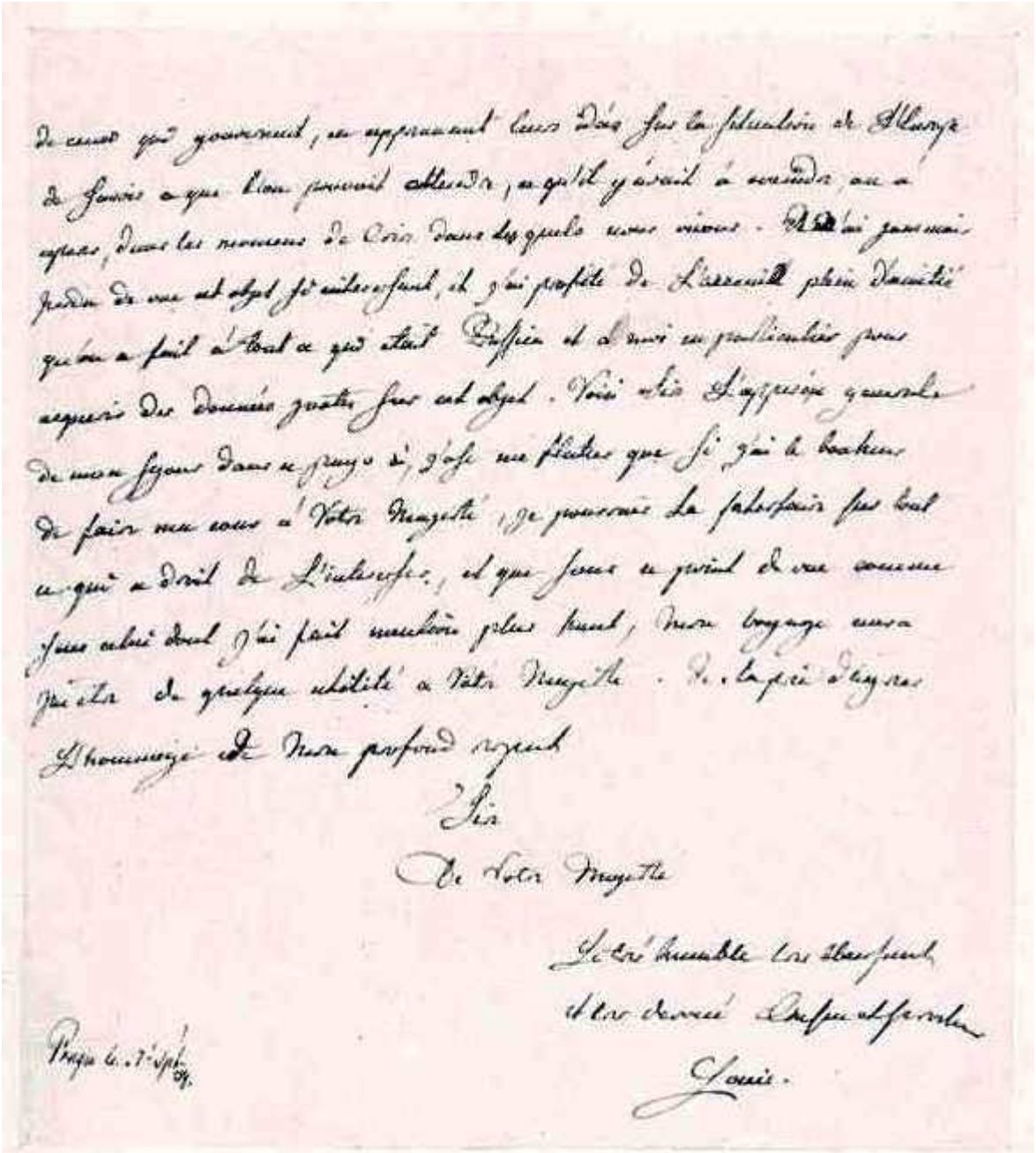
Französisches Spottblatt auf den trostlosen Zustand der preußischen Armee nach der Kanonade von Valmy im September 1792.



Prinzessin Friederike von Preußen (1778–1841), die Schwester der Königin Luise, war unglücklich verheiratet mit Prinz Ludwig, dem zweitältesten Sohn König Friedrich Wilhelms II. Trost suchte sie in einer Affäre mit dem Prinzen Louis Ferdinand. Gemälde von Johann Friedrich August Tischbein, 1796.



In Rahel Levin fand Louis Ferdinand eine einfühlsame Seelentrösterin. Die Stunden in ihrem berühmten Salon in der Berliner Jägerstraße gehörten wohl zu den glücklichsten seines Lebens. Kolorierte Radierung von Erich M. Simon.



Schluß des Briefs an den König
(Österreichische Herbstmanöver), Prag, 27. Sept. 1804



Der Publizist Friedrich von Gentz setzte sich vehement für ein Bündnis zwischen Österreich, Preußen und Russland ein, um Napoleons Vormarsch zu stoppen. Zeichnung von Adolph Menzel, 1827.



Prinz Heinrich von Preußen (1726–1802), hielt große Stücke auf Louis Ferdinand. Oft spielte er den Vermittler zwischen seinem Neffen und dessen Eltern. Gemälde von Anton Graff.



Das Porträt Louis Ferdinands wird Franz Anton Zeller (1760– um 1837) zugeschrieben, der als Hofmaler für Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz gearbeitet hat, den Vater der Königin Luise und ihrer Schwester Friederike.



Germaine de Stäel, besser bekannt als Madame de Stäel, war eine der bekanntesten Schriftstellerinnen ihrer Zeit. 1804 besuchte sie Berlin und lernte Louis Ferdinand kennen, den sie als „Mann voller Feuer und Enthusiasmus" beschrieb. Gemälde von François Gerard.



Der Historiker Johannes von Müller verfasste 1806 eine von Louis Ferdinand angeregte Denkschrift gegen die Politik König Friedrich Wilhelms III. und seiner Minister.



Karl August von Hardenberg wurde 1804 preußischer Außenminister. Anders als von Louis Ferdinand erhofft, steuerte auch er zunächst einen unentschlossenen Kurs. Gemälde von Johann Heinrich Tischbein, um 1800.



Louis Ferdinand empfand für den späteren großen Reformer Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom Stein „eine Achtung, die der eines Jüngers gegen seinen Meister zu vergleichen war". Zeitgenössisches Gemälde.



Für Louis Ferdinand war Napoleon (hier im Krönungsornat auf einem Gemälde von François Gerard, 1806) ein Usurpator, dessen unersättlicher Landhunger nur mit kriegerischen Mitteln gestoppt werden konnte.



Das Porträt Louis Ferdinands von Josef Grassi entstand 1806, wenige Wochen vor dem Tod des Prinzen in der Schlacht von Saalfeld.



Tod des Prinzen Louis Ferdinand in der Schlacht von Saalfeld am 10. Oktober 1806. Rechts ist der französische Unteroffizier Jean-Baptiste Guindey dargestellt, der dem Prinzen die tödlichen Verletzungen zugefügt haben soll. Gemälde von Wilhelm Altheim (1871–1914).



LF in „cooler“ Pose…



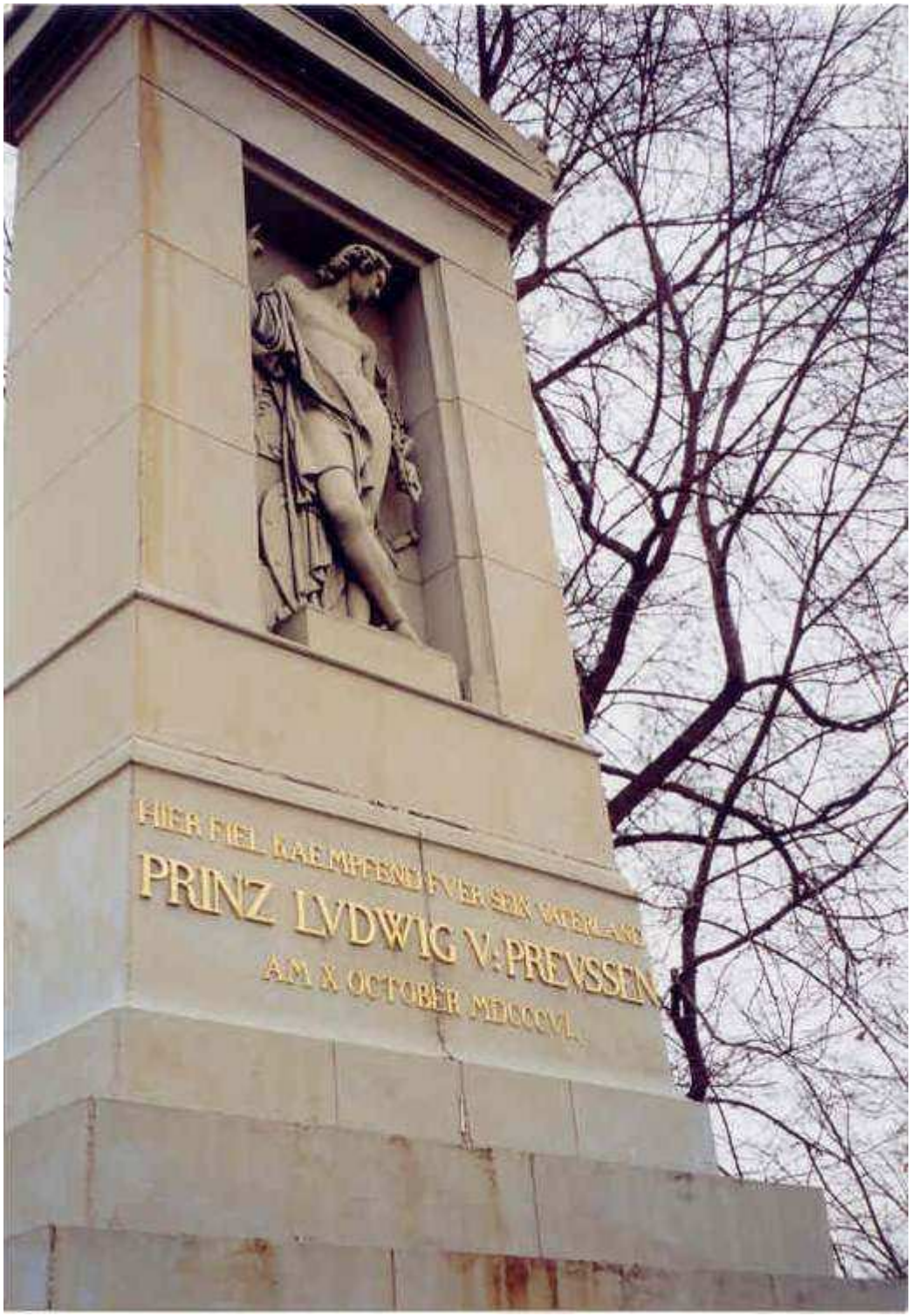
Denkmalinschrift



„…das Spätrot bleicht„…“



„…schon wird es trüb' & trüber…“



„…vorüber!“



der Genius am Denkmal



er blickt zur Todesstelle…



„…der Abendwind seufzt kläglich in den Bäumen…“



eine meiner Tanten & ihr Mann vor dem Monument (März 2006); im Hintergrund die Straße nach Saalfeld



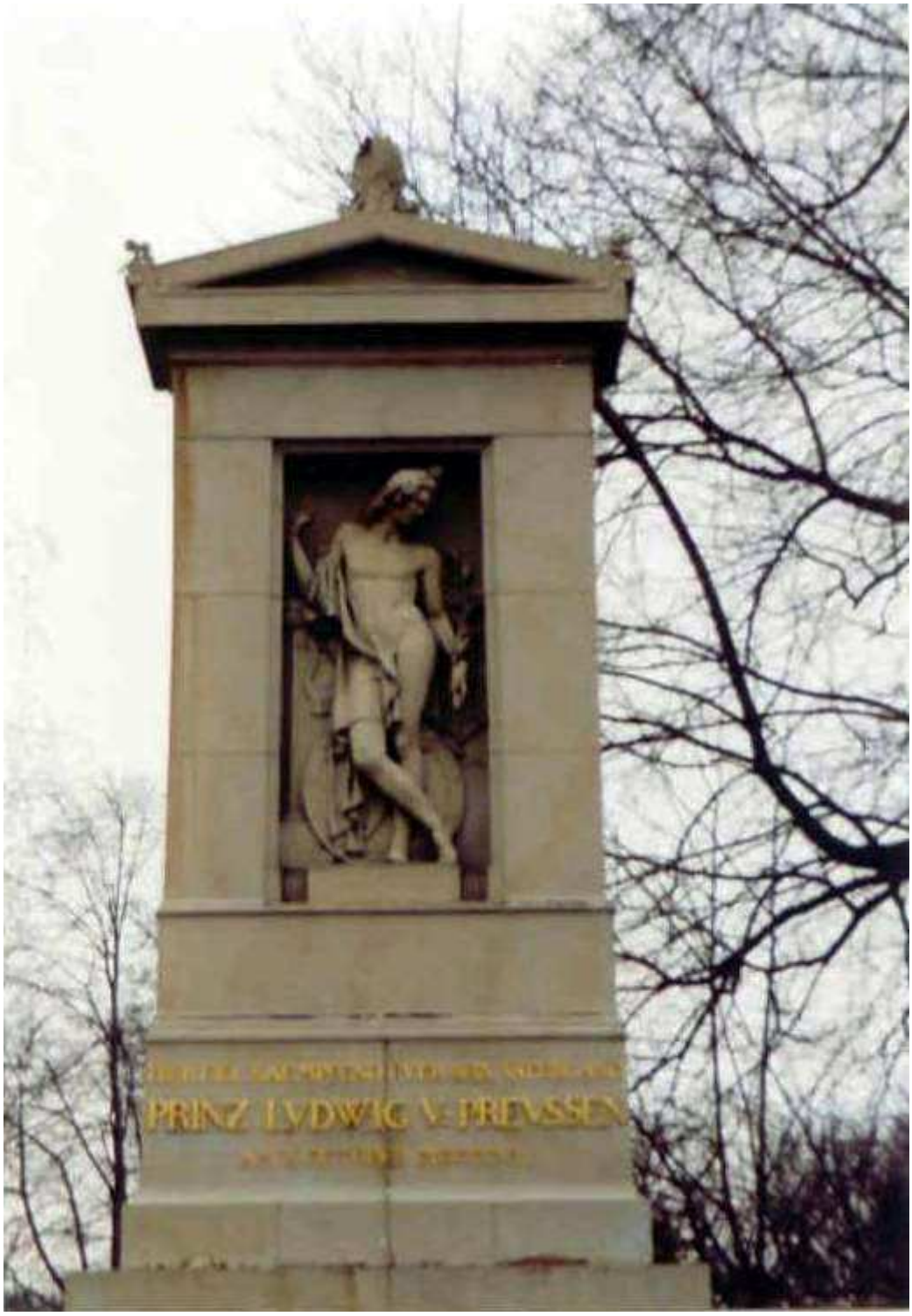
der Gedenkstein im Spätwinter ’06



die Fernverkehrsstraße („B 85“) nach Saalfeld



inzwischen sind schon wieder Rostspuren am Monument – der „Zahn der Zeit“…



Märzabend 06



„…mein Geist versinkt in schwermutvolles Träumen…“



dem Künstler…



im Hintergrund ein Haus von Wölsdorf (- der Ort ist sehr klein)



die „Litthauischen Dragoner“ heutzutage…



lange Flinten, lange Kerls…



LF-Karikatur…



Rachel Levin (Radierung)



das „Regiment „Prinz Louis““ heute…



„Wanderer, kommst du nach Wölsdorf, berichte, du habest mich hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl“



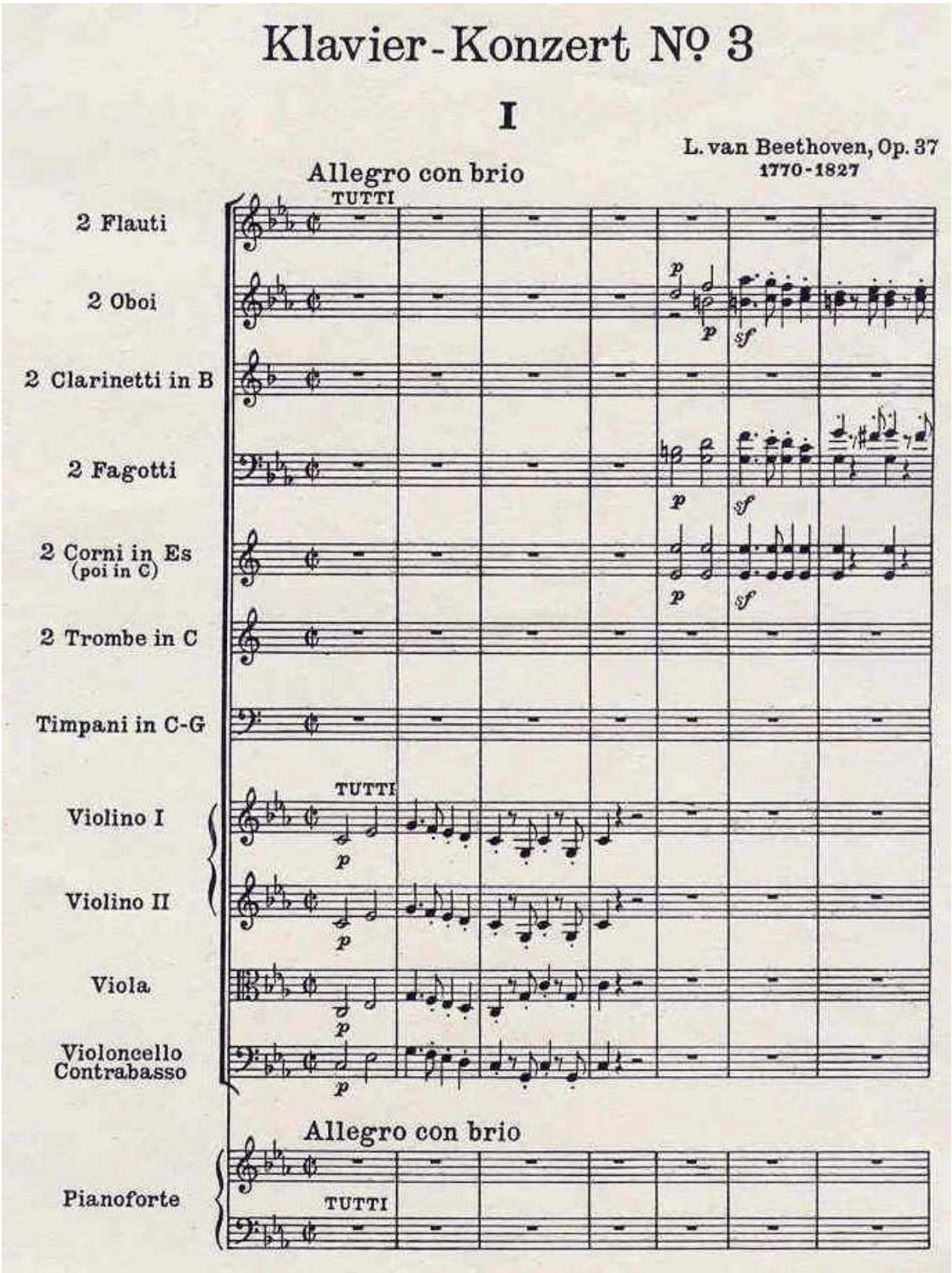
Inschrift



der Tod



Flötenabend bei Onkel Fritz in Potsdam (Adolph von Mentzel)



der Beginn des LF-Konzerts



der Tod aus französischer Sicht…



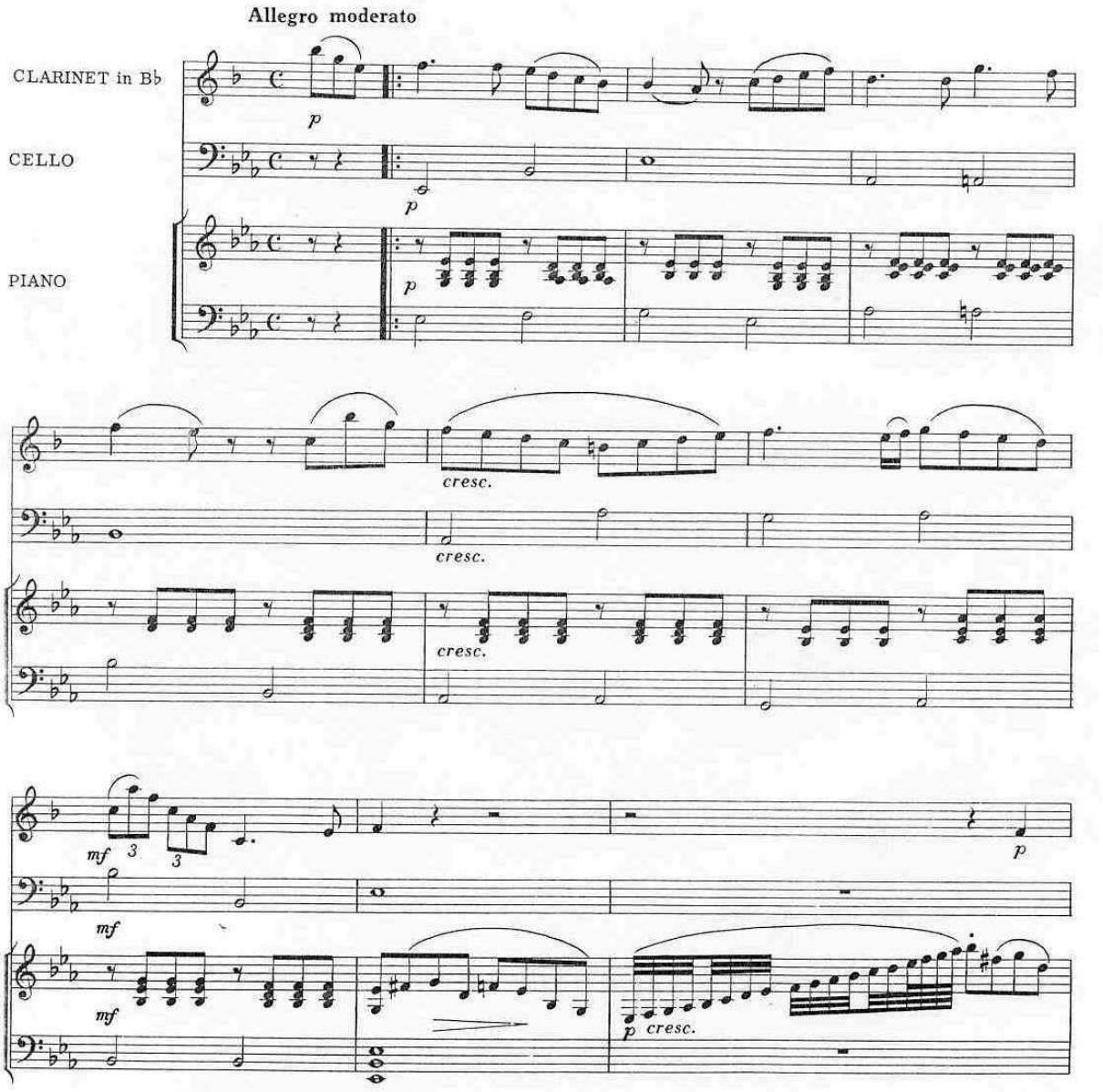
Biwak

Mus. pr. 47242

TRIO

for Clarinet, Cello and Piano

Archduke Rudolph of Austria



© World Copyright 1969 by MUSICA RARA, London W.1

Bayerische Staatsbibliothek München

M. R. 1206

Erzherzog Rudolphs LF-Trio



auf dem Marsch…

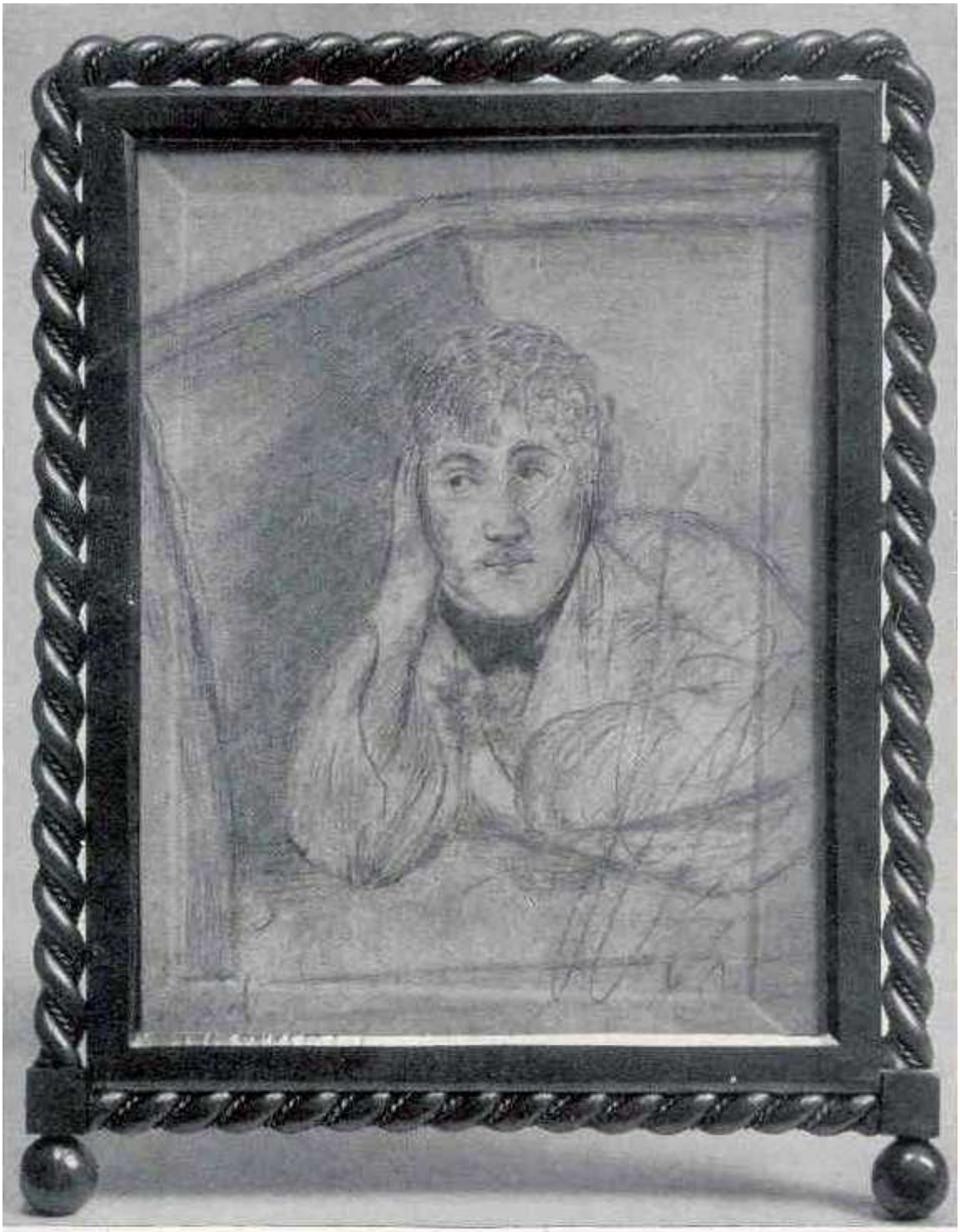


das Ungeheuer…



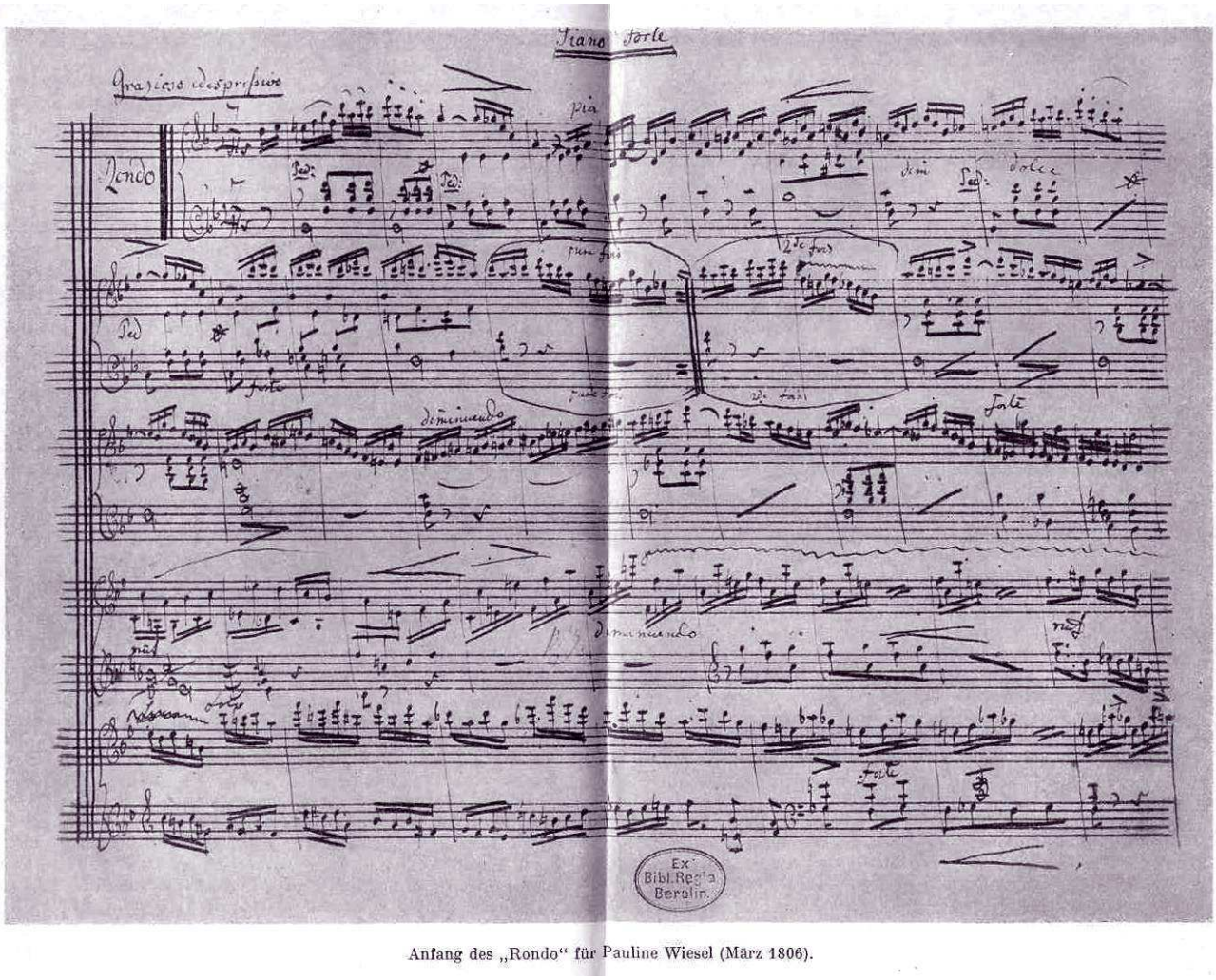
Pastell (Spa oder Berlin) um 1791

LF in Jugendjahren



Selbstbildnis (Bleistiftzeichnung) 1803
Für das zehnjährige Töchterchen seines Haushofmeisters Knobloch angefertigt

der Berufssoldat spielte gut Klavier, komponierte - und malte sogar…



Anfang des „Rondo“ für Pauline Wiesel (März 1806).

das „Pauline“-Rondeau



Pauline Wiesel (1778–1848) war die große Liebe des Prinzen Louis Ferdinand. In zahlreichen Briefen mit zum Teil deutlichen erotischen Anklängen bekannte er ihr seine Leidenschaft. Zeitgenössisches Gemälde.



LF-Feier 1906



LF-Alabaster im Stadtschloßmuseum Saalfeld



Napoleons Unterschrift unter dem Dekret, LFs Nachlaß in alle Winde vernichtend zu zerstreuen…



LF



LF



LF



LF, verwegen…



LF kurz vor seinem Tode (Josef Grassi 1806)



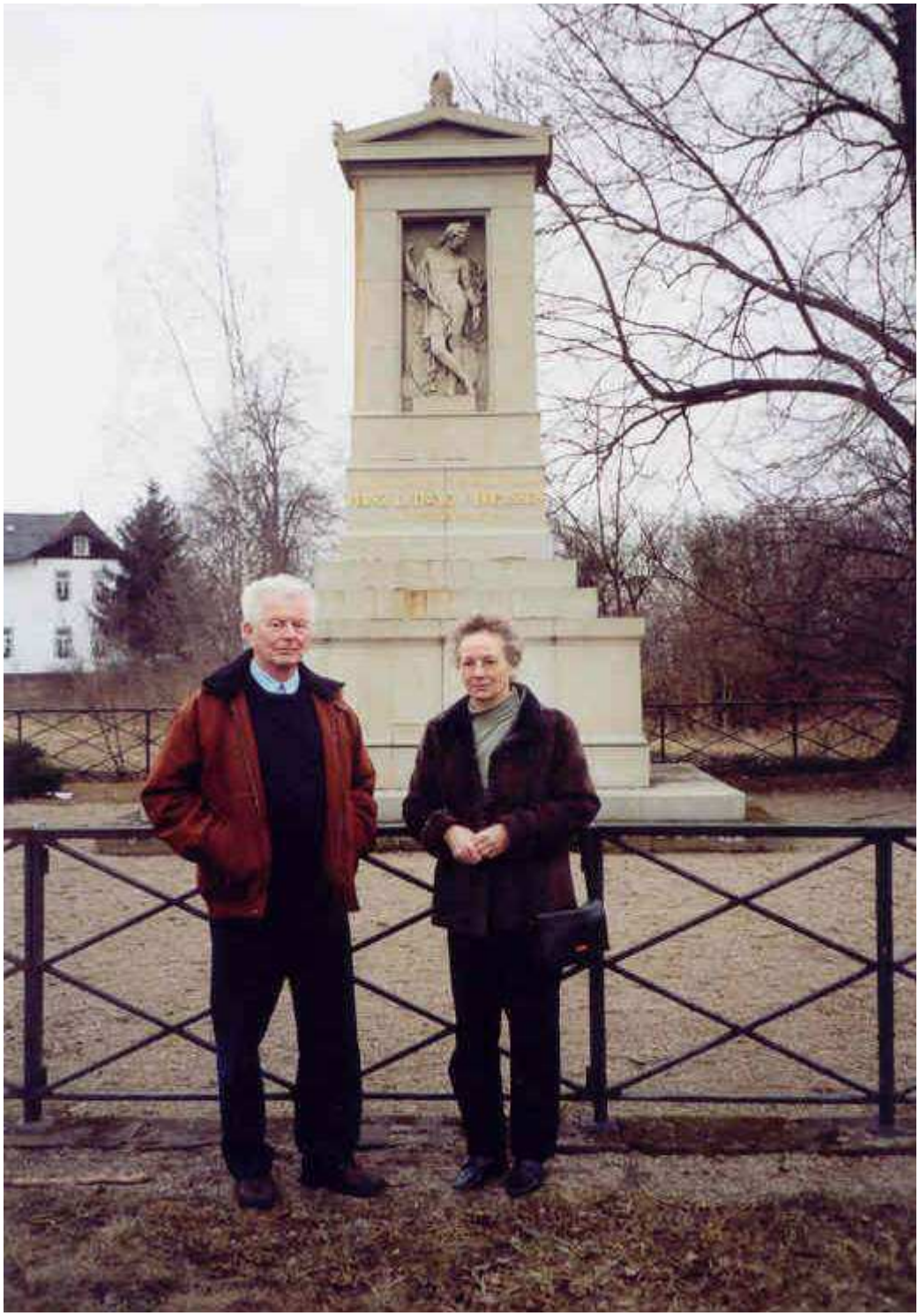
LF



LF (- ein bißchen sieht man dem 30jährigen Lebemann schon an, daß er Alkoholprobleme hatte…)



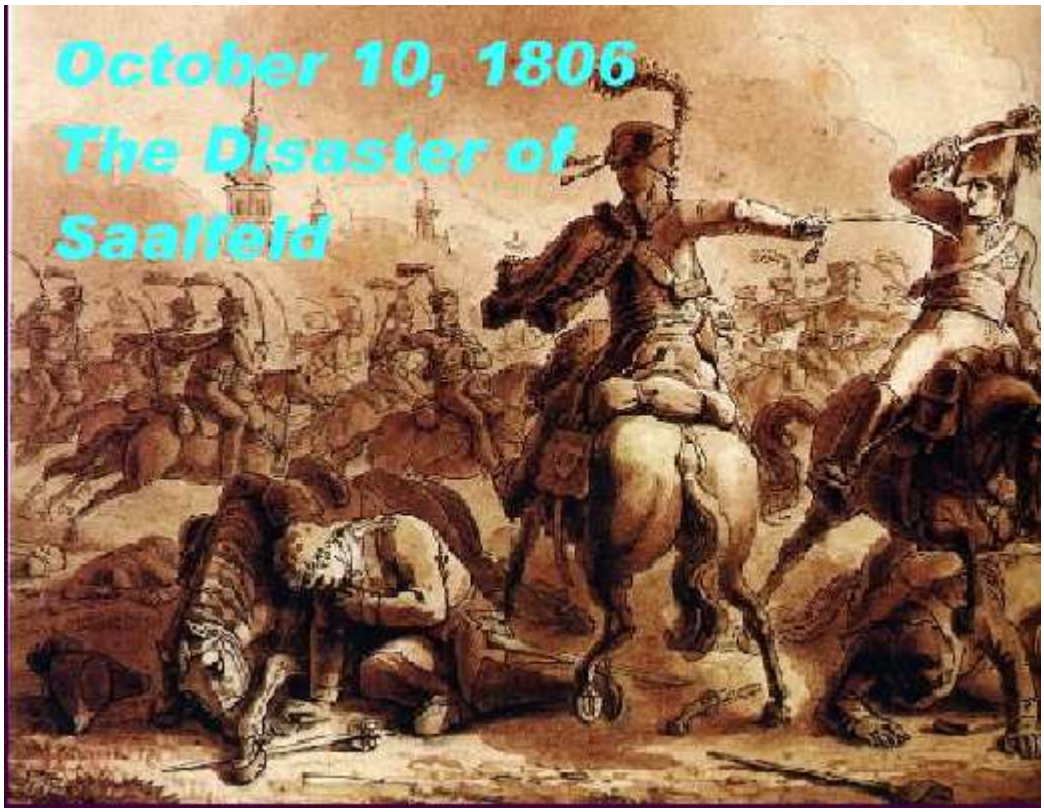
LF



meine Tante Isolde Berger-Kalb aus ROTTENBACH vor dem Monument im März 2006 (Foto: wgl)



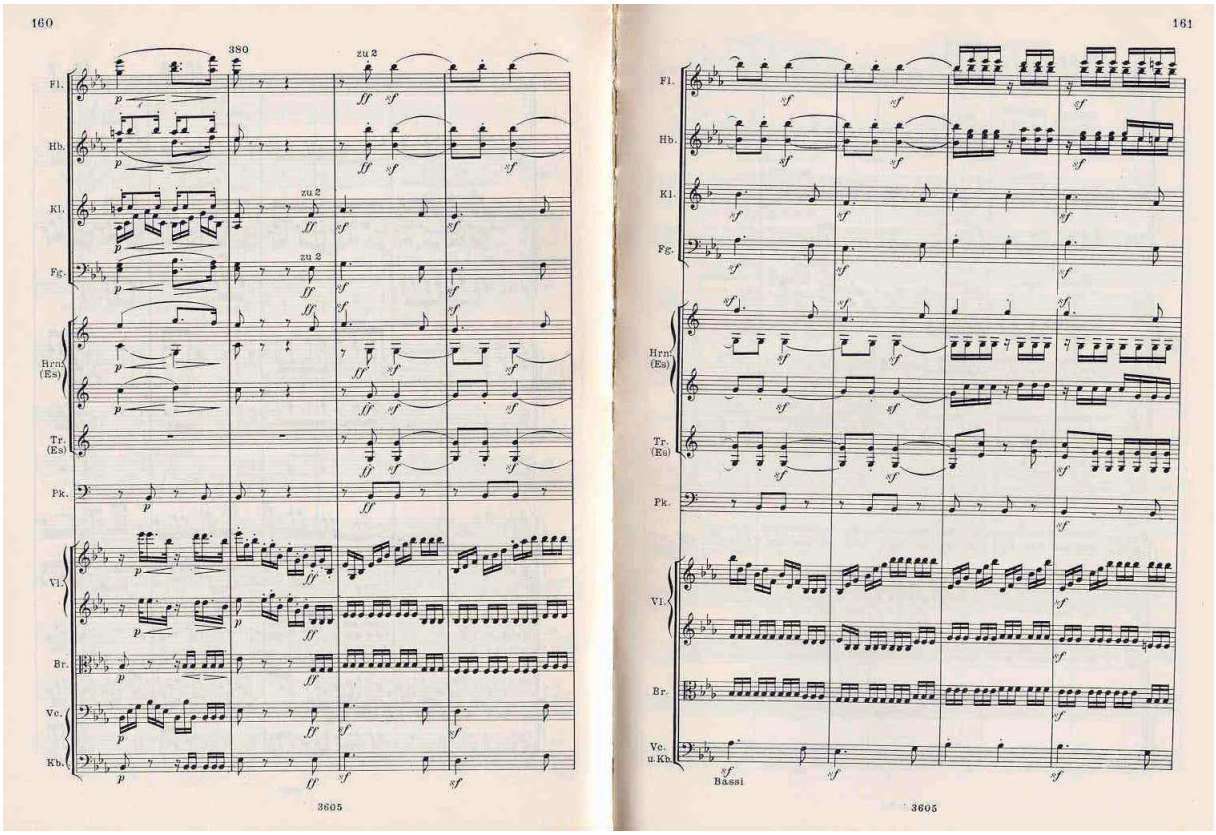
in Berlin…



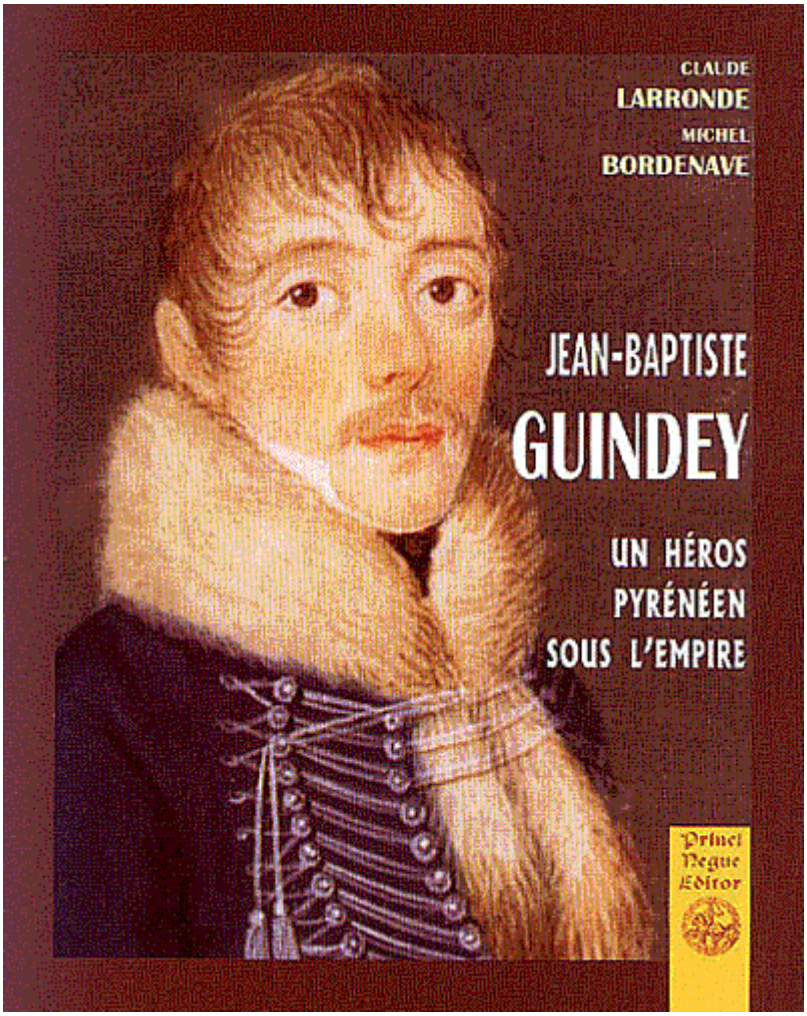
Combat de Sallfeld



die Heidecksburg zu Rudolstadt



die „LF-Glorie“ in Beethovens „Eroika“



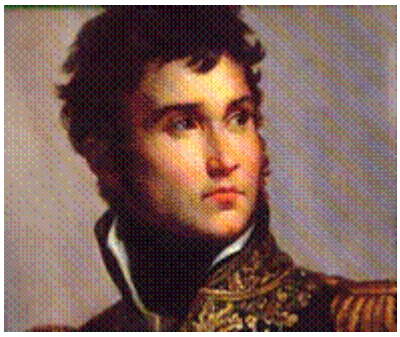
sans paroles…



Karoline von Beulwitz-Wolzogen



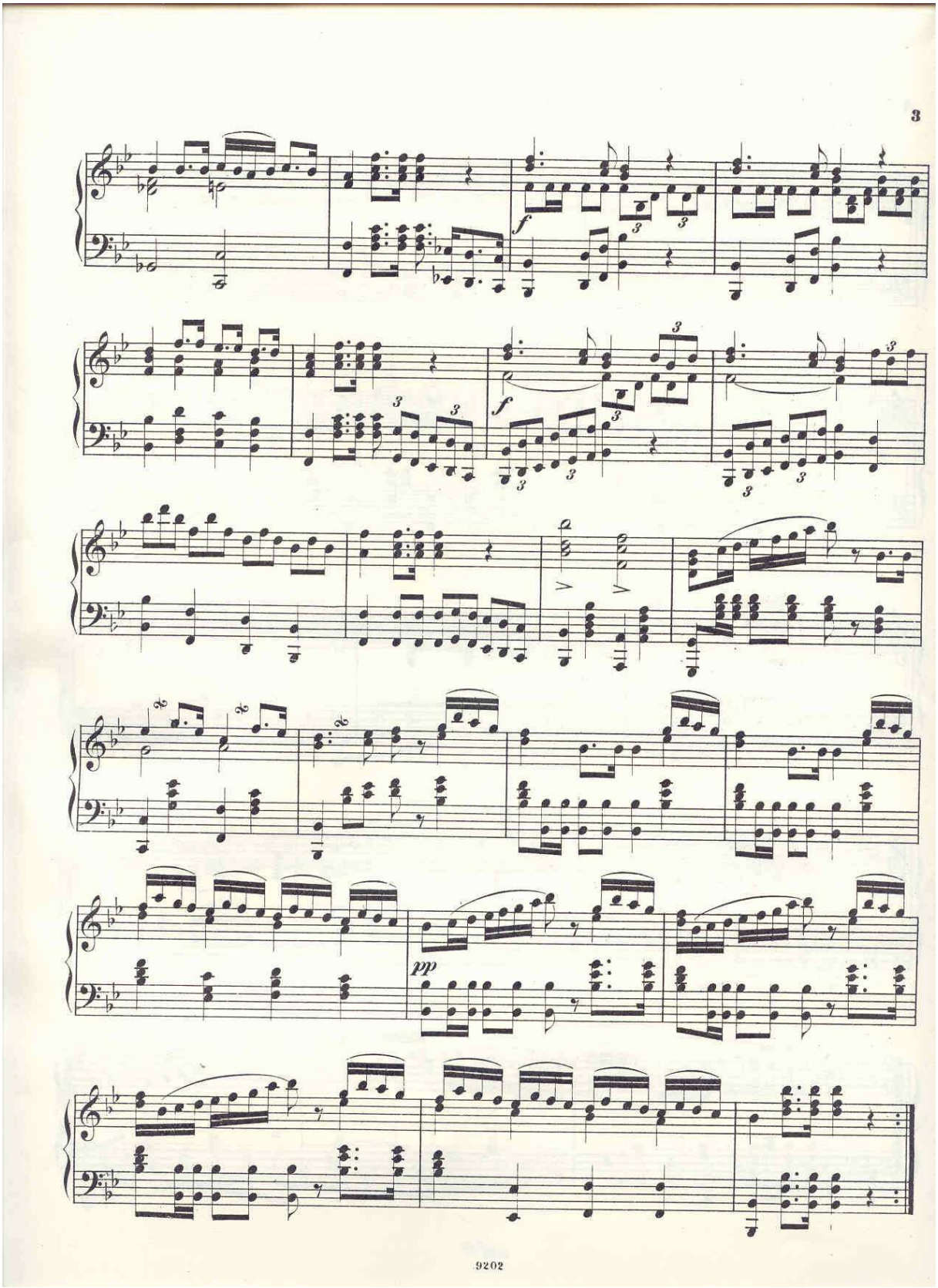
der LF-Wein des Thüringer Weingutes Bad Sulza 2006



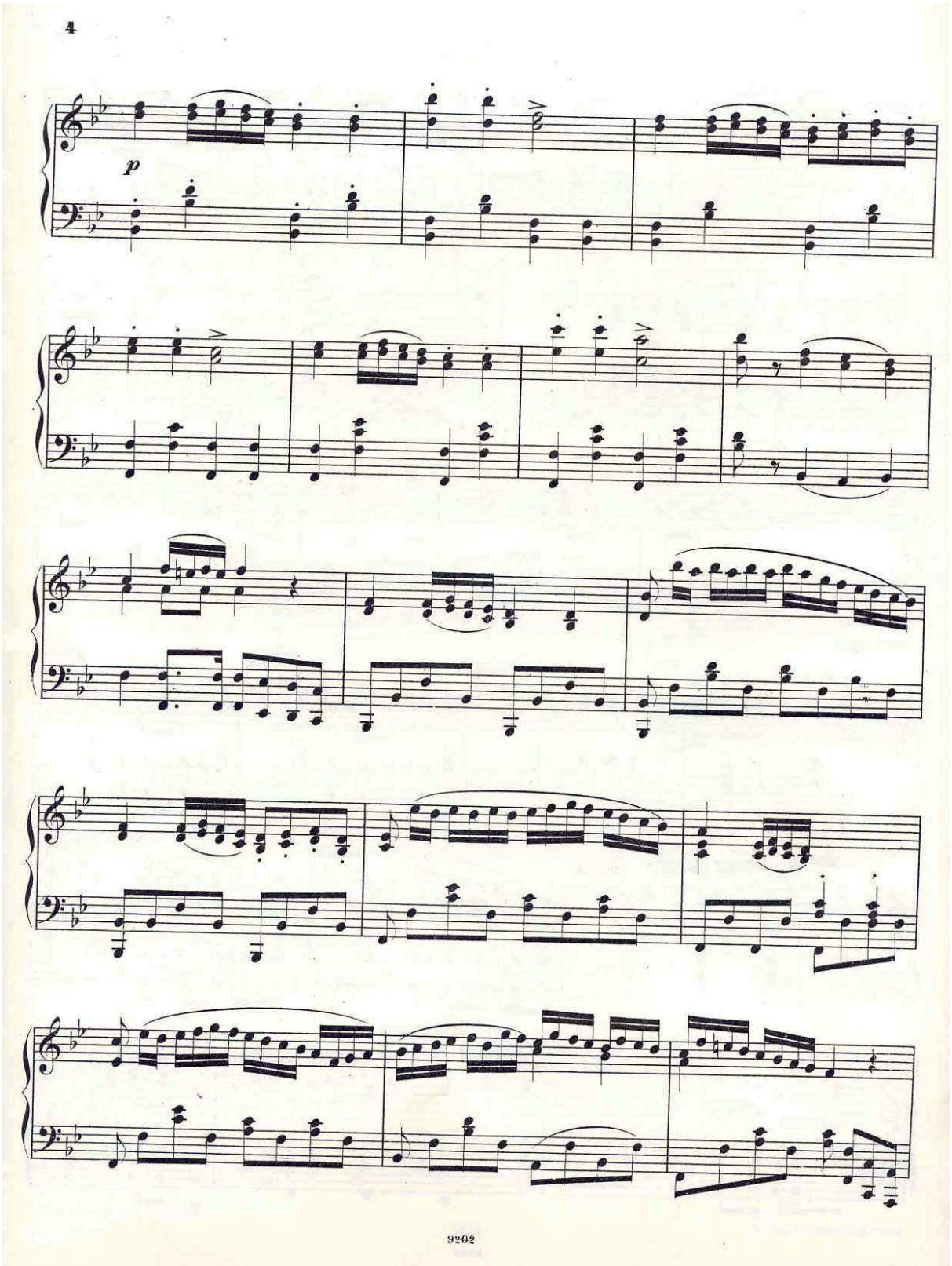
Lannes



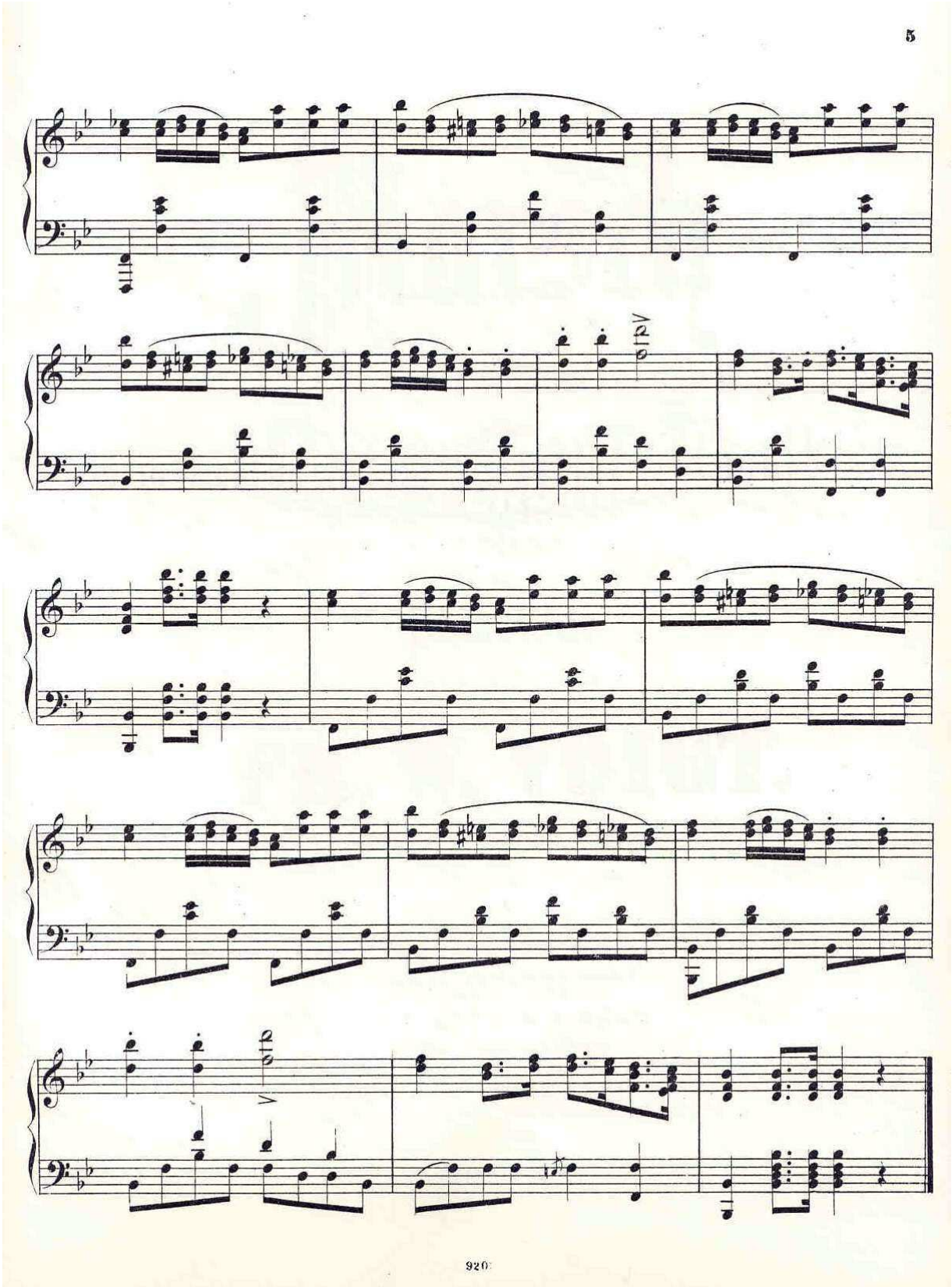
LF



Infanteriemarsch (Seite 2)

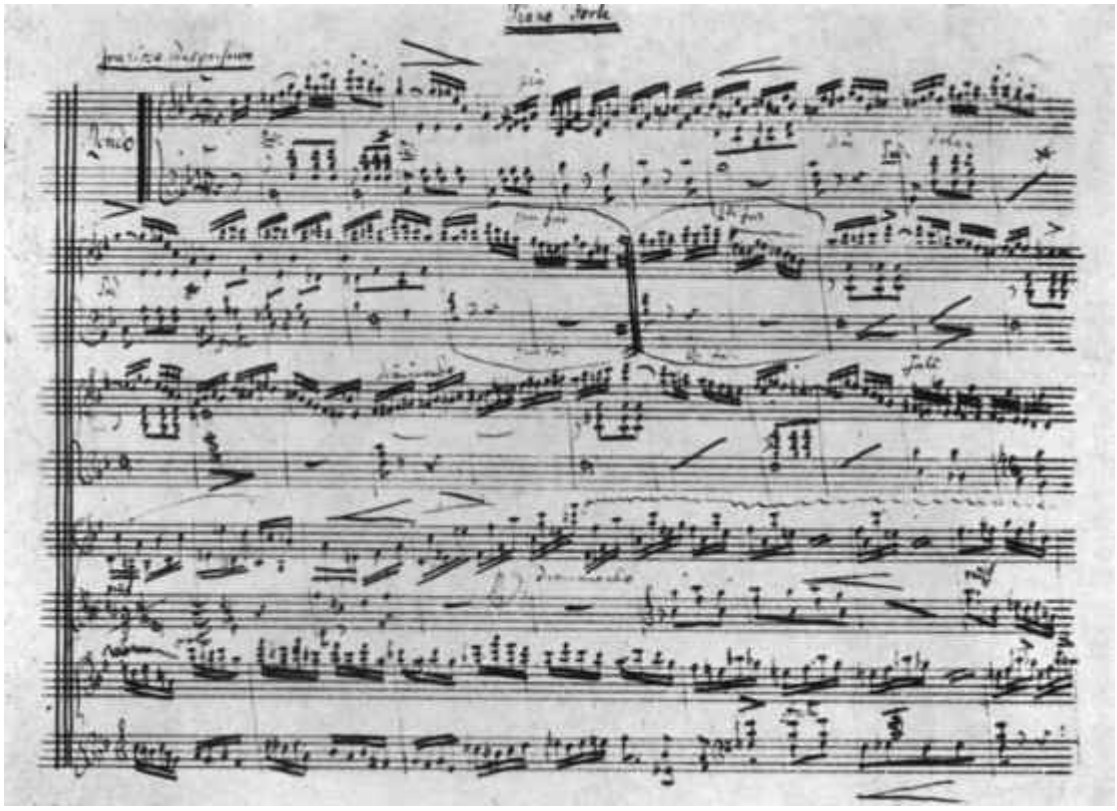


Infanteriemarsch (vorletzte Seite)



Infanterie-Marsch (letzte Seite)





das „Pauline Wiesel“-Rondo



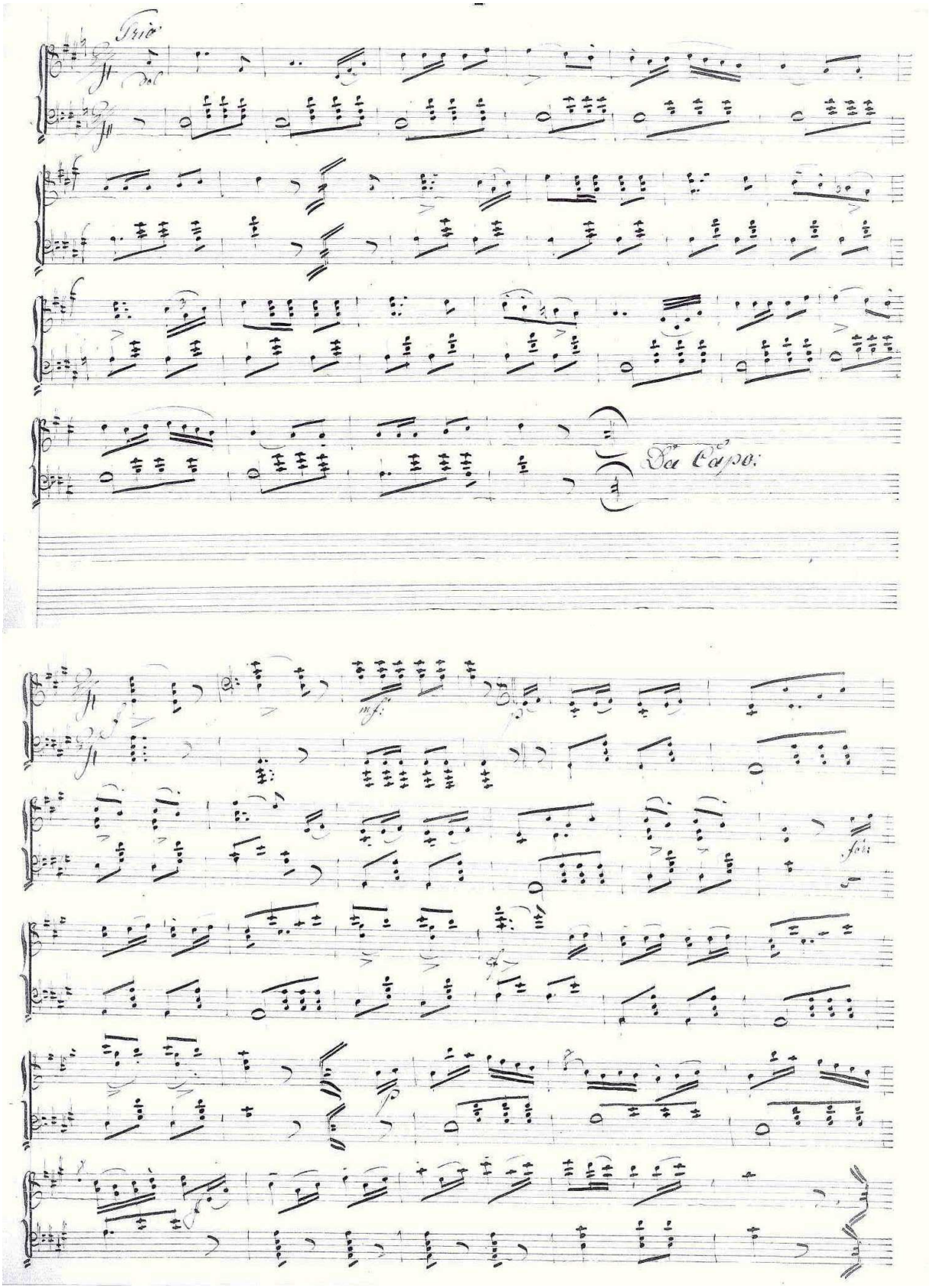
Le Mort de Louis-F.



Endkampf…



mort de Louis



LFs CavallerieMarsch („kurzer Trab“ = „Galopp“)

heranschleichenden und zurückziehenden französischen Tirailleure auszurichten. Dagegen brachte ein plötzlicher Flankenangriff zweier französischer Bataillone aus Beulwitz die sächsischen Reihen völlig aus der Ordnung und ließ den Vorstoß mit einer panischen Flucht bis über Crösten hinweg enden. Während Crösten durch das sächsische Regiment „Kurfürst“

zurückgewonnen werden konnte, verstärkte Lannes seinen Vormarsch nach Schwarza und drängte gleichzeitig die Preußen und Sachsen vom Lerchenhügel nach Saalfeld hinein. Louis Ferdinand ließ seine zwischen Crösten und Graba stehende Infanterie und Artillerie nach Wöhlsdorf abmarschieren, um mit zehn zusammengezogenen Husarenschwadronen den Rückzug zu decken. Nirgends mehr konnte sich die verbündete Infanterie vor den geschlossen angreifenden Franzosen halten. Als das 9. und 10. Husarenregiment der französischen Kavallerie General Treillards über die in einem Hohlweg bei Wöhlsdorf festgefahrene Artillerie herfielen, begann jener vielbeschriebene, kühn, aber kopflos vorgetragene Reiterangriff der sächsisch-preußischen Husaren, der den Prinzen an der Spitze seiner fünf Schwadronen ins Gefecht stürzen ließ. Doch die wilde Attacke scheiterte am klug eingesetzten zweiten Treffen der Franzosen, das dem Reiterschwarm in die Seite stieß und ihn in wilder Flucht - die drei Schwadronen Reserven mitreißend - zur Saale trieb. Der Prinz, mit mehreren Verwundungen selbst schon fliehend, wurde eingeholt und vom Degen des französischen Quartiermeisters Guindey (- Laurant Guindey fiel am 30. 10. 1813 in der Schlacht bei Hanau im Alter von 29 Jahren… -) durchbohrt. „…Dieser Prinz besaß den Mut und die Kühnheit eines Soldaten, aber nicht die Fassung und Geschicklichkeit eines Generals. Sein Tod verdient kein Lob, keine Bewunderung, er verdient Tadel…“: so das ausnahmsweise einmal zutreffende(?) Urteil des Obersts Massenbach. Das Gefecht war verloren. Am Sandberg wurden die preußisch-sächsischen Bataillone von französischer Reiterei zersprengt und teilweise gefangen. Fliehende stürzten der Saale zu und ertranken. Auch die überflügelte linke preußische Flanke mußte vor den frisch herandrängenden Franzosen Saalfeld aufgeben und durch den Fluß fliehen, wobei die Kommandeure Rabenau und Rühle mit vielen Soldaten gefangen wurden und der spätere Feldmarschall Gneisenau eine Fußverletzung davontrug. Schießend und schreiend drangen gegen 16 Uhr französische Husaren als erste in die Stadt ein und begannen zu plündern. Mit dem Prinzen büßten die Preußen und Sachsen erneut 29 Offiziere und 1700 bis 1800 Soldaten an Toten, Verwundeten und Gefangenen ein und verloren 34 von 40 Geschützen, während die Franzosen nur 172 Tote zählten. Den toten Louis Ferdinand fanden Franzosen am nächsten Tag unweit der Saale und brachten ihn nach Saalfeld, wo seine bis auf die Unterwäsche geplünderte Leiche unter einem zerrissenen Mantel am 11. Oktober gegen 10 Uhr auf dem Schloßhof anlangte. Als Lannes Orden und Papiere des Gefallenen erhielt, rief er aus: „Diable, voila qui est bon, cela fera une sensation a l'armee!“ („Den Teufel auch, das ist gut, das wird bei der Armee Sensation machen!“); damit hatte er hinsichtlich der preußischen Armee den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn furchtbarer als der Verlust des an sich noch immer recht unbedeutenden Gefechts bei Saalfeld waren wiederum die moralischen Wirkungen des französischen Sieges. In einem späteren Vers hieß es: „Vorauf den andern allen Er stolz zusammenbrach, Prinz Louis war gefallen, und Preußen fiel ihm nach...“; verlassen wir den linken französischen Flügel und kehren zum Zentrum zurück, wo Napoleon die schon von Tausenden Soldaten vor ihm begangene Heerstraße nach Schleiz zum zweiten Mal verfolgte. Wieder ließ ihn ein Geräusch aufmerksam werden, das diesmal von Westen her an sein Ohr drang. Es war der Kanonendonner von Saalfeld, den er in Ebersdorf noch nicht bemerkt hatte. Weil er aber nach 2 Stunden nichts mehr hörte - in Wirklichkeit dauerte das Gefecht 6 Stunden - , glaubte Napoleon an einen leichten Sieg der vereinigten Korps Lannes' und Augereaus gegen schwächere Kräfte und beorderte die schon zur Verstärkung nach Pößneck gesandte Division Morand wieder zurück nach Schleiz. Den mit der Division „DuPont“ schon weiter entfernten „DaVout“ erreichte der kaiserliche Rückruf nicht mehr. In Schleiz, wo das Donnern von Saalfeld am Nachmittag ebenfalls gut vernehmbar war, wurde der Kaiser auf dem Schloß bereits erwartet…“. -- Zärtlich-traurig winselt der Wind hinter Saalfeld an der Saale: „…es ist ein Schnitter, heißt „Der Tod“, hat G’walt vom Großen GOTT; heut’ wetzt er das Messer – es schneid’t schon viel besser; nun wird er d’reinschneiden – wir mußten’s erleiden…“. Alles Schlimme geschieht an einem Freitag (- LFs Tante (= der „Familiendrachen“ Anna-Amalie

von Preußen), bei der er ersten Musikunterricht erhielt, meinte: Gestorben wird immer an einem Freitag…); der 10. Oktober 1806 war ein Freitag…; ein sehr warmer Herbst, wie Chronisten berichten; merkwürdig mild. Durch längere Zeit frei von Krieg eine armselige, aber behagliche Idylle; umso grauenhafter wüteten plötzlich Napoleons, des französischen Verbrechers marodierende „Vive l'Empereur!"-Truppen an uns Thüringern: raubend, brennend, mordend (- was hilft's, wenn's später von französischer Seite heißt: „…"Sire, l'empereur Napoléon me charge d'avoir l'honneur de témoigner à Votre Majesté toute la part qu'il prend à la peine qu'à dû lui faire la mort du prince Louis." & „La mort du prince Louis-Ferdinand est glorieuse et digne de respect; il est mort comme doit désirer mourir tout bon soldat."…"?). Und nun werden die Wolken immer grabesschwer-bleierner, eine seltsame „c Moll"-Müdigkeit liegt lastend auf der dunkelnden Luft über den Vorbergen des Thüringer Waldes und des thüringisch-fränkischen Schiefergebirges, leise weint der Wind weiter vor sich hin: „…dona nobis Pacem!"; „…Trauer im (Spät-)Herbst…" tönt fern-leise lamentierend die „Vox coelestis" einer Dorfkirchenorgel: „…das Spätrot bleicht, schon dämmert's trüb-&-trüber: „Vorüber!"…"; eine Glocke schlägt erzen wimmernd weit entfernt, kaum hörbar: „…der erste Komponist der deutschen Frühromantik ist tot…"; melancholisch-leise weint der Wind weiter, und weint und weint und weint…; lauschen wir noch-einmal Theodor Körner: „**Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand (1812)**: *Düstre Harmonieen hör' ich klingen,*

mutig schwellen sie ans volle Herz;
in die Seele fühl' ich sie mir dringen,
wecken mir den vaterländ'schen Schmerz,
und mit ihren früh geprüften Schwingen
kämpfen sie im Sturme himmelwärts;
doch sie tragen nur ein dunkles Sehnen,
nicht den Geist aus diesem Land der Tränen.
Allgewaltig hält ihn noch das Leben,
taucht den Flügel in den styg'schen Fluß;
es ist nicht der Künste freies Schweben,
nicht verklärter Geister Weihekuß.
Noch dem Erdgeist ist es preisgegeben,
mit dem Staube kämpft der Genius,
reißt er auch im Rausche der Gedanken
oft sich blutend los aus seinen Schranken.
Dann ergreift ihn ein bacchantisch' Wüten,
wilde Melodieenwitze prüh'n;
aus dem Tode ruft er Strahlenblüten
und zertritt sie kalt, sobald sie blüh'n.
Wenn die letzten Funken bleich verglühten,
hebt er sich noch einmal stolz und kühn
und versinkt dann mit gewalt'gem Schauren
in den alten Kampf mit dem Centauren.
Wilder Geist, jetzt hast du überwunden.

Deine Nacht verschmilzt in Morgenrot;
ausgekämpft sind deiner Prüfung Stunden,
leer der Kelch, den dir das Schicksal bot.
Kunst und Leben hat den Kranz gewunden,
auf die Locken drückte ihn der Tod.
Deinen Grabstein kann die Zeit zermalmen;
doch die Lorbeer'n werden dort zu Palmen.
Und dein Sehnen klagte nicht vergebens:
Einmal ward's in deiner Seele Tag,
als dein Herz am kühnsten Ziel des Strebens
kalt und blutend auf der Walstatt lag.
Sterbend löste sich der Sturm des Lebens,
sterbend löste sich der Harfe Schlag,
und des Himmels siegverklärte Söhne
trugen dich ins freie Land der Töne!"; und nun lassen wir zum Schluß noch-einmal Dr. phil. H.-H. Lawatsch, meinen ehemaligen Klavierschüler, als Dichter eines „LF-Epitaphs" (in Terzinen (- eine schöne Versform, die Dante für seine „Divina Commedia" erfand)!) zu Wort kommen: „**PRINZ LOUIS-FERDINAND VON PREVßEN (10. Oktober 1806)** - *Ade nun, Heidecksburg und Vaterland!*

Wohl hätte ich noch manche große Schlacht
vom müden Patt in klaren Sieg gewandt
und alten Feind hinabgeschickt zur Nacht,
doch Schwerterklingen haben mich zerfetzt;
ich spür' des Todes geisterhafte Pracht
und dank' für alle Atemzüge jetzt,
für jedes Lächeln einer schönen Frau:
mich hat so manches ed'le Weib ergetzt;
'kenn' ihre Listen wie den Krieg genau:
der wilde Korse gab mir darin Lehr'!
'Sah vor ihm manche stolze Kriegerschau,
dann trieb der Genius sie hin und her;
zuviel Borniertheit war im eig'nen Kreis!
Ich nahm's gelassen, ohne Haß und Wehr…;
„Nieder mit Frankreich!" rief ich stets mit Fleiß
- von dort kommt mir der Tod! Preußen entehrt,
zu einem ungeheuer nieder'n Preis…;
ich wünsche, wenn mein Geist sich einwärts kehrt,
daß mir auf saalfeldischem Grund ein Stein
errichtet wird, der stolz und ewig währt,

dann schließet mich in Domes Tiefen ein!“; unheimlich „schwarz“ grollen 32’-Pedalregister der „Wilhelm Sauer“-Orgeln in Saalfelds Stadtkirche und im Berliner Dom; leise-leise weint weiterhin traurig der Oktoberwind in Wöhlsdorf an der Lehmwand am Hohlweg, wo an der Todesstelle ein großer Findling-Gedenkstein aufgestellt ist, an der Lehmwand im Hohlweg am Obstgartenzaun über den Wurzeln des alten Eichenstumpfes im Saaletal zwischen SAALFELD & RUDOLSTADT…

Wolf-G. Leidel

(All rights reserved)